

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

DREIZEHNTES JAHR
JANUAR BIS DEZEMBER
1936

KRONSTADT

Inhaltsverzeichnis

Gedichte, Sprüche, Aphorismen

Albert Michael, Jugendgedichte 361
Lyrik der Reifezeit 368
Barth Peter, Gedichte 1
Eine schöne Frau verblüht 116
Vergehen 129
Blaga Lucian, Gedichte 401
Gabriel Josef, Einkehr 135
Geißler Trude, Siebenbürgische Bauernstickerei 281
Hajek Egon, Dreiklang des Ichs 98
Kefer Linus, Gedichte 219
Maurer Georg, Frohes Erheben 105
Gedichte 459
Mieß Gerda, Eintracht 441
Pillat Ion, Der Herbst 343
Roth Arnold, Gedichte 56
Schmidt-Endres Annie, Frauentum 161
Schuleri Karl-Heinz, Siebenbürgische Skizze 138
Stierl-Wermesch Johann, Der Vater 311
Strauß Emil, Worte 154
Weinheber Josef, Späte Krone 41
Den Jünglingen 241
Wolf-Windau Michael, Es ist so wenig Liebe 8
Früher Tag 105
Unserer Mutter 311
Zillich Heinrich, Milder Herbst 321

Erzählungen, Schilderungen, Skizzen, Schauspielszenen

Alscher Otto, Die Warnung 100
Erster Weg durch die Nacht 292
Barth Peter, Der Hornbauer 244
Catiz Oinz, Der heilige Vogel 42
Kleines Sommerglück 201
Dumbrava Bucura, Adamantor 9
Hajek Egon, Heinrich Zütphen 162
Keintzel-Schön Fritz, Die Abenteuer des Reener Tischlers Samuel Elsen 1848/49 264
Lienert Hans, Petri Berufung 442
Petrescu Cezar, Das Waldmädchen 409
Sadoveanu Mihail, Im Kloster 344

Schmidt-Endres Annie, Der Schatzgräber 121
Wittstock Erwin, Das Turnier 384
Zillich Heinrich, Drei Freunde 2
Siebenbürgische Landschaft 282
Siebenbürgische Episode 312
Der baltische Graf 321

Aufsätze und Sonstiges

Barthmes Gustav, Lucian Blagas völkischer Apriorismus . . . 402
Bielz Julius, Das Baron Brukenthalische Museum als sächsisches Volksmuseum 251
Capesius Bernhard, Deutschland und das Ausland 418
Eichhorn Albert-Prox Alfred, Julius Teutsch 209
Engelmann Nikolaus, Kulturfragen des Banater Deutschtums . 128
Folberth Otto, Der Liederfrühling des siebenbürgischen Weinlandes 81
Chronik des Liedes „Bäm Hontertstreoch" 92
Gräser Ernst, Der Spießer 28
Hermann Albert, Die deutschen Bauern des Burzenlandes . . . 351
Hoffmann Leo, Geschichte der Deutschen im Donaubanate bis zur Türkenzeit 256
Jekelius Ernst, Deutsches Theater 63
Knöller Fritz, Emil Strauß 24
Georg Britting 57
Krasser Harald, Auslanddeutsche Dichtung und ihre Geltung im Reich 220
Zu Michael Alberts 100. Geburtstag 362
Ein Brief Rainer Maria Rilkes an Jon Pillat 412
Zwischen Grenzen und Zeiten 460
Maurer Georg, Gedanke und Phantasie 61
Leben als Gestalt 308
Möckel Konrad, Feiergestaltung 50
Volkskirche und Volksgemeinschaft 370
Mühlberger Josef, Der auslanddeutsche Dichter 135
Netoliczka Luise, Zum Wesen der Volkskunst 145
Ongyerth Gust, Theater im Freien 306
Pillat Jon, Der Weg des Dichters Rainer Maria Rilke 416
Pomarius Alfred, Unsere Jugend und das Ethos der Disziplin . 16
Wissenschaft und Volkstum 170, 225
Richter Konrad, Lyrik Goethes in rumänischer Übertragung . . 177
Roth Herman, Die alte Dichtung des sächsischen Volkes in Siebenbürgen 295, 346
Schnell Annemarie, Die Frau nach deutschem Artgesetz 181
Schwarz Hans, Denkmalschutz für unsere kirchliche Kunst . . . 454
Valentin Anton, Deutsches Geistesleben im Banat? 106
Watzinger Carl, Das Kaiserbuch von Paul Ernst 110, 138
Der junge Lyriker Linus Kefer 217
Wittstock Erwin, Gruß an Hans Grimm 335

Capesius Bernhard, Die Tagung des Deutschen Auslandinstitutes in Stuttgart 396
Czikeli Friedrich, Die Deutsche Buchgilde in Rumänien 73
D. A. J., Drei Jahre Deutsches Landestheater in Rumänien . . . 315
Folberth Otto, Um das Volkslied des siebenbürgischen Weinlandes 157
Hajek Egon, Der siebenbürgisch-sächsische Klaviervirtuose Roland Raupenstrauch 196
Jekelius Ernst, Abschied von Erwin Reisner 117
Zum Gedächtnis Wilhelm Grimms 156
Der Hermannstädter Bachchor in Bukarest 157
Dank an die Stephan Ludwig Roth-Schar 358
Will Vesper in Siebenbürgen 466
Krasser Harald, Zum Tode des Kunstforschers Viktor Roth . . 194
Versäumte Gedenktage 395
Deutsch-rumänische Kulturbeziehungen 423
Die Deutsche Akademie in München 429
Adolf Meschendörfer Ehrendoktor 467
Zur deutsch-rumänischen Kulturannäherung 472
Pomarius Alfred, Chronik 355, 393, 464
Richter Othmar, Gemäldeausstellung Hans Eder in Kronstadt . 427
Sân-Giorgiu Jon, Ein offener Brief 74
Schnell Annemarie, „Die Frau nach deutschem Artgesetz" . . 234, 316
Schnell Fritz, Sprachbesinnung 34
100 Jahre „Kronstädter Zeitung" 233
Wittstock Oskar, Ein „verständnisvolles" Echo 34
Zillich Heinrich, Das letzte Jahr 31
Ein Bekenntnis zur geistigen Zusammenarbeit zwischen Rumänen und Deutschen 32
Rumänisch-deutsche Literaturbeziehungen 33
Chronik 70, 155
Eine große Preisstiftung für das auslanddeutsche Schrifttum . 72
Ein rumänischer Aufsatz über die sächsische Literatur 72
Das Deutsche Landestheater Rumäniens 74
Erwin Wittstock, diesjähriger Preisträger der Zeitschrift „Die neue Linie" 117
Vortrag Dr. E. Hajeks in Wien 157
Um Volkseinheit und Kirche 187
Unser Nachbarschaftswesen 192
Julius Teutsch gestorben 195
Dr. Ewald Ammende 195
Ein Hörspiel von Fritz Heinz Reimesch 196
Ein Denkmal für Stephan Ludwig Roth 230
Erwin Wittstock, Träger des Volksdeutschen Preises 231
Konrad Richter, Träger des Eminescu-Preises der Rumänischen Akademie 231

Fritz Klein † 231
Der Streit im Deutschtum Rumäniens 232
„Die Frau nach deutschem Artgesetz" 270
Der Fall Basch 272
Ein Denkmal für Stephan Ludwig Roth 274
Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland 274
Erwin Wittstock Ehrendoktor 275
Blick in die große Politik 313
Nachschrift 317
Die neuen Fialen an der Schwarzen Kirche in Kronstadt . . . 359
Gegen den Chauvinismus 468
Dr. Karl Hoch 70 Jahre alt 467

Buchbesprechungen

Beginnen auf den Seiten: 36, 75, 118, 159, 197, 236, 275, 317, 398, 429, 476.

Mitteilungen der Schriftleitung

Auf den Seiten: 40, 120, 160, 200, 240, 280, 320, 360, 400, 440.

Abbildungen

Baron Brukenthal'sches Museum, Abteilung für kirchliche Altertümer 241
Böge Richard, Entwurf zu einem St. L. Roth-Denkmal 201
Campigli Massimo, Aufführung der Matthäuspassion durch den Kronstädter Bachchor (Gemälde) 121
Eder Hans, Nichifor Crainic (Gemälde) 401
Octavian Goga (Gemälde) 416
Kimm Fritz, Bauplatz (Kohlezeichnung) 41
Zeichnung 441
Kirchner Hermann (Photographie) 81
Kronstadt, Schwarze Kirche, Holzplastik am Sakristeialtar . . . 1, 161
Die neuen Fialen 321
Chorpfeilerfigur 457
Rilke Rainer Maria, Brief an Jon Pillat (Faksimile) 412
Schaas, Altar der heiligen Sippe 376, 377
Theater im Freien 281
Trappold, Kirchenburg 361



Holzplastik am Sakristeialtar der Schwarzen Kirche in Kronstadt

Foto: Netoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR JANUAR 1936 HEFT 1

Gedichte

Von Peter Barth

Abendgeläute

Ein Klang fällt in die Abendruh,
er schwingt durch alle Gassen,
der Himmel schließt sich glühend zu,
das Licht hat ihn verlassen.
Die Glocken läuten zum Gebet.
Das Grau bedeckt die Fluren,
wo arm, zerzaust ein Sträuchlein steht,
durch das schon Schatten fuhren.
So stille liegt das weite Land
und schwebend wiegt darüber
das Nachtgeläute bis zum Rand
des Tags, der nun vorüber:
Ihr Menschen, kehrt zu euch jetzt ein,
das Werk will rasten, ruhen,
und sinnt beim zarten Lampenschein
auf alten warmen Truhen.
Macht Rechnung mit dem Arbeitstag,
der schwer und voller Mühen
in Gottes starken Händen lag,
und laßt ein Flämmchen glühen
zum Jenseitsheil und Angedenk
der armen lieben Seelen
und sprecht: Gott, unser Leben lenk!
Sein Trost wird uns nicht fehlen.

Die Alten

Man geht in Jahre tief hinein
wie weit in einen Wald
und wünscht nicht mehr bestaunt zu sein,
was einst als höchstes galt.

Was gilt uns jetzt noch Reichtum, Ruhm,
wenn all dies doch zerbricht:
Das einzige, was noch zu tun,
zu schaun ins Abendlicht,

das sanft verleuchtend, ruhig mild
nach langem, schönem Tag
unter dem ew'gen Himmelsbild
erlischt im Dämmerhag.

Und langsam steigt der runde Mond
ins hohe Sternenmeer;
dort oben, wo die Stille wohnt,
steht unser Sitz noch leer.

Drei Freunde

Eine Erzählung von Heinrich Zillich

In einer siebenbürgischen Stadt, die mitten in den Karpathen liegt, von deren Steilhängen die Buchen ins Gassengewirr herunterrauschen, in dem alten Kronstadt, leben Deutsche, Rumänen und Ungarn. Der Herzschlag der Siedlung pocht in dreifach gesondertem Takt, je nachdem wie einer spricht und empfindet; und so zwängen sich eigentlich drei Städte in die eine; jede führt ihr Eigendasein, wenn es auch verflochten ist dem Gewese der anderen und nur der Einheimische die Grenzen spürt, über die jedes Volkstum wacht.

Als 1914 der Krieg ausbrach, ergriff daher ein verschiedenes Erleben die Bewohner der Stadt, die damals etliche Meilen weit von den rumänischen Grenzpfählen am Saume Ungarns lag. Den Deutschen pochte das Herz nicht anders als den Menschen am Rhein, den Ungarn spukte der Traum der Unabhängigkeit im Blute, die Rumänen sahen nach Osten.

Auf einem Hügel, der aus den Häusern emporragt, steht ein altes Gebäude, von Bäumen teils verdeckt; es blickt weit in die alte Vorstadt hinein und darüber hinaus mit breiten Fensterbogen in die Hochebene. Wer von weither die Landstraße nach der Stadt fährt, sieht das Haus und wünscht, dort oben zu hausen, über den Dächern, über dem Flachland und den Bergen nicht fern, deren Spitzen von allen Seiten herblauen.

In dem Hause lebte zu seiner Zeit ein alter, aus dem Dienste getretener Gerichtsrat, dessen Kinder schon flügge waren bis auf den einen Sohn Thomas, der bei Kriegsausbruch sechzehn Jahre zählte und das deutsche Gymnasium besuchte. Der Bursche hatte wenig Heiterkeit. Er trug seinen mächtigen Schädel von dunklem Haar bedeckt, immer etwas vornübergeneigt und leicht wiegend, barg aber darin an Denken und Sinnen mehr, als mancher meinte, dem das ungeschlachte Gesicht finster erscheinen mochte und finster die Augen. Thomas ging seine eigenen Wege, ging sie sicher. Mit Schulgenossen sprach er selten. Er hielt sich noch immer zu den Gespielen der Kindheit, mit denen er oft auf der Bank vor dem alten Hause saß und ins Land blickte, wobei des Gesprächs nicht viel zu hören war, außer einigem Knurren von seiner Seite und den lebhaften leisen Worten des ungarischen Schusterjungen, dessen Vater den Gärtnerdienst im Garten versah und darin in einer kleinen Hütte hausen durfte. Sein Hämmern klang durch die Abendluft herauf. Der dritte Junge hieß Peter Lasca und wohnte seit Jahren während der Schulzeit im Hause des Gerichtsrates, der Kostkinder aufnahm, um seine Einkünfte zu steigern. Lascas Vater war Pope auf einem Dorfe und hatte den Sohn zum Gerichtsrat gegeben, damit er deutsch lerne, um später ein leichteres Fortkommen zu haben. An den Gesprächen, die János Imre im Gange hielt und die Thomas mit seiner Baßstimme unterbrummte, beteiligte sich der junge Rumäne nur, wenn sie ihn wirklich fesselten. Seine Besonnenheit, sonst der des Thomas ähnlich, flackerte ständig im geheimen und konnte jäh einreißen, so daß die Freunde verstummten, während er seine Ansicht fast wütend hinausrief. Da sie einander gut kannten und alle vom Wesen des Thomas einiges in sich gesogen hatten, Verhaltenheit und Treue, kamen solche Ausbrüche selten vor.

*

Als der Krieg die Stadt mit Soldaten füllte, liefen die drei auf die Bahnhöfe hinaus, sangen die wilden ungarischen Sturmlieder mit und die „Wacht am Rhein". Die beiden Schüler setzten die Mützen schief auf und János seine Schustergesellenkappe. Sie steckten Blumen in das Mützenband und benahmen sich etwas kriegerisch, doch bei Beginn der Schulzeit war die Stille wieder da, durch die man jetzt mitunter glaubte den Totenvogel streichen zu hören, der sich hier und dort in ein Haus einnistete. Die Kriegsschauplätze lagen sehr fern, die

Kriegsberichte wurden zur Gewohnheit, und die nahe Grenze schien unbedroht.

Das Jahr 1915 ging vorbei. Eines Tages im Februar wurden alle drei zur Stellung befohlen. Thomas nahm es knurrend zur Kenntnis, und als er an jenem Wintertag, wo er mit den beiden anderen auf der Treppe zusammentraf, die durch den Garten zum Hause führte, den Schein vorwies, da lachte in seiner Stimme ein dunkler Schrei. Der Ungar meinte, es schade ja nichts, daß er nun auch losgehen müsse, aber leider trennten sich fortan ihre Wege, denn die Herren Gymnasiasten würden doch bald Offiziere werden, und er könnte ihnen dann die Stiefel putzen. Die beiden anderen blickten ihn an, als schlüge ihnen ein Wasserguß kalt ins Gesicht. Thomas begann nach einer Antwort zu bohren.

Da stieß Peter mit einer sich irrsinnig hinausschraubenden Stimme hervor: „Ich werde dir ganz gewiß nichts befehlen!" sprang die zwanzig oder dreißig Stufen wie ein polterndes Scheit Holz empor und verschwand im Garten. Der Ungar sah betreten hinauf.

„Laß ihn", knurrte Thomas und erstieg langsam die Treppe. Nach einigen Schritten drehte er sich um und sagte:

„He, was stehst du noch da?"

Als sie weiter Seite an Seite schritten, setzte er hinzu:

„Ich melde mich zum gleichen Regiment wie du."

Sie traten zusammen von der letzten Stufe auf den Gartenweg und sahen, daß von ihm frische Fußspuren abbogen, tief in den Schnee hineingestampfte Löcher. Sie folgten ihnen und fanden Peter auf der beschneiten Freundesbank sitzen. Er hielt das Haupt in den Händen vergraben.

Thomas schob den Schnee mit dem Fuß vom Sitz und ließ sich etwas steif darauf nieder, der Ungar stand unschlüssig davor. Die Stille des kalten Tages summte in ihren Ohren. Endlich sagte János Imre:

„Jetzt rede doch. Was ist mit dir los! Sitzt hier wie ein Haufen Unglück."

Es wurde noch stiller. Schlittengeklingel zitterte aus der Stadt hastig und dünn herauf.

„Ich darf euch nichts sagen", ließ sich Peter hören und bewegte den Kopf in den Händen. „Ihr könntet mich doch nicht verstehen."

Er hob das Haupt. Fassungslos vor Staunen sahen die Freunde, wie er mit einer raschen Bewegung Tränen aus den Augen rieb und mit zuckendem Gesicht zu lachen versuchte. Er sprang auf, streckte sich entschlossen und ging ins Haus; auf halbem Wege begann er ein Lied zu pfeifen, das einen heftigen, aufpeitschenden Schwung hatte.

„Kennst du das Lied?" fragte der Ungar finster.

Der deutsche Junge nickte. Sie kannten es beide, den rumänischen Ruf zur Tat.

An einem der nächsten Abende zog Peter Lasca die Bergschuhe an, packte einen großen Rucksack mit warmen Kleidungsstücken voll, steckte auch Bücher und Briefe hinein und allerlei Dinge, die ihm lieb waren aus seinem kleinen Eigentum. Thomas, der mit ihm ein Zimmer bewohnte, sah schweigend zu. Nach einiger Zeit trat er schwer atmend an ihn heran, schob einige Kerzen, die er aus einer Lade nahm, in den Rucksack, ging aus dem Zimmer und kehrte mit einer großen Tüte Würfelzucker zurück, mit einem Brotlaib und Schokolade. Auch dies steckte er in Peters Sack. Leise wandte er sich nun und setzte sich auf die Kante seines Bettes.

Ebenso schweigend, aber mit hart und zitternd aufeinandergepreßten Lippen kam da der Rumäne und legte Thomas, ohne ihn anzusehen, ein Buch in die Hand. Dann drehte er sich trocken schluchzend um, griff rasch nach dem anderen Buche, steckte es in die Rocktasche und ging aus dem Zimmer. Nach etlichen Minuten kam er wieder herein. Er rieb sich die kalt gewordenen Finger, aus denen er zuerst ein kleines Bündel Schusterzwirn in den Rucksack gelegt hatte. Dabei lächelte er und sagte über die Achsel zu Thomas:

„Imre riecht immer so nach Leder."

„War er nicht zu Hause?" fragte Thomas.

Peter schüttelte den Kopf.

Mitten in der Nacht kam der Gerichtsrat ins Zimmer der beiden Burschen.

„Macht Licht an", sagte er mit rascher Stimme, „ich hörte etwas aus dem Garten. Es schien mir, als weinte jemand vor dem Fenster."

Thomas war mit einem Satz neben dem Vater:

„Sehen wir nach!" Dabei drängte er ihn aus dem Raum.

„So kannst du nicht ins Freie! Schläft Peter?"

Thomas zuckte die Achseln, lief zurück und kam gleich wieder mit

Schuhen an den Füßen und notdürftig bekleidet. Sie gingen mit einem Licht um das Haus. Sie fanden nichts. Sie stiegen die Treppe hinunter. Nichts, bloß das Gartentor stand offen. Sie schlossen es wieder.

Als Peter am nächsten Tag beim Frühstück fehlte, da meinte man im Hause, er sei irgendeiner Ursache wegen früher als sonst aufgestanden und zur Schule gelaufen. Zu Mittag sagte Thomas, der Rumäne sei wohl wie viele seiner Volksgenossen über die Berge nach Osten gegangen, um nicht für Ungarn kämpfen zu müssen. Der alte Gerichtsrat erschrak heftig. Er wartete noch in einer immer mehr schwindenden Hoffnung bis zum folgenden Tag auf Peters Rückkehr, dann verständigte er die Polizei. Man verhörte ohne Erfolg einige verdächtige Bergführer in den Grenzdörfern.

„Hat dir Peter etwas von seinem Plan verraten?" fragte János Imre nach einigen Tagen heimlich den Freund.

Thomas wiegte den Kopf: „Ich ahnte es; und als er den Rucksack packte, wußte ich es. Ich hätte ihn nicht aufhalten können, selbst wenn ich ihn angezeigt hätte. Wie hätte ich meinen Verdacht beweisen können! Und einmal wäre er doch über das Gebirge gegangen!"

Der Ungar rief: „Du hättest ihn anzeigen müssen, Thomas, Thomas!"

Thomas blickte Imre ruhig in die Augen und fragte: „Und du — warum bist du an dem Abend, als dir dein Vater das Buch Peters gab, nicht zur Polizei gelaufen?"

„Ich wußte ja nicht —" versuchte János Imre zu lügen. Seine Stimme erstarb. Er gab sich einen Ruck:

„Vielleicht schießen wir noch einmal auf ihn."

Thomas antwortete nicht.

*

Einige Monate später, als Rumänien Ungarn den Krieg schon erklärt hatte, deutsche und ungarische Truppen die rumänischen Heere aus Siebenbürgen zurückdrängten, im Oktober 1916, ging Fußvolk durch die Gärten von Kronstadt vor. Die rumänische Gegenwehr ballte sich im Straßenkampf. Von den Hängen heulte das Hurra laut in die verängstigte Stadt. Laub flog über die Kämpfer in roten, lockeren Kreisen. Von den Bäumen rissen die Vorstürmenden vergessene Äpfel und bissen hinein. Manchmal, wenn der Lärm der

Schlacht nachließ, sogen die Soldaten den faulig betäubenden Duft des Herbstes in die keuchenden Lungen und schritten noch rascher vorwärts, über die Zäune weg, mit wilden Sprüngen über die schußfreien Straßen und wieder hinauf durch die Gärten. Da und dort stand noch der Gegner. Einmal schoß es aus einer Laube, bald hinter einer Bodenwelle, aus einer Dachluke, von einem Birnbaum. Die schweren Geschütze sandten ihre bellenden Tode schon weit über die Stadt hinauf ins Gebirge.

Die vordringenden Ungarn schrieen, da sich bei jedem Schritt das prachtvolle Bild der Stadt, durch die sie eindrangen, breiter öffnete. Wenig Verluste lichteten die Reihen. Aber es war zu spüren, daß sich um das alte, hochgelegene Gebäude in einem Garten vor dem Kern der Stadt ein letzter Widerstand sammelte, dessen Schüsse noch nicht trafen, den man bloß erst hörte. Ohne Weisung richtete sich der Vormarsch nun auf dieses Getöse. Unter den Vorschleichenden, die von Baum zu Baum huschten, atmeten zwei, die kein Wort zu sagen wußten, die jeden Strauch kannten und denen das rote Herz verzehrend in der Brust peitschte.

Nur einmal schrie der Dunkle dem Kleinen zu:

„Sie schießen aus meinem Fenster!"

Als die Ungarn in den Garten eindrangen, ratterte in der Flanke ein Maschinengewehr. Schreiende Körper fielen, zuckten und rollten den Hang hinab. Das Haus schien zur Festung ausgebaut. Die beiden Freunde schlichen weiter. Sie trennten sich nicht, obwohl der Ungar am liebsten zur Gärtnerhütte gelaufen wäre. Sie kamen hinter herbstlich dürren Gartenhecken so weit vor, daß sie ihre alte Bank erblicken konnten. Da wurden sie entdeckt. In dem Fenster über der Bank tauchte ein Kopf auf. Sie schossen. Und dann erhob sich Thomas plötzlich wie geistesabwesend. Sein Mund öffnete sich, ohne zu sprechen. Er stand und starrte auf das Fenster, das Gewehr fiel ihm aus den Händen. So empfing er vor seinem Vaterhause den tödlichen Schuß.

Der aus dem Fenster geschossen hatte, schrie wie von Sinnen. Er warf das Gewehr ins Freie. Mit beiden Händen hielt er sich die Augen zu. János Imre versuchte nochmals zu schießen. Die Hände zitterten ihm zu sehr. Dann sprang er auf. Ohne die tobende Nähe des Feindes zu achten, das Gewehr mit dem Bajonette darauf zum Stich gehoben, fegte er bis an das Haus. Wie er oft von der Bank ins

Fenster hinaufgeklettert war zu den wartenden Freunden, so drang er auch jetzt ein.

Man fand, als die Höhe nach einigen Augenblicken in die Hand der Ungarn fiel, in einem Zimmer, das offensichtlich die Studierstube von Schülern gewesen war, die Leiche eines erstochenen rumänischen Soldaten. Daneben hockte mit wirrem Gesicht ein Ungar, der ein Bündel Schustergarn in der Hand hielt, das er dem Toten aus der Brusttasche gezogen hatte. Man rief ihn an. Er erhob sich langsam. Er ging mit wankenden Schritten durch das Haus, das Schustergarn noch immer in der Hand.

In den Lärm der kampflauten Soldaten mischten sich Stimmen, die ihn aufhorchen ließen. Der Gerichtsrat kam mit bleichen Wangen aus dem Keller, wo er sich während des Gefechtes verborgen gehalten hatte, herauf, es kam das Gesinde, kam auch der Schuster hervor. Der junge Soldat ging ohne Eile auf sie zu. Er grüßte nicht. Er ergriff seinen Vater und den Gerichtsrat an der Hand; er merkte nicht, daß man ihn umfaße, mit hastiger Stimme fragte, ihn küßte, ihm erzählte. Er zog die beiden alten Männer rücksichtslos in den Garten hinaus.

Sie kamen nach einer Weile zurück und trugen schwer. Der junge Soldat lief seiner Truppe nach. Ein weiter Weg war ihm nicht bestimmt. Am nächsten Tag brachte man auch ihn zum alten Haus auf die Höhe hinauf.

Es ist so wenig Liebe...

Von Michael Wolf-Windau

Es ist so viel Erträumtes
und wenig Wirklichkeit,
es ist so viel Versäumtes
und so viel Haß und Streit!

Es ist so wenig Liebe
und so viel Sinnlichkeit,
ach, daß mir doch verbliebe
der Mutter Fruchtbarkeit!

Adamantor

Von Bucura Dumbravă

Emanoil Bucuţa, der bekannte rumänische volkskundliche Forscher und Leiter der Zeitschrift „Boabe de grâu", der sich als Freund des deutschen Volkstums in Rumänien mehrfach erwies, stellt uns die folgende biblische Novelle der vor acht Jahren, im Januar 1928, auf dem Wege nach Indien plötzlich in Port Said verstorbenen rumänischen Dichterin Bucura Dumbravă zur Verfügung. Die Novelle ist keine Übersetzung. Die Dichterin, dem deutschen und dem rumänischen Volke geistig gleicherweise aufgetan, schrieb sie in deutscher Sprache. Bisher blieb die Novelle unveröffentlicht. Nur eine rumänische Übertragung erschien in einem Novellenband der Dichterin. Die Schriftleitung.

Mose I, 6, 3—4.

Schwarz, mit Silberrändern, flogen Wolkenfetzen vorbei am Vollmond und an des Orienthimmels Riesensternen, flogen so rasch, daß es schien, als schwängen Mond und Sterne sich nach der entgegengesetzten Richtung hin am Firmament. Und auf der Erde, die bald dunkel, bald so hell ward, daß das Rot der Anemonenfelder weithin leuchtete, liefen auch, geschwind und schweigend, viele Frauen. Sie eilten den Felsenbergen am Rand des Blumenplanes zu. Und als sie unterm Berghang angelangt, löste sich die Schar und jede strebte einen anderen Pfad hinan.

Die Führerin verschwand am schnellsten in des Urwalds Nacht, in den kein Mondstrahl eindrang. Doch wandelte bald ein hohes Licht, gleich einer Säule neben ihr. Sie aber tat, als sähe sie es nicht, wenngleich ihr wunderschönes Antlitz von seinem Schein beleuchtet wurde. Bis eine Stimme aus dem Lichte tönte, die sprach: „Mahela."

Sie lachte.

Da verdichtete sich der Schein zu einem Wesen, das silberklirrend in voller Rüstung einherschritt; unter des Helmes Rand blitzten die Augen in tiefer Bläue, das Antlitz war zugleich zart und gebieterisch, herrlich der Mund, auch im Ernst als wenn er lächelte.

Jetzt sprach der Engel streng: „Weib, kehr um! Dies ist der Pfad der Sünde. Ihr Menschentöchter seid es, die die Welt zugrunde richten, da ihr sie zum Schauplatz der Lästerung gemacht, indem ihr Gottessöhne zur Menschenliebe niederzwanget. Gott aber hat gesprochen, — dies wissen auch die Ältesten bei euch, — daß er euch

noch Frist geben will, hundert und zwanzig Jahre. Kurz ist die Zeit. Benütze sie. Kehr um. Errette dich vor Gottes Zorn, dich, deine Schwestern und die ganze Erde."

Mahela sprach: „Dein Gott des Zornes und der Strafen behagt mir nicht. Mein Gott gießt eitel Liebe über mich, wie eine laue Flut duftender Narden umfängt er mich, oder er brauset über mich wie eine Welle, daß ich vergehe in jauchzendem Geschrei. Er droht nicht, weil er mir nicht zu drohen braucht. Ich fliege ihm zu, denn ich bin sein und lauter Freude und Genuß ist zwischen uns!"

„Dein Gott?" sagte der Engel voll Entsetzen, „Wen nennst du so seltsam deinen Gott?"

Da blieb sie stehen, warf ihre dunkle Haarflut in den Nacken und sprach mit Kraft: „Raharnon ist mein Gott!"

Der Schein des anderen erblaßte, zuckte, flackerte, und eine Falte grub sich ihm schattenvoll zwischen die Brauen.

„Raharnon?" wiederholte er, „der Schlimmsten einer, des Abtrünnigen furchtbarer Genoß."

„Schlimm? Furchtbar?" spottete Mahela. „Er wiegt mich in den Armen und er küßt mich, bis ich berauscht bin. Und wenn ich Blumen fordere, läßt er linde Winde Blütenschauer wehen über mich, und will ich Edelsteine, legt er mir alles was strahlt und funkelt vor die Füße."

„Und weißt du denn, mit welcher Kraft er dieses tut?"

„Ei, mit der seinen."

„Wir sind Diener. Und wer von uns nicht Gott gehorcht, gehorcht dem Abgrund".

„Mir gehorcht Raharnon. Denn wenn ich meine Linnen vor ihm niedergleiten lasse, wirft er sich anbetend auf die Knie und schreit: Mahela, meine Göttin!"

„Und du glaubst, daß du eine Göttin bist?"

„Er sagt's. Ein Gott ist, wer tun kann was er will. Wenn ich mein Linnen vor ihm niedergleiten lasse, tut Raharnon meinen Willen. Drum bin ich wahrhaftig eine Göttin."

Der Engel stieß sein Schwert auf einen Felsen, daß Blitze durch die Waldeshallen zuckten und rief: „Ein Weib bist du, und er ist Fleisch geworden, drum will er sich von Gottes Geist nicht leiten und nicht lehren lassen. Versuche deine Göttlichkeit an einem wahren Gottessohn, und du wirst sehn, ob sie allmächtig ist!"

Da lächelte Mahela und ließ ihr Linnen niedergleiten. Der Engel starrte regungslos auf ihres Leibes rosenfarbene Pracht und zarte Ründung. Es war das erste Weib, das sich ihm also zeigte.

Und siehe da, der weiße Schein, der von ihm ausging, färbte sich zusehends, der Rüstung Schatten blauten tief und tiefer, und auch die lichten Stellen dunkelten zu Stahl.

Und endlich sprach er bebend, die Hände um den Schwertknauf fest gelegt: „Du schöne Seele, laß mich dich führen auf den rechten Weg. Laß mich dein Heil erkämpfen, laß mich's abringen und abzwingen dem Verführer".

Sie sprach, indem sie sich nach ihrem Linnen bückte, wobei die dunkle Haarflut über ihre Schönheit rieselte: „So geh und siehe zu, wer stärker ist, dein Gott oder Raharnon."

Er rief: „Mahela, wart' auf mich!" und fuhr davon.

Hoch oben in den Bergen, in einem Felsenkessel, in den der Mond jetzt Silberfluten warf, so daß der schwarzen Riesenblöcke Zier, tiefgelbe Flechten, die am Gestein in runden Flecken klebten, deutlich sichtbar ward, da schallte und posaunte es: „Raharnon! Komm! Und stelle dich! Raharnon!"

Und donnerkrachend, daß alle Gipfel davon dröhnten, tat sich der Hintergrund des Felsenkessels auf und ihm entstieg, von rotem Glast umweht, Raharnon.

Erst stand er still und maß die glänzende Gestalt, die dort in blauen Stahl geschient, auf einem Felsblock ragte. Dann ging ein Lächeln, wie ein Blitz, der Tod bringt und Vernichtung, über Raharnon's wundervolles, finstres Angesicht.

„Du, Adamantor?" sprach er langsam, „Michael's Genoß? Was suchst du hier?"

„Dich!" rief der andere, „Wir waren ja einst Freunde".

„Der einz'ge Freund ist Kraft und Macht."

„Wer gab sie dir?"

„Ich selbst."

„Ist auf der Erde jeder sein eigner Herr?"

„Wer's kann!"

„Und wer's nicht kann?"

„Ist Knecht."

„So bist auch du ein Knecht. Denn Adar-Assur ist dein Fürst, du Prahler. Ich aber bin dein Meister, weil ich vor Gott mich neige, ich, der auch des Bösen Herr ist!", rief's und sein Schwert entsprang der Scheide.

Da stürzte sich Raharnon ihm entgegen.

Bald stoben Blitze um sie her von ihrer Waffen fürchterlichen Gängen und vom feindlichen Zusammenstoß der Aura, die den Gottessohn wie den Gefallenen umgab; das Ringen der beiden glich einem Riesenfeuerknäuel, das sich im Wehen seiner blauen und roten Lichter über den schwarzen Felsenboden schob.

Lang dauerte der Kampf, denn keiner wich dem anderen. Bis eine Stimme unter ihren Füßen aus der Erde scholl und sprach: „Du unterliegst, Raharnon. Denn Adamantor ist reif für's Heldentum, der Seelenretter."

Und Adamantor stieß den Feind zu Boden, riß sein Schwert an sich und stürmte fort, zu Tal.

Raharnon lag gelähmt und mit zerschlagenen Lenden; mühsam den Oberkörper auf die flachen Hände stützend, den steilen, stolzen Nacken in hilfloser Wut emporgereckt, so starrte er dem Sieger nach. Dann schrie er laut und wälzte sich und fluchte der grausen Knechtschaft des Adar-Assur.

Als Mahela das rotglühende Schwert Raharnons in Adamantors Händen sah, rief sie verzückt: „Da kommt mein neuer Gott!"

Er aber schlug den Mantel vor sein Angesicht und sprach: „Weib, du lästerst!"

Und sie erwiderte: „Ich liebe dich".

„Gott sollst du lieben, er allein ist Gott."

„Den kenn' ich nicht. Dich aber kenne ich. Und du bist schön. Ganz anders schön, als es Raharnon war. Er flammte wie ein Waldbrand. Du bist licht und feierlich wie Morgenröte. Mich freut der Wechsel. Nun gib mir deine Seligkeit."

„Sie heißt Anbetung des Ureinen."

„Und macht uns froh und satt und reich, o mächtig und klüger als die ganze Welt?"

„Das sind Erdenworte."

„So sprich doch andere zu mir, damit ich sehe, wie schön sie sind.

Wie schmeckt, wie duftet, wie klinget deine Seligkeit? Wie fühlt sie sich denn an?"

Doch Adamantor schwieg. Ein furchtbar lähmendes Unvermögen lag über ihm. Und Gottes Herrlichkeit, zu der er sich so stolz bekannt, entwich seinem Begreifen. Wo war, woraus bestand denn diese Herrlichkeit? Er wußte es nicht mehr, weil seine Augen nur Mahela sahen.

Ihr aber war's um seine Antwort nicht zu tun, denn ihr gefiel die Unterjochung dieses Starken, der da, mit des Raharnon Waffe in der Hand, entgeistert vor ihr stand.

„Komm mit mir", sprach sie, „laß' dich lehren, wie man auf Erden glücklich ist. Dann magst du meine Seele leiten wohin du willst. Komm mit."

Ein Wunderbau mit Alabastermauern, mit goldenen Dächern und edelsteinbesetzten Toren lag Attala, die Stadt der Starken und Tyrannen, in hohen Stufen überm blauen Meer. Und der kostbarste der Paläste war Mahelas Haus; zahllos ihr Ingesinde, ungezählt ihr Reichtum, und maßlos war ihr Stolz, daß sie den Schönsten aller Engel sich heimgeführt.

Doch Adamantor litt Qualen, die er nie geahnt; sein Herz, das bisher keine Erdenschwere gekannt, bedrückte lastend seine Brust, sein Denken ward verworren. In Mahelas Armen stammelte der Engel: „Ich will nur deine Seele —".

Und sie erwiderte, wie man beschwichtigend zu Kindern spricht: „Wenn du mich also hältst, so hältst du meine Seele", und bannte ihn an ihre Seite durch immer neuen Liebesrausch; gebar ihm Kinder, die in Kraft und Schönheit wuchsen und gediehen, Gewaltige wurden auf der Erde und berühmte Männer und alles unterjochten und sich dienstbar machten. Die Eltern aber blieben jung und herrlich, denn Adamantor's Engelskraft ging über auf das Weib, daß ihres Fleisches Blüte die Zeit weit überschritt, die bloßer Menschlichkeit gegeben.

Desgleichen erfuhren ihre Schwestern, deren Gatten Gottessöhne waren. Ihr Fleisch gedieh zu einer unerhörten Pracht, ihr starker Samen konnte Ungeheuer überwinden, Unwetter heraufbeschwören und beschwichtigen und seinen Lüsten frönen ohne zu ermatten. Sie lebten schon so lange, daß der Tod ihnen vernichtet schien, und

sie spotteten über das einzige Volk, das sich diese Glückseligkeiten nicht errungen, über das Volk des Noah, von dem es hieß: es seien seine Weiber gottesfürchtig, begnügten sich mit Männern ihresgleichen und hätten mit Engeln nie Verkehr gehabt. Auch über Reden von Gericht und Strafe, die man vom Volke Noah wiederbrachte, lachten sie.

Nur Adamantor traf die Kunde, wie Wind in schwere Wolken fährt. Etwas in seiner Seele wurde licht. Er legte den Mantel, auf dem blaue Steine wie tausend Augen blinkten, ab, hob sich den Silberreif, um den Saphire riesengroß im Kranze strahlten, von der Stirn, löste Mahela's Arme, die sich immer wieder sehnend um ihn schlangen, von seinem Halse, und ging hinauf auf seines Hauses Dach, als stieg er einem Geiste nach.

Vom hohen Ort, der Attala beherrschte, die Berge und das Meer, sah er den Himmel wie Blei über der Erde lasten. Nirgends ein Spalt, kein Lichtstrahl in den Wolken. Nur düsterer Tag und grau unbewegt das Meer.

Ihn aber überkam die innerliche Helle mehr und mehr, und seine Seele zitterte und schluchzte, weil sie ihr Erwachen aus Verblendung und Erblindung ahnte. Dem mächtigen Verhängnis, das in den Wolken dräute, schlug sein Herz entgegen, wie Engelherzen schlagen, wenn sie auf Gottes Spuren schreitend seinen Willen überall erkennen.

Der Anbetung so lang entbehrte Seligkeit erfüllte Adamantor.

Und da begriff er, was Adar-Assur getan, als er, noch vor Erschaffung dieser Erde, dem Herrn vorgreifend, um seinen eigenen Willen zu beweisen, das Weibliche losriß vom Männlichen, sich also selbst verstümmelnd, denn dem eigenen, ganz vollkommen Selbst, dem Männliches und Weibliches in wundervollem Gleichmaß eigen war, entwand er einen Teil. Und durch die Trennung war's vorbei mit allem Gleichgewicht für ihn, wie für Jene, die dieser Tat entsprangen.

Auch was er selbst getan, indem er sich voll Hochmut den Meister des Adar-Assur genannt, erkannte Adamantor.

Da fiel ihm plötzlich roter Schein über Schulter.

Der Engel wandte sich.

Und siehe, hinter ihm stand glühenden Auges Raharnon, in Purpurglast gehüllt.

„Hat er dich freigegeben?" fragte Adamantor. „Mich losgelassen gegen dich" fauchte der andere, „dess' Sieg nur Spiel war, damit du desto sicherer mir in die Hände fielest."

„Willst du das Weib?" sprach Adamantor ruhig „Geh, nimm es dir. Es ist da unten, in den Zauberkammern."

Raharnon höhnte: „So wird es endlich Friede zwischen uns, weil du mich fürchtest."

Da hob der andere hoch das Haupt, dessen Locken die Farbe der Zedernstämme hatten, wenn Abendgold an ihnen haftet: „Kampf!" jauchzte er, „Kampf ist wieder zwischen uns! Kampf bleibt zwischen uns! Doch hab' ich Demut jetzt gelernt. Und hab's gelernt, der Menschen Jammer zu sehn, ohne Verzweiflung. Die Bahn ihnen zu weisen nicht nach meinem Willen, sondern nach dem des Herrn, denn er allein weiß, wozu der Menschheit Jammer taugt. Ich nenne nicht mehr deinen Meister mich. Ich nenn' dich Bruder, oh Raharnon, denn wir sind eines Ursprungs und ich werde mit dir ringen, denn wir sind bestimmt zu verschiedenen Ämtern nach des Urewigem geheimnisvollem Rat. Sieh, zu neuem Kampf reich' ich dir beide Hände, Bruder!" und reckte seine Hände aus und faßte die des andern, derweil ihn wieder die Wonne engelhohen Heldenmuts umhüllte.

Raharnon wandte grimmig seinen Kopf beiseit und senkte die bleiche Stirn, über der dichtes schwarzes Haar helmartig saß.

Da fuhr aus finsterm Himmel ein Blitz zwischen die Beiden, trennte ihre Hände, spaltete das Haus bis auf den Grund und schlug Mahela tot.

Und aus den Wolken stürzten Wasserströme, allüberall, rings um die Erde, und als die Meere und die Flüsse und die Seen sich hoben aus der Tiefe, wo sie lagen, und ihre Ufer überstiegen und alles Festland Wasserspiegel ward, da fluchte alles Männliche dem Weiblichen, denn dieses hatte das Unverzeihliche begangen, hatte des Fleisches Lust den Kindern Gottes aufgedrungen. Und heulend sausten des Adar-Assur Genossen rings um die Erde und fluchten sich und ihm, der ihnen diese Weltenkugel zur Seligkeit bestimmt und vor der Sintflut keine Rettung wußte.

Er aber saß im Innersten der Erde, in einem Saal aus schwarzem Blutstein.

Da flog auf einmal ein roter Lichtsturm in die Urfinsternis hinein. Raharnon war's. Und wenn gleich seine Aura hier nichts erhellen konnte, ward doch bei ihrem Schein, in schwachem Umriß, in der Nacht, ein Antlitz sichtbar, ein Antlitz von solcher Schönheit und von solcher Trauer, daß selbst Raharnon's Haß, der ärger war als Todhaß, denn er galt einem Ewigen, wie vor Unnahbarem erschrak.

Doch endlich sprach er langsam und voll Bitternis: „Mit deiner Welt ist's aus. Sie wird verregnet."

Und nach langer Zeit erst kam die Antwort, so schmerzvoll, daß es keine Worte gibt für dieser Schmerzen Maß: „Es ist nicht aus. Das Volk Noah wird leben bleiben."

Unsere Jugend und das Ethos der Disziplin

Von Alfred Pomarius

Als der Führerring des allgemeinen siebenbürgischen Jugendbundes unter dem Vorsitz von Pfarrer Staedel mit Mehrheit es ablehnte sich unter das Volksprogramm aller Deutschen Rumäniens zu stellen, wurde eine schwere innere und äußere Krise offenbar, in die unsere völkische Jugendbewegung geraten ist.

Die äußere Krise ist eine solche der Führung — diese Jugend ist heute in zwei Lager gespalten. Die innere Krise ist vor allem eine solche des Grundsatzes der Disziplin.

Disziplin ist ein Begriff, der zweierlei Anwendung findet, wie die meisten Begriffe für seelisch-geistige Gegebenheiten des Menschenlebens. Von außen gesehen bezeichnet Disziplin die sichtbare Ordnung im Ablauf von Zusammenhängen des menschlichen Einzel- und Gemeinschaftslebens. Disziplin von innen gesehen aber ist die fortwährende willensmäßige Selbstzucht des einzelnen zur Einfügung in jene Ordnung. Dies ist die subjektive, jenes die objektivierte, versachlichte Disziplin. Die erstere ist die wesentliche und grundlegende Erscheinung dessen, was wir Disziplin nennen, gewissermaßen die geistige Substanz von „Disziplin". Nur wo selbsterlebte Disziplin besteht und vorausgegangen ist, ist versachlichte Disziplin möglich.

Da Überwindung seiner selbst das Hauptkennzeichen von Disziplinsübung ist, liegt kein eigentlicher Disziplinierungsvorgang vor,

wo dies Kennzeichen fehlt. Selbst, wenn objektiv eine Haltung gegeben ist, die zur Einfügung in Einzel- oder Gemeinschaftslebensform führt. Gewisse Einfügungen können in der natürlichen Trieb- und Gefühlsrichtung des Menschen liegen. Folgt er nur diesen, so übt er nicht eigentlich Disziplin, sondern er erfüllt das eigene Naturgesetz. Im allgemeinen ist der Mensch niemals in der Lage alle von ihm geforderten Einordnungen mit der Selbstverständlichkeit des Naturgesetzlichen zu vollziehen. Je mehr er es kann, desto höher sein Wert als rein organisches Instinktwesen. Aber es ist ja seine grundsätzliche Lage in der Welt, daß er nicht reines Instinktwesen ist, sondern daß an ihn fortwährend Aufgaben der Ein- und Unterordnung herantreten, zu deren Erfüllung er seine instinktiven Triebe, seine Gefühle und Stimmungen, seine Eigenwünsche und Sondermeinungen überwinden, und sich unter umfassende geistige Ideen stellen muß. Je mehr er im geforderten Falle auch dies kann, um so größer sein Wert als sittlich-geistiges Wesen.

Wie hieraus ersichtlich wird, liegt der sittliche Bedeutungswert, das Ethos der Disziplin in dieser Überwindung des gefühlsmäßigen Hanges des Menschen zum Einzeltum und Chaos. Disziplin zu üben wird hiedurch zur Schule und Stufe des Charakterwerdens und zum Maßstab des Charakterseins.

Praktisch vollzieht sich die Einfügung in eine bestimmte Ordnung und damit die Erfüllung einer disziplinären Pflicht, in zwei Stufen. Die erste ist das erkenntnis- und willensmäßige Sich-Stellen unter eine Ordnungsidee. Sie bleibt noch stark im Theoretischen stecken. Die zweite, Disziplin als Wirklichkeit erst vollendende Stufe, ist die tatmäßige Bewährung dieser inneren Bereitschaft in jedem Einzelfall, wo die Idee in den Lebenskreis fordernd eintritt. Erst diese Bewährung ist der wahre Prüfstein für wirkliche Disziplinerfüllung. Die Disziplin gerät ins Wanken und kommt zu Fall, wenn die soeben erwähnte Bewährung im Einzelfalle ausbleibt.

Diese Betrachtungen führen an ein Kernproblem unserer völkischen Jugendbewegung heran, die „Disziplin" als eine ihrer tragenden Hauptideen anerkennt. Auf welchen geistig-seelischen Ebenen ihre Disziplinsforderungen liegen, lehrt eine kurze geistige Entwicklungsgeschichte dieser Bewegung.

Die völkische Jugendbewegung ist bei uns aus der bündischen Jugendbewegung herausgewachsen. Diese lebte im Gegensatz

zur völkischen Bewegung in einem sehr engen Gemeinschaftskreis. Eine kleine Gemeinde gleichgestimmter Seelen, eingesponnen in einer romantischen eigenen Gefühlswelt, so kann man mit etwas Übertreibung, aber den Kern doch wohl richtig erfassend, das Bild dieser Jugend umreißen. Diese Gemeinschaft zeigt als ordnendes Prinzip weniger die willensmäßige Disziplin, als das triebmäßige Gefühl. Und zwar war es ein ästhetisches Moment im Sinne der „schönen Seele" das wohl am stärksten gemeinschaftsbildend in ihr wirkte. Das Willensziel dieser Gemeinschaft war nicht etwa das Volk, sondern ein neuer Gemeinschaftslebensstil, der zunächst an sich selbst ein Genügen bot, lag also vorwiegend in der Sphäre des Allgemein-Menschlichen, weniger des Völkischen. Deshalb kommt es grundsätzlich hier nicht darauf an, ob ein großer oder kleiner Teil der Jugend des Volkes umfaßt wird, sondern darauf, daß die, die in den Kreis eintreten, diesem Lebensstil möglichst vollkommen angehören. Dies war die geistige Stärke der bündischen Bewegung, in der sie die völkische Bewegung zweifellos übertraf. Die Einzelmittel, diesen neuen Lebensstil auszubilden, waren eine bestimmte Art des Gesanges, des Tanzes, der Geselligkeitsgestaltung, neue Feier- und Festformen, neue Tracht usw. Die Disziplin, die hier gefordert war, ging darauf, einer andersgearteten ja ablehnenden Umwelt gegenüber diesen Lebensstil durchzuhalten, sich seinetwegen Entsagung in manchen Dingen aufzuerlegen, die Einsamkeit eines kleinen Kameradschaftskreises in der Wüste fremden Denkens zu tragen. Der Mut diese Disziplin zu erfüllen war also der zum Besonderen, zum Andersein als der Durchschnitt, woraus sich oft ein Gegensatz zu der anderen, nicht bündischen Jugend des Volkes entwickelte.

Auf dem Grunde der inneren Gesamthaltung dieser Jugend lag unentbunden, höchstens in romantischer Form zum Bewußtsein kommend, allerdings der völkische Gedanke. Er ging oft ganz unklare Mischungen mit den Grundgedanken der bündischen Gemeinschaft ein, so wenn die Wehrscharen der Guttempler, selbst Glieder eines internationalen Ordens mit engem erzieherischem Einzelziel allgemein menschlichen Charakters, völkische Züge annehmen und zum Ausdruck bringen. Hier und in anderen Erscheinungen kündigt sich an, daß etwas Neues zum Durchbruch drängt.

Dies Neue nahm dann Gestalt an in der völkischen Jugendbewegung. Viele, die aus den Bünden in diese neue Bewegung

übergingen, ermessen nicht wie stark der Unterschied zwischen diesen Bewegungen eigentlich ist und wo er geistig angreift. Vielleicht wird dies auch dadurch verschleiert, daß viele von den Einzelformen bündischer Gemeinschaftsgestaltung auch in der völkischen Jugendbewegung sich nicht nur erhalten haben, sondern zu unentbehrlichen Erziehungsmitteln geworden sind; daß auch hier eine bestimmte innere Haltung des einzelnen geschaffen werden muß, die ihn gemeinschaftsfähig macht. Aber es geht hier nicht mehr bloß um einen auserwählten Kreis „schöner Seelen", sondern um die Jugend des ganzen Volkes. Konnte sich die bündische Bewegung im kleinsten Kreise vollenden, wenn er nur gut durchgearbeitet war, so würde das Steckenbleiben in kleinerem Gemeinschaftskreise, als er durch die Gesamtjugend natürlich gegeben ist, für die völkische Bewegung geradezu ein Scheitern bedeuten. Dieses Gebundensein an einen vorausbestimmten Umfang, das sie zwangsläufig zur Massenbewegung macht, ist die geistige Schwäche und Gefahr der völkischen Jugendbewegung. Ihr zu begegnen und die Breite einer Massenbewegung ordnend zu meistern, muß der Schwerpunkt der gemeinschaftserhaltenden Kräfte aus dem Gefühlsmäßigen in das Willensmäßige verlegt werden. Damit aber auf Disziplin und Disziplinierung in der eingangs abgeleiteten Bedeutung der Worte aufgebaut werden. Das Ethos der Disziplin wird zu einem ausschlaggebenden Gestalter der hier zu formenden inneren Haltung, jenes Ethos, von dem schon gesagt wurde, daß es den gefühlsmäßigen Hang zum Sondersein, zum Sonderwunsch und der Stimmungsgelenktheit überwindet zugunsten einer umfassenden Idee, hier der Idee der seelisch geistigen Einheit des Volkes in allen seinen Klassen und Generationen. Indem bewußt und unbewußt dieser innere Weg beschritten wird, wird aus dem Kult der schönen Seele und aus Naturschwärmerei die planmäßige körperliche und charakterliche Ertüchtigung und Ausbildung des Gesamtmenschen; aus der romantischen Zwiesprache mit dem völkischen Gedanken die greifbare Tat für das Volksganze, wie sie vorbildlich der völkische Arbeitsdienst der Jugend gestaltet. So wird aus der Abgesondertheit im Bund, die Eingliederung in die Volksorganisation, wie sie zuerst in unserem Deutschtum die siebenbürgische Jugend im allgemeinen siebenbürgisch-deutschen Jugendbund vollzog. So wird aus der Kameradschaftsdisziplin die höhere Stufe der Volksdisziplin.

Der Überblick über diese Entwicklung zeigt auch ganz deutlich die Ebene auf der die Disziplinsforderungen dieser Bewegung liegen: es ist die der Volksgesamtheit.

Die völkische Jugendbewegung ist klarer, bestimmter, selbstsicherer, tatkräftiger und härter als die bündische, weil ihre Ziele klarer und sichtbarer sind. Sie wirkt in dieser Klarheit oft unjugendlicher als jene, wobei besonders auch die weite Ausspannung der praktischen Disziplinsforderung auf das Volksganze zur Erreichung dieses Eindrucks beiträgt. Es wäre falsch anzunehmen, daß die Gefühls- und Gemütswerte in dieser Jugend abgeschafft wären. Gewisse idyllische und sentimentale Gefühle haben allerdings den Kurs verloren, aber jede Erfüllung der auf das Volksganze ausgerichteten Arbeitsziele ist mit neuen großen Gefühlserlebnissen verbunden. Der Lohn der geübten Volksdisziplin und erfüllten Volkspflicht sind die heroischen Gefühle des Opfers für das Volk. Der Unterordnung unter das Ganze und des Dienstes an der Volkseinheit und Volksgesamtheit. Ein Arbeitslagerabschluß, ein Jugendtag, wie der von Agnetheln, lassen diese Gefühle mächtig aufflammen. Die Gefahr dieser Erlebnisse ist allerdings der Rausch der großen Gefühle, der im Alltag in Überheblichkeit und Selbstüberschätzung umschlägt. Dieser Gefahr erliegt auch unsere Jugend zum Teil immer wieder. Ihre ernsten Elemente allerdings erfahren durch diese Erlebnisse eine Vertiefung des Persönlichkeitskernes, die den jugendlichen Geist für die größten Fragen der Weltanschauung und Religion aufschließt.

Der Durchbruch zur völkischen Jugendbewegung kann in unserer Jugend als vollzogen gelten, nachdem das sächsische Volksprogramm vom Jahre 1933 die Arbeitsdienstpflicht der Jugend in seine Bestimmungen aufnahm und den allgemeinen siebenbürgisch-deutschen Jugendbund als Teil der Volksorganisation anerkannte; nachdem der siebenbürgische Volksrat im Arbeitsdienststatut die Einzelheiten des Arbeitsdienstes geregelt und die Durchführung desselben dem Jugendbund übertragen hatte. Seither bildet die allgemeine Jugendarbeit, besonders der Arbeitsdienst, einen Teil der allgemeinen Volksarbeit, untersteht die Jugend der Volkssatzung und der Disziplinsforderung auf Erfüllung dieser Satzung in allen die Jugendfragen betreffenden Punkten. Politisches Entscheidungsrecht besitzt selbstverständlich diese Jugendorganisation nicht.

Sie ist vielmehr, etwa wie die Nachbarschaften, eine Sonderorganisation mit unpolitischem Charakter. Dieser Grundsatz ergibt sich auch natürlich aus der Tatsache, daß die Jugend politische Entscheidungsreife gar nicht besitzt. Nach diesem Grundsatz sind auch die Arbeitslager geführt worden, ihn hat auch Dr. Alfred Bonfert, der verdienteste und anerkannteste Führer völkischer Jugendarbeit schon wegen des volksallgemeinen Charakters dieser Arbeit immer als grundlegend anerkannt.

Deshalb durfte schon aus Treue zur eigenen Grundidee der völkischen Jugendbewegung der Führerring des allgemeinen siebenbürgischen Jugendbundes niemals die Einordnung unter die am 22. Oktober 1935 in Kraft gesetzte Volkssatzung des Gesamtdeutschtums unseres Landes verweigern, die hinsichtlich der Jugendarbeit und Jugendorganisation das in Siebenbürgen erreichte auf alle Siedlungsgebiete ausdehnt und den von der Jugend selbst schon eingeschlagenen Weg nur zu Ende geht. Er durfte sich keine politische Entscheidung anmaßen und sich dadurch in eine politische Körperschaft verwandeln, womit übrigens der Sinn des ganzen Jugendbundes aufgehoben erscheint. Er mußte, auch wenn große innere Gefühlswiderstände da waren, diese durch Erfüllung des Gebotes der Volksdisziplin überwinden, eingedenk dessen, daß er seit Jahr und Tag solche und ähnliche Überwindungen von einem großen Teil der ihm unterstellten Jugend selbst gefordert hatte.

Statt dessen nahm er den gegenteiligen Standpunkt ein, dessen Rechtfertigung sich etwa in folgende Sätze fassen läßt: Die Jugendbewegung ist etwas organisch Wachsendes, das seine eigenen Gesetze hat und keine Eingriffe von oben verträgt. Getragen wird sie von einem lebendigen Führertum und der lebendige Führer ist Dr. Alfred Bonfert. Da nun die Einfügung in das neue Volksprogramm sowohl den Eingriff von oben, als auch die Abschnürung vom lebendigen Führer bedeutet (weil Fred Bonfert mit seiner Partei dies Programm ablehnt), ist sie seelisch unmöglich.

Diese Sätze enthalten grundlegende Wahrheiten. Sie werden aber hier zu Unrecht in Anspruch genommen und verlieren deshalb die Beweiskraft für das, was sie beweisen sollen.

Gewiß ist die Jugendbewegung etwas organisch Wachsendes. Aber in der völkischen Jugendbewegung gehört eben Einordnung in die Volksorganisation und die grundsätzliche Unterordnung unter

Verfügungen der Volksführung mit zu den organisch gewachsenen Grundideen. Es ist also ein Mißverstehen seiner selbst, unter Berufung auf das eigene Wesen sich solchen Einordnungen grundsätzlich entziehen zu wollen. Wohin käme die Volksorganisation, wenn ihre Sondereinrichtungen ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten zur Loslösung vom Ganzen ausnützen wollten? Dies bedeutet unzulässigen Mißbrauch mit diesen Eigengesetzlichkeiten, indem gegen das Gebot der Disziplin der Hang zum Einzeltum durchbricht.

Und ebenso ist lebendiges Führertum Mitbedingung wahrer Jugendbewegung. Aber der Führer einer völkischen Jugendbewegung, oder gar Leiter des Landesarbeitsamtes kann nicht führen, wohin er allein will. Es verliert z. B. jeden Sinn, wenn etwa Fred Bonfert den Anspruch aufrecht erhält die Gesamtjugend des Volkes und den völkischen Arbeitsdienst zu führen, und gleichzeitig sich aus der Volksorganisation herausstellt, die überhaupt die Voraussetzung für das Bestehen dieser Führungsstellen abgibt. Hier ist nur eine reinliche Scheidung möglich. Entweder man wahrt die Volksdisziplin, dann kann man die Jugend des Volkes führen. Diesen Weg hat trotz politischer Gegnerschaft die Volksführung eben aus Sorge um die Erhaltung lebendigen Führertums Bonfert offen gehalten. Er hat abgelehnt ihn zu gehen, er wurde vielmehr Präsident einer politischen Partei, die die Volksdisziplin verweigert. In diesem Augenblick gab es für ihn in den Augen eines jeden, der die Ideengrundlage der völkischen Jugendbewegung wirklich ernst nimmt, nur noch e i n e n klaren Weg: den Anspruch auf jene Führerstellen offen zurückzulegen, Unterführung sowie Gefolgschaft jeder Gefolgstreue öffentlich zu entbinden und daran mitzuwirken, daß die völkische Jugendarbeit zunächst ohne ihn, die eingeschlagene Bahn sachlich weiter geführt werde.

Es ist bekannt, daß gerade das tatsächlich geschah, was nicht geschehen durfte. Fred Bonfert, aber auch der allgemeine siebenbürgische Jugendbund mit Pfarrer Staedel haben den Führungsanspruch auf die Jugend nach wie vor aufrecht erhalten. Es werden Arbeitslager veranstaltet, ein Landesamt für Arbeitsdienst weitergeführt und unter der Bezeichnung „Allgemeiner deutscher Jugendbund" überall Jugendgruppen gegründet. Gerade diese letzteren Tatsachen verraten deutlich die innere Sackgasse, in die man geraten ist. Es werden Benennungen verwendet, wie sie nur der wirklich

anerkannten allgemeinen völkischen Jugendführung und Jugendorganisation zustehen, während man tatsächlich höchstens ein Privat- oder Parteiunternehmen ist.

Nach diesen Beispielen ist es wohl klar, wie die Forderung nach Volksdisziplin, die in der völkischen Jugendbewegung eine so grundlegende Rolle spielt, von den Führern dieser Bewegung selbst zerstört wird. Sie haben durchaus Unrecht sich hiebei auf das Ausnahmsrecht der Revolution zu berufen. Ein solches geschichtliches Ausnahmsrecht besteht grundsätzlich. Es besteht für jeden als Selbstverteidigungsrecht der Natur, wo das oft in langen Kämpfen errungene eigene Wesen von Zerstörung bedroht ist. Es war von vorneherein absurd anzunehmen, daß die neue Volksführung des Deutschtums in Rumänien unter Leitung von Fritz Fabritius das Wesen der völkischen Jugendbewegung bedrohen, oder gar zerstören könnte. Denn dieser Mann und viele der zu ihm sich gesellenden Mitarbeiter sind ja selbst lebendige Führer gerade dieser Bewegung. Dies gilt uneingeschränkt besonders von dem neuen Beauftragten für Jugendfragen und Arbeitsdienst Nikolaus Hans Hockl. Ein inneres Recht auf Revolutionierung oder auf Unterstützung und Ausnützung von revolutionierenden Bestrebungen in der Jugend bestand also nicht. Auf die Führer fällt hier die Verantwortung dafür, daß eine solche Revolution doch gemacht wurde, die dadurch, daß die innere Berechtigung fehlte, letzten Endes sinnlos ist und auch das „Ethos der Revolution" in der Jugend zerstören muß.

Aus dem inneren Chaos, in dem die Jugend heute sich befindet, das letzten Endes zum ideellen Bankerott führen muß, gibt es nur einen Ausweg: Die Jugend in die Volksorganisation zurückzustellen. Das Ziel dieses Schrittes wäre, dem Arbeitsdienst als Kernstück der völkischen Jugenderziehung seinen eigentlichen Sinn wieder zu geben, nämlich Angelegenheit der Volksgesamtheit zu sein! Auf dem Wege über den neu vereinheitlichten Arbeitsdienst wird es möglich sein die neueren Schäden, die die völkische Jugendbewegung erlitten hat, auszuheilen.

Emil Strauß

Zu seinem siebzigsten Geburtstag am 31. Januar 1936

Von Fritz Knöller

Wenig Wesenszüge machen das Straußsche Lebenswerk[1] aus, sind aber von einer Größe, daß sie über Schaffen und Person dieses Künstlers hinausragen in die Dichtung aller Zeiten. Im Verlauf des Gesamtwerkes, von den „Menschenwegen" (1898) bis zum „Riesenspielzeug" (1934), können wir feststellen, daß hier auf Biegen oder Brechen ein Dichter seiner Erkenntnis verpflichtet ist, daß er sie nie verrät. Werk und Mensch schließen sich zu unlösbarer Einheit. Was Strauß am Leben erregt und immer wieder zu dichterischer Gestaltung drängt, die Forderungen, die er den Menschen entgegenhält, hat er dem eigenen Leben gestellt mit dem vollen Einsatz seiner Person.

Sehen wir zunächst vom Aufbau, vom Sprachlichen, von der stilistischen Gesamthaltung ab, so sind es vier Punkte, die Werk und Person gleichmäßig kennzeichnen: Einmal Heimat und Fremde, Ausland und Vaterland, dann die Ergründung des eigenen Wesens, das Pindarsche „Werde, was du bist!", gipfelnd im christlichen „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!", ferner, damit schier unzertrennlich verknüpft, Platos Suchen nach der absoluten Hälfte, die Geschlechterliebe im höchsten Sinne, und endlich der künstlerische Genius, dargestellt in der Sphäre der Musik.

Strauß studierte in Freiburg mit Emil Gött zusammen, dem badischen Landsmann und Dichter. Beide trieben ein urhaftes Handwerk, den Ackerbau, beide verfochten die These: der Mensch schafft sich selber sein Schicksal; und dies in einem Jahrzehnt, wo die Doktrin „der Mensch, ein Produkt der Verhältnisse" auch die Dichtung bezwang! Der Trieb, sich zu vollenden, ließ den Jüngling nicht im heimischen Winkel verliegen, das Fernweh führt ihn 1892 nach Brasilien, doch wie der Engelwirt in der gleichnamigen Schwabengeschichte auszieht, eine zweite Heimat zu finden, entdeckt der Dichter wie jener die — alte, geht ihm auf der Heimat reine Natur, deren Geschichte, deren Kultur. Bezeichnend, wie dem Auswanderer die Erzählung von der goldhaarigen Christel mitten im brasilianischen

[1] 1929 wurden sämtliche Werke von Georg Müller, bzw. A. Langen / G. Müller, München, übernommen.

Urwald zum deutschen Märchen gerät: „Prinz Wieduwitt" (Menschenwege). Nur noch im „Engelwirt" (1900) und in zwei Novellen aus „Hans und Grete" (1909) betreten wir die Neue Welt, und das bloß, um die Heimat in hellerem Lichte zu sehn; sonst sind wir in Baden, in Schwaben, am Rhein, am Bodensee, in Freiburg, in Karlsruhe, Pforzheim, in jener Gegend, wo Strauß beheimatet ist. Ganz folgerichtig daher, wenn der Mann in die Kindheitsjahre hinabtaucht, wenn er tiefer noch bohrt nach geschichtlichem Grund, und in der Erzählung „Schwester Euphemia" (Hans und Grete) und dem Roman „Der nackte Mann" (1912) der Vaterstadt Pforzheim ein dauerndes Denkmal setzt. Selbst das 1923 geschriebene, auf korsischem Boden des 16. Jahrhunderts spielende Drama „Vaterland" stellt dar ein Bekenntnis des Dichters zur Heimat, zur weiteren freilich, der er, ihr Besinnung und Kraft zu verleihn, in einem fremden Begebnis den Spiegel vorhält.

In den „Auswanderern" (Menschenwege) schildert Strauß einen deutschen Professor, der sich ein gut Teil seines Lebens zwingen ließ und dann, sein falsches Wachstum erkennend, sich losreißt, doch nicht mehr Wurzel fassen kann. Hier schon begegnet uns die Straußsche Forderung, zum ganzen Menschen zu finden. Wie die Engelwirtin dazu bestimmt ist, ihre Lebenspflicht, die Ehe, zu wahren und den Mann zu sich selber zu bringen, bleibt es noch Inhalt der Freifrau im „Schleier" (1920), dem Manne die Augen zu öffnen. In dem Schülerroman „Freund Hein" (1903) findet ein zarter, dem Geist der Musik verhafteter Junge nicht zu seiner Bestimmung, aber in den, ein Jahr später entstandenen „Kreuzungen" ertrotzen drei junge Leute das ihnen gemäße Leben.

Die Pflicht gegen sich selbst und die Mitmenschen erfährt im Christentum die tiefste Durchdringung. In immer stärkerer Verbohrung treibt Strauß dieses Problem bis zum Opfer der Person für die Gemeinde: „Gartenäre" (im Novellenband „Der Schleier"). Den Glauben, die Tat und nicht die Lehre betont er; denn „wie dem Kinde das Spielzeug und das Spiel, so sind uns diese Dinge gegeben..., damit wir uns an ihnen üben und stärken und im Entscheidungsfalle nicht Quark sind, sondern ganze Menschen!" (Der nackte Mann.) Im Blickpunkt des Dichters steht der glaubensernste Mensch, ein ausgesprochen lutherischer Zug, wie denn die Straußschen Ahnen männlicher Linie protestantisch wurden. Der im

„Spiegel" (1919) geschilderte Urgroßvater liefert den schönsten Beleg: Joseph versucht es mit dem Wehrstand, mit dem Nährstand, mit dem Mönchstum, peinlich prüfend und ringend, bis ihn eine Christuserscheinung auf die Musik als seinen „Beruf" verweist, dem er wie einst dem Gelübde inbrünstig dient, um schließlich an der Rettung eines Typhuskranken zu sterben.

Neben dem Sichselbstfinden läuft, ebenso leidenschaftlich verfochten, die Forderung nach dem rechten Lebenspartner, nach der absoluten anderen Hälfte, wie sie Platon im „Gastmahl" verkündet. In Zeiten strengeren Geistes und Lebensgefühls gewinnt diese Idee an Stärke und Größe, wird schicksalsscheiternd zur Tragödie: „Don Pedro" (1899). Bezeichnend, daß diese Forderung wie alle anderen, den Dichter bewegenden Fragen am Anfang seines Schaffens schon steht. Wir finden sie wieder im Thesenstück „Hochzeit" (1908), wo, den bürgerlichen Zeitläuften entsprechend, komische Tönung hereinspielt, wir finden sie in den „Kreuzungen" und vornehmlich in „Hans und Grete" bis an die unheimliche Grenze der Geschwisterliebe getrieben (Schwester Euphemia) und darüber hinaus ins Reich der vierten Dimension, wo ein Sehnender die absolute Hälfte im zweiten Gesicht zu erlangen vermag (Mara). Und die Forderung kehrt wieder im Novellenbuch „Der Schleier" (1930). Drei Gescheiterte: „Baptist", der blind die Seine verfehlt, der Chirurg im „Befund", der, falls er am Idealbild festgehalten, ein anderer geworden wäre als nur ein „Don Juan ohne Gestaltungskraft der Liebe", und endlich einer, der zweifelnd verkennt und darum von der Enttäuschten erstochen wird („Der Skorpion").

Die „Menschenwege" heben an mit einer Meditation „Am Ruder", die Strauß ein „Nachtstück" nennt, und geben zu erkennen, wie sehr der Dichter der Musik verschwistert ist. Musik durchweht die Straußsche Sprache, Musik durchzieht sein ganz und gar symphonisches Werk. Zwei Werke vor allem, „Freund Hein" und „Der Spiegel", sind Weiheopfer der tönenden Kunst. Strauß kommt aus der österreichischen, weitverzweigten, weitberühmten Musikersippe gleichen Namens. Das Schicksal der Ahnen gibt er im „Spiegel". „Freund Hein", eine „Lebensgeschichte", den Eltern gewidmet, autobiographisch durchsetzt, schildert den Weg eines der Musik ergebenen Knaben, dem Vater und Schule zum Verhängnis werden. „Freund Hein" (der Name ein ernstes Symbol) klagt an, erschütternd und

scharf, Schule und Eltern, die den Lebensquell der Jugend verschütten, stellt dar den Kampf des Genies gegen die Umwelt.

Strauß ist vor allem Erzähler und beansprucht als solcher die Weite der Epik. Weniger die Begebnisse als die Gestalten beherrschen seine Kunst. Die lebenswirkenden Kräfte strömen in die Gestalten, lassen sie töricht beharren oder krempeln sie um. Im Zusammenprall mit der Welt machen die Helden eine schmerzhafte Entwicklung durch, die ihren Untergang oder den Aufstieg herbeiführt. Straußens Romane sind Seelengemälde, die Empfinden, Einsicht, Wollen und Ringen der Helden erhellen, bald derb humoristisch, bald mannhaft ernst oder im melancholischen Schein verstehender Liebe.

Die Straußsche Novelle bewegt fast immer ein schicksalsträchtiges Ereignis. Das Band zur alten klassischen Novelle, die ein einmaliges Begebnis als schicksalshaften Umschwung verlangt, ist nicht zerrissen, vielmehr fest geknüpft, im „Schleier" etwa, der zum eisernen deutschen Novellengut zählt. Ist nicht schon der Titel „Der Schleier" sinndeutend für das umfänglich nicht große, inhaltlich jedoch überreiche Gesamtwerk des Dichters? Wie der hauchdünne Schmelz eines Falters, wie ein silberner Tau, wie das traumhaft zarte Gespinst über dem Blau des heimischen Himmels ruht ein schleierfeiner Glanz auf dieser Dichtung.

Emil Strauß wurde in einem Landstrich geboren, wo schwäbisch-alemannisches und rheinfränkisches Sprachgut sich mischen (Pforzheim, 31. Januar 1866). „Rheinschwäbisch" nennt mans. In dieser Mundart ist der Dichter zu Haus; sie ist sein Werkzeug, sein Besitz; er schaltet mit ihr wie mit einem unversieglichen Schatz. Zu einer Zeit, wo man nur spärlich um Stammeslaute sich mühte oder sie ohne Dazutun und Formen rein stofflich nahm oder gar ängstlich einen ästhetisch entmotteten, wert- und bildarmen Stil „kultivierte", schrieb Strauß eine Sprache, genährt vom Quell heimischer Mundart, einen natürlichen, warm klingenden, musikalischen Stil, voll kosender Formen, wie seine Gegend sie liebt und wie sie schon Keller leidenschaftlich gebrauchte.

Emil Strauß ist rheinschwäbischer Erde entsprossen, ihr zeitlebens verpflichtet. Die Kraft seines Wesens sog er aus ihr, den grübelnden Ernst, den schönen Humor; aus seinem musikfeiernden Geschlecht die weiche Melodie der Sprache. Nie war der Dichter einer Richtung verschrieben, er ging seinen Weg, langsam aner-

kannt, bleibenden Verdienstes sicher, er ging seinen Weg, ein Stiller im Lande, vertrauend eigener Kraft, tiefem Gefühl, edler Erkenntnis. Seinem Volke vertrauend, ging er den Weg zum ganzen Menschen, steht jetzt am Ziel, äußerlich geehrt, Ehrendoktor der Freiburger Universität, Mitglied der Deutschen Dichterakademie, innerlich gewachsen zu geschlossenem Werk, einem Kleinod der Deutschen!

Der Spießer

Eine Weltbetrachtung von Ernst Gräser

„Den Teufel merkt das Völkchen nicht
und wenn er sie beim Kragen hätte".

Goethe

Ist es nicht eine Kulturaufgabe, auf eine Gesellschaftsbildung innerhalb der Menschheit umfänglich hinzuweisen, die nie genügend erfaßt werden kann. Hat sich doch kein Geringerer wie Goethe den Kampf gegen das Philistertum hoch angerechnet. Mehr sollte man sich zwar mit dem Positiven des Lebens beschäftigen — aber man kann nicht umhin. Man sage nicht, man kenne ihn schon, denn er entzieht sich dem Blick oft auf täuschende Art, am schwersten erkennbar am eigenen Leibe.

Also Spießertum! Im Beginne der Einfühlung in sein Revier, scheint sich das Hirn zu verengen, die Nase wird dick, die Augen klein, das Gemüt ängstlich — alle höheren Eigenschaften schrumpfen aus Platzmangel der Seele zusammen.

Es ist ein Gebilde, das sich über alle Gebiete des Menschenlebens hinzieht. Es lebt nicht etwa nur im Kleinbürgertum — an allen übrigen Ständen und Berufen gedeiht es auch, keiner von ihnen ist frei davon. Vor dem Herrn Kanzleirat, Direktor, Freiherrn oder Professor macht er nicht Halt. Es kann der ewige Mensch in einem Titel untergehen. Seine Zufriedenheit mit sich selbst ist groß, doch hat sie nur Breite und keine Tiefe. Er neigt sonderlich zu Besessenheiten aller Art. Der kleine Spießer wird besessen von einem neuen Anzug, Hut oder Pelz — gänzlich kann ihn ein Auto entmenschen. Der Geck und der Spießer sind nur Variationen. Im jungen Menschen herrscht er schon oft in erschreckendem Maße. Wie oft geht hier ein Meer von Menschentum in einer hübschen Mütze

unter. Es fasziniert ihn das Neueste, er wird getragen von der neuesten Mode — in jeder Beziehung und auf allen Gebieten —, die wesentlicher Bestandteil seines Rückgrats ist. Es bleibt bei ihm nicht bei der freien Freude am Gegenstand — er wird von dem Besitz besessen. Der Verstand — der kurze — gilt ihm mehr, als Weisheit. Wo aber der Mensch nicht von Weisheit geleitet wird, kann er zum Opfer seiner Intellektualität werden und so zum Philister. Er ist nicht schöpferisch. Sein Mut entfaltet sich in Grenzen gefahrloser Zone — und wo er ihn hat, ist es mehr physischer Mut als Zivilcourage. „Ein hohler Darm mit Furcht und Hoffnung angefüllt, daß Gott erbarm!" Lorbeeren läßt er durch andere erringen, um darauf auszuruhen. Wo ein Großer Raum schafft, nistet er sich ein und tut, als ob er zu Hause wäre.

Mancher meint dem Odium eines Spießers dadurch zu entgehen, daß er Wein, Tanz und Bier flott aufsucht. Das Gegenteil kann entstehen und diese werden dann ganz besonders zu Attributen seines Philistertums. Über jene — sagt Fichte: — „wolle die gütige Natur walten und ihnen zur rechten Zeit Regen und Sonnenschein, zuträgliche Nahrung und ungestörten Umlauf der Säfte verleihen ..."

Zwischen der Sitte — aber auch der Unsitte — tiefgetretene Spur macht er keine klaren Unterschiede, denn die „tiefgetretene" Spur ist ihm wichtig. Was „man" tut, ist ihm Gesetz. Die Freiheit des Spießers ist höchstens diejenige, die gang und gäbe ist. Was jenseits dieser Grenzen liegt, ist ihm höchst zuwider. Er ist als Herdenmensch immer Untertan irgendwelcher öffentlicher Meinung. Sein großer Hang zum Dogma, zum Statut, zum Bürokratismus entspringt dem Mangel derjenigen inneren Freiheit, die nach lebendigen Gesetzen handelt.

Der Spießer scheint das Phänomen einer Naturnotwendigkeit innerhalb des Menschheitsschicksals zu sein und wirkt wie die Bremse des Wagens auf dem Wege der Menschheitsentwicklung. Ebenso der Bildungsphilister, — der von seinen Qualitäten überzeugte —, dem Bildung ein käufliches Objekt ist und für ihn im Titel seine Kulmination hat. Sowie der Papierdrache ohne Belastung seines Schweifes allzu luftige, selbstmörderische Kurven schlägt, so könnten Kulturen ohne dieses notwendige Übel und Gewicht des Spießertums in zu vehementer Weise verflüchtigen. Deshalb möge er nicht ganz

mit der Lauge der Kritik übergossen werden. „Es muß auch solche Käuze geben".

Dem Geiste gegenüber ist er weder warm noch kalt. Er lebt deshalb ständig in Gefahr, der Höllenfraß zu werden. Doch einen Fanatismus besitzt er, den Fanatismus zur Mittelmäßigkeit. „Das Mittelmäßige reißt uns herab." (Chr. Morgenstern.) überall treibt er daher eine schwammig, schwulstige Blüte — die Vereins-Meierei.

Künstlertum und Spießertum sind Gegensätze. Aber da es wohl nicht zu viele echte Künstler gibt, ist es hier recht häufig vorzufinden — am Strebertum erkenntlich — oft in der Liebe zu steten Sümpfen. Auch der ruhmumstrahlte Künstler wird zum Spießer, sobald Ruhm ihn sättigen kann — edles Menschentum erstickend.

In der Tagespolitik geht er unter, den Sinn für die große Politik verlierend.

Neben dem Spießer kleinen Formats gibt es durchaus auch ein monumentales Spießertum, welches aber — so paradox es scheinen mag — ungleich schwieriger erkannt werden kann und sich allein dem geistig Erkennenden als solches offenbart. Dieses hat, höchste Werte fälschend, selbst planetarische Wirkung. Was ist denn — groß gesehen — z. B. der Marxismus und Kommunismus anders, als eine mit Hilfe des kurzen — wenn gleich ätzenden Verstandes, — nicht Geist! — in ein System gebrachte Philistrosität, bar jeglicher künstlerischer und religiöser Elemente. (Daß nebenher im Sowjetstaat auch Kunst geübt wird, braucht den Blick für das Wesentliche des dieser Betrachtung zugrunde Liegenden nicht zu trüben.) In der Philosophie läßt er sich nicht von dem Glauben an des Menschen göttlichen Kern leiten, sondern von dem Glauben an dessen Endlichkeit. Deshalb hat er nicht den Mut, von dem tastbar, kompakten Ufer des Sichtbaren — wo sich allein sein kurzer Verstand tummelt — den Schritt zu wagen in die Welt geistiger Erkenntnis. Seine Religion ist sentimental. Hier gilt ihm Buchstabe mehr als Geist, Dogma mehr als lebendiges, inneres Gesetz, aus Religion möchte er Idylle machen. Seine Hymnen durchsäuseln Seufzer, die einem seitlich geneigten Kopfe entspringen — und das auch nur sonntags.

Rundschau

Das letzte Jahr brachte dem Deutschtum in Rumänien schwere Schädigungen. Die staatlichen Zuwendungen für unser Schulwesen sind auf einen ganz geringen Betrag herabgesetzt worden, die Kongrua wurde auf eine Teilsumme dessen gemindert, was wir bisher bezogen, die größten Verluste erlitt hiebei die evangelische Landeskirche; das staatlich-deutsche Volksschulwesen ist bedeutend abgebaut worden, in 65 v. H. der bessarabisch-deutschen Lehrstellen sind Rumänen eingerückt, in 58 deutschen Dörfern Bessarabiens gibt es keinen deutschen Lehrer mehr, in der Bukowina ist das deutsche staatliche Volksschulwesen rumänisiert, im Banat sind ebenfalls Einbußen zu verzeichnen. Über 500 deutsche Beamten wurden abgebaut, das Recht des freien Gebrauchs der deutschen Muttersprache in der Verwaltung ist praktisch weitgehend durchbrochen, der Gebrauch der deutschen Ortsnamen in der Presse und im Postverkehr fast überall beseitigt. Die Deutschen sind aus der örtlichen Verwaltung zum größten Teil ausgeschieden. Über die Bestrebungen einer Reihe rumänischer Parteien zur weiteren Schmälerung unserer Bedeutung braucht hier nicht erst gesprochen zu werden.

Der innere Streit unseres Volkstums hält aber an, als wäre all dies nicht geschehen. Der Verlust der deutschen Volksschulen im Buchenland hat weniger Staub aufgewirbelt als manche Parteiversammlung oder die hundertmal wiederholte Versicherung von Parteipolitikern, daß sie allein die wahre und erneuerte Gemeinschaft schaffen werden, wenn nicht jetzt, so in Jahren, und wer es nicht glaubt, erscheint ihnen als schlechter Deutscher. Bekenntnisse und Erklärungen für Personen sind an die Stelle des Ideenkampfes getreten. Die Behauptung, daß der gegnerische Volksgenosse ein Bösewicht sei, dünkt viele wichtiger als die geschlossene Volksorganisation, der offen die Gefolgschaft aufzusagen nicht mehr allgemein für unzulässig gilt.

Dabei weiß es im Grunde jeder, daß es bis auf wenige keine Deutschen in unserem Lande gibt, die ihr Volk verraten. Die Mißachtung dieses Wissens bringt Lüge und Verleumdung in so entscheidendem Umfang in alle Streitigkeiten, die längst nur Auseinandersetzungen um Personen sind, seitdem die Programme der feindlichen Parteien einander immer ähnlicher wurden und Grundsätze kaum noch umstritten werden. Sowohl bei der Volkspartei als auch bei den Einheitlern wurde oft verkündet, man werde für sich das ganze Volk gewinnen — ein Gerede, denn nichts ist offensichtlicher, als daß die Volkspartei die Einheitler nie gewinnen kann und umgekehrt. Ohne die einen oder anderen ist es aber mit der Volksgemeinschaft Essig.

Soll die Volksgemeinschaft, die jeder zu erstreben vorgibt, wirklich erstehen, so muß ein anderer Weg gesucht werden als die Sackgassen, in die sich die Parteien verrannt haben, und zwar der Weg, auf dem der Volks-

bruder als solcher in Wahrheit anerkannt und geachtet wird; dieser Weg kann nur auf einer alle tragenden Grundlage gebahnt werden, auf der des gemeinsamen Volksprogrammes, das nach Geist und Hauptinhalt den wesentlichen und berechtigten Forderungen des ganzen Volkes und den Ideen seiner Erneuerung entspricht, was noch niemand widerlegen konnte.

Dr. O. F. Fickeli hat in seinem jüngst erschienenen Büchlein „Unser Weg zur Erneuerung des deutschen Volkes in Rumänien" in klarer, ernstlich bisher nicht angefochtener Darstellung die Entwicklung der Erneuerungsbewegung, ihre Spaltung und die Grundlinien einer wirklichen lebendigen deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien behandelt. Wer diese Gemeinschaft will, dem sollte es, auch wenn er bisher vom Weg abirrte, nicht schwer fallen, seine Haltung zu ändern.

Wir müssen die Geschlossenheit wieder finden! Der Volksentscheid wird ein gutes Mittel dazu sein. Wie aber, wenn sich auch dem Entscheid — gleichgültig, wie er ausfällt — bestimmte Gruppen nicht beugen? Wir haben es erlebt, daß die Disziplin abhängig davon gemacht wurde, ob sie bestimmten Personen zusagte. Ereignet sich dies wieder, so wird die Klärung ebenso Fortschritte machen, wie wenn der Entscheid beachtet wird, denn auch die Disziplinlosigkeit hat ihre Grenzen — sofern das Volk noch gesund ist. Und daran wollen wir nicht zweifeln.

Heinrich Zillich

Ein Bekenntnis zur geistigen Zusammenarbeit zwischen Rumänen und Deutschen legte am 16. Dezember in Kronstadt der Gründer des Rumänisch-Deutschen Kulturinstitutes Universitätsprofessor Simion C. Mândrescu mit aufsehenerregender Rückhaltlosigkeit ab, die sich fruchtbar abhob von den üblichen Worten eines unverbindlichen Wohlwollens, wie wir Deutschen des Landes es schon früher mitunter hörten. Der Vortrag fand im Rahmen der ersten, der Kronstädter Ortsgruppe des Institutes statt und behandelte die Art und Weise der erstrebten Zusammenarbeit, die, wie Mândrescu ausführte, nicht nur einen Austausch geistiger Güter bezwecke, sondern unmittelbar von Volk zu Volk, — das heißt also für Rumänien: von den Rumänen zum deutschen Volkstum des Inlandes und umgekehrt, stattfinden müsse. Mândrescu bekannte sich als rumänischer Nationalist, der seinem Lande Freunde werben wolle. Freundschaft mit dem deutschen Volke sei zugleich ein geistiger Vorteil für sein Volkstum, das dem deutschen ungeheuer viel verdanke, ja die entscheidende Beihilfe beim Aufbau der rumänischen Eigenkultur. Auch heute sei eine ernste wissenschaftliche Arbeit ohne Kenntnis der deutschen Sprache unmöglich. Die schicksalhaft-staatstreue deutsche Bevölkerung Rumäniens nehme aus diesen Gründen eine Sonderstellung ein und könne mit den anderen Minderheiten nicht verglichen werden. Als volksbewußtes vollberechtigtes deutsches Element solle sie dem Staate dienen.

Die Arbeit des Institutes unterscheide sich von der ähnlicher Institute grundsätzlich durch das Vorhandensein einer starken deutschen Bevölkerung im Inland, denn sie könne den Kulturbelangen beider Völker ohne

staatsbürgerliche Trennung dienen. Mißverständnisse und bisher begangene Fehler müsse zähe Arbeit beseitigen, der sich Mândrescu seit vielen Jahrzehnten widmet. Ein besseres Sichkennenlernen als bisher sei der Weg dazu. Er habe ihn eingeschlagen durch Gründung der Zeitschrift „Revista Germanistilor", durch Errichtung eines siebenbürgisch-deutschen Lehrstuhls an der Bukarester Universität, der Bernhard Capesius übertragen wurde, und durch die Gründung des Institutes, das sich in Ortsgruppen auf das ganze Land auszweigen solle. Er denke daran, die schon bestehenden deutschen Sprachkurse durch ein deutsches Sprachsommersemester für Studenten in Kronstadt zu ergänzen und schließlich an die Schaffung einer Rumänisch-Deutschen Universität mit Öffentlichkeitsrecht.

Die mit großem Beifall auch in der deutschen Presse aufgenommenen Erklärungen Mândrescus erscheinen uns deshalb so wertvoll, weil darin die besondere Bedeutung der deutschen Kultur, des bodenständigen Deutschtums und dessen Heimatsrecht in Rumänien rückhaltlos anerkannt wurde, bei voller Hervorhebung der Notwendigkeit, daß sich das Deutschtum deutsch erhalte; die ganze Rechtsfülle des heimatlichen Deutschtums wurde — was ebenfalls bemerkenswert ist — von seinen Leistungen her begründet und von dem Nutzen, den es dem rumänischen Volke bringt; schließlich aber blieb der Wunsch zur Zusammenarbeit nicht beschränkt auf ein schönes Bekenntnis, sondern wurde in Ziele gefaßt, von denen manche der Verwirklichung schon durch Taten entgegengeführt worden sind. Wir begrüßen darum die bahnbrechende Arbeit Mândrescus, zu dessen Mithelfern auch Söhne unseres Volkes gehören, in den heutigen nicht wolkenlosen Zeiten mit aller Wärme. Heinrich Zillich

Rumänisch-deutsche Literaturbeziehungen. Die siebenbürgische Zeitschrift „Pagini literare", die schon öfters ihr Interesse für unser sächsisches Schrifttum bewiesen hat, verzeichnet in ihrem letzten Heft mit Genugtuung Krassers Übertragungen aus zeitgenössischer rumänischer Lyrik in den letzten Heften des „Klingsor". „Eine verdienstliche Tat, welche mit aller Wärme begrüßt werden muß und die wenigstens in der „Revista Germanistilor Romani", welche seit lange der sächsischen Kultur die verdiente Beachtung schenkt, ihre Erwiderung finden müßte. Es ist der einzige Weg der Verständigung und der fruchtbaren Zusammenarbeit." — In dem gleichen Heft schließt R. Demetrescu an den Hinweis auf die durch Vermittlung Meschendörfers, Wittstocks und Zillichs und des rumänischen Schriftstellerverbandes ermöglichte Veröffentlichung eines rumänischen Romanes in deutscher Übersetzung im Langen-Müller-Verlag folgende Worte an: „Unsererseits fügen wir zu dem vom Schriftstellerverband ausgesprochenen Dank unsere Glückwünsche hinzu und wünschen diesem Anfang möglichst viele und gelungene Nachfolger auf beiden Seiten. Insbesondere der Leitung der Kronstädter Zeitschrift kommt das Verdienst zu für diese Initiative, die von unseren Professoren für deutsche Sprache vergolten werden muß." —

Wir schließen uns diesem deutlich hervorklingenden Wunsch nach rumänischen Übertragungen deutscher Dichtung von Herzen an und freuen uns, daß er von rumänischer Seite ausgesprochen wurde.

Heinrich Zillich

Sprachbesinnung. 1. „Beiläufig um die elfte Stunde" und rückwärts im Hof sind in Siebenbürgen unausrottbare mundartliche Ausdrücke (Provinzialismus) für hochdeutsch ungefähr und hinten. Wir wollen ihnen den Kampf ansagen, sonst müssen wir uns schon, beiläufig bemerkt, damit begnügen, in der Reihe der Deutschkönner ganz hinten zu stehn!

2. „Scheinbar ist es dem Sprecher gelungen, die Volksgenossen zu überzeugen, denn sie stimmten alle für ihn". — Man versteht nicht, warum die Volksgenossen für den Sprecher stimmten, da es doch nur so schien, als wäre es ihm gelungen, sie zu überzeugen, während sie in Wirklichkeit nicht seiner Ansicht waren. Augenscheinlich (und nicht nur scheinbar) meint der Berichterstatter genau das Gegenteil von dem, was er schreibt; er verzichtet anscheinend darauf, gut deutsch zu schreiben.

3. Ein „Konzert Bukarester Künstler" mag dem Musikliebhaber Stunden unvergeßlichen Genusses schaffen, dem Sprachfreund bereitet es Enttäuschung; nicht weniger, als die „Meldungen Hermannstädter Blätter", die man dann lesen konnte. Daran ändert selbst der altberühmte „Verein Berliner Presse" nichts, ebensowenig wie der „Verein Freundinnen junger Mädchen".

4. Daß aber im dritten Jahre der deutschen Selbstbesinnung, im fünfzigsten seit der Gründung des Deutschen Sprachvereins in deutschen Blättern noch Sätze gedruckt werden wie: „Die Delegation legte dem Officiul ein kurzes Memorandum vor, in welchem an die erste Intervention erinnert wird" — könnte uns endgültig entmutigen! Wer ist für diese würdelose Welscherei mehr verantwortlich: Der Verfasser, der sie unbedenklich niederschreibt, der Schriftleiter, der sie drucken läßt, oder der Leser, dem man sie ungestraft bieten darf? — Leider war es dem neuen Deutschland vorbehalten, uns den „Garanten" und die „nationale Solidarität" und manches andere noch zu bescheren. (Man versuche sich vorzustellen, daß Schiller sein berühmtes Gedicht „Die Garantie" genannt hätte: „Ich lasse den Freund Dir als — Garanten").

Fritz Schnell

Ein „verständnisvolles" Echo. Im Novemberheft dieser Zeitschrift erschien aus meiner Feder ein Aufsatz „Die überstaatliche Volksgemeinschaft", der in der Monatsschrift „Volk im Osten", Hermannstadt, durch ihren Herausgeber Karl Hermann Theil in dem Artikel „Gefährliche Konstruktion" eine Beurteilung erfahren hat, die im folgenden aufs schärfste zurückgewiesen wird.

Welchen Zweck verfolgten meine Ausführungen „Die überstaatliche Volksgemeinschaft", die rein sachlich gehalten waren? Zunächst waren sie daraufhin angelegt, den Nachweis zu erbringen, daß in der Nachkriegs-

zeit das volksorganische Denken bei den Deutschen, Tschechen, Polen, Ungarn und Jugoslawen solch gewaltige Fortschritte machte und solch umfassende Bewegungen auslöste, daß von einer beginnenden Panbewegung gesprochen werden darf. Sodann wurde die Arbeit gewürdigt, die von den Genfer Nationalitätenkongressen seit länger als einem Jahrzehnt geleistet wird, um die planmäßige Durchführung des Kulturaustausches zwischen den Stammvölkern und ihren Auslandgruppen zu erleichtern. Hiebei lehnte ich mich — wie auch im Aufsatz ausdrücklich angegeben wurde — zum Teil an Ausführungen des Generalsekretärs der Kongresse, des Dr. Ewald Ammende an, außerdem wurden Zitate aus Resolutionen der Kongresse gebracht. Ferner wurden unter Berücksichtigung der offiziellen Entschließungen die Bestrebungen behandelt, die der Verband der deutschen Volksgruppen in Europa zwecks Verwirklichung der überstaatlichen Volksgemeinschaft entwickelt hat. Schließlich berichtete ich über die Arbeit maßgebender Rechtsgelehrter des neuen Deutschland, die zum Ziele hat, daß den Nationalitäten im Rahmen des Völkerrechts das Recht einer juristischen Person zuerkannt werde, die ihnen heute abgeht. Zahlreiche Gründe schwerwiegendster Art fordern, daß die überstaatliche Volksgemeinschaft im internationalen Rechtsleben verankert werde. Obige Teilprobleme der gewaltigen Nationalitätenfrage, die mit der Klärung der gesamteuropäischen Volkstumszusammenhänge unlösbar verbunden sind, beanspruchen naturgemäß bereits in hohem Maße die Arbeit sachkundiger Kräfte und es werden in Zukunft erst recht viel Studium, Überlegung und verständnisvolle Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände nötig sein, um allmählich die als notwendig erkannten Ziele zu erreichen. Allerdings für Theil liegen diese Dinge ganz anders. Er erblickt in diesen Fragen „Probleme, deren Lösung sich dem einfachen Menschenverstand und dem gesunden völkischen Instinkt als höchst einfach darbietet". Diese Einstellung verrät solche Verständnislosigkeit, daß „difficile est satiram non scribere".

Der Aufsatz „Gefährliche Konstruktionen" stellt ein typisches Beispiel einer Art Journalistik dar, deren Methode zu der fairen Tradition der sächsischen Zeitschriften in vollständigem Gegensatz steht. Bisher nahm selbstverständlich jeder, der in ihren Spalten etwas veröffentlichte, die Ausführungen seines Partners in der öffentlichen Diskussion so hin, wie ihr klar zutage liegender Sinn dies gebot. K. H. Theil blieb es vorbehalten, in dieser Hinsicht eine neue Methode einzuführen. Sie besteht darin, daß er meinen Ausführungen mehreremale in höchst willkürlicher Art nach seinem eigenen Ermessen einen Sinn unterlegt, um dann gegen Ansichten und Meinungen zu polemisieren, an die bei der Niederschrift meines Aufsatzes nie gedacht wurde. So beliebt es ihm aus meinen Darlegungen z. B. in unerfindlicher Weise eine „offenbare Gegnerschaft gegen das Dritte Reich" herauszulesen. Die Annahme, in meinem Artikel diese Entdeckung gemacht zu haben, wirkt um so grotesker, da in ihm Adolf Hitler als einer der maßgebendsten Vertreter einer neuen Weltauffassung

bezeichnet wurde, „die in der Wertschätzung aller Volkstümer verankert ist". Hierauf wurden von mir ausführliche Zitate aus seiner Reichstagsrede vom 17. Mai 1933 gebracht, in der er verkündete: „Wir kennen den Begriff des Germanisierens nicht mehr" usw. Anschließend daran behandelte ich, und zwar erstmalig in unserer heimischen Presse, hochwichtige völkerrechtliche Überlegungen eines der angesehensten Juristen des neuen Deutschland, des Berliner Universitätsprofessors Walz, die von mir geradezu „als Bausteine eines neuen Völkerrechts" bezeichnet wurden. Auf diese sehr bedeutsamen Ausführungen des Prof. Walz, um die es mir vor allen Dingen ging, ließ sich K. H. Theil mit keinem Wort ein, es sei denn, daß seine Bezeichnungen „Schaumschlägerei" oder „blutleere Konstruktionen" auf sie gemeint sind. Oskar Wittstock

Nachschrift der Schriftleitung: Der uns eingereichte Aufsatz von Oskar Wittstock, der dem ständigen Mitarbeiterkreis der Zeitschrift nicht angehört, wurde, wie dies in dem betreffenden Heft auch vermerkt worden ist, veröffentlicht als Bericht eines besonders guten Kenners der Bestrebungen des Verbandes deutscher Volksgruppen Europas. Diese Bestrebungen kennenzulernen, ist unser Interesse. K. H. Theil wirft Wittstock im wesentlichen „die Ablehnung eines stärkeren Interesses des Mutterlandes für die allgemeinen Belange der Volksgruppen" vor. Hätten wir aus Wittstocks Bericht den gleichen Schluß wie Theil ziehen können, wäre die Veröffentlichung, die ja dann allen Äußerungen unserer Zeitschrift über den Umbruch in Deutschland widersprochen hätte, unterblieben. Dazu ergab sich aber auch dem Text des Aufsatzes kein Anlaß.

Neue Bücher und Schriften

Franz Tumler: Das Tal von Lausa und Duron. Erzählung. (Verlag Albert Langen / Georg Müller, München.) Tumler ist uns als namhafter Lyriker bekannt geworden, der neben Egermann, Stuppäck und Kefer zu den besten Hoffnungen deutsch-österreichischen Schrifttums zählt. Als Erzähler gibt er schönes, aus dem Innern aufsteigendes Wort innerhalb zuchtvoller Knappheit des Aufbaues und gemahnt in vielem, ohne dabei jedoch Epigone zu sein, an Adalbert Stifter. Das Tal von Lausa und Duron ist der Schauplatz der ersten Zusammenstöße zwischen Österreichern und Italienern, knapp nach der Kriegserklärung Italiens. Und es bleibt während der ganzen Erzählung ein hart umkämpfter schicksalhafter Streifen Grenzlandes, das seine Bewohner haben verlassen müssen, was ihnen zum Verhängnis wird. Ihres Bodens beraubt, sind sie den Launen des Schicksals und der Willkür der sie jeweils aufnehmenden Menschen freigegeben. Und ihre Rückkehr, die freilich nur wenigen von ihnen gegönnt ist, macht sie auch nicht gerade froh: denn die neue Zeit ist mit dem faszistischen Italien in das Tal eingezogen, ein Leben, das sie, ein uralter und an seinen Formen und Sitten fest hangender Stamm, nicht mehr

begreifen können. Schließlich ist der Streifen Landes an der Grenze Verderben für den jungen Leon Contrin, der schon vor dem Kriege zu den Italienern übergeht, um dann bei Kriegsausbruch als italienischer Soldat gegen sein Dorf vorzudringen, wobei er, der Untreue, die Strafe erleidet: er stirbt, von einer Kugel österreichischer Soldaten, die seine Schwester Anita angeführt hat, durchbohrt. Doch versinkt er nicht im Vergessen; denn von ihm haben die neuen Bewohner des Tales ja die Kenntnis edelsteinreicher Berghänge, die sie nun ausbeuten. Aber auch Anita, die dem Boden ihrer Väter treu blieb und nach kurzer Abwesenheit wieder in das Dorf und das Tal zurückkehrt, stirbt, von einem Steinsplitter getroffen. Nur ist sie es, die, geklärt durch die Erkenntnis des Gesetzes, „daß man zu nichts zurückkehren kann, an dem man einmal vorbeigegangen ist, weil es in dem Augenblicke, in dem man es sich erhalten will, schon gestorben ist", in ein anderes Leben eingeht, den Sinn der neuen Zeit, die über ihre Heimat gekommen ist, vorwegnehmend. Von dieser Erkenntnis über ihren Tod läuft also das Leben in die Zukunft.

Das äußere Bild, so schön die Landschaft und so eindringlich auch der Krieg in seinen Auswirkungen geschildert sind, bleibt doch zurück vor der inneren Haltung der paar Menschen, die wir kennen lernen, — des alten Contrin, seiner Kinder Leon und Anita und noch einiger, nicht näher benannter. Am Ende ist aber auch stark das faszistische Italien. Die Sendung Tumlers wächst hier plötzlich herauf: Dichter vom Leben eines Stammes zu sein, der um die Reinheit seines Erbes furchtbar zu kämpfen hat.

Dichter und Mensch treten hier zusammen: Tumwer, der in Oberösterreich lebende Südtiroler, leidet um seine von fremder Macht beherrschte Heimat. Und dies ist es auch, was uns Tumler bedeutsam erscheinen läßt: daß er seiner Dichtung jenes Menschentum mitgibt, das zurücktritt hinter das Werk, hinter das Volk, um ihnen zu dienen. Die Forderung völkischer Kritik, daß der Dichter sein Werk aus seiner Menschlichkeit gebäre, auf daß sie sich darin enthülle, ist in dieser Erzählung Tumlers erfüllt. Deshalb sei uns der junge Dichter willkommen. Carl Watzinger

Bela Gy. Szabo, Liber Miserorum. 50 Holzschnitte. In der bekannten Druckerei Minerva in Klausenburg erschien ein Buch Holzschnitte eines ungarisch-siebenbürgischen Künstlers, das Beachtung und Beifall verdient. Augenblicke des Menschenlebens, wie es sich jedermann eröffnet, zeigen diese außerordentlich knapp und zart angesetzten Schnitte, die mit den sparsamsten Mitteln wirken, beinahe nur die Kontur der Figuren andeuten, aber doch voll Ausdruck und Bewegung sind, schön im Raume stehen, von einem starken kompositorischen Sinn ausgewogen. In der Reihe äußert sich ein tiefes Verstehen des Menschlichen, nicht ohne einen pessimistischen Einschlag, der sich auch schon im Titel des Werkes verrät.
Heinrich Zillich

„Margarethe von Wrangell". Das Leben einer Frau. 1876—1932. Aus Tagebüchern, Briefen und Erinnerungen dargestellt von (ihrem Gatten)

Fürst Wladimir Andronikow. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, 1935.

Diese Lebensdarstellung einer der bedeutendsten Frauen unserer Zeit ist in ihrem Stile notwendigerweise nicht ganz einheitlich, dafür aber inhaltlich wie aus einem Guß. Indem wir diese deutsche Frau durch ihr ungewöhnlich bewegtes Leben begleiten, erleben wir das Werden und Wachsen einer außerordentlichen Persönlichkeit aus ihren natürlichen, starken Anlagen zu höchster Leitung und Anerkennung. Ein unbändiger Wissens- und Forschungsdrang steckt in Margarethe von Wrangell. Sie überwindet alle Hindernisse und Vorurteile, die sich dem Hochschulstudium eines Mädchens in den Anfängen unseres Jahrhunderts entgegenstellten. Im 56. Lebensjahr stirbt sie nach kurzen vier Jahren einer spät geschlossenen, glücklichen Ehe mitten aus ihrer Arbeit, der Lehrtätigkeit als ordentlicher Professor auf der landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim. Jeder Leser dieses Buches wird über das Stoffliche hinaus, das schon an sich viel Anregung bietet, gefesselt werden durch das Zwingende in der sich organisch entfaltenden inneren Entwicklung Margarethe von Wrangells. Das Buch ist wertvoll, wie der Mensch, von dem es handelt!

Annemarie Schnell

Reise nach den vier Winden. Ein bezauberndes Buch ist die „Reise nach den vier Winden" von Walther Eidlitz. (Verlag Hellmuth Wollermann, Braunschweig). Wir reisen da auf den Spuren der Weltgeschichte nach den vier Winden der Welt, um endlich in Deutschland zu landen. Von Patmos, der Insel der Apokalypsie im Süden ausgehend, wo sich uns eine lebendige Klosterwelt auftut reisen wir den Spuren der Welt von Byzanz bis in den Osten, in die Stadt Konstantins, Konstantinopel, und in die Gotensteppe nach. Von da aus aber verfolgen wir, auch durch Siebenbürgen hindurch, die Kriegszüge des heldischen Christenkönigs Karl XII. nach dem Norden, nach Schweden und Norwegen. Im Westen, im Lande der Mormonen, in Amerika, und endlich im morgendlichen Deutschland beendigen wir die große Reise. Hundert Bilder, Begegnungen und Erlebnisse werden dem Dichter zu dem Erlebnis des Einen: des Kampfes der dunkeln Mächte gegen den lichten Christengott durch all die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag, den die Apokalypsie verkündet.

In die überwältigende Welt der Berge führt uns Herbert Cysars kleines Alpenbuch „Berge über uns" des Verlags Müller-Langen, München. Dies herbe und mit kraftvoller Bildhaftigkeit gestaltete Bändchen ist das Werk eines Mannes, der sich des ganzen Einsatzes, den der die Natur heimsuchende Mensch aufbringen muß, bewußt ist. So wird es zu einem Hohelied auf die Bergwelt, auf deren Höhe sich der Mensch Gottes Gericht, aber auch Gottes Verheißung nahe weiß.

Der vierundzwanzigjährige Engländer Peter Flaming, Zeitungsreporter von Beruf, schließt sich mit der kühlen und kühnen Abenteuerlust eines englischen Jungen von heute einer Forschungsexpedition an, die sich

auf die Suche der seit 1925 spurlos verschwundenen Expedition des vielbewunderten Oberst Towett begibt. Daraus entsteht dies völlig unromantische, witzige und lebenssprühende Erlebnis „Brasilianisches Abenteuer", ein Buch, das uns die bezaubernde Naturwelt Brasilien und den lebensfrischen Boy lieb gewinnen läßt. Der Verlag Ernst Rowohlt in Berlin sorgte für eine gute Übertragung des in England viel gelesenen Buches. Dr. Ernst Jekelius

Der Bauernroman. In einer Zeit, die der blinden Ideologie der Schlagworte allzu sehr verhaftet ist und die daher den Boden der Wirklichkeit nur allzuleicht unter den Füßen verliert, ist die besinnliche Einkehr in das bodenständige Leben des Bauern für uns alle Gewinn.

Und es gibt wieder handfeste Bauernromane, die dies der Erde, aber auch dem Himmel so nahe Leben ohne alle romantische Verstiegenheit zu packen wissen. Da ist dieser von sprudelnden Wasserquellen gesegnete Lohhof in den bayrischen Bergen in der Erzählung „Lohwasser" von Johannes Linke (L. Steckmann, Verlag, Leipzig), dessen Wasser versiegen und damit seine Menschen in gefährliche Abenteuer verstricken. Die Kinder aber des von Unrast geschlagenen Bauern kehren zur freudigen Gläubigkeit und stillen Arbeit der Vorväter zurück. Ihnen sprudeln auch wieder die segnenden Wasserquellen.

Da ist vor allem in das „Jahr Gottes" von Karl Heinrich Weggerl (Inselverlag) die Geschichte eines Dorfes eingebettet. Wie wundervoll ist hier die ernste Schwerfälligkeit des Bauern dargestellt, aus der gewaltsam die Leidenschaften und Schicksale brechen. Darüber aber wölbt sich ein Himmel, der unerforschlich, aber gewaltig in dies schwere Leben wirkt.

Wie ein feiner Balsam duftet „Der Lobenstock", das Allheilmittel frommer österreichischer Bauern in den sagendunkeln Tagen eines früheren Jahrhunderts. Und wie dieser Duft feinen Balsams weht es auch durch diese edle und einfältige Erzählung der Paula Grogger. (Verlag Langen-Müller, München). Das Heilmittel verschwindet im Halbdunkel einer fast mythischen bäuerlichen Welt, aber der Glauben bleibt bestehen. Und der Weihespruch, der lautet:

Brech die Himmelsdecken, wenn Gott geht auferwecken
In der Welten Kreis wirst auch wieder schmecken
Bin, was niemand weiß, Kyrie eleys! Dr. Ernst Jekelius

Walter von Molo, Der kleine Held. Roman. Holle & Co. Verlag. Berlin. Hintergrund in diesem Roman ist die Vorkriegszeit mit ihren Spannungen zwischen den Staaten, besonders zwischen Österreich und Deutschland. Im Vordergrund lebt eine Familie, die geistig und körperlich abgewirtschaftet hat, Vater, Mutter und zwei Söhne. Der eine Junge, verweichlicht und besonders von der Mutter als Stiefkind erzogen, reift im Kampf gegen diese Erziehung, mit seinem überspannten Bruder, mit Schule, Freunden und Vorgesetzten geistig und körperlich zum lebenbejahenden Menschen. Während um ihn alles verkrüppelt und stirbt, gibt er als ein-

ziger Hoffnung auf Leistung. Dies Werk gleicht einem Trauermarsch mit einigen tröstenden, befreienden Klängen. Denn das Heldentum dieses Jungen ist zu spärlich, um zu befreien. Man vermißt Spannung und Weite der Darstellung. Die Ansätze dafür sind zu bescheiden, um zwischen dem Nein des Vergehens und dem Ja des heranreifenden Menschen ein wahres Heldentum zu bekunden. Trotzdem erschüttert diese Schilderung des kranken Familienlebens in einer kranken Zeit, in der schon die gesunde Entwicklung eines Knaben zum Manne als Heldentum gewertet wird.

Kurt Scherg

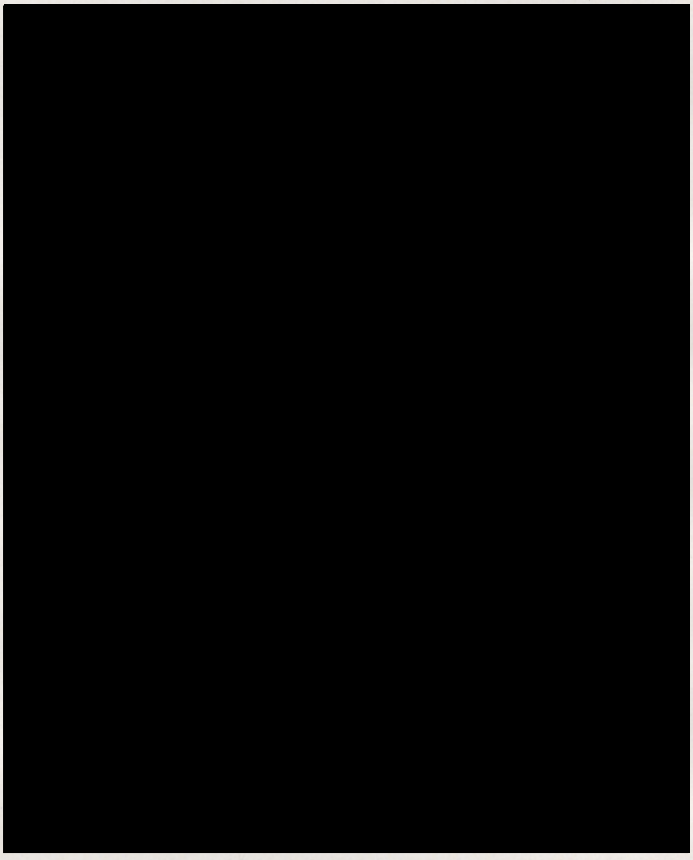
„Lebendiges Wort." Die Bücherei zu 75 Pfennig des Verlages Paul List, Leipzig, enthält eine Reihe von schön ausgestatteten Werken bekannter Dichter. Es liegen uns zur Besprechung vor: F. A. Schmid Noerr: „Das Leuchterweibchen", eine Erzählung aus dem Nürnberg Albrecht Dürers. (4.—10. Auflage.) Es wird mit Feinheit, tiefem Verständnis, großer Zeitkenntnis und in meisterhafter Sprache geschildert, wie die Herzensfreundschaft Dürers zu Pirkheimer festhält auch in schwerer Prüfung, durch die sie hindurchgehen muß infolge Dazwischentretens der Frau Agnes, der Gattin Dürers, deren Wesen hier eine schöne Ehrenrettung erfährt. Das Beste, was mir vom Verfasser bisher bekannt ist. — Otto Gmelin: „Die Gralsburg." Der Verfasser erzählt ein Fronterlebnis. Er wird bei einem Sturmangriff verwundet, fällt dabei in Bewußtlosigkeit und erlebt in den wenigen Augenblicken bis zum Wiedererwachen eine schönere Welt, die ihm alle Dinge in neuem Lichte zeigt, sie wunderbar in ihrem innersten Wesen durchleuchtet. Tief ergriffen erlebt man dieses Wunder in der Meistererzählung mit. — Axel Munthe: „Unter dem Nordstern." Eine Fahrt und Erleben bei den Lappen: in einer Welt, da die heidnischen Götter und Geister nur eben hinter einen Vorhang getreten zu sein scheinen, woher sie, in allen Dingen fühlbar, hervorwirken. Mit kundiger Hand weiß der Verfasser den Vorhang zu lupfen, so daß wir vom Geheimnis zuinnerst gepackt werden.

Hans Lienert

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Die Erzählung „Drei Freunde" von Heinrich Zillich ist seinem kürzlich erschienenen Buche „Die gefangene Eiche" entnommen, das im bekannten Schulbücherverlag Schaffstein in Köln erschienen ist und eine für die Jugend bestimmte Auswahl von Erzählungen enthält. Unsere Bildbeilage stellt eine kaum bekannte Plastik aus der Schwarzen Kirche in Kronstadt dar. Wir werden in diesem Jahre mehrmals wenig beachtete Einzelheiten dieser bedeutendsten deutschen Kirche unserer Heimat im Bilde wiedergeben. In den nächsten Jahren werden wir andere Bauten Siebenbürgens berücksichtigen.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Markusdruckerei A. G.



Fritz Kimm, Bauplatz (Kohlezeichnung)

Photo-Repr. Atelier Netoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR FEBRUAR 1936 HEFT 2

Späte Krone

Von Josef Weinheber

O er wußte es tief: Im Ruhm
ruft die härtere Pflicht. Es hat
Wahl der Einsame leicht,
Männliches männlich und
fern zu tun; mit dem Worte Volk
streng und sparsam zu sein; zurück
zu den Toten zu reden; die
Himmlischen zu beschwörn
da sie entschlafen sind;
stolz zu wehren der Nacht, mit Wort
eines Ordnenden.

Doch weh dem,
der sein Gestern im Rausch vergißt!
Wahnsinn nimmt ihn, der Irre zieht
tausend Tolle nach sich,
und der erregte Markt
schreit die Stille der Gottheit, tanzt
alle Früchte der Erde fort.

Lorbeer, leidenerdunkelter,
ründet spät sich einmal
auch der geheimsten Stirn,
und das maßlose Leben häuft
auf den sinkenden Seher Glanz.
Wenn das Schwere ihn überkommt
und das Starke, das zwingt
weiter den Gang zu tun,
wappne sich der Gekrönte! Die
toten Götter beschirmen ihn.

Der heilige Vogel

Von Oinz Catiz

Es regnete.

Es war kein Regen mit Sturm und Donner und stürzenden Wassern, ein sanfter Regen war es, milde und weich wie Samt, ein Regen zwischen Ostern und Pfingsten, rieselndes Getropfe, beinahe schon Gesang.

Gereckten Halses stehen die beiden Jungen, Steefen und Mathis, vor dem Giebelhaus. Du Steefen, die beschmutzen unser Haus!

Schweig. Die bauen ihr Nest.

Mit dem Dreck an dem Straßengraben? Und nach einer Pause: Du, wenn die so weiter unser Haus beschmutzen, hol ich eine Stange und stoße hinein.

Der Vater schlägt dich tot.

Hehe!

Keiner darf eine Schwalbe umbringen, keiner ihr Nest zerstören.

Warum denn nicht?

Tut es einer, so geben dessen Kühe rote Milch, Blutmilch.

Siehe da, schon wieder kommt sie! Ich hole eine Stange.

Da öffnet die Mutter das Fenster: Wollt ihr wohl hereinkommen! So im Regen zu stehen! Steefen! Mathis! Herein!

Doch der kleine Mathis: Der Vater hockt auch nicht in der Stube neben dem Ofen, vor dem Wirtshaus steht er, alle Männer stehen dort.

Herein!

Ja, vor dem Dorfkrug stehen die Bauern, nicht alle, wie Mathis behauptete, etliche nur, wohl zehn oder fünfzehn, die dem Ortsmonteur der Elektrischen Gesellschaft zuhören. Sakra nochmal, müsse denn der Bauer nur immer im Dunkel tappen? Arbeitet ihr weniger als euer Pfarrer? Auch der Doktor hat elektrisches Licht in seinem Haus. Warum soll der es besser haben?

Der Doktor hat's nicht gut, nicht sehr gut, seine Frau lief ihm davon.

Gut, lassen wir den Doktor. Da steigt aber einer von euch mit der Laterne auf den Heuboden, torkelt, fällt hin und gleich brennt Stall und Scheune.

Die Bauern lachen: Den hat wohl arg der Schuh gedrückt, wenn

er mit der Laterne auf den Heuboden steigt und das Feuer verschüttet. Dein Licht kann ihm da auch nicht besser helfen.

Und mögt ihr abends nicht auch bei gutem Licht, bei Sonnenlicht sozusagen, eure Zeitung lesen?

Du Rudi, entgegnet Ziriakkes, unsere Zeitung lesen wir sonntags, nachts aber schlafen wir, das müssen wir wohl.

Und die langen Winterabende! triumphiert der Monteur.

Für diese Abende langt unsere Funzel, kommt doch auch der Doktor zu uns und der Pfarrer. Warum hocken sie nicht in deinem Sonnenlicht?

Rudi Wend, der Monteur, kämpft um sein Leben. Die Elektrizität, predigt er, ist das neue Herz der Welt. Sie ist ein Gottessegen. Gichtbrüchige werden geheilt, Aussätzige werden rein, die Blinden sehen, die Tauben hören und den Armen scheint die Sonne. Ja, ja, beinah könnt einer glauben, unser Heiland wandelte wieder durch Galiläa. In der Stadt werden die Maschinen der großen Fabriken mit elektrischem Strom angetrieben. Die Stuben heizt man, die Wäsche bügelt man mit elektrischen Geräten.

Ob meine Hemden länger halten, wenn sie mit deinem Bügeleisen geplättet werden?

Nein, das wohl nicht, Ziriakkes, aber deine Frau wird nicht krank von den giftigen Kohlengasen, sie hat es gut daheim, Sonne im Heim, wie man in der Stadt sagt, und läuft dir nicht davon.

He, warum nur lief dem Doktor die Frau weg? Sie hatte ja Sonne im Heim! Deine Rechnung stimmt nicht. — Die Bauern lachen. Rudi Wend, der Monteur, ist verzweifelt. Verfluchtes Schicksal, das ihn auserwählt, ein Eiferer und Verkünder der neuen Zeit zu sein in diesem Dorf. Wenn bloß die Bauern nicht alle diesem Dickschädel, dem Ziriakkes, folgten. Als wie einer im Mörser Wasser schlägt, mehr bedeutete alles Reden und Werben nicht, solange der Ziriakkes nicht mit seiner Grobtatze einschlug und topp, es gilt! sagte.

Der Bauer Ziriakkes meint, nun könnte er gehen. Zwar die Arbeit daheim sei kein Frosch, der ihm weghüpfe, nein, aber sie hätten nun genug geredet. Salamaleikum! sagt der Monteur, und er ist beinah schon wieder froh über einen plötzlichen Einfall, einen glücklichen Gedanken, wie er gerne glauben will. Er stellt sich dem Bauern in den Weg: Ziriakkes, ich will dich um etwas bitten. Du hast eine

Stube, die unbewohnt dasteht. Ich mag nicht mehr im Wirtshaus wohnen, gefällt mir nicht da drin. Für deine Stube zahle ich dir genau soviel wie ich der Wirtin zahle. Hm?

Der Bauer schweigt. Dann legt er dem anderen die Hand auf die Schulter: Nein, Rudi, für Durchreisende haben wir in unserem Dorf ein Wirtshaus. Das war immer gut genug für sie, für die Durchreisenden, immer. — Und geht.

So ein Klotz! Keinen roten Pfennig bringt ihm die Stube ein, wenn sie unbewohnt dasteht. Ich hätte ihm gezahlt dafür, gut gezahlt, wie in der Stadt gezahlt. Und das elektrische Licht hätte ich ihm installiert. Um ein Vergelt's Gott.

Gehen wir heim, sagen die Bauern.

Ich denke, wir trinken ein Gläschen Wein, lockt der Monteur. Doch die Bauern gehen, Pitter nur und Valten, die auch ohne die Einladung Wends ins Wirtshaus gefunden hätten, treten ein. Wend bestellt Wein. So ein Klotz!

Na, na, Rudi, hat wohl seinen Grund, der Ziriakkes, sagt Valten.

Da wüßt ich keinen.

Seine Frau, mußt du wissen, war früher mal ein leichtes lockeres Ding. Die hat jeder warme Windhauch gleich umgeschmissen.

Salamaleikum!

Was für eine Sprache redest du? fragt Valten.

Ich habe auch eine freie Wohnstube, tastet Pitter sich vor.

Doch der Monteur hört sie nicht, der hat auch den Wein vergessen, er blickt gedankenverloren vor sich hin. Heute noch will er seiner Gesellschaft einen Bericht einsenden. Gedulden müsse man sich, auf Biegen oder Brechen ginge es nicht in solch einem Dorf, aber gewiß käme bald der Tag, da die Zeit erfüllet sei. — Die Zeit verrinnt. Na prost!

Die Zeit verrinnt, ja, ob du sie nun zählst, die Tage, oder nicht. Ein Tag, der ging, war immer leichter als ein Tag, der kommt. Der sinkende Tag ist in Gold gekleidet, der kommende Tag aber droht mit blutigem Morgenrot. Zähe Tagesmüh wäscht ab das rote Blut und in den gefalteten Händen birgst du das lautere Gold: Es ist getan. Die Zeit verrinnt, ach ja, aus österlichem Erwachen wurde bald hoher heißer Sommer. Doch auch der Sommer verglüht, Keller, Boden und Scheunen bergen das schweißgebadete Gold der langen Sommertage. Nun klingt in die frühe Dämmerung das Trost-

geläut des Abendsegens. Über die weizenbesäten Acker schreitet keiner mehr. Sie dehnen sich der Ruhenacht entgegen, schwanger des künftigen Sommers. Der Bauer schlägt im Walde sein Holz. Daheim auf der Ofenbank trocknet die Wolle und die Bäuerin sucht das Spinnrad hervor.

Es klopft. Der Monteur tritt ein. Er wolle den Ziriakkesbauer sprechen. Ach so, der sei im Wald. Schade, sehr schade. Aber gut warm haben Sie es hier drinnen. Und wie ist die Wolle auf der Ofenbank weiß, schneeflockenweiß muß ich sagen.

Die Frau streicht ihre Schürze glatt und stellt dem Gast einen Stuhl an den Tisch. Nein, nein, er wolle lieber auf der Ofenbank sitzen und die schneeflockenweiße Wolle streicheln. Und immerfort sieht er die Frau an. Sie weicht diesem aufdringlich unkeuschen Blick aus. So jung ist sie noch. In ihrer Ratlosigkeit greift sie nach dem Spinnrad, bringt es mit einigen Tritten auch in Bewegung, doch der Wollfaden zerreißt. Darüber errötet sie und vermag nur hilflos zu lächeln. Nein, stärker ist sie nicht, nur eine Frau, ein wenig eitel und noch jung. Sie heißen Angela, sagt plötzlich der Monteur.

Ganz verwirrt sieht die Frau ihn an. Nein, ich heiße Agnes, erwidert sie.

Doch, Sie heißen Angela, nur wissen Sie das nicht. Ich will es Ihnen erklären. Aber er kam nicht dazu, die beiden Jungen, Steefen und Mathis, kehrten aus der Schule heim. Die Mutter war froh darüber und hatte den Monteur vergessen, schien es. Sie forderte die Jungen nicht einmal auf, den Gast manierlich zu begrüßen, sie schnitt für jeden eine Scheibe Brot und legte einen Apfel dazu. Sie hieß Agnes, nur Agnes, ja, und war die Mutter dieser beiden Jungen. Den Monteur dünkte, daß er hier überflüssig sei, er erhob sich und beschied die Frau, er wolle ein andermal versuchen, den Ziriakkesbauer zu treffen. Und ging. Draußen schnalzte er mit der Zunge: Salamaleikum, das ist ein Weib! Na, und wir, so wie der Herrgott uns gebaut hat!

Beim Abendbrot berichtete Mathis, es sei der Mann, der mit seiner Werkzeugkiste im Dorf herumginge, heute dagewesen.

Ja, erklärte die Frau, er wollte mit dir reden. Sie hatte es unterlassen, dem Bauern den Besuch zu melden. Sie hatte vergessen, einfach vergessen. Mehr bedeutete es wohl nicht. Sie hieß Agnes, ja, und sie begriff nicht, warum sie hätte Angela heißen sollen,

sie war zeitlebens zufrieden gewesen mit ihrem Namen. Angela — so nannte man in der Stadt vielleicht die schönen Frauen. Nein, ich heiße Agnes! sagte sie laut.

Der Bauer hielt im Essen inne und blickte herüber. Sie lachte kurz. Ja, heiße ich denn nicht Agnes? Dann schalt sie den Jungen: Mathis, knetest du wieder Kugeln aus deinem Brot? Das ist eine Sünde. Du bist groß genug, das zu begreifen.

Ja, sie hieß Agnes.

Seit drei Tagen arbeitete der Monteur beim Greisler Huber. Das war die sechste Installation, die sechste, jawohl, aber im Dorf standen etliche hundert Häuser. Diese hartnäckigen Bauern, diese Maulesel! Ihr werdet euch aber wundern, wie schnell alles sich ändern wird, ihr werdet kaum Zeit finden, die Hände über eurem Dickschädel zusammenzuschlagen. Hei, Stefan, hei, rief der Monteur seinem Helfer zu, in diesem Winter gibt's hier einen Haufen Arbeit.

Am Nachmittag, auf dem Heimweg aus der Schule, kamen Steefen und Mathis in den Kaufladen Hubers, sie begehrten für ihre kleine Nickelmünze Johannisbrot. Sie blieben im Laden und sahen zu, wie Stefan eine kleine Marmortafel an der Wand befestigte. Der Monteur Wend ist die ganze Zeit über freundlich zu ihnen, er füllt ihre Taschen mit einer Unmenge Johannisbrot. Nachher will er vom Wirtshaus die Zähleruhr holen, du sollst heute abend noch dein Licht bekommen, Huber. Am Wege besinnt er sich jedoch eines anderen und geht auf den Ziriakkeshof. Jawohl, die Frau sitzt am Spinnrad, der Bauer ging am Morgen schon mit dem Knecht in den Wald, Holz zu schlagen. Der Monteur sitzt auf der Ofenbank, scheint niedergeschlagen und verbittert. Er schweigt beharrlich. Das ärgert die Frau, er habe wohl nichts zu tun und gehe nur umher, andere Leute bei ihrer Arbeit zu hindern. Nein, erwidert er, nein, Sie sollten nicht auch über mich den Stab brechen. Ganz demütig bat er sie darum. Es stehe ohnehin schlimm genug um ihn. Wenn der Ziriakkes nicht sehr bald in sein Haus das elektrische Licht einführte, dann jagte ihn die Gesellschaft zum Teufel. Und was er hernach anfangen werde, das mochte der Himmel wissen. Freilich wäre er mit seinen fünfundzwanzig Jahren lieber zurück in die Stadt gezogen, wo einer nicht jede Laune mißtrauisch auf Herz und Nieren prüfen muß. Prost, heute ist heut! Morgen kommt die Sonne ja doch wieder. Und bleibt sie aus, so gibt es tausend, nein, Millio-

nen kleine Sonnen, die alle mitsammen heller scheinen mögen als die große Sonne. Jedermann hat seine eigene Sonne. Ach ja, in der Stadt! Der Monteur erzählte lange, er sagte, daß auch hier im Dorf jeder seine eigene Sonne bekommen sollte. Frau Agnes hatte das Spinnrad vergessen, sie lauschte den Worten Wends und fand, daß er sehr wohl des Mitleides bedurfte, so demütigte er sich vor ihr und machte sich gering vor Gott und den Menschen. Sie sind schön, sehr schön! erklärte er mittenhinein, aber sie schlug die Augen nicht nieder, nein, sie wies ihn auch nicht aus dem Haus. Ach du meine Güte, wie gering er doch war, wie ihn fror in seinem Unglück, sie bedeutete für ihn wohl eine Sonne, eine gütige Sonne, die ihn wärmen konnte, wenn sie nur mochte. Und das wollte sie nun gerne. Sie zeigte ihm das Haus, die Stuben und Kammern, auch die große Stube, die unbewohnt dastand. In dieser Stube wurden Verlobungen und Hochzeiten gefeiert. In jenem Bett gebaren die Frauen, hatten sie seit jeher Kinder geboren. Eine große reinliche Stube. Hinter sich zogen sie die Türe ins Schloß.

Im Hof ging die Magd. Sie holte aus der Kammer den Melkeimer. Später fing es an zu regnen. Die Dämmerung fiel schnell herein. Als vom Turm der Abendsegen erklang, war es schon ganz dunkel. Der Bauer kommt heim. Er trägt Axt und Säge in den Geräteschuppen. Der Knecht soll nachsehen, ob das Vieh ordentlich gefüttert wurde. Da geht leise die Haustüre und Wend schleicht aus dem Hof. Auf der Straße bleibt er stehen, befühlt eine Wunde am Halse und holt tief Atem: Salamaleikum, die hat Zähne! Aber wir, so wie der Herrgott uns gebaut hat! Na, ihr werdet die Hände über eurem Dickschädel zusammenschlagen. Und nun ging er ins Wirtshaus, das Tränklein will ich mir gönnen, sagte er.

Im November sind die Nächte lang, zu kurz aber für Steefen, viel zu früh läutet der Küster die Schulglocke. Steefen begreift nicht, daß der nicht länger schlafen mag. Ja, wenn einer schlafen kann, ist jede Nacht zu kurz. Die Wachenden nur wissen, wie lang die Nächte im November sind. Doch frage sie nicht, die Wachenden, es antwortet dir keiner. Wenn sie wach liegen, ausgeschlossen vom heiligen Mahl der Gerechten, blicken sie zu den Sternen. Ein Ohr soll dort vorhanden sein, das auch dunkle, unsägliche Worte vernimmt, das hört zu dem dunkelsten Wort einen lichten Reim hinzu. Steh auf, Steefen, deine Mutter ist lange schon wach, sie hat wohl gar nicht geschlafen heut nacht, steh auf, die Glocke läutet.

Auf dem Wege zur Arbeit im Wald trifft Ziriakkes vor dem Wirtshaus den Monteur: Du wolltest mit mir reden? — Ja, der Monteur setzt die Werkzeugkiste vor sich hin, ja, meine Gesellschaft möchte wissen, ob du nicht eines anderen dich besonnen hast.

Der Bauer läßt ihn stehen und geht seiner Wege. Hahaha, hatte der nicht gestern seinen Bengeln die Taschen mit Johannisbrot vollgestopft? Mit diesem Speck fängt man hierzulande keine Mäuse. Doch auch der Agnes schien gestern abend die Petroleumlampe nicht hell genug, sie hatte mit der Gabel die Suppe löffeln wollen. Bei diesem Licht kann einer nicht die Gabel vom Löffel unterscheiden, behauptete sie. He, wie das alles seltsam zusammenklingt.

So hat der Bauer seine Gedanken auf dem Weg in den Wald. Der Knecht Akim schlendert in feiertäglicher Trägheit dahin und wundert sich, daß der Bauer trotzdem nicht recht nachkommt. Er bleibt stehen, deutet hinüber zum Fluß: Das sind Wildenten, ja? Der Bauer blickt hinüber: Ja, das seien Wildenten, ein schmackhaftes Wild, wie die Jäger meinten. Da fällt eine Ente aus der fliegenden Schar kopfüber in die Tiefe. Nach einer Weile vernehmen sie den Schuß. Das war der Doktor, sagt Akim. Der Doktor ist Jäger, seit einem halben Jahr, seit die Frau ihm davonging. Er schießt Wildenten und Krähen, er schießt Reh und Hasen, er schießt alles. Nein, er wußte sich damals nicht besser zu helfen, anderen Trost hatte er nicht gefunden, er hatte eine Flinte gekauft und nun schoß er damit. Der Bauer denkt: Zuerst fiel sie aus dem Himmel, die Wildente, dann hörte man den Schuß. Sonderbar. Er kommt immer langsamer voran, zuweilen bleibt er sogar stehen, starrt zur Erde, als suchte er etwas auf dem Wege. Dann wirft er seine Axt unter einen Strauch und geht weiter. He, Akim, ruft er nach einer Weile, wo hast du meine Axt?

Das solltet Ihr wohl wissen.

Nimm den Brotsack, ich bin bald zurück.

Gegen elf Uhr kommt der Bauer heim. Vor der Haustür steht die Werkzeugkiste des Monteurs. Er hat sie sofort erblickt, sie konnte nicht leicht unbemerkt bleiben, wie sie so mitten im Wege stand. Aber der Bauer geht nicht sogleich ins Haus, er schlägt krachend das Tor zu, geht dann zum Geräteschuppen. Nein, die Axt findet er nicht. Herrgott und Donnerwetter, wo ist meine Axt! Er flucht, schlägt Türen zu und macht auf jede nur erdenkliche Weise Lärm,

im eigenen Hof sollte einer wohl lärmen dürfen. He, wo steckt meine Axt? Meinetwegen mag's auch ein Schlachtbeil sein, ein Schlachtbeil, sage ich! Er ist zornig, er bebt vor Wut, denn wie er auch flucht und allerlei unnützen Lärm macht, es will niemand aus dem Haus treten. Zuletzt bleibt ihm nichts anderes übrig, er geht hinein. Im selben Augenblick kommen der Monteur und die Frau aus der großen Stube. Lange Gesichter haben sie, kalkige, blutleere Gesichter. Sie reden auch nicht viel, beinahe nichts, nicht einmal Guten Tag bringen sie hervor. Ja. Der Bauer vermag nicht lange in diese Gesichter zu sehen, er sieht wie in eine sternenlose Finsternis. Und da schreitet er an ihnen vorbei zum Ofen, seine Hand zittert ein wenig, aber er bringt es doch zuwege, zwei Holzscheite in die Glut zu legen. So, nun kann ich dir helfen, deine Werkzeugkiste aufpacken.

Nein, danke, das sei nicht nötig, sagt der Monteur, so schwer ist sie nicht, die Kiste. Er eilt hinaus, stolpert über die Katzenkopfsteine davon auf die Straße. Die Kinder, die um diese Zeit aus der Schule kommen, sehen dem Manne nach, der dahertaumelnd die schwere Kiste schleppt. Sie wundern sich nicht sehr, als er sie auf das Pflaster fallen läßt, einfach polternd fallen läßt und dann seiner Wege geht, den Weg zum Wirtshaus und weiter vielleicht. Seine Schultern waren zu schwach für die schwere Kiste, so wie der Herrgott ihn gebaut hatte, viel zu schwach.

Vor dem Haus bleiben Steefen und Mathis stehen, sie sehen empor zum Giebelsims. Jetzt aber nisten Sperlinge drin, sagt Mathis. Und Steefen bestätigt: Sperlinge, ich hol eine Stange!

Die Mutter öffnet das Fenster: Kinder, kommt herein, ihr werdet hungrig sein.

Sogleich, Mutter.

Geringer war sie nicht, die Frau Agnes, sie rief die Kinder, sie hatte daran gedacht, daß ihre Kinder hungrig sein mochten. Nein, geringer war sie nicht.

Als Steefen die Stange in das Schwalbennest stößt, fliegt ein Sperling davon. Die Schwalben werden im Frühling von neuem das Nest bauen, prophezeit er. Gewiß, pflichtet Mathis bei, das werden sie tun. Und dann gehen sie hinein ins Haus.

Feiergestaltung

Von Dr. Konrad Möckel

Wenn das Lebensgefühl unsicher geworden ist, kann man das kaum an einer Erscheinung so gut erkennen als an der Art, wie die Menschen ihre besondern, aus dem Alltag herausgehobenen Stunden erfüllen. Vielleicht lange, bevor es sonstwo nicht stimmt, bevor es wirtschaftliche Krisen und sittliche Zusammenbrüche gibt, erscheint die Unfähigkeit richtig zu feiern. Es beginnt schon damit, daß man den Sonntag langweilig oder läppisch verbringt, daß man überhaupt mit Stunden und Tagen inneren Stillestehens und sich Erhebens nichts anzufangen weiß. Man steht einander mit innerer Verlegenheit gegenüber, wenn man die wechselseitigen Beziehungen nicht mehr mit dem Reden des Alltags oder witziger „Unterhaltung" und „Zerstreuung" erfüllen kann. Wo man es aber in solcher Lage doch anders haben möchte, da feiert die Phrase und die seelische Schminke wahre Orgien.

Was ist denn überhaupt eine Feier? Eine Feier ist: Mutters Geburtstag; oder der der kleinen Grete. Gefeiert wird am 10. Mai. Gefeiert wird in Kronstadt das Honterusfest. Eine Feier ist Anfang und Schluß des Schuljahres oder Anfang und Schluß eines Arbeitslagers. Wir feiern Weihnachten und Ostern. Aber auch ein Begräbnis ist eine Feier. Eine Feier ist der seltene Besuch eines besonderen Gastes im Hause. Man kann die Reihe noch beliebig verlängern.

Worin besteht denn in all den kleinen und großen Begebenheiten die innere Verbindung? Feiern sind sie in dem Augenblick, wo das Einerlei des Alltags zurücktritt, nicht vor einer besonderen Gefühlsbetonung allein, sondern vor etwas Wesentlichem, Bleibendem. Dies Wesentliche ist in den allermeisten Fällen in der Vergangenheit, also in der eigenen oder in unserer gemeinsamen Geschichte verankert. Das Feiern wurzelt in dem, was war. Aber es ist darum gerade ein sich Besinnen auf die Bedeutung des Gegenwärtigen. Die Echtheit und innere Wahrhaftigkeit einer Feier ist daran zu erkennen, ob sie uns dem Leben näher bringt oder nicht. Wann fühlst du dich der Wirklichkeit näher: im Feierkleid oder im Arbeitskittel? — das ist der Maßstab, den wir anlegen müssen.

Es gibt zu allen Zeiten Leute, die sich sehr klug und erfahren vorkommen, wenn sie behaupten, daß alles Feiern eigentlich Luxus

sei — also in gewissem Sinne unsinnige Zeit- und Kraftvergeudung. Arbeiten, Verdienen ist ihnen die einzige brauchbare Losung. Solche Meinungen sind der Ausdruck einer in ihrem Besten geschädigten Seele; sie sind aber gleichzeitig auch die Quittung auf viel überflüssiges, falsches und verlogenes Feiern. Wer dagegen ein ganzer Mensch ist, der weiß, daß rechtes Feiern einfach die Kunst des Lebens selber bedeutet. Diese Kunst vollendet sich nicht in unserer Ellenbogenfreiheit, im Geldverdienen, im Genießen und Sich-Ausleben, sondern in der Art, wie wir zu Feiern verstehen.

Von rastloser Arbeit und mehr oder weniger tollem Vergnügen ist die Welt erfüllt. Auch Feste sind eine gewöhnliche Erscheinung in ihr. Aber echtes Feiern ist eine Seltenheit und darum kostbar. Es gibt Menschen, die nichts können als schuften. Sie können sich nur auf der Ebene des Luxus erheben. Auch wo sie feiern möchten, bleibt alles blechern und hat keinen echten Klang. Aber es gibt auch Menschen, denen wird alles, was sie tun zur Feier. Man achte doch bloß einmal darauf, wie in den verschiedenen Familien etwa Christtag gefeiert wird. Vom Sonntag war schon die Rede. Oder man mache sich klar, wie verschiedene Menschen zu Tode oder Genesung, zur Begegnung mit Freunden, zur Erinnerung an gezeichnete Tage ihres Lebens stehen.

So wird die Feiergestaltung zur Frage nach dem Sinn des Lebens. Ein Leben kann „reich"-bewegt, arbeitsam, ereignisreich und doch im Grunde langweilig, dürftig, armselig sein, so daß sein Träger am Ende verzweifelt nach dem Sinn von dem allem fragt und keine Antwort findet. Aber ein Leben kann auch bescheiden, äußerlich ereignislos, ja es kann sehr leiderfüllt und doch unendlich reich sein. Seine entscheidenden Wesenszüge wird es in seinem Feiern zeigen. Darum ist es nicht „Lebensdekoration", sondern von großer innerer Bedeutung, wie wir zu jedwedem Feiern in unserem eigenen Leben stehen. Im folgenden soll von einigen Voraussetzungen für das rechte Feiern gesprochen werden, an denen wir als einzelne und als Gemeinschaften prüfen können, ob wir zu wahrer Feier fähig sind.

1. Egoistische Menschen können nicht feiern. Zu echter Feier gehört, daß wir nichts für uns persönlich wollen. Wir müssen die Fähigkeit haben, für eine Sache ohne Nützlichkeitsbeziehung auf die eigene Person einzustehen. Feiern heißt: ein Höheres anerkennen, dem sich das eigene Sein ein- oder unterordnet.

Darum kann man auch nur solche Menschen in innerer Wahrhaftigkeit feiern, die gewissermaßen Sinnbilder dafür sind, wie man sich selber einer großen Sache zuliebe verleugnet. Aufruf zu solcher Verleugnung des selbstbewußten und eiteln Ich an alle Mitbeteiligten ist jedes Feiern.

2. Feiern kann man nur konkrete Begebenheiten. Man kann nicht „das" Christentum, „die" Freundschaft, „den" Sieg feiern. Das menschliche Gemüts- und Geistesleben überschätzt sich selber in der ungebührlichsten Weise, wenn es unser Feiern ganz auf sich selber stellen will. Jede echte Feier muß sinnvoll aus einer Begebenheit herauswachsen. Man feiert einen bestimmten Sieg; man feiert ihn vielleicht noch nach Jahrhunderten und knüpft daran alles Heilige und Große, was die Menschenseele zu denken vermag. Man feiert den Beginn und Abschluß eines ganz bestimmten Werkes. Aber auch die größte Idee genügt an sich noch nicht zur Feier. Von da aus fällt Licht auf die viele Unfähigkeit heutiger Menschen zu religiöser Feier. Glaubensleben ist ihnen eben nichts als bloß eine menschliche Idee. Wo aber nicht aus ferner oder naher Vergangenheit das Ereignis in die Gegenwart hereinragt, da fehlt dem Feiern die irdische Kraft: es kann nicht wirklich geboren werden; es hat keine wahre Leiblichkeit. Was ist von da aus zu einem willkürlich angesetzten „Muttertag" und allen ähnlichen gutgemeinten idealistischen Verirrungen zu sagen? Ich kann und soll sehr wohl die gezeichneten Tage im Leben meiner Mutter feiern. Wir sollten's mehr tun, als es geschieht; aber wir wollen nicht das wirkliche Leben durch vereinheitlichende Ideen ersetzen.

Vorbildlich für alles Feiern ist die Lebensordnung der ungebrochenen ländlichen Gemeinschaft. Was in unserem Dorfsleben verwurzelt ist an Feier, bezieht sich entweder auf das Kirchenjahr oder auf das Geschehen in der Natur oder die Ereignisse im Menschenleben. Alle Festlichkeit schließt unmittelbar an echtes Feiern an. Der Erntetanz und die Hochzeiten des Winters, der Nachbarschaftsrichttag mit dem anschließenden Essen, Trinken und Tanzen — das sind die ursprünglichen „gesellschaftlichen" Ereignisse, die man hier kennt. Echte Freude hat irgendeinen ganz konkreten Anlaß. Sie geht irgendwie auf das Feiern zurück und nimmt inneres Recht und innere Kraft aus der Feier. Sie ist jedenfalls das Gegenteil von dem, was man in den großen Städten „Vergnügen" nennt.

3. Alle Feier erfordert ergriffene Menschen. Feier, in der man tut „als ob", ist aus einer segensvollen Seelenspeise zu einem Gift des Innenlebens geworden. Hierher gehört alles Feiern aus Höflichkeit, Anstand, Politik. Wir müssen ganz dabei sein, wenn wir feiern. Das gilt vom einfachsten Lied bis zum „feierlichen" Gottesdienst. Es gilt nicht nur von der „Idee" ergriffen zu sein. Also etwa von der Richtigkeit und Wichtigkeit der christlichen Lehren überzeugt zu sein. Wer da meint, das genüge schon zum Feiern, der wird sich und andern schwere Enttäuschungen und Schädigungen bereiten — worauf immer auch das Feiern sich beziehen mag. So viel Gift im sozialen Organismus kommt vom Feiern „als ob"! Man tut, als ob man Glück wünsche, als ob man am Leib des andern mittrage, als ob man bitte oder danke, als ob einem am Kirchgang etwas gelegen sei. In Wahrheit aber verfolgt man nüchtern seine Ziele, treibt Politik und sucht sich eine Position zu schaffen oder die errungene zu behaupten. Zur Feier aber — auch schon zum einfachsten Volkslied oder dem schlichtesten Glückwunsch gehört ein gesammelter Mensch. Diese innere Sammlung ist wichtiger als der Blumenstrauß oder der blinkende Zylinder. Sie ist der Gradmesser für die Echtheit und Lebendigkeit des Feierns. Wo sie fehlt, da kommt die Erstarrung in der Sitte, die Heuchelei und da erscheinen alle Übertreibungen. Daraus folgt aber auch, daß man nicht jederzeit feiern kann, nicht überall und nicht mit jedermann. Hier ist die Empfindlichkeit für alle Mißtöne größer als anderswo. Darum ist die unbedingte innere Wahrhaftigkeit eine der wichtigsten Vorbedingungen für alles Feiern.

4. Feiern sind keine Schaustellungen. Aus der Forderung der Ergriffenheit ergibt sich diese weitere sehr wichtige Forderung. Nicht nur der einzelne in der Feier, sondern auch diese als Ganzes darf keine Nebenziele verfolgen. Feiern dürfen solche Nebenziele nicht in sich tragen; damit ist nicht gesagt, daß eine Feier nicht Wirkungen nach den allerverschiedensten Richtungen haben kann. Aber sie hat grundsätzlich nur einen, ihrem eigentlichen, am Tage liegenden Zweck zu dienen und sie ist grundsätzlich — nur für die Mitfeiernden da. Wer sich im Kraftfeld einer Feier befindet, feiert entweder mit, er gehört einfach dazu — oder er stört. Ein Drittes gibt es nicht. In dieser Hinsicht ist vorbildlich die Grundeinstellung der heutigen Laienspielscharen. Sie kennen kein „Publi-

kum". Sie kennen grundsätzlich nur innerlich Mitbeteiligte, Mitbekennende bei ihrem Tun. Alle Feier wird durch den Podiumsehrgeiz zerstört. Je feiner und versteckter die Nebenziele sind, desto tiefer muß die Schädigung gehen. Gottesdienste — „damit" man sehe, wie schön und wichtig die Kirche ist und damit das Volk fromm bleibe. Schulfeiern — „damit" die Eltern eine gute Meinung von der Schule erhalten oder behalten. Völkische Feiern — „damit" man seine tüchtige Gesinnung und zum Schrecken der Gegner die Stärke seiner Partei zeige ... Das alles sind Schaustellungen, ist Mißbrauch mit Heiligem und daher schlimme Seelenverderbnis, ganz gleich ob sie bewußt oder unbewußt geschieht. Eine schwere Gefahr sind nach dieser Richtung Film und Rundfunk. Es ist keine Frage, daß sie auch wahre Feier vermitteln können. Aber sie machen es den Menschen allzuleicht in der Rolle des unbeteiligten Zuschauers oder Zuhörers zu verharren.

Zu einer Feier bedarf es aber nicht nur innerer Bereitschaft. Es gehören auch äußerliche Dinge dazu, denn sie ist immer ein Geschehnis in der Leiblichkeit dieser Welt. Das klassische Vorbild für eine Feier ist die Heimkehr des verlorenen Sohnes (Luk. 15, 20—24). Der Vater ist nicht nur innerlich ergriffen und froh über den wiedergefundenen Sohn. Er läßt ihm gute Kleider geben und steckt ihm einen Ring an den Finger; er läßt ein gutes Essen bereiten, läßt tanzen und singen. Er tut allerlei sehr Äußerliches aus dem Ereignis heraus, das ihn ergriffen hat. Er schafft dem innern Erlebnis einen angemessenen äußern Ausdruck.

Wie immer, so können wir auch hier sehr viel an der Bibel lernen. Es ist höchst wirklichkeitsfremd, zu glauben, daß die Welt der Innerlichkeit eine Sache „für sich" sei. Sie wird freilich entehrt und verfälscht, wenn es „effektvoll" zugeht. Aber sie fordert ihren Ausdruck in den Formen und Farben, Stoffen und Geschehnissen dieser Welt. Ein Lied will ordentlich eingeübt sein. Der Adventkranz muß gebunden, der Strauß hergerichtet, die Geburtstagstorte gebacken und die Lichter aufgesteckt und angezündet werden. Ein Festraum muß — unter Umständen mit sehr viel Mühe — ordentlich vorbereitet und ein Programm mit viel Überlegung und Fleiß zusammengestellt werden. Für die ganze Feier und Festlichkeit muß, wenn möglich, ein Mensch verantwortlich alle Vorbereitungen übernehmen und genaue Anordnungen für alle Teilnehmer geben. Das alles ist durch-

aus nicht unwichtig, wenn einmal die innere Anteilnahme an der Sache vorhanden ist. Ebenso wenig unwichtig ist die Frage der Festkleidung. Wie lächerlich auch die Kleiderfrage wirken kann, so wichtig wird sie, wenn das Feiern als Ganzes wieder ernst genommen wird. Es ist Ausdruck innerer Gesundung, daß wir heute ganz stark nach dem rechten Ausdruck im Kleid für unser Feiern suchen.

Das Feiern muß aber auch in noch einem Sinne vorbereitet werden. Es darf nicht als ein Fremdkörper in einer andersartigen Welt stehen. Wer kein echtes Familienleben kennt, kann nicht in solchem Kreis Geburtstag feiern. Wer sich nie um die Kirche gekümmert hat, wird vergeblich an irgendeinem hohen Festtag zum Gottesdienst gehen. Denn wahre Feier ist bloß die Steigerung und zur Höheführung dessen, was auch sonst schon da ist in unserem Leben. Sie ist das Bindeglied zwischen Alltag und Fest, Pflicht und Erholung, Dienst und entspannender Freude. Sie hat immer von beiden Polen unseres Lebens etwas Wesenhaftes in sich. Feiern sind dadurch wesentliche Lebensstunden, wenn sie echt sind, und sie gestalten und durchleben können, bedeutet die Meisterschaft des Lebens.

Damit aber kommen wir auf ein letztes. Feiern müssen immer „transparent" sein: Hinweis auf etwas, was sich unmittelbar nicht fassen und ausdrücken läßt. Man feiert den Geburtstag und meint doch viel mehr als leiblich-irdisches Wohlergehen. Man feiert das Arbeitslager und meint doch weit mehr als eine tüchtige Arbeitsleistung. (Wenn man tiefer zu sehen vermag, sagt einem das Feiern auch noch mehr als etwas über die gute Zucht und Gesinnung, die die Arbeit ermöglichte.) Wenn uns das Feiern nicht transparent wird, durchsichtig oder doch durchscheinend für die tieferen Wahrheiten des Lebens, dann wird in den angeführten beiden Beispielen aus dem Feiern Familiensimpelei, bzw. unter Umständen Parteibegeisterung. Alles echte Feiern aber sagt: was du feierst, ist nur Durchgang für ein noch Höheres, ist ein Stück Ewigkeit in der Zeit, wenn wir's wirklich in seinem vollen Sinne erkannt haben. Daher ist alle Feier ihrem Wesen nach ernst, auch wenn sie an ihrer Oberfläche dem ausgelassensten Humor Raum gibt. Wem die Welt nur eine Oberfläche und keine Tiefe hat, der kann nicht feiern.

Feiern wird so zum Vorfeld für das, was die Kirche meint und will, wenn sie sich selber ganz getreu ist. Es ist die rechte Vorschule

für das „Beten, Loben und Danken". Das Feiern ist letzten Endes die Anerkennung der Tatsache, daß Gott überall zugegen ist und von jedem Lebensereignis aus erreicht werden kann. Je mehr wir mit Gott verbunden sind, desto mehr wird uns auch das Feiern gelingen. Sein Vorbild ist der innerlich wahre, harmonische Gottesdienst. Ihn in das eigene Leben hineinziehen, heißt: kleine und große Begebenheiten des eigenen Lebens mit der echten, ungekünstelten Weihe wahrhaftigen Feierns zu erfüllen vermögen.

Gedichte

Von Arnold Roth

Einst bauten wir .....

Einst bauten wir Burgen mit eiserner Hand,
Einst hatten wir Wälder und Ackerland.

Einst trugen wir unser deutsches Schwert,
Einst waren wir gleich den Fürsten wert.

Einst wuchsen die Knaben so tannenschlank
Und ihre Mütter sagten Gott Dank.

Einst haben die Väter die Felder gemäht
Und standen am Abend gebeugt ins Gebet.

Einst klang das deutsche Wort so rein
Und Ehrfurcht ging aus von seinem Schein.

War das unser Leben? War das unsre Zeit?
Wie liegt sie versunken und himmelweit.

Wir wurden arm, unsre Burgen vergehn,
Die Schwerter sind hin und die Stürme wehn.

Der Wald hört nicht mehr das deutsche Wort,
Die Äcker sind schmal und die Gärten verdorrt.

Die Väter sind tot. Die Knaben sind stumm,
Sie gehen mit brennenden Augen herum.

Ihr Knaben, ihr Knaben, was seid ihr so zag,
Es kommt noch einmal ein herrlicher Tag!

Gott ruft euch, legt ab das alte Kleid.
Ihr deutschen Knaben — seid ihr bereit?

Gott meines Volkes

O Du Heiliger, Ewig-Kommender,
Wie konnte ich sagen: Du bist alt.
Die Brüder kennen Dich nicht;
Jung bist Du, Gott meines Volkes,
Jung, wie das rote Blut,
Das hell durch die Adern mir kreiset.
Siehe, mich hält noch der Frühling,
In meinem Herzen pocht seine Glut,
Aber Du bist jünger als mein zuckendes Herz
Und als der sprossende Frühling.
Siehe, die Knaben sind schlank,
Und von dunkler Sehnsucht entzündet,
Aber Du bist jünger als unsere Knaben
Und ihre brennende Sehnsucht.
O Du Ewiger, Du blutjunger Gott,
Komm über uns,
Komm über uns
Mit Deinen heiligen Blitzen!

Georg Britting

Von Fritz Knöller

Georg Britting wurde am 17. Februar 1891 auf einer Donauinsel des wasserreichen Regensburg geboren. Brittings Element ist das Wasser. Schicksalhaft tritt es in seiner Dichtung hervor. Das bei A. Langen / G. Müller erschienene Bändchen „Die kleine Welt am Strom" (1933)[1] ist geradezu ein Wasserstück, der Stadt am Strom gewidmet, noch mehr fast dem Fluß, der jahrtausendalt dem Osten zuströmt, der Donau, dem Nibelungenstrom mit dem episch schweren Gefälle. Etwas von seiner strömenden Kraft ward Britting mitgeteilt, ließ ihn laut werden als Sänger eines Stammes, der lange geschwiegen, ließ ihn aufbrausen als Maler einer Landschaft, der

[1] Bis auf das Kurzgeschichtenbändchen „Michael und das Fräulein" (Iris-Verlag, Frankfurt a. M.) und das Heftchen „Gedichte" (Wolfgang Jeß, Dresden) sind Brittings Werke bei A. Langen / G. Müller, München, herausgekommen.

einstmals die Schule der Altdorfer, Huber, ein mystisches Denkmal setzte.

Das Kurzgeschichtenbüchlein „Michael und das Fräulein" (1927) bereits zeigt deutlich: Der Mann kommt nicht mit dem üblichen Dreh, der Mann hat was los. Reste vom Expressionismus sind zwar noch spürbar in einem steilen Vergleich, einer spröden Allegorie, aber der Grund zum späteren Stil, einer Sprache farbiger federnder Kraft, ist hier schon gelegt, ebenso des echt Brittingschen Formens, das ein Begebnis hüllt in den Duft lyrisch deutschen Erlebens, durchkostet bis zur äußersten Grenze, wo in stolzer Willkür der Künstler die Dinge zu gestalten liebt, in Wettstreit mit dem Schöpfer tritt.

Aus dem Leben nimmt Britting schier immer die Stoffe, aus Selbsterlebtem, aus Zeitungsnotizen, doch sie zu formen hätte er sich kaum wohl erkühnt, wäre er nicht von etwas Besonderem dazu getrieben worden: Vom Grübeln über das Schicksal. Hart und klar bejaht Britting das Schicksal. Im Kampfe mit ihm geht es um Würde, ein alter heldischer Standpunkt, der Standpunkt eines Mannes, der seine vier Jahre im Schützengraben lag, dreimal verwundet, Infanterieleutnant, der Standpunkt eines Dichters, den vier Jahre zwischen Leben und Tod erhärteten. Britting schafft Helden, die im herben Gefühl ihres Rechtes aufstehen gegen das Schicksal und von ihm zerschmettert werden; Britting schafft Menschen, die sich dem Schlag wohl entgegenstellen, doch nicht in voller Bewußtheit, nein, dumpf und gepeinigt. Einen Schritt weiter, und wir betreten jenes eherne Reich, das vernunftlose Kreatur in kosmische Gesetze bannt, wo das Schicksal nicht weniger zermalmend, gesichtslos hereinbricht gleich dem Sturz des Wasserfalles in abgrundtiefe Verlorenheit, im großartigen „Duell der Pferde" etwa. Und neben den heldisch Bewußten, neben den Halbblinden und Tauben schafft Britting in grimmiger Lust Neunmalgescheite, Hanswurste, die dem Schicksal entrinnen wollen und dennoch zerbrochen werden. Vom „Michael" bis zum 1933 erschienenen Novellenband „Das treue Eheweib" sehen wir diese Typen. Brittings Geschichten sind mit Quadern erbaut, hochtürmend, eine festlich erhabene, blutig gewaltige Welt inmitten einer Natur, die sterbend noch im Purpur strahlt. Nicht umsonst glänzt Brittings Himmel so blau und lebensstark, daß, schaut man länger hinein, die Bläue zu Schwarz gerinnt, zu einem drohenden Krater, Sinnbild des vom Tode umklammerten Lebens.

In Hebbels Tagebüchern findet sich eine seltsame Stelle: Zu denken, daß Hamlet Ophelia geheiratet und ein Kind von ihr hätte! Diese Möglichkeit, entgegengehalten einem durch Shakespeare einzigartig fertigen Schicksal, klang Britting wie die geheime Lockung eines unbetretenen Waldes. So entstand die Erzählung „Das Landhaus", die Geschichte Ophelias, die von Hamlet ein Kind, doch nicht mehr seine Liebe hat und deshalb in den Tod geht. Aber noch etwas kommt hinzu, etwas sehr Unhamletisches: Bei Britting ist Hamlet zu einem Koloß angeschwollen, zu einem saftigen Genießer. In einer fetten Natur steht ein fetter lebenstrotzender Mann; Ophelias Leben ist zu Ende, seines noch lange nicht. An diese Keimzelle, die das Vergehen eines Teiles machtvoll überdauert, reihen sich andere saftquellende Zellen, bis ein gewaltiges Ganzes entsteht: Der „Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß" (1932). Brittings „Hamlet" ist Spiel aus Freude am Spiel, voll kindlich männlicher Lust, Menschenschicksale am Schopf zu fassen, hierhin und dorthin zu schleudern, sich daran erlabend und erbauend. Doch täuschen wir uns nicht. Wiewohl hier alles in mythischen Zeiten spielt, liegt ihm wie jeder Sache zugrunde ein Kern von Wirklichkeit, in diesem Falle: das Ringen mit der eigenen Person, der eigenen Zeit. Dem jüngstvergangenen Kriege gelten die Kapitel des Dänenkrieges und andere Teile dem inneren Kampfe des Dichters mit Frau und Vergänglichkeit, Leben und Tod. Die Schlacht steht an der Spitze dessen, was Britting bisher geschrieben, aber auch dessen, was je darüber gesagt wurde.

Ein Wort von Brittings Sprache noch: Wuchtig und breit rollen die Sätze daher, biegen, drehen und wenden sich. Mit diesem Ziehen, Strömen und Kehren, mit einer Fülle Epithetas, einem Wirbel von Pleonasmen, gewinnt sein Stil eine vorwärtstreibende, raumschaffende, stürmisch männliche Note, die auch das Ruhende in stoßende, schießende Bewegung versetzt.

Lyrik, gesteigerte Lebenserfassung, durchflammt das ganze Brittingsche Schaffen. Brittings Verskunst ist die Zelle, der Baustoff seiner Dichtung überhaupt. Der vor fünf Jahren gebotenen Kostprobe folgte im Herbste 1935 die gesammelte Ausgabe von Brittinggedichten unter dem Titel „Der irdische Tag". Diese Lyrik erregt Staunen zunächst durch ein prankenhiebartiges Zusammenraffen der verschiedensten Teile. Indes, dem Einsichtigen bleibt nicht ver-

borgen, wie das dem ersten Blick ganz Unversöhnliche in einer höchst eigenen Spannung zueinander verharrt, eben der des Gegenpoligen. Dieses Zweipolige kehrt wieder im rhythmischen Ablauf, im ungleichen Verhältnis der Strophen, im Schwingungswechsel der Einzelzeilen, wo etwa einem völlig für sich verharrenden Wort eine nichtendenwollende Zeile folgt, zeigt sich in der auffallend starken Verwendung der gehäuften, blinden und rührenden Reime, in der Ballung von Beiwörtern und Partizipien, der Koppelung von Hauptwörtern und Adjektiven, einem den Dichter vornweg auszeichnenden Verfahren, kehrt wieder in der Vorliebe für äußerste Grenzen in Form, Größe, Farbe und Wesen des Behandelten. Dieser Hang zum Gegenpolaren erklärt sich, wenn wir Britting, den Bayern, als Glied eines Stammes erkennen, wo das Barock noch nicht die formende Kraft verlor; denn das Gegenpolare west im Barock, jener wildhymnischen Gebärde, die scheinbar Unvereinbares übergangslos mit gewaltiger Kraft zusammenhält.

Brittings Verskunst ist Landschaft. Des Dichters Person und der Mensch spielen kaum eine Rolle in seinen Gesängen, höchstens die der Staffage; selbst seine Legenden sind in die Landschaft hineingeschrieben. Vor der Gesamtheit der Schöpfung fällt der Mensch aus der Mitte. Wie in Brittings erzählender Dichtung, im „Hamlet" in einer Weise sogar, daß die Menschen nur silberstiftzart ins wogende All gezeichnet sind, bildet nicht mehr der Mensch, von sich aus und nach sich hin die Welt um sich ordnend, die Achse des Alls und der Erde, vielmehr der die Welt schaffende Geist, der sie haltende treibende Gott. Mithin ist jeder geschaffene Teil Britting gleich wichtig, in jeglichem einzelnen singt er das Hohelied aufs Ganze. Verehrungswürdig scheint ihm alle Natur, heilig ihr Gang, beseligend der Lauf der Zeiten, berauschend der Urgewalten Sturm. Nicht fragt er nach Gut und Böse, bestimmend ist nur das „Stirb und werde!", das flammende frohlockende Sein.

Brittings All liegt nicht so ruhig ausgegossen wie des Schöpfers Welt. Knospen summen bienengleich um den lenzigen Baum, Föhren erstürmen einen Hügel, Berge und Sonne tanzen gigantisch. Das an den Fleck Gebannte befreit sich, genießt wie ein Tier die „Ungebundenheit" und anstelle des zu Taten Bestimmten, des Menschen, reißt an sich Tun und Handeln die Natur, und die Schwelle wird betreten, wo aus der Sucht zur Verwandlung das Wunder ersteht,

die Jahreszeiten Gestalt gewinnen, die Urkräfte als Regen-, als Windriese einherfahren. Mehr noch. Britting erweckt auch tote Dinge zum Leben. An Zeiten erinnert dies, da man noch zaubern konnte. Ein Rühren ist's an schlummernde Mächte, das inbrünstige Verlangen, dem Toten Leben einzublasen. Es wäre aber nicht vollständig, erwähnten wir nicht auch die andere, die himmlische Seite. Brittings fromme Gesänge darf man nicht kanonisch messen. Was ihm wohl Mutter und Magd von heiligen Dingen erzählt, kräuselt sich hier wie goldenes Rankenwerk um den Spiegel der Schrift. Von einer seltenen Verträumtheit ist Britting hier, einer innigen Verspieltheit, einem kindlichen Offenstehen.

Man spricht von der steinernen Musik alter Dome, bei Britting darf man sprechen vom gemeißelten Wort, von in Worte verwandelter Baukunst. Wie er hart zupackend, ohne Gefälligkeit, in Schwarm und Grübelei die Welt und das Wort zu sich herzwingt, müssen auch die, die Brittings Dichtung lesen und verstehen wollen, durch Dornicht zur stürmischen Höhe seiner Fernschau emporsteigen!

Gedanke und Phantasie

Von Georg Maurer

„Geist fordere reich vom Dichter", ruft Schiller in einem Distichon über die Künste aus, er, dessen philosophische Schriften nach dem Urteil eines Kant mit Meisterhand geschrieben sind, dessen Gedankenflüge jeden besiegen, der an sein Dichtertum kritisch herantritt. Anders nennt Goethe seine „Göttin":

Welcher Unsterblichen
soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
aber ich geb' ihn
der ewig beweglichen,
immer neuen,
seltsamsten Tochter Jovis,
seinem Schoßkinde,
der Phantasie.

Und er weiß auch, vor wem vor allen er die Phantasie in Schutz zu nehmen hat:

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
das zarte Seelchen
ja nicht beleidige!

Gedanke und Phantasie sind zwei Urmomente dichterischen Schaffens. Dem einen erstrahlt die Welt erst in der Weißglut des Gedankens: „Beharrlich ringend unterwerfe der Gedanke sich das Element" (Schiller), dem andern erblüht sie im Weben der Phantasie. Beide sind voneinander verschieden, ja stehen sich ursprünglich feindlich gegenüber. Man weiß, daß Plato, der in seiner Jugend Dichter war und dann Philosoph wurde, in seinem „Staat" verlangt, daß die Dichter fortgejagt würden. Nietzsche schätzt sie nicht höher ein: „Die Dichter lügen zu viel" heißt es im „Zarathustra". Beide Philosophen haben aber ein außerordentliches Verhältnis zur Sprache gehabt und Schöpfungen hervorgebracht, die an höchste Dichtungen heranreichen, Nietzsche ist ja zuweilen bewußt zum Dichter geworden. Ihre Feindschaft kann sich also nur gegen die Phantasie der Dichter richten, die nicht genügend gegründet ist. „Sie dachten nicht genug in die Tiefe: darum sank ihr Gefühl nicht bis zu den Gründen. Gespenster-Hauch und -Huschen gilt mir all ihr Harfen-Klingklang" (Zarathustra). Hier also schlägt die „Schwiegermutter Weisheit" nach dem „zarten Seelchen" der Phantasie, deren Nährboden Seele und Gefühl ist.

Aber nicht nur Philosophen, auch Dichter haben sehr wohl empfunden, daß die Seele allein nie einer klaren Schau letzter Gesetze teilhaftig wird, daß sie immer etwas schwärmt, sich unbewußt vorlügt, glaubt, letztes erreicht zu haben. George hat diesen verdächtigen Überschwang der „glühend suchenden" Seele sehr schön beschrieben. Er sagt von ihr:

Die unerreichte Flur scheint ihr gewonnen.
Sie überfliegt die Klüfte mit dem Aar.
Sie schaltet mit der kleinen Sterne Schar
und stürzt entgegen väterlichen Sonnen.

Und dann ruft er dem klar blickenden Geist zu:

Nun mußt du sie im irren Hasten zügeln.

Es war also ein Hasten, ein Sich-Entzünden, ein Schwärmen und Rausch der Seele, während allein der Geist in der „Wolkenstatt" wohnt. Zu ihm wendet sich auch die Seele:

Zu wem als dir soll sie die Blicke wenden,
die glühend Suchende, der du zuerst
die Höhen wiesest und das Glück bescherst,
das diese bunten Tage nimmer senden.

Der Geist und Gedanke weist ihr also die letzten Höhen, beschert ihr das höchste Glück, „das diese bunten Tage nimmer senden". Denn „diese bunten Tage" sind das eigentliche Feld der poetischen Phantasie, in ihnen blüht die Seele des Dichters. Das aber gerade verübelt ihr der philosophisch oder gedanklich gebildete Geist oder hat ein Lächeln dafür übrig. Er sieht in solcher Schwärmerei eine Gefahr. Und es muß gesagt werden, daß alle hohen Dichter der Gefahr der Phantasie mit tiefen Gedanken begegnen.

Es scheint so, daß die wechselnden Farben der dichterischen Phantasie tatsächlich nur dann in alle Ewigkeit leuchten, wenn sie vom reinen Gold der Gedanken eingefaßt sind. Man erlebt oft, daß glühende Farben der Dichter erlöschen, weil ihr Gedanke nicht in die letzte Tiefe schürfte. In Shakespeare war dieses Gleichgewicht von Leidenschaft und Weltvernunft vorhanden, in Goethe zwischen Überschwang des Gefühls und Kühle der Überlegung. Ja, Schiller verdankt seine Dauer der Kühnheit und Größe seiner Gedankenbahnen. Es scheint fast, daß der tragende Gedanke eher die Ewigkeit verbürgt als die Phantasie.

Es soll hier nicht dem rein Gedanklichen das Wort geredet werden. Denn erst das blühende Fleisch der Phantasie gibt der Dichtung das Leben. Aber gerade heute, wo so starke Ansätze zum Farbigen, Blühenden und Leiblichen da sind, muß gesagt werden, daß erst ein starkes Gerüst Voraussetzung zur Dauer dieser blühenden Gebilde ist. Die Logik des Gefühls und der Phantasie scheint freilich eine ganz andere zu sein als die der Vernunft und des Gedankens, und doch ist es das Rätsel aller hohen Dichtung, daß beide sich decken und Leben und Gesetz in eins verschlungen sind.

Deutsches Theater

Von Ernst Jekelius d. J.

Lerne im Leben die Kunst, im Kunstwerk lerne das Leben.
Siehst du das eine recht, siehst du das andere auch.

Hölderlin

Es ist nun, da Gust. Ongyerth seine tapfere Spielschar unter wachsenden Schwierigkeiten mutig schon durch das dritte Jahr deutschen Landestheaters führt, gewiß an der Zeit, einmal im Rahmen dieser Zeitschrift, die das geistige Leben unseres Volkes

betreut, zu prüfen, was dies kühne Unternehmen uns eigentlich bedeutet. Einmal aufzuzeigen, was deutsches Theater uns Deutschen in der Fremde, weitab vom Reiche, was uns diese einzige Kulturanstalt, an der das ganze, deutsche Volk in Rumänien mitwirkend oder ergriffen Teil hat, sein kann und in begnadeten Stunden ist. Es kommt mir nicht darauf an, einen Querschnitt durch den Alltag unseres Landestheaters zu geben, hier seine Leistungen und da seine Mängel aufzuzeigen, Dinge, die in den Aufgabenkreis der Berichterstattung unserer Tagespresse fallen. Ich will aber versuchen, an dem wahren Schauspiel deutscher Art, wie es uns mancher festliche Abend dieses Theaters bietet, an der unermüdlichen Arbeit, die von jungen Kräften an dieser Bühne geleistet wird, aufzuzeigen, was deutsches Theater überhaupt ist und wie es sich seinen Weg in die Zukunft bahnt. Ich hoffe damit in geistig verantwortungsbewußten Kreisen auch das immer wieder ansetzende Bemühen Gust. Ongyerts um wahre Kunstwerke zu fördern.

Anlaß zu diesen Betrachtungen gab eigentlich die Aufführung des „Prinzen von Homburg" des Heinrich von Kleist. Daneben war wohl Karl Maria von Webers „Freischütz" die köstlichste Gabe dieser Spielzeit. Wie schön ist doch der Freischütz, diese waldfrohe und quellklare Oper, die uns ahnungsvoll die Bindungen unseres Lebens an das geheimnisvolle Weben der Natur offenbart. Das frohe Scheibenschießen im Waldgebirgsdorf, die sinnigen Mädchen im Forsthaus an der Waldwiese, die Liebe des unglücklichen Jägers, die Verführung durch den wilden Jäger, das Freikegelgießen in der von höllischem Spuk umwitterten Wolfsschlucht, der Hochzeitsreigen, Kampf zwischen Gut und Böse, die Verzweiflung und die rettenden weißen Rosen des frommen Einsiedlers, die zu neuer Bewährung treuer Liebe führen sollen, wie urdeutsch ist das alles, was da aus grauer Urväterfage wieder lebendig vor uns auffteigt. Lebend in einer innigen Musik von erquickender Volkshaftigkeit und Herzenswärme, lebend in einer Welt von Melodie und Harmonie. Wie nahe liegt solch inniges Musizieren gerade auch den Sängern unseres Landestheaters. Sprechen wir nach solcher Aufführung nicht mit Richard Wagner: „O, mein herrliches, deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wäre es nur, weil auf deinem Boden der Freischütz entstand. Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von

der Dorfturmglocke, wenn es sieben schlägt. Wie ist der glücklich, der da darstellt. Wie ist mir so wohl, daß ich ein Deutscher bin." Wie ist doch diese Oper eine wahre Schöpfung der Romantik in ihrem tiefsten Sinne, wo sie Heimkehr aus fremder, kalter Bildung in die innig-nahe Welt deutscher Art und deutschen Glaubens bedeutet, was man so leicht übersieht, wenn man von romantischen Dingen spricht. Wie stehen sie doch alle wieder vor uns, die im Herzen des deutschen Volkes leben und von Literaten so leicht über den im Vordergrunde agierenden Literaturpäpsten, diesen erregsamen und beweglichen Artisten, den Tieks und den Brüdern Schlegel übersehen werden: die Brüder Grimm und Karl Richter mit ihrer Märchen- und Sagenwelt, der gemütsinnige Matthias Claudius und der weltoffene Josef Eichendorff, der leidenschaftliche Klemens Brentano und der gewaltige Josef Görres. Aber ich sehe, daß ich mich mit dem Jäger Max im deutschen Walde verirrt habe. Und ich will doch von Pflicht und Verantwortung, wie sie uns die hinreißenden Gesetze der Mark Brandenburg lehren, vom Prinzen von Homburg, sprechen.

Wie getrocknete, chinesische Wunderblumen im Wasser blüht dies so lange Zeit hindurch verkannte Drama in einer Zeit, die nach dem gleichen Kranze der Vollendung greift, wieder auf. Absonderlich erscheint es uns doch, daß noch vor kurzer Zeit der Streit darum ging, wer der Held dieses Dramas sei, der harte Kurfürst mit seiner monströsen Staatsräson und seiner urväterlichen lex dura, sed lex oder der ekstatische, nach Freiheit dürstende Prinz. Wie konnte man über solcher Vordergründigkeit und abwegiger Seelenkunde die wahren Helden dieses Dramas, die doch die ewigen Helden des deutschen Volkes sind, übersehen: Hingabe und Opfer für die Gemeinschaft, Verantwortung vor den eigenen Gesetzen, vor Gott. Sie allein sind die lichtspendenden Sterne dieses so innigen, so von Liebe und Treue überquellenden Menschen. Man kann ja überhaupt in diesem Drama von keiner Gegnerschaft sprechen, sondern nur von einer so tiefen Freundschaft, daß der Eine, der Ältere, den Jüngling vor eine harte Feuerprobe stellen muß, daß er ihn, so schwer es ihm fällt, in ein brennendes Feuer führen muß, damit die Schlacken menschlicher Eitelkeit von ihm abfallen und er sich wahrhaft als Mensch bewähre und sei es im Flammentode. Während der andere, der Prinz, als er endlich die Verantwortung, in die er als Mensch

gestellt ist, erkennt, die Jüngerschaft mit Begeisterung auf sich nimmt, selbst, wenn sie in den Tod führt. Das Ergreifende dieses Werkes sind seine adligen Menschen, die sich helfend, dienend und strafend in solche Wesenheit hinaufsteigern wollen, daß sie als Menschen vor dem Ewigen bestehen können. Der wahre Kranz, nach dem sie streben, ist nicht der des Ruhmes, den der Fürst zu verleihen hat, es ist die Krone des Lebens im Hinblick auf die Ewigkeit. Sie umstrahlt den Prinzen da, aus der Jenseitigkeit, wo er mit verbundenen Augen dem Tode entgegengeht. Da liegt der wahre Höhepunkt des Dramas, wo er ausruft:

„Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein.
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen
mit Glanz der tausendfachen Sonne zu."

Und in fast unübersehbarem Zuge sahen wir sie durch die deutsche Geschichte schreiten: Hingabe und Opfer für die Gemeinschaft und Verantwortung vor Gott. Wir sehen die frühen deutschen Kaiser, die als die schwertbewehrten Statthalter Gottes auf Erden im Dienste der ewigen Gesetze an der Menschheit ihr alles zum Opfer brachten, die mit ihrem an den Himmel gebundenen Reich Unvergänglicheres schufen, als ein Weltreich, Heimat der Menschen in der ewigen Ordnung. Wir sehen Friedrich den Großen, den sein soldatischer Vater durch die härteste Schule gehen lassen mußte und der seinem siechen Körper Unbesieglichkeit abrang. Wir sehen die hingemähten Helden von Langemark, die blühende Jugend Deutschlands, die die Niederlage zum Sieg machte. Wir sehen den Führer des Neuen Reiches, wie er blutenden Herzens über den Verrat, über die gebrochene Treue zu Gericht sitzt. Wir sehen in dem Drama von dem rheinischen Prinzen alles das mit, was Deutschland so groß und gewaltig macht. Wie lag dies alles doch kristallklar vor uns bei der innigen und morgenfrischen Darstellung des Prinzen von Homburg durch unser Landestheater.

Neben diese Gesamteindrücke eines miterlebenden Zuhörers will ich zur Vervollständigung des günstigen Bildes unseres Landestheaters Einblicke in seine Arbeit stellen. Ich verdanke diese Einblicke in die tätige Werkstätte des Theaters Gesprächen mit dem an der Gestaltung der Schauspiele lebendig mitwirkenden Szenenbildner, dem Kronstädter Maler Josef Strobach und einem begabten, jungen Banater, dem Schauspieler Nikolaus

Habel. Beide haben hervorragenden Anteil an der gelungenen Gestaltung des Prinzen von Homburg. Strobach durch Schaffung der feinen Bühnenbilder, die uns in diese lichte, märkische Welt führen, die mit ihren weiten Landschaften, ihren geschwungenen Schloßbalustraden und mächtigen, von Soldatenfahnen umwehten Altären sinnvoll den Geist dieses stolzen Werkes umfassen. Habel durch die hinreißende Gestaltung des Prinzen. Er ließ uns von der spielerischen Verträumtheit des im flutenden Mondschein Ruhmeskränze flechtenden Knaben folgerichtig den Weg gehen zu dem von Siegesfahnen umwimpelten hellen Aufruhr, zu haltloser Verzweiflung vor den mütterlichen Frauen — wie ergriff diese fast tierische Verzweiflung, weil man hier einen sinnlos dem Grabe nahen Menschen um sein Leben ringen sah — zur anfangs noch tastenden Erkenntnis von der Verantwortung, in der der Mensch doch steht und zu jenem von einem Lichtstrahl aus dem Jenseits getroffenen, fast unirdischen, hoch aufgereckten Heroismus, der bereit ist für die ewige Ordnung sein Leben hinzugeben. Er entsprach mit dieser hellsichtigen Gestaltung den innersten Absichten des Dichters, der in seinem Prinzen von Homburg nicht einen harten Helden, sondern eben diese eigenartig ergreifende Jünglingsgestalt schaffen wollte. Nachdem wir so diese Beiden durch ihre Leistung beglaubigt haben, führen wir sie als Mitarbeiter an unserem Aufsatz ein, denn was nun an Gedanken über Inszenierung einerseits und über den Schauspieler andererseits folgt, ist zum Großteil ihr Gedankengut, das im Hin und Wider des Gesprächs wohl gesichertere Gestalt gewann und dabei an die Stelle von Auftauchendem und wieder Verworfenem Erprobteres und Gültigeres setzte, um endlich zu bestehen, aber letztlich ist es eben die Gedankenwelt, die bei der Arbeit wird.

Die Zeit, wo die Maschinerie, Regie und Bühnenbild, wie bei Piscator, die Aufmerksamkeit des Zuschauers in erster Reihe fesselten, sind gründlich vorüber. Wir wollen wieder das Wort der Dichtung, vom Menschen, vom Schauspieler uns sinnvoll dargebracht und davor muß alles Drum und Dran ehrfurchtsvoll zurücktreten. Regie ist Dirigentenarbeit bei einer großen Symphonie. Sie ist Gärtnerarbeit, die allzu üppig Wucherndes zu beschneiden hat, allzu karg Zurückstehendes in den Vordergrund stellen kann, um in dem Gesamtbild jedem seinen Platz zu geben, aber die Töne und Farben wollen wir von den Schauspielern haben, nicht von der

Regie. Es genügt uns, wenn uns der Bühnenbildner den sauberen, die Grundakkorde des Werkes anklingenden Rahmen für ihr Spiel stellt. Wir wollen nicht, daß sich diese Welt aus Pappe und Farben aufplustert, daß sie sich wichtig macht und uns Dinge vorzutäuschen versucht, die wir ihr nicht glauben. Wir wollen mehr, wir wollen die Andeutung, das Sinnbild, das Symbol, den wahrhaft großen Hintergrund für die Bretter, die uns da die Welt bedeuten. Und den stellt uns Josef Strobach mit den kargen Mitteln seiner Baukastenbühne. Wie er es mit ein paar Strichen in den Initialen der Theaterzettel, wahren kleinen Kunstwerken, vermag, uns den Sinngehalt eines Stückes darzustellen, so vermag er mit ein paar Kulissen den Raum zu stellen, in dem sich Weltbewegendes abzuspielen hat. Hier führt ein Weg in die Zukunft.

Die Mitte des Spiels ist für uns wieder der Schauspieler, der beseelte Mensch mit dem klopfenden Herzen. Nie ist das Theater durch den Film zu ersetzen, weil wir da von den zartesten und ergreifendsten Regungen menschlichen Wesens gleichsam wie durch eine kalte Glaswand abgetrennt sind. Wir bewundern die atemberaubende Kunstfertigkeit der Sprachgewalt eines Gustav Gründgens. Wir atmen aber auf bei dem Herzenston einer Paula Wessely. Es ist bezeichnend für unsere Zeit, daß sie sich von der allzu schönen, kühlen, von tausend Stimmungen übersprühten Greta Garbo ab und einem so herzenswarmen, lebensvollen und mit ihrem großen Gesicht fast unschönen Frau, wie es die Paula Wessely ist, zuwendet, der Frau der wahren Herzensgüte, die den Schrei der Kreatur kennt. Den beseelten Menschen, das Herz suchen wir. Der Schauspieler muß ein Mensch sein, dem das, was er darstellt, zum Erlebnis wird. Wir sind der Puppen mit den hundert Künsten und tausend Masken satt. Wir wollen wieder Menschen erleben: Könige und Narren, Helden und Propheten, Heilige und Sünder. Die Zeiten der sich an den Wänden heranschleichenden, bürgerlichen Schauspieler, die sich die großen Worte, die sie zu sagen hatten, kaum auszusprechen getrauten, sind vorbei. Der Darsteller muß wieder den Mut zum Worte, ja zum wahren Pathos der Begeisterung und Hingabe finden. Wir fordern eine letzte Hingabe, die sich auch vor der machtvollen Gebärde, vor dem bewegten Spiel des sich voll einsetzenden Körpers nicht scheut. Denn soll das Wort nicht leer verklingen, so muß die Hingabe des Menschen an es mit Leib und Seele dahinter stehen.

Freilich das große Wort unserer Zeit, das von dieser Bühne her der Welt verkündet werden soll, steht noch aus. Die brennendste Sehnsucht des Schauspielers unserer Tage, sagt Habel, ist deshalb das große Drama unserer Zeit, ist der Kleist der Zukunft. Hier ist die Stelle, wo wir auch mit unserem Anliegen, wie mit allen wesentlichen Fragen in den alles mit sich reißenden, geistigen Aufbruch der großen, deutschen Volksgemeinschaft einmünden. Wenn das Wort eines der tiefsten Geister unserer Zeit, des katholischen Denkers Romano Guardini, wahr ist, daß Lithurgie ein Spiel der Seele vor Gott ist, so ist Theater im Letzten Spiel vor dem Volke, Verkündigung. Eine Zeit aber, die sich in ihren Führern wieder dessen besinnt, was menschlich ist, kann dieses gewaltigen Gemeinschaft bildenden Spieles nicht entraten. Wie die überwältigenden Passionen des Johann Sebastian Bach wieder christliche Gemeinden bilden, so muß das große Drama wieder Volk, Volk unter dem Gericht, schaffen. Ereignisse von solch dramatischer Wucht, wie das Gericht, das der Führer des Reiches im Angesichte der Vertretung des Volkes und im vollen Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott, schwerbesorgt über solchen Verrat der Getreuen abhalten muß; wie das Begräbnis des Reichsfeldmarschalls, wo ein aufbrechendes Volk dem sieghaften Feldherrn unbesiegter Heere, die doch durch eine Niederlage gehen mußten, am Totenmal des Kreuzes, das die Auferstehung bedeutet, solche Ehren erweist, müssen Widerhall finden in der Kunst, müssen Patenschaft stehen bei der Geburt eines neuen Dramas.

Dieser Strom neuen Lebens muß sich vereinen mit dem wiedergeborenen Laienspiel, wo aus den tiefsten Gemütskräften des deutschen Volkes entsprungen, wieder in ergriffenem Miterleben das deutsche Krippenspiel und die Passion Christi dargestellt wird. Er muß sich vereinen mit dem wiedergeborenen hohen Drama eines Heinrich Kleist und Friedrich Schiller, dessen hieratische, ja fast kultische Strenge der Chöre, bis in den Tod nach Gerechtigkeit dürstende Helden und mit gewaltigen Symbolen um Gott kreisende Jenseitigkeit auch erst unserer Zeit wieder aufstrahlen. Hier blinken auch schon die ersten Wachtfeuer, wo sich das mächtige Lager des neuen Dramas erheben soll: Hanns Johsts flammende „Propheten", Rudolf Mirbts Spiel vom Opfer: „Die Bürger von Calais" und Max Mells wundersinniges „Apostel-

spiel". Hier, an diesem Platze, wird die Flamme des dramatischen Feuers zum Himmel aufschlagen. Und nach diesem lichten Schein muß auch unser Landestheater seine Richtung nehmen. Auf daß es zum Warmbeet unseres Volkes werde für die auch von uns so sehr gesuchten, aber noch selten zu findenden Blüten, die da heißen: Opfer und Hingabe für die Gemeinschaft und Verantwortung vor Gott, die allein auch das deutsche Volk groß und gut gemacht haben.

Rundschau

Chronik. Der auf einstimmigen Beschluß des Deutschen Volksrates für den 26. Januar vorbereitete Volksentscheid ist von der Regierung verboten worden, weil eine solche Abstimmung in Rumänien nicht üblich sei. Gegen das Verbot wurde von unserer parlamentarischen Vertretung Einspruch erhoben und darauf hingewiesen, daß gesetzliche Grundlagen das Verbot nicht stützen. Der Einspruch hatte keinen Erfolg. Wenn unsere innere Zerklüftung nicht so arg wäre, wie sie tatsächlich ist, müßte gerade das Verbot in allen Gruppen zur Besinnung mahnen und die Einigung fördern, die in dieser Zeit zur entscheidenden Pflicht geworden ist.

Der Volksentscheid über das neue Volksprogramm, den die Volkspartei gefordert hat, ist, als er Anfang Januar beschlossen wurde, von ihr in vielen Volksversammlungen heftig bekämpft worden, vornehmlich mit der Begründung, daß der Entscheid in unzulässiger Weise drei Fragen verkoppele; denn — meinte die Volkspartei — die zwei ersten Fragen fordern das Bekenntnis, daß Volkswohl vor Parteiwohl zu stehen habe und daß die Einheit der Volksgemeinschaft höchste Notwendigkeit sei, was kein Volksgenosse bestreite, während die dritte Frage sich darauf richte, ob die im Volksprogramm verankerten Gebote der Volksgemeinschaft für jeden Volksgenossen verpflichtend seien, und hierauf müsse die Volkspartei mit Nein antworten; es bleibe ihr darum nur übrig, am Volksentscheid nicht teilzunehmen. Alle anderen Gruppen unseres Volkstums, auch jene, die dem Volksprogramm kritisch gegenüberstehen und auf dem Wege, den es selbst anweist, seine teilweise Abänderung erstreben, faßten den Volksentscheid als das auf, was er nach dem Willen der Volksleitung sein sollte: eine Entscheidung darüber, daß unserem Volkstum wieder eine einheitliche Grundlage gegeben werde, die von allen als verpflichtend anerkannt wird. Hätten mehr als die Hälfte der Stimmberechtigten mit Ja geantwortet, so wäre es erwiesen gewesen, daß die Volksmehrheit eine solche, früher nie durchbrochene Grundlage wieder bezieht und bei sauberer Haltung der Minderheit wäre damit das Volksprogramm allgemein als verbindlich anerkannt, die verhängnisvollste Auswirkung der letzten Kämpfe, der Bruch der Volksdisziplin wäre be-

seitigt und die organisatorische Geschlossenheit wieder hergestellt worden. Die Bejaher des Volksentscheides sind überzeugt, daß sie die Volksmehrheit verkörpern und bedauern darum, abgesehen vom grundsätzlichen Einspruch gegen jeden äußeren Eingriff in unsere eigensten Fragen, das Verbot des Entscheides, weil es eine uns bitter nottuende Klärung verhinderte. Der Volksentscheid hätte auch eine Entscheidung darüber gebracht, ob die heutige Volksführung das Vertrauen des Volkes besitzt. Die Volksführung stellte sich mit dem Entscheid dieser Probe offen.

Die Volkspartei behauptete zwar, daß bloß ein Viertel der Wahlberechtigten mit Ja antworten werde, vermied es aber, sich so wie die Volksführung der Entscheidung zu stellen und ihre Anhängerzahl durch die Abstimmung zu verraten, was bei voller Aufrechterhaltung ihres Standpunktes dadurch hätte geschehen können, daß sie ihre Mitglieder angewiesen hätte, die zwei ersten Fragen mit Ja, die dritte mit Nein zu beantworten (durch doppelte Überstempelung der Wörtchen „Ja" und durch einmalige des Wörtchens „Nein"). Zwar wären damit diese Stimmen ungültig geworden, hätten aber gezählt werden müssen. Auch durch ungestempelte Stimmzettel wäre das gleiche Ergebnis erzielt worden. Daß die Volkspartei dieser Probe auswich, mag nun beurteilt werden, wie man will — wir ersparen uns dies. Nach dem Verbot über Wenn und Aber zu sprechen, hat wenig Sinn.

Entscheidend ist, daß das Verbot selbst als eine Mahnung genommen werde! Alle Gruppen bestehen aus Volksgenossen! Verhetzung und Verleumdung haben genug zerstört, persönlicher Ehrgeiz genug Schaden angerichtet. Gewiß wäre es am besten, wenn der Entscheid in anderer Form noch abgehalten werden könnte; ist es der Volksführung unmöglich, dies durchzusetzen, so muß sie versuchen, die besonnenen Köpfe hüben und drüben — bei der Volkspartei und bei der Einheitsbewegung — davon zu überzeugen, daß die Geschlossenheit unser Lebensbrot ist. Das Mißtrauen zwischen den Gruppen ist zum größten Teil künstlich geschaffen worden von Menschen, die sich selbst mehr als die Sache berücksichtigen. Es gibt unter uns manchen, der von Haß so durchsetzt ist, daß er nur durch die Maske eines verzerrten Gesichtes aus seiner kleinen Seele auf einen Ansichtsgegner blicken kann. „Ich bin besser als du!" — auf diese Formel läßt sich ein Großteil unseres Streites bringen, darüber wird geredet, daraus fließt Lüge, Dummheit, Anmaßung und Spießerei. Und eine solche Haltung soll nun ausgerechnet das Allumfassendste herbeiführen, die wahre erneuerte Gemeinschaft!

Die seit Jahren andauernde innere Auseinandersetzung war notwendig. Kein Denkender kann es leugnen. Jede Bewegung erreicht aber einmal den Gefahrenpunkt, wo sie sich selbst zu überschlagen droht. Vergangenheit und Gegenwart geben genug Beispiele dafür, wie sich dies in weltgeschichtlichen Erscheinungen vollzog oder wie ein starker verantwortungsbewußter Mann eine solche Tendenz aufhielt und damit das Fruchtbare

der Entwicklung rettete. Die Verkrampfung unserer Volksgegensätze, ihre läppische Aufpeitschung über jede Wahrheit hinaus, zeigt an, daß wir den Gefahrenpunkt erreicht haben, wo das erstrebte Ziel von einigen, die es wohl auch erstreben, in Frage gestellt wird, wenn wir uns nicht alle besinnen. Besinnung ist heute Pflicht selbst der Unbesonnenen und Haßsüchtigen, die es in jedem Volke gibt, die aber kein Recht haben, ihre bedauerlichen Privatanlagen zum Maßstab eines Volksschicksals zu machen.

Heinrich Zillich

Eine große Preisstiftung für das auslanddeutsche Schrifttum. Ein ungenannter Deutschamerikaner stiftete einen hohen Betrag, aus dessen Zinsen alljährlich 5 Preise von 5000 oder 10.000 Mark an hervorragende deutsche Dichter außerhalb des Reiches oder an Gelehrte verliehen werden sollen, die sich im auslanddeutschen Raum um das deutsche Volkstum verdient gemacht haben. Die Reichsschrifttumskammer, die die Betreuung der Stiftung übernommen hat, bestellte die Preisrichter für jeden der fünf Preise, die immer für bestimmte Gebiete verliehen werden, so z. B. wurde einer der Preise, der „Eichendorff-Preis" (5000 Mark) für das Sudetendeutschtum bestimmt und der „Mozart-Preis" (10.000 Mark) für die deutsche Dichtung und das wissenschaftliche Schrifttum Österreichs und des Südostens. Unter die fünf Preisrichter des Eichendorff-Preises wurde auch Adolf Meschendörfer aufgenommen; alle Preisrichter kamen am 11. und 12. Januar in Weimar zu einer ersten Tagung zusammen, wo auch zwei Preise und zwar der „Eichendorff-Preis" dem deutschböhmischen Dichter Gustav Leutelt, der „Mozart-Preis" für 1935 dem österreichischen Geschichtschreiber Frh. v. Srbik, für 1936 aber dem Dichter Josef Weinheber zugesprochen wurde. Die Verkündigung der „Mozart-Preis"-Verleihung erfolgte in einer Feier der Münchner Universität. Wir begrüßen die Zuteilung des diesjährigen „Mozart-Preises" an Josef Weinheber mit großer Freude und nicht ohne Genugtuung, denn unsere Zeitschrift hat das Werk dieses großen österreichischen Dichters schon seit vielen Jahren rückhaltlos gefördert, sehr lange bevor er in seiner Heimat und in Deutschland beachtet worden ist. Er gehört zu unseren ältesten Mitarbeitern, der auch in diesem Hefte zum Worte kommt mit einem Gedichte, das gerade angesichts des Ruhmes, der dem Dichter zuteil wurde, seine reine Stimme und Seele widerspiegelt.

Heinrich Zillich

Ein rumänischer Aufsatz über die sächsische Literatur. In der Bukarester Zeitung „Curentul" begann Universitätsprofessor Jon Sân-Giorgiu eine Reihe von Aufsätzen erscheinen zu lassen, die der breiten rumänischen Öffentlichkeit einen Einblick in unser Schrifttum geben und damit eine Aufklärungsarbeit leisten sollen, die ganz im Sinne seiner bisherigen fruchtbaren Tätigkeit liegt. Wir verwiesen schon mehrfach auf die kenntnisreichen und warmherzigen Untersuchungen, die Sân-Giorgiu unserem Schrifttum teils in Vorträgen, teils in Zeitschriftenaufsätzen gewidmet hat (siehe z. B. Klingsor, Jg. 1935, Seite 209—210). Der erste im

„Curentul" erschienene Aufsatz vom 11. Januar befaßt sich unter dem Titel „Drei sächsische Schriftsteller" vornehmlich mit der Gesamterscheinung unserer Literatur, mit den wesentlichen Linien ihrer Entwicklung, um dann Meschendörfer, Wittstock und Zillich näher zu betrachten. Wie wir unterrichtet sind, wird die Aufsatzreihe in der Bukarester Zeitung mit ausführlicheren Untersuchungen des Werkes der drei erwähnten Schriftsteller fortgeführt. Wie früher schon, wollen wir auch diesmal unseren Dank für die schöne und berufene Darstellung Sân-Giorgius nicht unausgesprochen lassen, einen Dank, den wir Deutschen in einer Zeit doppelt freudig zollen, wo wir nicht immer auf das gleiche Verständnis bei anderen stoßen wie hier. Heinrich Zillich

Die Deutsche Buchgilde in Rumänien, die im Dezember v. J. mit ihrer neuesten Jahresgabe, den Alten Meistern aus der Freiherrlich Brukenthalschen Sammlung, an die Öffentlichkeit getreten ist, hätte bei dieser Gelegenheit das Jubelfest ihres fünfjährigen Bestandes feiern können — wenn ihr Sinn danach stünde, zu feiern und sich feiern zu lassen und nicht vielmehr still und zielbewußt im Dienste der deutschen Kultur in diesem Lande zu arbeiten. Im Herbst 1930 wurde sie von einem Kreis heimischer Schriftsteller, dem Deutschen Kulturamt und dem Verlag Krafft und Drotleff ins Leben gerufen. Ihr Zweck war, sichere Abnehmer für heimisches Schrifttum zu sammeln und dadurch das Erscheinen guter deutscher Bücher bei uns zu fördern. Es gelang tatsächlich der eifrigen Werbetätigkeit ihres verdienten ersten Vorsitzenden Dr. O. Folberth und seiner Mitarbeiter bald, einen ausreichenden Kreis von Mitgliedern zu sammeln, so daß vom Dezember 1931 an jedes Jahr ein Band der Veröffentlichungen der Buchgilde erscheinen konnte: Meschendörfers „Stadt im Osten", Wittings „Hirtenfeuer", Wittstocks „Bruder, nimm die Brüder mit", schließlich die beiden Auswahlbände „Himmel über dem Acker" und „Herz der Heimat". Durch diese Veröffentlichungen ist nicht nur in unserem eigenen Lande das herrschende Vorurteil gegenüber heimischen literarischen Erzeugnissen weitgehend widerlegt worden, sondern die Buchgilde hat auch ihr gut Teil dazu beigetragen, die große Öffentlichkeit des deutschen Mutterlandes auf das geistige Schaffen hier im Südosten hinzuweisen. Daß ihr dabei die dort endlich erwachende Teilnahme für die Auslanddeutschen entgegenkam, ist eine glückliche Fügung, die dankbar anerkannt sei. So schien nach vierjährigem Bestande eigentlich der Zweck der Buchgilde erfüllt, unsere heimische Dichtung auf eigene Füße gestellt und ihr den Weg zu den großen Verlagen des Westens geöffnet. Als deshalb vor rund einem Jahr eine Gründerversammlung der Buchgilde in Mediasch zusammentrat, um gewisse in ihrem Schoße entstandene Schwierigkeiten zu bereinigen, erhob sich vor ihr die Frage, ob die Buchgilde nicht aufzulösen sei. Sie wurde verneint, und man entschloß sich vielmehr, ihr eine neue Leitung zu geben und ihr Arbeitsgebiet gegen früher zu erweitern. Während bis dahin ausschließlich schöngeistige Werke siebenbürgischer Herkunft herausgegeben wurden, solle nunmehr, ohne diese

gänzlich zu vernachlässigen, einerseits das Deutschtum der übrigen Siedlungsgebiete stärker berücksichtigt werden, soweit es dichterisch Wertvolles hervorgebracht hat, andererseits soll auch das Grenzgebiet zwischen schönem und wissenschaftlichem Schrifttum gepflegt werden (durch Herausgabe wertvoller älterer Werke, kunstwissenschaftlicher Veröffentlichungen und dergleichen). Und schließlich ist auch an Herausgabe von Übersetzungen wesentlicher Werke von rumänischen und madjarischen Verfassern gedacht. Einen Anfang dieses Beschreitens neuer Wege bedeutet schon die Jahresgabe für 1935. Sie soll eine kleine Auswahl aus den Schätzen der Brukenthalischen Sammlung weiteren Kreisen vor Augen führen und damit auf dies unser einzigartiges Kulturinstitut im allgemeinen hinweisen. Davon, welche Aufnahme diese Gabe findet, wird es abhängen, wie weit die Buchgilde auch in Zukunft ihre Pläne wird verwirklichen können.

F. Czikeli,
Geschäftsführender Vorsitzer der D. B. R.

Das Deutsche Landestheater Rumäniens spielte im Januar in Temesvar und fand diesmal dort, wo es früher nicht immer auf volles Verständnis gestoßen war, besetzte Häuser und ungeteilten Beifall, so daß sogar der Plan auftauchte, im nächsten Jahre nicht nur einen Monat für diesen Landesteil anzusetzen, sondern eine längere Spielzeit, um dem Zustrom aus Stadt und Land zu genügen. Die Banater Presse ungeachtet ihrer nationalen Sonderung gibt übereinstimmend der Ansicht Ausdruck, daß das Deutsche Landestheater die übrigen in Temesvar spielenden Theater überflügelt habe. Diese Stimmen sind ein Beweis dafür, daß sich die Deutschen des Banates mehr als bisher der deutschen Kunst erschließen und daß sich auch das Landestheater in einer Weise entwickelt, die im Sinne seiner Gründung und der Hoffnungen liegt, mit denen wir es vor einigen Jahren nicht ungefährdet antreten sahen.

Heinrich Zillich

Ein offener Brief. Sehr geehrter Herr Doktor! In der Dezembernummer der Zeitschrift „Klingsor" ist ein von Herrn Hans Petri an mich gerichteter offener Brief erschienen. In demselben begeht Herr Petri die Unvorsichtigkeit mir vorzuwerfen, daß ich in einem in der Oktobernummer Ihrer Zeitschrift erschienenen Artikel — der aber mit der Wiedergabe meines an der Berliner Universität gehaltenen Vortrages gar nicht identisch ist — die kulturellen Bestrebungen der Deutschen während der Besetzung Rumäniens in den Kriegsjahren 1915—18 nicht hervorgehoben habe.

Ich will mit Herrn Petri hinsichtlich der Wohltaten, mit denen uns die deutsche Kommandantur während des großen Krieges überhäuft hat, nicht polemisieren. Ich spreche mir sogar die Kompetenz dazu ab, da ich zur Zeit der deutschen Besetzung mich in der ersten Stellung der Front befand und bis zum Rückzug der Deutschen aus Rumänien bei meinem Regiment blieb. Die Tatsache, daß ich Jahre hindurch die deutsche Kultur in Rumänien vertrete und daß ich mich bemüht habe und bemühe, zwischen

Rumänen und Sachsen freundliche Beziehungen zu knüpfen, darf keinen Menschen berechtigen, mir einen Standpunkt aufzuerlegen, den ich nicht teilen kann.

Aus diesem Grunde wende ich mich an Sie, um meine Verwunderung auszudrücken, daß die Zeitschrift „Klingsor", die einerseits seit Jahren für die rumänisch-deutsche Zusammenarbeit eintritt, andererseits von den rumänischen Schriftstellern mit soviel Wärme aufgenommen wurde, eine solche im Augenblick nicht ganz glückliche Erinnerung an kaum vernarbte Wunden aus der Kriegszeit veröffentlicht hat.

Indem ich Sie bitte, vorliegendes Schreiben in der nächstfolgenden Nummer Ihrer Zeitschrift, die mir ihre Spalten immer so freundlich geöffnet hat, zu veröffentlichen, verbleibe ich in alter Freundschaft und Hochachtung als Ihr

Ion Sân-Giorgiu

Nachschrift der Schriftleitung. Herr Pfarrer Hans Petri, Bukarest, hatte in seinem an Herrn Prof. Ion Sân-Giorgiu gerichteten Brief auf eine Bemerkung Sân-Giorgius über die Vernachlässigung der rumänischen Seele durch die Deutschen im Weltkrieg, eine Anzahl damals erschienener deutschen Bücher aufgezählt, die sich mit dem Kulturleben der Rumänen beschäftigen. Damit wollte Hans Petri das Empfinden Herrn Sân-Giorgius in keiner Weise verletzen. Das stellen wir mit seiner Einwilligung fest und bitten Prof. Sân-Giorgiu dessen versichert zu sein, daß wir die schmerzlichen Erinnerungen begreifen, die es ihm, wie seine Zeilen verraten, verwehren sich mit den von Hans Petri berührten Fragen zu beschäftigen. Sein Bekenntnis achten wir besonders darum, weil Prof. Ion Sân-Giorgiu seit langen Jahren Hand in Hand mit uns tätig bemüht ist, die geistige Zusammenarbeit zwischen Rumänen und Deutschen zu fördern. Diese Zusammenarbeit gehört auch weiterhin zu seinen und unseren Zielen.

Neue Bücher und Schriften

Leopold Weber. Die Odyssee Deutsch. Mit Bildern nach Holzschnitten von Ludwig von Hofmann. München 1935, im gemeinsamen Verlag von Georg D. W. Callwey und R. Oldenburg. — Am 24. Januar feierte Leopold Weber seinen 70. Geburtstag. Es gibt keinen schöneren Anlaß, dieses Tages zu gedenken, als mit einem Hinweis auf das vor kurzem erschienene großartige Werk seines Alters, auf die von ihm ins Deutsche übertragene Odyssee. In diesem Werk verkörpert sich seine ursprüngliche Gestaltungskraft ebenso wie die kraftvolle deutsche Haltung, die sein Leben beherrschte. Leopold Weber, der zuerst mit Gedichten und Novellen vor die Öffentlichkeit trat, dann in Übersetzungen aus dem Russischen sein außerordentliches nachgestaltendes Talent erwiesen hat, war in der Glanzzeit der Zeitschrift „Kunstwart" ein Hauptmitarbeiter von Ferdinand Avenarius, besonders im Kampf gegen das Ästhetentum seiner Zeit. Später

widmete er sich der germanischen Helden- und Götterwelt, schrieb mehrere Werke darüber — erwähnt seien die „Götter der Edda" — gestaltete viele altdeutsche Sagenstoffe in einer freien, dem urtümlichen Wahrheitsgehalt dennoch eng verbundenen Nachdichtung. Aus dieser Fülle von Wissen, Empfinden und Sprachgewalt konnte nun in ganzer Reife auch das Wagnis zum Gelingen gebracht werden, die Übertragung der Odyssee in eine Gestalt, die dem deutschen Erleben so nahesteht, daß all jene Hemmungen wegfallen, die die zahlreichen und zum Teil sehr guten Nachdichtungen bisher immer daran gehindert haben, zu einem deutschen Volksbuch zu werden. Wer einige der älteren Nachdichtungen kennt und nun Webers Odyssee in die Hand nimmt, wird wohl zuerst erstaunt den Hexameter vermissen, aber schon nach wenig Zeilen in einer Welt stehen, die ihm handlungsmäßig zwar vertraut war, aber erst in diesem Gewand mit aller Lebendigkeit an ihn herantritt. Es handelt sich hier um keine Übersetzung, es handelt sich um eine eigenkräftige neue Dichtung aus dem Gute Homers. Das antike Sprachgewand ist weggefallen, das deutsche sitzt dem Stoffe passend; er prägt sich darin für unser Empfinden deutlicher, unmittelbarer und überwältigender aus als in jeder anderen Nachdichtung. Der Ballast an Unverständlichem und Überflüssigem, die Pathetik Homers wurde nicht übernommen. Diese Odyssee liest sich — einfältig ausgedrückt — wie ein Abenteuerbuch. Man kann es nicht weglegen. Der göttliche Hauch Homers weht kräftig durch die deutsche Fassung und frischer als je. Damit aber wird die gewaltige Dichtung aus den Händen des humanistisch Gebildeten in die des Volkes selbst gelegt. Erneuert und nochmals verewigt erhalten wir sie und werden in ihr des griechischen Gehalts nun erst ganz voll, weil er uns ohne Hindernis ans Herz greift. Manchem wird es so ergehen wie mir, wenn er Webers Nachdichtung liest: er wird in ihr mit Erleichterung und Beglückung alles entschwunden sehen, was die Lesung anderer Übertragungen immer erschwert hat. Und er wird wie ich das Buch zweimal hintereinander lesen und wissen, daß er es noch oft zur Hand nehmen wird. Um einen Begriff von der Sprache Webers zu vermitteln, seien einige Zeilen wiedergegeben:

Aus den errötenden Wolken
Hob Eos, die früherwachte,
Eben das schimmernde Haupt.
Schritte ertönten im Schlosse:
Es scharten sich um den König
Emsig die Knechte im Haus,
Und durch die Gassen im Tale
Eilte geschäftig der Herold
Pontonoos: schallender Stimme
Rief er zur Ratsversammlung
Das Volk auf dem Markte am Strand ...
Über dem Meere flammten
Die Mähnen der Sonnenrosse
Am Himmelssaume empor,
Da lärmte die Menge am Hafen

Dem Starenschwarm gleich, der im Herbste
Unter den Wipfeln im Laube
Stürmisch ratschlagt und zankt.
Ruhe gebietend, teilte
Mit weisendem Stabe der Herold
Die wimmelnden Haufen, bis endlich
Alle sich niedergelassen
Auf schön geglätteten Steinen
In weitem Kreis.

Heinrich Zillich

Der Große Brockhaus — fortgeführt bis 1935! Es ist das unbestrittene Verdienst des „Großen Brockhaus", daß jeder seiner Bände den jüngsten Stand der Dinge bis zu seinem Redaktionsschluß spiegelt. So konnte denn „Der Große Brockhaus" als Lebensbuch des Menschen von heute weniger denn je seine Aufgabe darin beschlossen sehen, nur das überzeitliche Kultur- und Bildungsgut der Menschheit zu verzeichnen, sondern er mußte lebensnah bleiben und mit feinem Gefühl für all das, was im Werden war, den Ereignissen auf dem Fuß folgen. Nun ist der Verlag daran gegangen, in einem Ergänzungsband* über all das zu berichten, was sich seit Erscheinen der zwanzig Bände im Staats-, Volks- und Wirtschaftsleben, im Auf und Ab der Geschichte Europas und der übrigen Welt, in Forschung, Technik und Kunst ereignet hat. Der Zeitpunkt des Erscheinens dieses Ergänzungsbandes scheint uns besonders glücklich gewählt; wir können damit rechnen, daß damit das Werk für lange auf der Höhe der Zeit gehalten wird. Es ist in dem Band ein fesselndes Gegenwartslexikon entstanden, das für jeden Besitzer des Hauptwerkes unentbehrlich ist. Eine Besprechung wird niemals der ungeheuren Vielfalt des Dargestellten gerecht werden, da sie nur wahllos herausgegriffene Einzelheiten bringen kann. Die verschwenderische Ausstattung des Bandes mit bunten und einfarbigen Bildern und Tafeln, mit geographischen und politischen Karten macht schon planloses Blättern und Schauen zum Genuß. Wieder steigt bei der Durcharbeitung des Bandes der Wunsch auf, daß dieses unvergleichliche Werk seinen Einzug in vielen deutschen Familien halten möge.

Lorenz P. Herzog. Sankt Johann in der Wüste. Roman. L. Staackmann-Verlag. / Leipzig. 1935. — Evangelisch-lutherisch sind die Holzfäller, die auf katholischem Boden den Urwald roden, einen Holzplatz schaffen und aus dem Holzplatz die Siedlung Sankt Johannes in der Wüste. Aus der Verteidigung ihres Glaubens gegen die Bedrückung und schwere Verfolgung durch die Staatskirche Maria Theresias entsteht die Spannung der Geschehnisse in diesem Roman, der zum Zeugnis aufrechten und starken Menschentums wird. Seine Gestalten leben und kämpfen, aus der Behauptung des einzelnen wird die Verteidigung der Gemeinschaft, die aller Ungunst zum Trotz immer größer wird. Herzog hat hier mit reifen Mit-

* Der Große Brockhaus. Ergänzungsband A—Z, Ganzleinen 23.40, Halbleder 28.80 Reichsmark.

teln ein Werk geschaffen, das voll anerkannt werden muß. Kraftvoll wie die Menschen ist die Gestaltung der Ereignisse, die es versteht Landschaft, Volk und Glauben so zu deuten und zu fügen, daß daraus eine Holzschnittarbeit bester Kunst entsteht. Kurt Scherg

Dorus Kromer, Die Amerikafahrt. Aus den Goldgräberjahren eines Schwarzwälder Bauernsohnes. Herausgegeben von Heinrich E. Kromer. Ausgestattet von Egon Pruggmayer. Verlag L. Staackmann in Leipzig. Preis Leinen 4 Reichsmark. — Mitte des 19. Jahrhunderts reißt das Goldgräberfieber tausende und abertausende nach Kalifornien. Auch der begüterte Bauernsohn Dorus Kromer versucht sein Glück. Nach zahllosen Abenteuern und merkwürdigsten Erlebnissen gelangt er mit einem kleinen Vermögen nach einem Jahrzehnt zurück in die Heimat, wo er die treugebliebene Braut wiederfindet. Die Berichte seiner Tagebücher, von seinem Sohn herausgegeben, lesen sich gut und fesseln von Anfang bis zu Ende. Hans Lienert

Alfred Schmidtmayer. Geschichte der Sudetendeutschen. Ein Volksbuch. Adam Kraft-Verlag, Karlsbad. 1936. — Der 300 Seiten starke Band erfüllt alle Anforderungen, die man an eine volkstümlich, aber keineswegs oberflächlich geschriebene knappe Darstellung der Geschichte eines deutschen Stammes und seines Landes stellen darf. Der Vorzug des Buches liegt auch darin, daß es in das Gesamtgeschehen der europäischen Geschichte hineinleuchtet und die einzigartige Stellung Böhmens klar hervorhebt, damit zugleich die Geschichte der Tschechen umgreift. Für die Sudetendeutschen ist es ein Buch ihres Schicksals, das wir Siebenbürger Sachsen, obgleich wir an geschichtlichen Werken keinen Mangel leiden, in dieser Art nicht besitzen, wohl aber haben möchten. Heinrich Zillich

Karl Heinrich Waggerl. Mütter. Roman. Im Inselverlag, Leipzig. 1935. — Einfach und tief ist das Romanwerk Waggerls, naturnah und wissend in einer reinen, gottfürchtigen Weise, die in diesem Buch an das Wesenhafte des Frauentums in seiner vielfältigen Abwandlung und mütterlichen Bestimmtheit rührt. Eine Reihe lebendig gezeichneter Frauengestalten inmitten einer unsentimentalen, gleichsam ewigen Bauernwelt wandelt das Thema der Mutterschaft ab. Wir können uns schwerlich ein auch schon in der Handlung einfacheres und innerlicheres Buch über ein solches Thema denken als diesen Roman, der schön ist, schön in der Haltung, Sprache und in der reifen Menschlichkeit seiner Empfindung. Heinrich Zillich

Der kleine Goldfischteich. Kolorierte Stiche nach chinesischen Aquarellen. — In der Insel-Bücherei, Leipzig, erscheinen seit einiger Zeit Bildbüchlein, die sofort das Entzücken vieler Leser geworden sind. Da sah man den Struwwelpeter, Soldatenbilder und vieles andere; nun kamen vor Weihnachten kolorierte Stiche von Vögeln, Faltern, Bäumen usw. heraus; aber das schönste Büchlein scheint mir doch der „Goldfischteich" zu sein mit seinen chinesischen Aquarellen von einer farbigen Ausgewo-

genheit und spielerischen Eleganz bei außerordentlicher Deutlichkeit. Die kleinen Kunstwerke einer liebevollen Naturbeobachtung sind zugleich Früchte des Handwerks, der Wissenschaft und eines stilsicheren Spiels.

Heinrich Zillich

Siebenbürgisch-Sächsische Leinenstickereien. Im Verlag Krafft & Drotleff A.-G. in Hermannstadt erschien vor kurzem die dritte Auflage der ersten Sammlung der Siebenbürgisch-Sächsischen Leinenstickereien von Emil Sigerus. Die Mappe kostet 180 Lei und enthält 76 Stickmuster auf 18 farbigen Tafeln und ein Vorwort des Herausgebers. Die Sammlung ist längst weithin bekannt, so daß sich eine Empfehlung erübrigt. Nur ein Hinweis darauf sei getan, daß sich in der Notwendigkeit zu einer dritten Auflage die Bedeutung der Sammlung offensichtlich zeigt.

Heinrich Zillich

Erika Mitterer, Gesang der Wandernden. Neue Gedichte. L. Staackmann-Verlag, Leipzig. Nur aus einer in sich festverankerten Persönlichkeit kann soviel sichere Besinnung strömen, wie sie die einzigartigen Gedichte Erika Mitterers vermitteln. Ihr, der jedes Erleben zugleich herb und schön ist, eignet die Gabe Sinn und Deutung allen Seins ergreifend zu formen. Sie ist die Wandernde, die nie verweilt, der Kampf und Qual aus seelischer Sicherheit heraus zum Lebensreichtum wird, der sich schmerzlicher Abschied zu ewiger Freundschaft verklärt. Sie trägt ihre schwesterliche, fast priesterliche Sehnsucht nach der Erfüllung weiblicher Bestimmung durch die Natur, in der sie Mensch und Tier und Bach und Haus findet, erlebt und deutet. Es gelingen ihr wahrhaft dichterische Gebilde, wie das „Nachtlied", „Kleines Pferd im Gebirge" und „Tröstliche Nacht", die bei aller ihrer eigenartigen Herbheit und Sicherheit doch nur durch die schöne Seele einer Frau zum vollendeten Kunstwerk geworden sind.

Kurt Scherg

Anton Dörfler, Der tausendjährige Krug. Roman. Eugen Diederichs Verlag Jena. Wie tief ein Dichter greifen kann, wieviel er schöpfen und ausgießen kann, beweist dieser ausgezeichnete Roman Dörflers, der auf jeden Fall zu den eigenartigsten und wertvollsten Werken des neuen deutschen Schrifttums gehört. Der Dichter schildert darin das Leben einer Töpferfamilie, aus der nach dem Tode der Mutter die drei Söhne fortziehen. Nach recht wechselvollen Erlebnissen kehren sie in das Vaterhaus zurück, Wilhelm und Heiner, ohne sich einleben zu können, Christoph jedoch um sich nach ganz großen seelischen Erschütterungen zum Beruf und zur ererbten Art durchzuringen. In diesem Buch ist die Handlung unbetont. Die Persönlichkeit der Gestalten steht im Vordergrund. Die seelischen Konflikte geben die Möglichkeiten für die Handlung, die aus Bejahung und Verneinung der Bindung an die Art und den Beruf der Ahnenkette entsteht. Das Leben des Vaters und der drei Söhne, der Frauen Moni — neben Christoph die beste Gestalt des Werkes — und Hedi sind Folgen der Auseinandersetzung mit dieser heiligen Bindung. Dafür ist der im Hausschrank aufbewahrte tausendjährige Krug Symbol, also mehr als

Kunstwerk, wirklich verkörperte Familienseele. Sein Verschwinden bringt Auflösung. Erst als er wieder auf seinem Platze steht, kehrt Friede und Klärung zurück, kehrt in die Menschen der Halt, der sie zu ganz großer Führung befähigt. Jetzt kann der Vater seinen Sohn, der als Mörder heimkehrt, empfangen und verstehen, jetzt weiß Christoph den einzigen und richtigen Weg für sein Leben. Diese Begegnung des Vaters mit dem Sohne ist nicht nur die stärkste Stelle des Buches, sondern meiner Meinung nach ein ganz gewaltiges Stück der deutschen Literatur. Gerade deshalb muß aber gesagt werden, daß an keiner Stelle in diesem Werk soviel Kulisse, Dämmerung und Geheimnis verwendet worden ist als an dieser, was nicht unbedingt notwendig war. Neben den ernsten Begebenheiten fehlt in diesem Buche nicht die Heiterheit und fröhliche Philosophie des einfachen und lebenserfahrenen Mannes. Der Schneider Dionys trifft mit seinen Sprichwörtern meist den richtigen Ton. Man kommt von der Diesseitigkeit und Jenseitigkeit dieses Buches nicht los. Das Leben ist darin natürlich und echt, seine Bindung an Familie und Tradition religiös-feierlich. Eine eigenartige, aber restlos geglückte Verbindung, die um so wertvoller ist, als es Dörflers Meisterschaft gelingt, die seelischen Konflikte von ihrem Entstehen bis zur Überwindung klar zu schildern. Dörfler ist ein Dichter, sein Roman ein künstlerisches Ereignis.

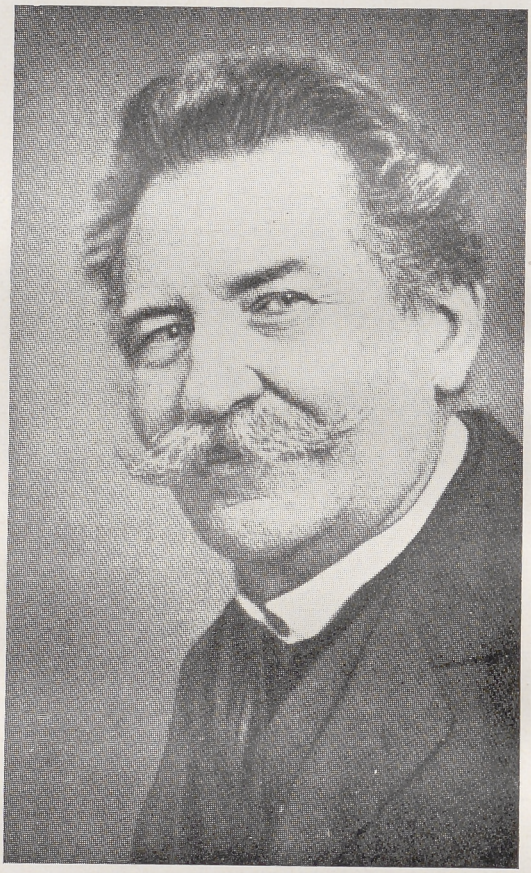
Kurt Scherg

Paul Schütz, Vom Urgrund der Gemeinschaft. (Verlag Wilh. Gottlieb Korn-Breslau.) „Oh, der leidenschaftliche Haß der Liebe gegen die Ideen, gegen diese ausgedachten, erinnerten und erdichteten Gedankendinge. Und die leidenschaftliche Liebe der Liebe zu den wirklichen Dingen, zum Leibe, zur Person; ihre Liebe zur Verantwortung Auge in Auge; zur Sekunde, in der sie alles hat; Ewigkeit, die gemeine Zeit wird; Schöpfung, die Fleisch wird! Und das alles, weil der Nächste ist." Mit diesen leidenschaftlichen Worten setzt dies wundervolle Büchlein ein, das aus der Ideenverwirrung unserer Zeit, die Gott und den Teufel entthront und damit auch die Ordnung dieser Welt, die Ordnung zwischen Vater und Sohn, Herr und Knecht, Mann und Weib zerstört hat, zum Urgrund der Gemeinschaft, der im vierten Gebot für ewige Zeiten verankert ist, zurückführt. Aus der Öde unwirklicher Hirngespinste führt dies Buch den Menschen unserer Zeit wieder zu beseelter Leibhaftigkeit.

Dr. Ernst Jekelius

Heimatromane. Edwin Redslops Geschichte einer Jugend „Ein Jahrhundert verklingt" (Verl. Wilh. Gottl. Korn, Breslau) führt uns die Kindheit einiger Freunde, der „Wölfe" vor, die in der durchgeistigten und traditionsreichen Luft Weimars in eine neue Zeit hineinwachsen. — Der Roman „Ein Mann von gestern" von Franz Nobl (Verl. von Karl Fromme in Wien) zeigt, wie ein Mann von gestern durch die Einkehr in die liebliche Landschaft der österreichischen Heimat und durch die Liebe einer Frau in den Morgen findet. Dr. Ernst Jekelius

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Ion-Ratiu-Straße 6
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Hermann Kirchner (1861—1928)

der erfolgreichste Schöpfer siebenbürgisch-sächsischer Volkslieder

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR MÄRZ 1936 HEFT 3

Der Liederfrühling des siebenbürgischen Weinlandes

Von Otto Folberth

Seit den Tagen Herders hat sich das Volkslied nie wieder einer so hohen Wertschätzung erfreut als heute. Das mag den Versuch gerechtfertigt erscheinen lassen, einmal mit knappen Strichen jene Tage zu zeichnen, da vor 40 Jahren im siebenbürgischen Weinland ein Liederfrühling ausbrach, wie ihn die Geschichte des sächsischen Volksstammes ein zweites Mal nicht erlebt hat. Nicht nur bescherte er dem Völkchen, aus dessen Schoße er erblühte, eine Reihe echtester Volksliedperlen — er konnte mit einem seiner tönenden Kleinode sich sogar das Herz der großen weiten Welt erobern.

Natürlich hat das sächsische Volk in Siebenbürgen zu allen Zeiten gesungen, also auch vor diesem Liederfrühling der 90er Jahre. Jahrhundertelang sang es ausschließlich Lieder sächsischer Mundart.[1] Es gibt darunter solche, die nach Meinung der Fachleute bis in die vorsiebenbürgische Zeit zurückreichen, also ungefähr 800—1000 Jahre alt sind. Aber freilich klagt der gelehrte Sammler und Herausgeber dieser uralten Weisen: „Nur ein kleiner Bruchteil des einst Vorhandenen ist uns geblieben, seit etwa 300 Jahren ist die schöpferische Quelle versiegt und die Volksphantasie hat sich mit dem Umgestalten und Durcheinanderwürfeln des alten Erbgutes begnügt und viel davon in Vergessenheit geraten lassen. Was seither bei uns einwan-

[1] Eine Sammlung dieses alten und ältesten Liedgutes des sächsischen Volkes unternahm als erster Friedrich Wilhelm Schuster in seinem Werk „Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen", Hermanstadt, 1865. Es ist vor kurzem in zweiter, umgearbeiteter und vermehrter Auflage unter dem Titel „Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder, I. Band: Lieder in siebenbürgisch-sächsischer Mundart, herausgegeben von G. Brandsch", im Verlag von Krafft & Drotleff A. G., Hermannstadt, 1931, erschienen (Schriften der Deutschen Akademie, Heft 7). Die Sammlung enthält: Geistliche Lieder, Balladen, Liebeslieder, Waisenlieder, Hochzeits- und Ehestandslieder, Spinnstuben- und Tanzreime, Trinklieder, Scherz- und Spottlieder, Kinderlieder.

derte, kam im fremden Gewand der hochdeutschen Sprache und wurde meist in diesem Gewand aufgenommen, zum geringen Teil in das Sächsische übertragen. Seither verdrängten die hochdeutschen Lieder mehr und mehr die sächsischen, und in den letzten Jahrzehnten sangen eigentlich nur noch die ganz Alten und die Kinder die vielfach unverständlich gewordenen, zum belächelten Spielzeug herabgesunkenen alten Lieder." [1]

Als diese Zeilen geschrieben wurden, war der Blick unserer Volksliedforschung bewußt in die Längstvergangenheit und auf den Zerfall unseres älteren Volksliedes gerichtet. Nicht als ob sie dadurch blind für die Gegenwart und deren geheimnisvolles neues Werden geworden wäre. Nein. Aber es schien ihr ratsam zu sein — und niemand soll ihr daraus einen Vorwurf machen — nach der Gegenwart hin eine selbst abgesteckte Grenze nicht zu überschreiten. [2]

Hier nun fragen wir, wie angedeutet, ausschließlich nach dem neueren sächsischen Volkslied, um das sich noch keine Forschung je bemüht hat. Wie? Sollte sich denn mitten in der Verfallszeit jenes alten Liederschatzes, das ist am Ende des 19. Jahrhunderts, in Siebenbürgen das Wunder ereignet haben, daß am verdorrten sächsischen Volksliedbaum ein neues grünes Reis Knospen stieß und Blüten trieb? Und wenn schon, war es nicht bloß eine Laune des Schicksals? Ein Spiel? Ein trotz aller scheinbaren Pracht, trotz allem bezaubernden Duft von vorneherein zum Mißerfolg verurteilter Versuch? Niemand kann diese Fragen heute eindeutig beantworten. Tatsache ist, daß dies grüne Reis bald 40 Jahre überdauert hat, ohne wieder zu verwelken. Tatsache ist, daß seine Wirkung nicht nur darin bestand, das in den letzten 300 Jahren eingeführte hochdeutsche Liedgut wieder durch eigenstämmiges zu ersetzen und also das sächsische Volk auf einem Gebiete, auf dem es müde und unfruchtbar geworden war, wieder zu schöpferischen Leistungen hinzureißen. Sondern seine Wirkung erstreckte sich sogar bis auf die uralten, fast vergessenen Volksweisen hin, auf die ein deutlich merkbarer Abglanz von ihm zurückfiel und sie zu neuem Ansehen brachte.

Wie war es bloß zu diesem unerwarteten Wiederaufleben des sächsischen Volksliedes gekommen? Der Beginn der seltsamen Erscheinung liegt fürwahr noch so wenig im Dunkel der Zeit zurück, daß sie sich Schritt für Schritt verfolgen läßt.

[1] Brandsch, S. XIV f.
[2] Ebenda S. XV.

Als im Jahre 1893 der junge reichsdeutsche Musiker und Komponist Hermann Kirchner, ein Kind des Thüringer Waldes, als Chormeister des Mediascher Musikvereins nach Siebenbürgen kam und vom bunten Volksleben der drei Nationen berückt, vom starken Zauber des Weinlandes ergriffen den Entschluß faßte, eine sächsische Volksoper zu schreiben, da mußte er zu seinem größten Erstaunen feststellen: die Siebenbürger Sachsen besaßen wirklich — bei all ihrem Reichtum an sonstiger Überlieferung — auch nicht ein einziges lebendes Volkslied mehr, das im ganzen Land bekannt und gesungen worden wäre, dem er also musikalische Motive für seine Oper hätte entlehnen können. Die unmittelbare Wirkung dieses Mangels auf den schaffensfrohen und leidenschaftlichen Künstler bestand darin, daß er nun den noch viel kühneren Entschluß faßte, dem sächsischen Volke außer einer Oper auch noch einen Schatz von neuen Volksliedern zu schenken. Kirchner hatte sich als Liederkomponist schon in Deutschland erfolgreich betätigt. Mit den sächsischen Volkssitten und -überlieferungen machte er sich jetzt, von seinem neuen Freunde Carl Römer, dem damaligen Professor am Mediascher Gymnasium und jetzigen Stadtpfarrer von Mediasch, aufs beste beraten, bekannt. Ein offener Kopf, ein fleißiger und gewissenhafter Arbeiter, versäumte er keine Gelegenheit mehr, Einblick in das vergangene und gegenwärtige Leben des sächsischen Volkes zu nehmen, wälzte in der Bibliothek des Gymnasiums die alten, vergilbten Bände, wanderte mit dem Freunde von Dorf zu Dorf, um äußeres Bild, Gesinnung, Tracht und Sprache der Bauern kennen zu lernen. Die Herzen der Mediascher Bürger, aber auch der Großprobstdorfer und der Reichesdorfer Weinbauern, unter denen er in der Folge manchen frohen Sonntag verbrachte, eroberte er sich durch sein geselliges und freundliches Wesen im Sturme. So waren alle Voraussetzungen gegeben, diesen an sich beinahe anmaßenden Plan in die Wirklichkeit umzusetzen.

Anfang 1896 forderte Kirchner mittels eines Aufrufes, den er in den Zeitungen veröffentlichte, die siebenbürgischen Dichter auf, ihm für Liedkompositionen geeignete Texte in sächsischer Mundart zur Verfügung zu stellen. Den vergessenen alten Weisen künstlich neues Leben einzuhauchen, davon scheint er von vorneherein abgesehen zu haben. Er wollte etwas Neues schaffen, das auf eigenen Füßen stand. Freilich aber war er mit Römer der Meinung, daß vollwertige, den tiefsten Seelengehalt des sächsischen Volkes ausschöpfende und Anspruch auf weiteste Verbreitung machende Volkslieder nur wieder wie

ehemals in der sächsischen Mundart, der täglichen Umgangssprache des Volkes, gedichtet sein müßten. Bald liefen Beiträge in reicher Zahl ein. Römer sichtete sie und las die besten aus. Kirchner vertonte sie. Das erste Lied, das auf diese Weise zustande kam, war Josef Lehrers „Nor deng Uge loß mich sähn". Sowohl textlich als musikalisch zeichnete es sich durch vorbildliche Schlichtheit aus. Es verbreitete sich in Mediasch und dem Weinlande außerordentlich rasch und wird heute noch sehr gerne gesungen.

Von den Beziehungen Kirchners zu dem rührigen und aufgeschlossenen Winzervölkchen von Reichesdorf, einer Gemeinde wenige Kilometer südlich von Mediasch in einem lieblichen Bergtal gelegen, war oben schon die Rede. Dort lebte damals als Notär Georg Meyndt, ein musikalisch hochbegabter Volkssänger, Singspieldichter und Lautenschläger, der allerdings nicht einmal der einfachsten Notenschrift mächtig war. Schon lange vor Kirchner hatte er sächsische Lieder im Volkston gedichtet, vertont und seinen Dorfgenossen beigebracht. Kirchner fand an ihm sofort Gefallen und stieg oft in seinem Hause ab. Meyndt wiederum nahm an Kirchners Plan und Arbeit eifrigsten Anteil und unterstützte ihn aufs beste. In entscheidender Weise scheint er sich für ihn am 29. Juni 1896 eingesetzt zu haben. An diesem Tage war zur Teilnahme an einer Bezirksversammlung des Gustav Adolf-Vereins viel Volk von Mediasch und den benachbarten Dörfern nach Reichesdorf geströmt. Meyndt und der Reichesdorfer Lehrer Offner, welch beide ebenfalls Hand in Hand arbeiteten, hatten mit der sangesfrohen Jugend des Dorfes eine Reihe neuer Kirchnerscher Lieder eingeübt und ließen diese in der freudig bewegten Menge solange erklingen, bis schließlich alles Volk die leichtfaßlichen, einprägsamen Weisen mitsang. In kürzester Zeit waren sie bis in die entlegensten Winkel des Weinlandes verbreitet. Auf diese Art hat das Lied „Bäm Hontertstreoch", das Römer gedichtet hatte und das später das berühmteste und verbreitetste sächsische Volkslied überhaupt werden sollte, seine Reise in die Welt angetreten.

Wenn es nun auch noch politischer Ereignisse bedurft hätte, um das so hoffnungsvoll begonnene Werk zu fördern — sie ließen nicht auf sich warten. Im November 1896 schickte das sächsische Volk sich allenthalben an, den 100. Geburtstag Stephan Ludwig Roths, seines unvergeßlichen Heldensohnes, würdig zu feiern. Die ungarische Regierung versuchte den Plan nach Kräften zu vereiteln. Alle Be-

mühungen, die notwendig waren diesen Widerstand zu brechen, und überhaupt alles Besinnen auf Stephan Ludwig Roth und seinen mutigen Einsatz für die Stärkung unserer inneren Volksgüter und Seelenkräfte mußten natürlicherweise auch der Volksliedbewegung zugute kommen. Und als kurze Zeit später, im Laufe des Jahres 1897, der ungarische Ministerpräsident Bánffy sein gehässiges Ortsnamengesetz dem ungarischen Parlament vorlegte, das die Magyarisierung nicht nur aller Stadt- und Dorf-, sondern auch aller Berg- und Riednamen vorsah, da rauschte und brauste gleichzeitig mit der Empörung gegen diesen gewalttätigen Eingriff in den heiligsten Bezirk sächsischen Lebensrechtes auch die Begeisterung in unserem Volke für das Werk auf, das dem geliebten sächsischen Mutterlaut just in dem Augenblick ein neues Reich erschloß, da er von gegnerischer Seite her so schwer bedrängt wurde.

Die freundliche Aufnahme, die seinen ersten Vertonungen zuteil geworden war, bewog Kirchner Anfang September 1897 zu einem weiteren Schritt: er gab das 1. Heft seiner „Siebenbürgisch-sächsischen Volkslieder" in Druck und ließ es im Verlag von G. A. Reissenberger in Mediasch erscheinen. Es enthielt insgesamt sechs Lieder, außer den bereits erwähnten noch zwei weitere von Römer gedichtete („Wie huet de Streoß gebeangden?" und „Dea äm Fräjohr af der Wis") und zwei von Ernst Thullner, Pfarrer in Dobring („Am Fräjohr kam e Vijeltchen" und „An eases Nobers Guerten"). Die 1000 Exemplare der ersten Auflage waren in acht Wochen vergriffen. Zu ihrer für siebenbürgische Verhältnisse geradezu unerhört raschen Verbreitung mag der Umstand mit beigetragen haben, daß gerade damals die für Kirchner begeisterten Reichesdorfer eine Sängerfahrt ins Burzenland unternahmen und in sieben Burzenländer Gemeinden die neuen Weisen erklingen ließen. Diese Fahrt gestaltete sich, wie aus zeitgenössischen Berichten hervorgeht, zu einem wahren Siegeszug des eben erst aus der Taufe gehobenen sächsischen Volksliedes. Sogar bis auf die Zinne hinauf flatterte es mit den fröhlichen Reichesdorfern! Beschämt und beglückt zugleich verzeichnet der Berichterstatter der „Kronstädter Zeitung" den Tag (16. September), da die graue Bergkappe über der Stadt zum ersten Male Lieder in sächsischer Mundart vernommen habe.

Freudige Zustimmung, ja rückhaltlose Anerkennung zollten auch alle übrigen sächsischen Blätter dem kleinen Büchlein. Eine einzige Zeitung glaubte zum allgemeinen Lob doch auch einige tadelnde Be-

merkungen hinzufügen zu müssen. Da sie von heute aus gesehen einer gewissen Komik nicht entbehren, seien sie hier angeführt. Das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt" vom 21. Oktober 1897 schreibt u. a.: „Man wird gegen die sechs Lieder, die der erste Strauß enthält, auch vom kritischen Standpunkt schwerlich etwas einwenden können. Sie sind wohl nicht hervorragend eigenartig; aber sie bewegen sich auch nicht auf zu sehr ausgetretenem Geleise und zeigen nicht mehr auf Vorhandenes, als für Lieder, die Gemeingut des Volkes werden sollen, erforderlich ist."

Für Kirchners Werk war es im Grunde genommen gleichgültig, was die Zeitungen darüber schrieben. Alles kam darauf an, wie sich das singende sächsische Volk dazu verhielt. Heute wissen wir: das sächsische Volk hat zu seinen Liedern freudig Ja gesagt und geradezu gierig nach ihnen gegriffen. Das geht allein schon aus den Auflageziffern der Heftchen hervor. Sehr bald nach dem ersten erschien ein zweites mit weiteren 6, dann ein drittes mit weiteren 7 Liedern. Die beiden ersten Hefte haben insgesamt neun Auflagen, das dritte acht Auflagen erfahren. Das sind zusammen 26.000 Exemplare, die bis zum Jahre 1922 in Siebenbürgen abgesetzt worden sind! Seither ist keine Neuauflage mehr gedruckt worden, da der Verlag G. A. Reissenberger kurze Zeit später aufgelöst wurde.

Jedes der Hefte hat seinen Teil dazu beigetragen, den neu entstehenden Schatz sächsischer Volkslieder zu vermehren. Aus dem zweiten Heft sei bloß Thullners „Af deser Jërd" angeführt, das neben unserer hochdeutschen, eigentlich für ganz Siebenbürgen einschließlich der zwei Mitvölker gedichteten Hymne „Siebenbürgen, Land des Segens" eine Art sächsischer Nationalhymne geworden ist, ferner Thullners leichtbeschwingtes „Et wor emol en reklich Med", sowie Römers frisches Marschlied „De grän Jäjer". Aus dem dritten Heft endlich das gemütvolle „Zëisken huet se klinzich Näst" von Friedrich Ernst und Carl Römer.

Das Vorwort zur 1. Auflage des ersten Heftes schloß Kirchner mit der Bemerkung, er nehme keineswegs an, „sämtliche Liedchen würden Gemeingut des sächsischen Volkes werden; doch sollte dies auch nur einem einzigen gelingen, so wäre immerhin etwas gewonnen und ich würde mit dem Erfolge mehr als zufrieden sein". Heute, nach einem Abstand von 40 Jahren, lassen sich die 19 von Kirchner vertonten „Siebenbürgisch-sächsischen Volkslieder" ihrem Erfolgsgrade nach etwa in folgende vier Gruppen einteilen: 1. in solche,

die niemals recht volkstümlich geworden sind (3); 2. in solche, deren Volkstümlichkeit eine beschränkte geblieben ist (7); 3. in solche, die noch heute in den meisten sächsischen Gauen als sehr volkstümlich gelten (9);[1] 4. in solche, die überdies in hochdeutscher Übersetzung über die Grenzen Siebenbürgens hinaus zu einem allgemeinen deutschen Volkslied geworden sind (1). Ein Erfolg, wahrlich dazu angetan, in der Geschichte des sächsischen Volksliedes Epoche zu machen!

Und wirklich hat mit Kirchners Abschied von Mediasch, der nach der Uraufführung seiner mittlerweile ebenfalls vollendeten Volksoper „Der Herr der Hann" (1899) im Jahre 1900 erfolgte,[2] die sächsische Volksliedbewegung nicht aufgehört zu bestehen.

Des begabten und fruchtbaren Reichesdorfer Volksdichters und -sängers Georg Meyndt (1852—1903) ist oben bereits Erwähnung geschehen. Carl Reich hat im Jahre 1914 30 seiner Lieder gesammelt und unter den Titel „Kut, mer sängen int — vun den Lidern des Georg Meyndt" im Verlag von W. Krafft in Hermannstadt herausgegeben. Auch diese Lieder haben sich in geradezu erstaunlicher Weise verbreitet, freilich nur innerhalb von Siebenbürgen. Hier aber werden sie in einigen Gegenden, zumal von der ländlichen Bevölkerung, den Kirchnerischen Liedern geradezu vorgezogen. Es gibt Dörfer im Weinlande, in denen noch heute über die Hälfte der Lieder des Georg Meyndt lebendig sind und bei jeder sich bietenden Gelegenheit gesungen werden. Bemerkenswert ist, daß Reichesdorf gar nicht an der Spitze dieser Dörfer marschiert. Ja, die Verwand-

[1] Eine haarscharfe Unterscheidung zwischen Gruppe 2 und 3 ist kaum durchführbar.

[2] Aus dem weiteren Leben des Künstlers: 1900 ging Kirchner nach Hermannstadt, hauptsächlich von der Hoffnung geleitet, für seine Opern bessere Aufführungsmöglichkeiten zu finden. In den erstaunlich fruchtbaren Mediascher Jahren hatte er nämlich außer der oben erwähnten noch drei weitere Opern fertiggestellt: „Banffy", „Stephania" (Hermanstadt 1902) und „Viola" (Hermannstadt 1904). „Banffy" war zur Uraufführung im Budapester Opernhaus und zwar von dessen damaligem Dirigenten Nikisch, dem späteren berühmt gewordenen Leiter der Leipziger Gewandhauskonzerte, bereits angenommen, als die Aufführung in der Befürchtung politischer Demonstrationen wieder abgesetzt werden mußte. 1906 übersiedelte Kirchner nach Bukarest, wo sich ihm, zumal die rumänische Königin Carmen Sylva ihm wohlgesinnt war, ein reiches Feld künstlerischer Betätigung bot. 1910 ist sein Wanderleben abgeschlossen. Er kehrt nach Deutschland zurück und tritt in Ratibor in den preußischen höheren Schuldienst ein. Im Oberschlesischen Konzertalmanach 1926/27 schreibt er: „Ich müßte lügen, wenn ich

lung dieser Weisen zu echten Volksliedern ist heute schon so weit fortgeschritten, daß sie zu Brauchliedern geworden sind, die jeweils mit einer ganz bestimmten Sitte verknüpft sind. Z. B. wird in einigen Dörfern die Braut zur Hochzeit stets mit dem Meyndtschen Lied eingeholt: „Et schallt e Klang durch as Gemin." Das ist erklärlich, wenn man weiß, daß diese Lieder, wenigstens zum Teil, ja unmittelbar aus Sitte und Brauchtum heraus entstanden waren und ihnen dienen wollten. Natürlich kennt heute das Volk den Schöpfer der Weisen längst nicht mehr, wie es überhaupt keinen Unterschied mehr zwischen älterem und neuerem sächsischen Volkslied zu machen imstande ist.

In der Stadt Mediasch wirkte im Sinne Kirchners weiter Andreas Nikolaus (geb. 1879, seit 1903 Musiklehrer am Mediascher Gymnasium, Organist an der evangelischen Kirche, Chordirigent des Musikvereins, seit 1924 in Amerika). Nikolaus hat sächsische Texte vor allem von Josef Lehrer, dem bereits genannten Mediascher Stadtprediger, vertont. In einer ersten Sammlung veröffentlichte er im Verlag G. A. Reissenberger, Mediasch, „Sieben Volkslieder für gemischten Chor in siebenbürgisch-sächsischer Mundart", denen er ausschließlich Texte aus Lehrers Gedichtband „Was die Bauern singen und sagen", Mediasch 1903, Druck und Verlag G. A. Reissenberger, zugrunde gelegt hatte. Von ihnen werden heute noch viel gesungen: „Mer weale blewe wat mer sen", „E geng mer eangder dem Fenster verbä", „En Oingelchen fluch än der Nuecht beduecht". Kurze Zeit später erschien seine zweite Sammlung „Zehn Volkslieder für gemischten Chor in siebenbürgisch-sächsischer Mundart" im gleichen Verlag. Diesmal hatte er außer von Lehrer auch einige Texte von V. Kästner und R. Litschel vertont. Von ihnen ist wohl das schönste das Lehrersche „Am Aren, äm Aren", aber auch einige an-

sagen wollte, daß ich mich gleich wieder wohlgefühlt hätte . . . Mir lag das jahrzehntelange, temperamentvolle südländische Musizieren zu sehr im Blute und der Klang der schönen Stimmen in den Ohren . . . Unter den kerndeutschen, biederen Sachsen habe ich die schönsten Jahre meines Lebens verbracht, und es hat sich bewahrheitet, was ich einmal zu meinem Freunde Professor Carl Römer, dem Dichter meines Liedes ‚Beim Holderstrauch', sagte: ‚Wenn ich einmal fort bin, werde ich mich immer nach diesem Lande zurücksehnen'." Einmal noch kehrte er nach Siebenbürgen zurück, als der Mediascher Musikverein ihn 1928 einlud, eine Jubiläumsaufführung des „Herr der Hann" zu dirigieren. Ungebrochen von der Last des Alters führte er den Stab. Aber wenige Monate später, am 29. November 1928, starb er in Ratibor.

dere sind, wenigstens im Weinland, volkstümlich geworden. Überhaupt stehen die Nikolausschen Lieder an melodischer Fülle und echtem Volksgefühl den Kirchnerschen und Meyndtschen nicht im geringsten nach. Sie sind vielleicht nicht immer so einfach wie jene.

Sehr zu bedauern ist, daß die Volksliedbewegung des Weinlandes auf die geistig-schöpferischen Kräfte der übrigen sächsischen Gaue eigentlich niemals recht übergegriffen hat. Wohl hat der Kronstädter Musiker und Komponist Rudolf Lassel (1861—1918) sich durch sie angeregt gefühlt, gelegentlich auch sächsische Gedichte zu vertonen und zwei von ihnen sind sogar in den Volksmund übergegangen: „Ich wil, ich wer e Vijeltchen" und „Ech bän deng und ta bäst meng", beide von Viktor Kästner. Aber kein anderer siebenbürgischer Musiker von Bedeutung ist ihm darin gefolgt. Sämtliche in diesem Aufsatz erwähnten Dichter und Tonsetzer waren jedenfalls Weinländer, immer natürlich mit Ausnahme Hermann Kirchners, dessen Schöpferkraft ihren Höhepunkt aber auch zweifellos während seines Aufenthaltes im siebenbürgischen Weinland erklommen hat.

Es ist zu bedauern, ja, denn hat es im Laufe der 800 jährigen Geschichte der Siebenbürger Sachsen je einen geistig-künstlerischen Vorstoß einzelner gegeben, der tiefer ins Volk gedrungen und sich fruchtbarer in ihm entfaltet hätte als dieser? Offenbar hat unsere führende Künstlergilde — sehr zu ihrem Nachteil — in entscheidenden Augenblicken versäumt, Anschluß an diese Volkskunst zu gewinnen. Die unmittelbare Ursache dessen mag in der Spannung zu suchen sein, die sich bei uns aus dem weiten, ach so weiten Abstand deutscher Hoch- und Schriftsprache von echter sächsischer Mundart ergibt und die gewiß nicht leicht zu überbrücken und zu überbauen ist. Aber andererseits — hat die bis vor kurzem bei uns gültige, rein ästhetische Einstellung maßgebender Kreise zur Kunst hier nicht, wirklich kurzsichtig und überheblich, vielversprechende Möglichkeiten und Ansätze übersehen, wenn nicht gar verschüttet? Ist es nicht auffallend, daß weder in der von 1907 bis 1914 literarisch führenden siebenbürgischen Zeitschrift „Die Karpathen" sich je ein Aufsatz mit der Volksliedbewegung des Weinlandes beschäftigt, noch Egon Hajek in seinem 1927 im Klingsorverlag, Kronstadt, erschienenen Buch „Die Musik, ihre Gestalter nud Verkünder in Siebenbürgen einst und jetzt" sich veranlaßt gesehen hat, dieser Bewegung auch nur ein Wörtchen zu widmen? Ja, selbst in den zwölf Jahrgängen des „Klingsor" geschieht

es jetzt zum ersten Male, daß des sächsischen Volksliedes als eines grundsätzlichen Beitrages zu unserer neueren Geistesgeschichte gedacht wird. So hoch aufgerichtet sind bis heute noch bei uns die Trennungsschranken zwischen reiner Kunst und echtem Volkstum geblieben. Wem zu Nutze?

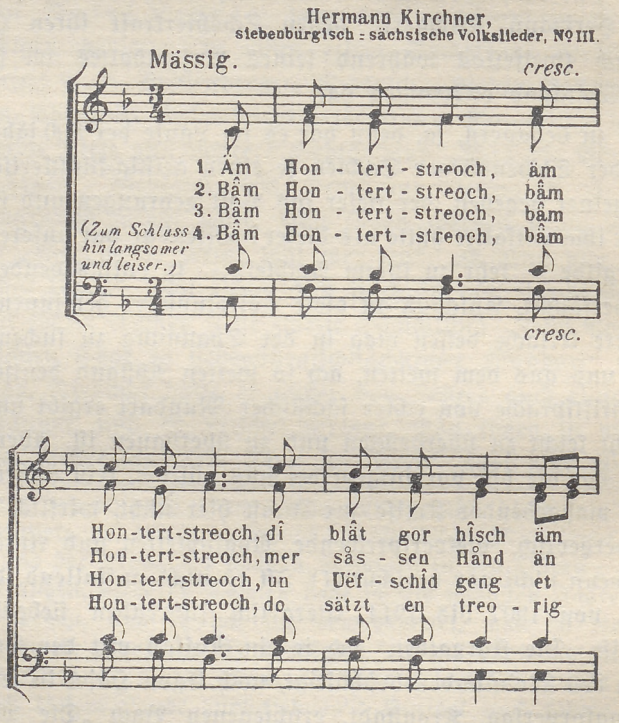
Erstdruck des Liedes „Beim Holderstrauch" in siebenbürgisch-sächsischer Mundart

6

III. Bâm Hontertstreoch.

(Karl Römer.)

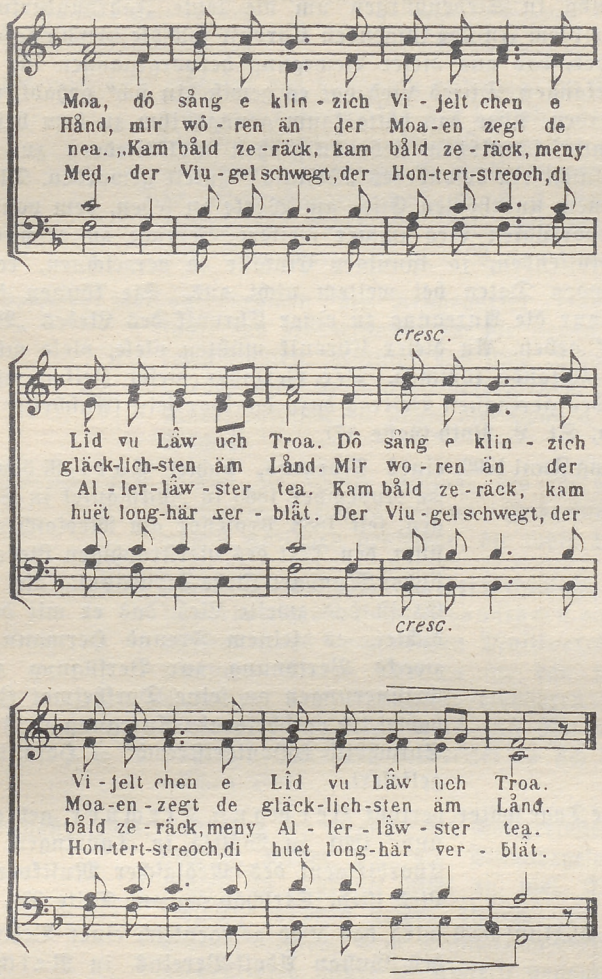
Ausgabe für gemischten Chor oder für 1 Singstimme mit Klavierbegleitung.



1

[1] Näheres über diesen Erstdruck siehe Seite 85 und 93.

7


Moa, dô sång e klin - zich Vi - jelt chen e
Hånd, mir wô - ren än der Moa - en zegt de
nea. „Kam båld ze - räck, kam båld ze - räck, meny
Med, der Viu - gel schwegt, der Hon-tert-streoch, di
cresc.
Lîd vu Lâw uch Troa. Dô sång e klin - zich
gläck-lich-sten äm Lånd. Mir wo - ren än der
Al - ler - lâw - ster tea. Kam båld ze - räck, kam
huët long-här ver - blât. Der Viu - gel schwegt, der
cresc.
Vi - jelt chen e Lîd vu Lâw uch Troa.
Moa - en - zegt de gläck - lich - sten äm Lånd.
båld ze - räck, meny Al - ler - lâw - ster tea.
Hon-tert-streoch, di huet long-här ver - blât.

1

Chronik des Liedes „Bäm Hontertstreoch"

Zusammengestellt von Otto Folberth

Im vorangegangenen Aufsatz sind Entstehung und Verlauf der Volksliedbewegung in Siebenbürgen um die letzte Jahrhundertwende geschildert worden. In der folgenden Chronik soll die Geschichte eines einzigen Liedes, das aus dieser Bewegung hervorgegangen ist, zur Darstellung gelangen. Dieses Lied hat es gewiß „in sich" gehabt, volkstümlich zu werden. Aber das hätte kaum genügt, ihm zu dem beispiellosen Erfolg unter sämtlichen siebenbürgischen Volksliedern zu verhelfen, wäre ihm nicht ein besonderes „Schicksal" zuteil geworden. Dies Schicksal bei seinem unerhörten Eifer am Werke zu sehen, dem von ihm nun einmal bevorzugten Lied immer weitere Bereiche zu erschließen, alle seine verblüffenden, ja launigen Einfälle zu verzeichnen, reichen die untenstehenden Daten bei weitem nicht aus. Sie können demgemäß eigentlich nur die Anregung zu einer Chronik des Liedes „Bäm Hontertstreoch" geben. An dieser Chronik müßten viele, viele mitarbeiten, soll sie je zustande kommen. Der Verfasser dieser Zeilen wird jedem Leser für den geringsten Beitrag dazu dankbar sein (Anschrift: Mediasch, Rumänien, St. L. Roth-Gasse 17).

Anfang Juni 1896, eines Morgens, dichtet Carl Römer, geb. 25. November 1860 in Zuckmantel in Siebenbürgen, seit 1888 Professor am Mediascher Gymnasium, den Text des vierstrophigen Liedes in sächsischer Mundart (siehe Strichätzung auf Seite 90). Es ist das zweite Lied, das er mit der Absicht dichtet, es seinem Freund Hermann Kirchner zwecks Vertonung zur Verfügung zu stellen. Erinnerungen an seine Dorfheimat Zuckmantel haben die entscheidende Anregung zu Inhalt und Sprachbild („Hontertstreoch" = Holunderstrauch) geliefert.

Einige Tage später vertont Hermann Kirchner, geb. am 23. Januar 1861 zu Wölfis in Thüringen, seit 1893 Chordirigent des Mediascher Musikvereins, das Lied (siehe Strichätzung auf Seite 90).

Den 29. Juni 1896 wird das Lied gelegentlich einer Bezirkstagung des Gustav Adolf-Vereins in Reichesdorf von der Jugend des Ortes gesungen. Es scheint sich von dort rasch in die übrigen Gemeinden des siebenbürgischen Weinlandes verbreitet zu haben.

Den 6. Oktober 1896 singt Hermann Kirchner selbst, gelegentlich einer Konzertreise nach Deutschland, das Lied in der Singakademie in Berlin. Römer hat es zu diesem Zweck rasch vor Kirchners Abreise ins Hochdeutsche übersetzt, und zwar wie folgt:

Beim Holderstrauch

1. Im Holderstrauch, im Holderstrauch,
Der blühte schön im Mai,
Da sang ein kleines Vögelein
Ein Lied von Lieb und Treu.

2. Beim Holderstrauch, beim Holderstrauch
Wir saßen Hand in Hand,
Wir waren in der Maienzeit
Die Glücklichsten im Land.

3. Beim Holderstrauch, beim Holderstrauch,
Da mußt geschieden sein.
Kehr bald zurück, kehr bald zurück
Du Allerliebster mein.

4. Beim Holderstrauch, beim Holderstrauch,
Da weint ein Mägdlein sehr.
Der Vogel schweigt, der Holderstrauch,
Der blüht schon lang nicht mehr.

Anfang September 1897 erscheint das Lied zum erstenmal im Druck, und zwar als Nummer III des 1. Heftes der „Siebenbürgisch-sächsischen Volkslieder von Hermann Kirchner", Verlag G. A. Reissenberger, Mediasch in Siebenbürgen, 1897, S. 6—7 (siehe Strichätzung auf Seite 90). Die erste Auflage von 1000 Exemplaren ist in 8 Wochen vergriffen.

Mitte September 1897 unternehmen die Reichsdorfer eine Sängerfahrt ins Burzenland, um die neuen Kirchnerschen Weisen, darunter das Lied „Bäm Hontertstreoch" auch dorthin zu verpflanzen. Im Weinlande „pfeifen es schon die Spatzen von den Dächern".

November 1897 kommt die zweite Auflage des im September erschienenen Heftes heraus. Insgesamt erscheinen 9 Auflagen desselben, die letzte 1922.

1900 übersiedelt Kirchner nach Hermannstadt. Während seines dortigen Aufenthaltes wird er u. a. auch Chormeister eines rumänischen Musikvereins, dessen Vorstand Miron Christea ist, der nachmalige Patriarch der rumänisch-orthodoxen Kirche in Bukarest. Das Lied wird ins Rumänische übersetzt. Alsbald verbreitet es sich im rumänischen Volk.

Pfingsten 1903: Anläßlich des Frankfurter Sängerfestes regt der deutsche Kaiser an, die Männergesangvereine sollten in Zukunft nicht zu viel Kunstgesang treiben, sondern lieber einfache volkstümliche Weisen pflegen. Eine Sammlung entsprechender Lieder wird sofort in Angriff genommen. Sowohl in dies „Kaiserliederbuch", als auch später in das Landesliederbuch des Allgemeinen Deutschen Sängerbundes wird Kirchners „Beim Holderstrauch" (in Römers hochdeutscher Übersetzung) aufgenommen und gewinnt dadurch rasch große Verbreitung in Deutschland.

Ungefähr zur selben Zeit verkauft Hermann Kirchner das Lied dem Musikverlag P. Pabst in Leipzig für 20 Reichs-

mark. Seither hat er keine Anrechte mehr auf Einnahmen nach dem Lied. Nicht einmal in sein später in Breslau erscheinendes Liederalbum darf er es aufnehmen.

Um 1903 erwirbt der Wiener Komponist und Musikschriftsteller Carl L. Heidenreich (laut Visitkarte Besitzer höchster Auszeichnungen Ihrer Hoheiten der Herzoginnen Maria Valeria, Elisabeth Maria und der Prinzessin Gisela von Bayern, Musikreferent des Wiener Montagsjournal, Artist, Beirat und Künstler) die Archivbestände einiger aufgelöster Männergesangvereine in Wien, Nordböhmen und Schlesien und findet, immer nach seiner eigenen Angabe, „in diesem Material und anderen Manuskripten auch eine vergilbte abgegriffene Partitur mit der Aufschrift: ‚Im Fliederbusch, Altes sächsisches Volkslied, Autor und Komponist unbekannt'." Unterfertigt sei diese Partitur mit „J. Tauber" gewesen, behauptet Heidenreich weiter, und zwar derart, daß man daraus ebenso auf den Namen des Textdichters, als auch auf den etwaigen Komponisten habe schließen können. Heidenreich verbessert einige „grobe Harmoniefehler", macht aus „Fliederbusch": „Fliederhain" und legt die neue Partitur in seine Skizzenmappe.

Ein Jahr später läßt er sie mit dem Bemerken „Nach einem altsächsischen Volksliede" aufführen.

1906 bietet er sie als sein Opus 90 „Im Fliederhain" dem Musikverlag Karl Fritzsche in Leipzig an und erhält dafür ein Honorar von 10 Kronen.

Anfang August 1912 wird Römer durch eine Notiz im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt" auf das durch Heidenreich begangene Plagiat aufmerksam gemacht. Römer wendet sich an Kirchner, Kirchner an Pabst, Pabst an Fritzsche, Fritzsche an Heidenreich. Letzterer erhält die Originalpartitur Kirchners „Beim Holderstrauch" zugeschickt.

Am 22. August äußert sich Heidenreich in einem Brief an Kirchner über die Entstehung seines „Fliederhaines" wie oben geschildert. Er glaubt allen Grund zur Annahme zu haben, daß beide Kompositionen sächsischen — er meint niedersächsischen — Ursprunges seien „und sich bis nach Sieben-

bürgen verpflanzt, bzw. dort traditionell weiter gelebt hätten. Melodie und Text sind sowohl in Ihrem, als auch in meinem Falle meritorisch gleich. Die Taktart ist offengestanden in Ihrem Falle die entsprechendere". Zum Schluß schreibt er: „Ich wäre Ihnen nun sehr dankbar, wenn Sie mir frdl. Ihre Vorschläge zur Applanierung dieser mir offengestanden überaus peinlichen Angelegenheit erstatten wollten . . ."

Am 23. August 1912 schreibt Kirchner nun auch selbst an Heidenreich.

Am 24. August 1912 verspricht Heidenreich in einem Brief an Kirchner, den „Fliederhain" gänzlich aus dem Verkehr zu ziehen. „Hoffentlich widerfährt das gleiche Schicksal später einmal nicht einem anderen Kollegen, der sich mit der Sammlung von Volksliedern befaßt, meines Erachtens besteht leider diese Wahrscheinlichkeit, da vielleicht doch noch der eine oder der andere Provinzialgesangverein im nördlichen Österreich oder in Ostdeutschland eine Aufzeichnung des ‚Fliederbusch' besitzt, zumal die Vereine ja bis vor nicht allzulanger Zeit zum Großteile ja nur handschriftliches Material besaßen."

1913—14 wird das Lied beim Kaiserin Augusta-Regiment wie folgt gesungen:

Am Holderstrauch

1. Der Holderstrauch, der Holderstrauch,
Der blüht so schön im Mai,
Da sang ein kleines Vögelein
Ein Lied von Lieb' und Treu.

2. Am Holderstrauch, am Holderstrauch,
Wir saßen oft zu zwei,
Wir waren dort, wir waren dort
Die glücklichsten im Mai.

3. Am Holderstrauch, am Holderstrauch,
Da muß geschieden sein.
Kehr bald zurück, kehr bald zurück,
Herzallerliebster mein!

4. Am Holderstrauch, am Holderstrauch,
Da weint ein Mägdlein sehr;
Der Vogel schweigt, der Holderstrauch,
Der blüht schon längst nicht mehr.

(Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin, Jg. 1925/26, Heft 3, Seite 186.)

1914—18 scheint das Lied die deutschen Armeen auf alle Kriegsschauplätze begleitet zu haben.

Am 9. Oktober 1915 beispielsweise singen es deutsche Truppen nach der Eroberung Belgrads beim Einzug in die Stadt. (Bezeugt durch Dr. Hans Balthes, Schäßburg.)

Während des Krieges entstehen auch die ersten eigentlichen Umdichtungen des Liedes. Sie betreffen die vierte Strophe.

Variante I dieser Strophe, die allem Anscheine nach in Deutschland sehr verbreitet war, hat

aus dem „Holderstrauch" flugs ein Kriegslied gemacht:

Beim Holderstrauch, beim Holderstrauch,
Da weint ein Mägdlein sehr.
Er zog ins Feld, er starb als Held
Für Deutschlands Ruhm und Ehr.

(Bezeugt durch Prof. Dr. Fritz Löffler, Pforzheim.)

Variante II ist offenbar aus Variante I und gewiß erst gegen Ende des Krieges entstanden:

Beim Holderstrauch, beim Holderstrauch,
Da gibts kein Wiedersehn.
Er zog ins Feld und starb als Held
Für Deutschlands Millionär.

(Bezeugt durch Eberhard Decker in: Kunstwart, 31. Jahr, Herausgeber Ferdinand Avenarius, 1. Maiheft 1918, München, Callwey, S. 70.)

1916—18 weilen Sommer für Sommer mehrere tausend unterernährte reichsdeutsche Kinder zwecks „Auffütterung" im gesegneten Siebenbürgen. Nach Hause zurückgekehrt pflegen diese Kinder die Erinnerung an Siebenbürgen in besonderen Bünden. Die beiden stärksten haben ihren Sitz in Berlin und Leipzig. Der „Siebenbürger-Sachsenfahrt-Bund Leipzig" gibt ab 1919 eine Monatsschrift heraus und nennt sie in Anlehnung an das den „Siebenbürgenfahrern" so vertraut gewordene Volkslied: „Am Holderstrauch, Ein deutsch-siebenbürgisches Schriftchen." Es hat mehrere Jahrgänge erlebt. Zur Verbreitung des Liedes in Deutschland haben bestimmt auch diese Kinder beigetragen.

1919 fahren in einem Eisenbahnwagen rumänische Pfarrer von Hermannstadt nach Klein-Kopisch. In einem der Nebenabteile singen sächsische Seminaristen aus Hermanstadt den „Hontertstreoch". Einer der Pfarrer stutzt über die Melodie und erkundigt sich bei seinen Mitfahrern, wer denn die Sänger seien. Man sagt ihm: sächsische Studenten. Er daraufhin ganz erstaunt: wieso singen diese sächsischen Studenten rumänische Lieder? Er hielt das Lied für ein seit jeher rumänisches. (Bezeugt durch Stadtpfarrer Carl Römer, Mediasch.)

1920, zumal während der Märzkämpfe (dem sogenannten Kapp-Putsch), ist das Lied in den Straßen von Berlin außerordentlich oft zu hören. (Bezeugt durch den Verfasser dieser Zusammenstellung.)

In der Nachkriegszeit steigt die Nachfrage nach den verschiedenen Ausgaben des „Holderstrauch" (für Männerchor, für gemischten Chor, für Frauenchor, für Gesang und Klavier, für Zither, für Salonorchester, für Blasmusik) in Deutschland derart an, daß der Musikverlag P. Pabst, Leipzig, jahrelang vom Verkauf dieses Liedes leben kann. (Bezeugt durch Hermann Kirchner in einer Festrede, gehalten am 4. März 1928 in Mediasch. — Leider konnten die genauen Auflageziffern jetzt nachträglich nicht in Erfahrung gebracht werden, da der Verlag mittlerweile in eine neue Firma übergegangen ist.)

Jahrgang 1925/26 der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin, Heft 3, Seite 185 f. enthält folgende Hinweise auf die Verbreitung des Liedes: A. Wirth, Beiträge zur Volkskunde in Anhalt 6—7, 17 (1924). A. Lämmle, Volkslieder in Schwaben 1, 63, Nr. 49 (1924). A. Böhm und F. Burkhart, Fahrend Volk (1923) S. 92 (aus Siebenbürgen). Volksliederbuch für Männerchor Nr. 490 (1907).

1925—1926 gibt Professor Gustav Schuster, Mediasch, als sächsischer Mundartdichter Schuster Dutz genannt, eine Monatszeitschrift für sächsische Heimatkunst „Bäm Hontertstreoch" heraus. Druck bei Reissenberger & Co., Mediasch. Es erschienen insgesamt 12 Hefte. — Schusters Kunst steht zwar in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit der Volksliedbewegung, da seine Begabung hauptsächlich auf dem Gebiete der Satyre, der Schnurre, der in gebundener und ungebundener Sprache gehaltenen lustigen Anekdote liegt (siehe auch seine Bücher: „Eos menger Ährewakanz", Druck und Verlag G. A. Reissenberger, Mediasch, 1921; „De Tarokpartie", Verlag Franz Wendler, Mediasch, 1923; „E lastich 1 × 1", Kommissionsverlag Hans Harth, Mediasch, 1934). Aber zweifellos hat sich diese Mundartdichtung durch die Erfolge

des sächsischen Volksliedes bestärkt und zu höheren Leistungen berufen gefühlt, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Im April 1930 erfährt Prof. Dr. Fritz Löffler, Pforzheim, zufällig von der wahren Herkunft des Liedes. Sogleich faßt er den Entschluß, an Hand dieses Beispieles seinen Schülern den sonderbaren Weg aufzuzeigen, den Volkslieder nehmen können. Er richtet an seine Oberprimaner die Frage, woher sie das Lied vom „Holderstrauch" kennen und erhält darauf die Antworten: a) von Schallplatten, b) vom Zitherklub, c) vom Dienstmädchen, d) in Schwaben gehört von Wandervögeln, e) vom Gesangverein, f) von der Großmutter, die es in ihrer Jugend in der Schule gelernt haben will usf. Als er ihnen den wahren Tatbestand schildert, meinen dennoch einige, das Lied müsse dann eben vor 100 Jahren von Deutschland nach Siebenbürgen gewandert sein und kehre jetzt von dort zurück, so sehr haben sie das Gefühl, der „Holderstrauch" sei ein uraltes deutsches Volkslied.

Ab 1933 ist das Lied baldbald im deutschen Rundfunk zu hören.

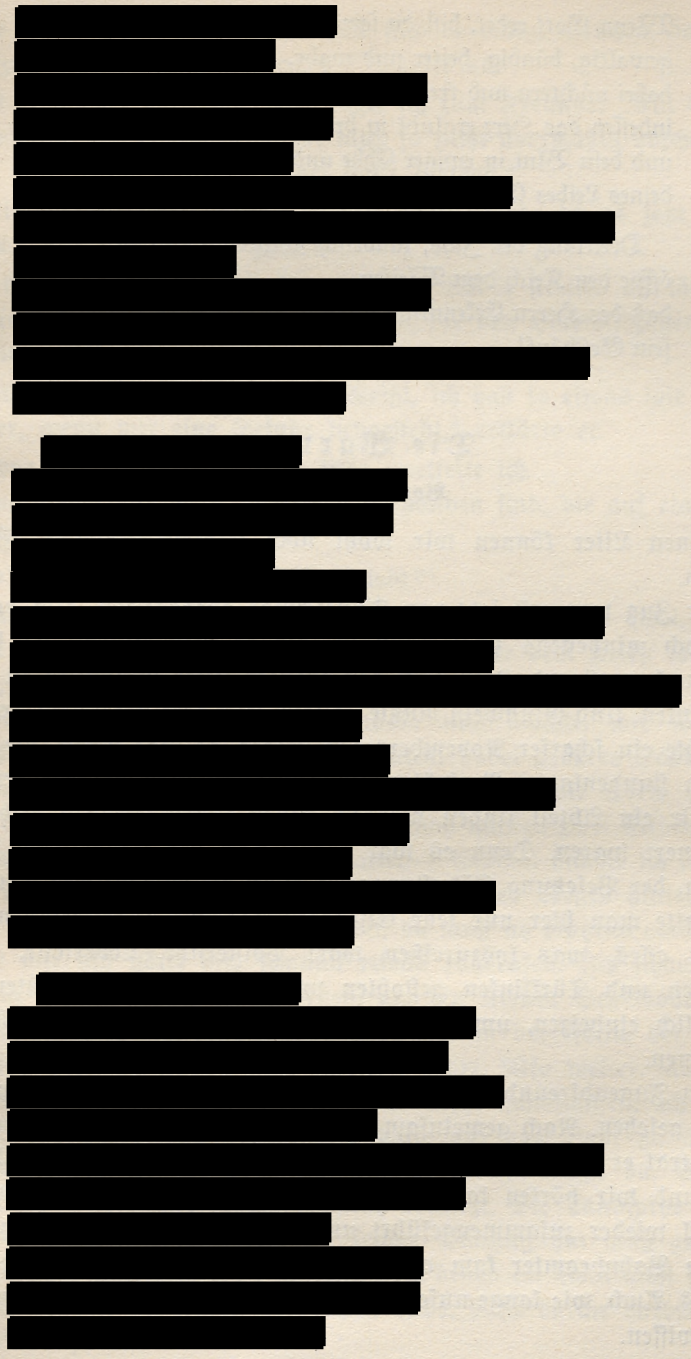
1935 wird es im Film „Zwischen Himmel und Erde" der Bavaria-Film-Gesellschaft, München, als mehrfach wiederkehrende musikalische Umrahmung der Handlung verwertet.

1936 gehört es noch immer zu den 6 Volksliedern, die der Musikverlag Wilhelm Gebauer, Leipzig, als seine „großen Rundfunk- und Schallplattenerfolge" bezeichnet.

Dreiklang des Ichs

Von Egon Hajek

[redacted]





Die Warnung

Von Otto Alscher

„Einen Liter können wir wohl noch trinken?" meinte Freund Anton.

Der Zug war erst jetzt von Temeschwar abgegangen, also dauerte es noch mindestens zwei Stunden, bis er hier eintraf, da hatten wir noch genügend Zeit, auch den zweiten Liter Glühwein in Ruhe zu trinken. Und Glühwein mußte es sein. Auf dem Bahnsteig draußen peitschte ein scharfer Novemberregen nieder, es war Nacht, die Züge hatten stundenlange Verspätungen, außerdem war es sehr fraglich, ob wir ein Abteil finden würden, dessen Fensterscheiben nicht zertrümmert waren. Denn es war knapp nach der ungarischen Revolution, der Besetzung Südostungarns durch die rumänischen Truppen, da hatte man hier nur jene Eisenbahnwaggons zurückgelassen, aus denen alles, was loszureißen war: Polstersitze, Lederteile, Glasscheiben und Türklinken gestohlen worden war. Also mußten wir innerlich einheizen, um uns gegen die stundenlange Nachtfahrt zu wappnen.

Den Jugendfreund hatte ich seit mehr als zwei Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Nach gemeinsam verbrachter Schulzeit in der Heimatstadt trat er in den Finanzdienst, ich aber lebte in Wien und Budapest und wir hörten kaum mehr voneinander. Nun hatte uns der Zufall wieder zusammengeführt und da gab es genug zu erzählen.

Ein Bahnbeamter kam vorüber und wir fragten ihn wegen des Zuges. Auch, wie lange unsere Fahrt beiläufig dauern würde, wollten wir wissen.

Der Mann zuckte die Achseln. „Es sind da einige Brücken, da muß der Zug sehr langsam fahren. . .“ meinte er.

Als er wieder gegangen war, sagte ich zum Freunde: „Ein Eisenbahnunglück als Erlebnis würde mich ja nicht übermäßig abschrecken, wenn nur meine Knochen dabei ganz bleiben.“

„Wir werden heute keines erleben, sonst würde ich es jetzt schon wissen,“ gab der Freund zurück.

„Leidest du vielleicht an Ahnungen?“ Dabei streifte ich lächelnd die große kräftige Gestalt des Freundes, die den Hochwildjäger nicht verkennen ließ.

Doch der Freund blieb ruhig. „Weißt, ich hab so etwas wie einen Riecher, wenn mir eine Gefahr bevorsteht,“ erklärte er.

„Ohne daß es vorherzusehen ist?“ zweifelte ich.

„Auch wenn gar keine Umstände vorhanden sind, die auf eine Gefahr schließen lassen.“

„Hast du mehrere solche Fälle erlebt?“

„Ja. Aber besonders bezeichnend davon waren nur zwei. Doch damit du dir ein Bild machen kannst. . . . Vor dem Krieg war ich eine Zeitlang bei der Finanzdirektion in Fiume. Fast jeden freien Nachmittag badete ich da bei Voloska und machte, wie wir es ja als Buben in der Donau immer taten, dabei größere Schwimmtouren. Zumeist schwamm ich da auf eine weit in die Adria vorgelagerte Landspitze zu. Das war ein Weg von nahezu zwei Kilometern, den ich schon sehr oft zurückgelegt hatte. — Einmal machte ich wieder diese Tour, hatte schon weit über die Hälfte des Weges hinter mir, fühlte noch keine Spur von Müdigkeit, da muß ich plötzlich einhalten. Es ist mir als hätte mir jemand etwas zugerufen. Ich schau mich erstaunt um — nichts ist zu sehen, als ein kleines Segelboot, das fast unbeweglich auf dem Wasser liegt und in der Ferne der Postdampfer, der von Fiume nach Abbazia führt. Also weiter. Aber es geht nicht, ich kann auf einmal nicht mehr schwimmen, ich muß zurück. Ich werfe mich herum und halte auf das Boot zu. Dabei komme ich ins Hasten, denn auf einmal ist die Angst da. Wovor fürchte ich mich denn? fragte ich mich bestürzt. Die Landspitze wäre ja schon ganz nahe gewesen, die leichte Dünung hat mich geradewegs darauf zugetragen. . . ich kann doch denen im Boot nicht sagen, daß ich es mit der Angst bekommen habe. Also daran vorbei und zum Land zurück.

Da fangen die im Boot auf einmal zu schreien an, schlagen mit den Rudern ins Wasser, werfen das Segel herum und schießen auf mich zu. Im Nu bin ich längsseits, werde ins Boot gerissen, schau zurück: Ein Hai war hinter mir her. Ein Hai, der sich alle zehn Jahre nur einmal in der Adria zeigt."

Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte, sprach dann etwas vom Instinkt, der auch manchem Jäger die Nähe eines Raubtieres anzeigt — da hob der Freund abwehrend die Hand.

„Gut, nehmen wir an zwischen Tier und Mensch bestehen wirklich gewisse Verbindungen, die sich bemerkbar machen, ohne daß wir Menschen davon eine Ahnung haben. Aber wie ists, wenn durch ein totes Ding diese Gefahr droht und ich auch davor gewarnt werde? Also hör, wie es mir ergangen ist, als ich das erstemal dahinter kam, daß ich so etwas wie einen Schutzengel hab. . .

„Du weißt, ich kam von der vierten Mittelschulklasse in die Kadettenschule, doch blieb ich dort nur ein Jahr, weil ich nicht gut getan hab. Darauf steckten mich die Eltern in die Realschule nach Werschetz. Ich war in der sechsten Klasse, da brach dort im Oktober eine böse Scharlachepidemie aus. Die Schulen wurden für zwei Wochen gesperrt und ich packte mich gleich zusammen, um für diese Zeit nach Hause zu fahren. Da die Schiffe noch gingen, wollte ich von Baziasch donauabwärts mit dem Postschiff fahren. Wie ich in Baziasch ankomme, ist dort Sturm und Regen, die Donau geht hoch, so daß statt um elf Uhr vormittag erst gegen vier die kleine, wegen des Niederwassers verkehrende „Izlas" eintrifft. Wir schafften es auch nur bis Milanonatz, dann wurde es Nacht und da der Kapitän nicht wagte, bei Nacht die Stromschnellen zu passieren, legten wir auf dem serbischen Ufer an.

Eine Weile saß ich im Speisesaal, dann ging ich unter Deck, legte mich auf die gepolsterten Sitzbänke und versuchte zu schlafen. Aber daran war nicht zu denken. Das Schiff schaukelte und stampfte, knallte immer wieder gegen die Landungsbrücke an, an der es vertäut war, durch die Lucken kamen feine Spritzer, oder mir klirrte und rasselte die Steuerkette — nur eine kurze Zeit hielt ich es aus, dann beschloß ich an Land zu gehen. Es war erst acht Uhr, nur im Zollhäuschen war noch Licht. Dort traf ich einen serbischen Grenzwächter, dem sagte ich, daß ich ein wenig spazieren gehe und erhielt den Rat, ins Gasthaus Mrkic zu schauen, wo vielleicht die Tamburaschen spielen.

Es war stockfinster in dem Gäßchen, nirgends mehr ein Licht, nur die Fenster der Gostionitza leuchteten trüb durch den Nebelregen. Ich trat in das Gasthaus, aber auch hier war es öde, ein einziger Tisch war besetzt und von den Musikanten keine Spur zu sehen. Ich schaue suchend umher, da ruft aus einer dunklen Ecke ein Kerl, der dort ganz allein sitzt: „Odite, gospodie, edi wame!"

Warum soll ich mich nicht zu ihm setzen, wenn er mich einladet?, denke ich, er ist wahrscheinlich schon betrunken, aber das macht mir, bei meinen siebzehn Jahren, nur Spaß. Ich setze mich also zu dem Mann. Der ist wie ein serbischer Gebirgsbauer gekleidet, hat am breiten Gürtel neben dem Handschar noch einen Revolver stecken, überdies lehnt noch neben ihm an der Wand ein Martinigewehr. Aber das war ja nichts besonderes, damals herrschte in Serbien so arg der Straßenraub, daß sogar Standrecht darauf gesetzt war und jeder zu seiner Sicherheit Waffen trug.

Wir kommen rasch ins Gespräch, der Kerl will zwar alles mögliche von mir wissen, ich gebe Antwort, erzähle Witze, wir unterhalten uns ganz gut. So vergeht mehr als eine Stunde.

Ich bin nicht mehr ganz nüchtern und lache viel. Da plötzlich muß ich aufspringen, denn mir war, als habe der Stuhl unter mir wegzusinken begonnen. „Was war das?" denke ich bestürzt. Ich sehe den Tisch und den Menschen, der gar nicht beachtet, was ich tue, ein Entsetzen faßt mich vor ihm, besonders aber vor dem Stuhl, auf dem ich gesessen, unwillkürlich taumle ich zurück, noch weiter vom Tisch fort, kaum kommt mir zum Bewußtsein, daß die Tür zur Gasse aufgerissen wird, ich sehe den Mann in der Ecke aufspringen, den Revolver hervorreißen, schon dröhnt ein Schuß von der Tür her, der Mann schießt zurück, noch ein Schuß, in der Pulverwolke schlägt der Mann mit dem Oberkörper auf den Tisch, will sich festhalten, gleitet ab und poltert zu Boden.

Bei der Türe steht ein Gendarm, ladet neu den Revolver und geht langsam auf den Erschossenen zu. Er wirft nur einen Blick auf ihn, dann wendet er sich zu den anderen und ruft: „Ich habe es gewußt, es ist Jova Jovanovic, der Straßenräuber."

Alle treten hin, auch ich, dabei hebe ich unwillkürlich den Stuhl auf, auf dem ich gesessen und der beim ersten Schuß umgefallen war. Da bemerkte ich, durch die oberste Querleiste der Lehne ist eine Kugel hindurchgefahren. Wäre ich sitzen geblieben, hätte ich sie gerade in die Brust bekommen."

Frohes Erheben

Junge siebenbürgische Frühlingsrufe

Frühlingsbenommenheit im Winter

Von R. Hans Eder

Es ereignet sich, daß am 25. Januar vormittags 10 Uhr irgendwer auf die Straße tritt, das sonnenüberflimmerte Asphaltband einmal hinauf, einmal hinunter schaut — ein bißchen in der Luft herumschnuppert und plötzlich, ganz plötzlich froh wird.

Sonderbar; es ist nichts geschehen; es hat sich nichts, auch rein gar nichts ereignet und da geht man nun und ist froh. Schließlich ja — wärmer als bisher, viel wärmer heute. Eigentlich der erste warme Tag; der Himmel ist wie frisch gestrichen — zu blau, wenn man richtig hinsieht, ganz entschieden zu blau, vom Licht gar nicht zu reden; das ist verrückt — total verrückt.

Frühling?... Eigentlich noch nicht... aber... ja aber, da haben wir's. Darum also ist man froh. Eigentlich noch nicht... aber... Dabei ist es der 25. Januar, ganz genau der 25. Januar — nicht früher und nicht später.

Der junge Mann geht weiter — er bummelt — er hat ein bißchen Zeit, ganz wenig nur, aber immerhin. Er knöpft den Mantel auf, verstaut die Hände in den Taschen, blinzelt in die Sonne und hat so seine Gedanken. Er verspürt beispielsweise unvermittelt den intensiven Wunsch, sich in die Luft zu legen; jawohl in die Luft — ungefähr zwei bis zweieinhalb Meter über dem Boden. Und sich treiben zu lassen. Wohin? Das ist nun seine Sache — ganz und gar seine Sache. Das geht niemanden etwas an.

Eins steht fest: es ist augenblicklich etwas durchwegs Erfreuliches im Gange. Dieses aber... sicher verwischt dieses Aber ein wenig den Begriff der Zeit. Alles rückt sich irgendwie näher. Man freut sich auf den Frühling; der eine aus diesem, der andere aus jenem Grund und man hat das Gefühl: das ist alles nicht mehr so weit. Man wird also getäuscht — richtiggehend und ganz gemein getäuscht. Aber man läßt sich das gerne gefallen. Man genießt es sogar, lebt sich aus, schwelgt in zeitlosen Sekunden. Man sieht alles ganz nah; man ist plötzlich gewaltig vordatiert. Eigentlich ist das alles: man ist vordatiert.

Ein kleines Blatt am feuchten Straßenrand an einem Holzzaun — wirklich nicht der Rede wert — und man steht und sieht sich dies junge

Grün an und freut sich. Das ist nun übertrieben; übertrieben und lächerlich. Und auch daß die Baumschatten am braunen Bretterzaun so ganz stark nach Frühling aussehen, ist lächerlich — ausgesprochen lächerlich.

Aber was will man tun? Man wartet auf etwas und plötzlich ist es allem Anschein nach gar nicht mehr weit. Da kann man es doch niemandem verübeln, wenn er sich freut. Es kommen auch trübe Tage, ohne Sonnenbänder, auf denen man in die Welt reiten kann — und ohne erfreuliche Kleinigkeiten; aber schließlich wird doch alles wieder gut. Und dies ist das Nette am Frühling, daß er so stark daran erinnert: es wird alles wieder gut.

Früher Tag

Von Michael Wolf-Windau

Zündet, Frühlinge des Lebens
Die Sonne hoch am Himmel stand.

Der Erdqualm ging mir um die Knie,
Der Acker nach dem Samen schrie.

An allen Gräsern hing der Tau,
Die Lerchen jubelten im Blau.

Und betend hob ich Ackersohn,
Die Augen auf zum Himmelsthron.

Frohes Erheben

Von Georg Maurer

Zündet, Frühlinge des Lebens
Bunter Blumen Feuerwerk!
Und die Feier des Erhebens
Künde freudig Berg dem Berg!

Die geheimnisvollen Quellen
Rauschen unten immerdar.
Wie sie aus dem Felsen schnellen!
Sie sind noch vom Ursprung klar.

Und der Erde sanftes Tosen
Quillt in jeden Pflanzenschaft.
Von der Menschheit tausend Losen
Ist das Herrlichste: die Kraft.

Durch Geäder, viel verschlungen,
Treibt das Blut in seiner Bahn.
Brausend schwillt es in den Lungen,
Saugt des Himmels Atem an.

Jenes höhern Himmels Sphären
Ziehen wir zu uns herab.
Und mit vollen goldnen Ähren
Schmückt sich jedes Kornes Grab!

Doch nun drückt der Sturmwind Wellen
In die Ähren, die er streift,
Bis aus dunkler Wolken Quellen
Eisesschauer niederläuft.

Drohendstarke Blitze zittern,
Leuchten auf und schwinden bald.
Vor den uralten Gewittern
Beugt und bäumt sich Feld und Wald.

So auch wir! Getroffen heben
Wir die Hände jäh empor
Und mit innerem Erbeben
Leiden wir Geschlechtern vor!

Doch aus solchen Nächten steigen
Wie aus Höhlen Winde wild,
Fahren hin und her und zeigen
Neu-entwölkt des Himmels Bild!

Deutsches Geistesleben im Banat?

Von Anton Valentin

Wenn etwas über das deutsche Geistesleben im Banat ausgesagt werden soll in einer Zeit, die den Stempel des Werdens in sich trägt, so kann es nicht geschehen ohne die Anknüpfung an die volkspolitische Entwicklung, die diese an Bevölkerungszahl stärkste deutsche Volksgruppe unseres Landes in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat.

Der Banater Deutsche weist in seiner volklichen Struktur zwei Grundtypen von Menschen auf. Den deutschen Menschen, der die hügelige Heckelandschaft — nördlich, nord- und südöstlich von Te-

meschwar — und die Heidelandschaft — westlich und nordwestlich von Temeschwar — besiedelt, kennzeichnet echtes deutsches Bauerntum. Der deutsche Mensch, der in den Industriezentren des Karascher und Severiner Gebirges — mit dem Vororte Reschitza — haust, ist der Beschäftigung nach überwiegend Fabriks- und Grubenarbeiter. Wie verschieden die Beschäftigung der beiden Typen, so verschieden sind auch die Herkunftsorte der beiden Stammsiedlungen des Banates. Der Bauer des Flachlandes stammt aus allen Gauen rechts und links vom Quell bis zur Mündung des Rheinstroms, der Arbeiter des Banater Gebirges hat seine Urheimat in der Steiermark, Tirol und dem Böhmerwalde. Diese sind die zwei tragenden Volksschichten der Banater deutschen Volksgemeinschaft.

Bei dem jungen Erwachen zu deutschem Volksbewußtsein wird man es erklärlich finden, daß das Banater deutsche Volk, das heute um den Wesensgehalt seiner Gemeinschaftsform ringt und selbst in den beiden Kraftzentren Banater deutschen Lebens noch nicht zur klärenden Synthese gelangen konnte, nach innen keine lebendige Einheit darstellt. Unser Volk, zu völkischem Bewußtsein erwacht, sah sich plötzlich gezwungen, ohne eigene geistige Tradition der Selbsterhaltung die Grundlagen dazu zu schaffen.

Aus den vergangenen Zeiten ist als wesentlichster Verlust das Verschwinden, bzw. die Schwächung des deutschen Bürgertums bis zur völligen Gleichgültigkeit in nationalen Hinsichten zu beklagen. Eine Bürgerschicht als Trägerin deutscher Geistigkeit, eines deutschen Kulturwillens schlechthin, ist, die an Jugoslawien abgetretenen Städte Werschetz und Weißkirchen ausgenommen, nur sehr spärlich vorhanden. Und gerade dieser Verlust wird heute bei einer beginnenden Gestaltung des deutschen Geisteslebens im Banate schmerzlich empfunden. Arad, dessen Bürgertum bis in die 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zum wesentlichen Teil deutsch war und dann vom Magyarentum aufgesogen wurde, kann heute diese Tatsache nurmehr geschichtlich nachweisen. Das Temeschwarer „Altbürgertum" hatte zum Teil dasselbe Schicksal, zum anderen Teil sonnt es sich in einem eingebildeten Großstädtertum, das dem jungen deutschen Kulturwillen völlig fremd gegenübersteht. Nicht so schlimm ist die Lage in Lugosch, Karanschebesch, Reschitza und Orawitza, aber auch nicht um vieles besser. Im Zusammenhange damit ist auch die Tatsache der Erwähnung wert, daß die Verhältnisse auf dem Lande in den Bauernstädtchen, wie Detta, Perjamosch, Neuarad, Neusanktanna, Hatzfeld

mit einer Bevölkerungszahl von 6000—12 000 deutschen Einwohnern nicht besser, zum Teil vielleicht manchenorts auch noch schlimmer ist. Wenn wir nach einem Grund des raschen Verfalls des einst so blühenden deutschen Bürgerlebens in Temeschwar etwa fahnden, so kommen wir zu der Feststellung, daß dieses Bürgertum zum Bauern auf dem Lande — seiner natürlichen nationalen Kraftquelle — keinerlei Verbindungen pflegte und aufrecht erhielt und somit völlig wurzellos und völkisch ziellos dahinvegetierte. Es leistete seiner Magyarisierung keinen nennenswerten Widerstand und ging geistig zum mindesten in ihr auf. Die Artentfremdung der bodenständigen älteren Intelligenzschichte, und was sich dazuzählt, ist durch die magyarische Schule und den Geist, der das öffentliche Leben von damals beherrschte, bedingt. Und dennoch sind der Entwicklung eines Banater deutschen Geisteslebens weite Möglichkeiten gegeben. Die deutsche Bewegung vom früheren Ungarn konnte im Herbst 1918 und den darauffolgenden Jahren ihren Siegeszug feiern. Die geistige Revolution von damals fegte durch alle deutschen Gaue des Banates und in dem Begeisterungssturme der Jugend fanden auch jene Männer zu ihrem deutschen Volkstum zurück, die es in führender politischer Stellung, verblendet durch ihre Erziehung und falschen Götzen trauend, bekämpft und verraten haben. Es ist ein Verdienst dieser Männer, daß gerade sie im letzten Jahrzehnt jene äußeren Grundlagen geschaffen haben, die unserem Volke in seinem weiteren Selbsterhaltungskampfe unumgänglich notwendig sind. Wahre Verdienste gebieten Ehrfurcht und sollen anerkannt werden. Mit nüchternem, unverbrauchtem Bauernverstande sind wir, ein Bauernvolk fast im ausschließlichen Sinne des Wortes, an das Werk des Aufbaues herangegangen, mit derselben ungeschlachten Bauernkraft beginnen wir nun auch den Aufbau des „inneren Reiches" unseres Volkes. Die Aufgabe der alten Führergeneration war es, die äußeren Grundlagen dazu zu schaffen. Wenn sie nicht Hindernis der nationalen Entwicklung ihres Volkes sein will, wird sie zu der selbstlosen Erkenntnis gelangen, daß der geistige Aufbau, der nunmehr zu erfolgen hat, den Einsatz neuer Kräfte mit neuen Zielen erfordert. Eine unter den veränderten volkspolitischen Verhältnissen aufgewachsene Jugend sammelt sich und tritt unter neuem Gesetz das begonnene Werk an. Hier gilt es nicht, ein überkommenes Erbstück zu verwalten, sondern die Tatsache der deutschen Bewegung im Volke zur geistigen Wirklichkeit und Wirksamkeit werden zu lassen.

Wenn das Banater Deutschtum auch kein in die Gegenwart hinein wirksames geistiges Leben aufweist, so liegt das, wie aus obigem hervorgeht, in seiner geschichtlichen Entwicklung. Erst allmählich reifte in ihm ein Volksgefühl und das Bewußtsein einer blutmäßigen Verbundenheit mit dem Gesamtdeutschtum. An der Wiege dieses jungen Volk-Erwachens stehen aber Geister, die wie ein leuchtendes Fanal hineinragen in das neue Banater deutsche Volksleben. Das Banater deutsche Schrifttum hat unbemerkt von den breiten Volksmassen in den Zeiten, da das Volk noch nicht zu sich selbst erwachte, eine Blütezeit erlebt. Adam Müller-Guttenbrunn, der in seinen Heimatromanen erstmalig, von der literarischen Seite her, die deutsche Öffentlichkeit auf das Problem des Auslanddeutschtums aufmerksam machte, stand auf der Höhe seines dichterischen Schaffens. Eine Reihe von boden- und volkverwurzelten Schriftstellern, wie: Eugen Probst, Otto Alscher, Ludwig Schmidt, Jakob Stein, Josef Gabriel d. Ä. u. a. gestalteten in ihren Werken Banater deutsches Leben. Nikolaus Schmidt, der „singende Schreinergeselle", schuf in seiner Arader Einsamkeit lyrische Kunstwerke, die selbst bis zum heutigen Tage nur spärlich in die Öffentlichkeit drangen. In Bruno Kremling und Peter Jung erhoben sich Stimmen der Jugend zu reifem Gesange. Urhafter Trieb zu erzählen und zu singen, was sie im Inneren erlebt und erschaut haben, läßt ihre Werke erstehen. Sie sind nicht Parteigänger der modischen, literarischen Kunstströmung, und von deren (oft volkfremden) Problematik nicht angekränkelt. Sie sind Seher und Künder Banater deutschen Volk-Werdens in einer Zeit, da dies mehr als umstritten schien. Hätten sie den Funken deutschen Volksbewußtseins im Banate nicht immer wieder zum Brande entfacht und in ihrer Brust treu behütet, so hätte das reinigende und einigende Feuer, das mit dem Zusammenbruche der alten Monarchie im Schwabenvolke mächtig aufloderte, nicht so elementar wirken können. Aus dem Geiste der Heimatschriftsteller und politischen Vorkämpfer brach dieses Feuer mächtig hervor, das im Banate neues Leben werden ließ.

Nach den Erzählern Adam Müller-Guttenbrunn, Otto Alscher, Eugen Probst, Ludwig Schmidt wächst ein neues, junges Geschlecht heran. Den Roman löst die vorherrschende Lyrik ab. Auch in dieser Entwicklung äußert sich der gesunde Instinkt des Banater deutschen Menschen. Der Banater Schwabe vereinigt in sich die Erbanlagen des alemannischen, fränkischen und ostbajuwarischen Stammes. Er

hat in der Vergangenheit dem Magyarentum eine ganze Reihe von wertvollen Trägern magyarischen Geisteslebens abgegeben. Es sei bloß auf Franz Herczeg und Eugen von Hubay hingewiesen. Auch in den bildenden Künsten zeigte er stets gute Begabung. Hat er in der Vergangenheit mangels einer bewußten geistigen Verbundenheit mit dem angestammten deutschen Volkstum als Kulturdünger einer fremden Rasse gedient, so bleiben künftig doch alle geistig tätigen Kräfte am Aufbau des neuen Volkslebens beschäftigt. Es zeigen sich in der jungen und jüngsten Generation der literarisch tätigen Kräfte wertvolle Ansätze. Ebenso auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Es zeigen sich in den Städten kraftvolle Ansätze der Bildung eines neuen deutschen Bürgertums, das noch im zweiten Gliede bäuerlicher Herkunft ist. Es ist aus dem Grunde durchaus verfehlt, bei der Beurteilung der Banater Verhältnisse von einem anderen Standpunkte aus die Dinge zu betrachten, als vom Standpunkte der Banater Entwicklung selbst.

Die Banater Schwaben sind eine Siedlungsgruppe des Donauschwabentums. Sie bilden geschichtlich und ethnographisch mit den Schwaben der Batschka, Syrmien und der „schwäbischen Türkei" einen gemeinsamen Stamm. Kulturpolitisch werden sie künftig in der Richtung hin beschäftigt sein. Andererseits erwächst ihnen die Aufgabe, als Siedlungsgruppe des Donauschwabentums an dem Aufbau der deutschen Volksgemeinschaft Rumäniens tätig mitzuwirken und deren volkspolitische Wirksamkeit zu unterbauen.

Das Kaiserbuch von Paul Ernst[1]

1. Band. Die Sachsenkaiser

Von Carl Watzinger

Wir haben in dem Kaiserbuch von Paul Ernst eine Dichtung vor uns, die nicht nur, weil sie eine für uns wiederum wesenhaft gewordene Zeit und ihre Gestalten zum Stoffe hat, bedeutsam ist, son-

[1] Paul Ernst, Das Kaiserbuch. Volksausgabe in drei Bänden. 1. Band: Die Sachsenkaiser. 2. Band: Die Frankenkaiser. 3. Band: Die Schwabenkaiser. Im Verlag von Albert Langen / Georg Müller, München. (Der 1. Band ist bereits erschienen; der zweite erscheint im März; der dritte im Herbst 1936. Das Werk kann auf Subskription bezogen werden. Der Band kostet dann RM. 6.—.)

dern auch wegen der Fülle ihrer ewigen Gesichte, die sie begleiten und lebendig erhalten, was wir sonst bei historischen Dichtungen verweht sehen in die Gassen von Worten ohne jeglichen Hintergrund, ohne Tat zunächst.

Wir stehen nicht an zu sagen: mit diesem Bande, der der erste ist, setzt eine neue Art deutscher Dichtung ein. Nämlich: zutiefst wahrgewordenes Erlebnis aus der Masse deutschen Geschicks, deutscher Geschichte längst vergangener Zeiten gewinnt Raum.

Bis heute haben wir Dichtungen, so sie sich mit historischen Stoffen beschäftigt haben, immer nur unbeschwert vom wahren geschichtlichen Verlaufe erhalten. Dies hat zwar seine Berechtigung, als es zu einer Dichtung ja mehr der inneren Wahrheit (wie sie geordnet durch den Geist des Schöpfers, um das Gesetz seiner Kunst zu erfüllen, erscheinen muß), denn der äußeren tatsächlich stattgefundenen Begebenheiten bedarf. Meist weitet sich aber die Kluft zwischen „Dichtung und Wahrheit" zu sehr und wir glauben, daß es gerade in unseren Tagen notwendig ist, nicht nur der Idee allein das Vorrecht zu geben, den Stoff unter sie zu stellen, sondern Stoff und Idee ineinander zu schalten, wie wir es in Ansätzen bei Schiller erkennen können.

Von hier aus betrachtet, gewinnt uns das Werk des leider schon verstorbenen Dichters Paul Ernst überragende Bedeutung ab, sollte diese schon nicht in der Sprache, die das Kaiserbuch ziert, ihre Genüge haben. Das historische Bild ist bis auf die kleinste Begebenheit gewahrt, darüber hinaus hat aber der ordnende Geist das Chaos des natürlichen Geschehens in die Idee vom Reich gegliedert und zuchtvoll eingebaut. Das Reich wächst, je tiefer wir in den Band eindringen, immer größer auf, um zu zerfallen, als die Züge der deutschen Kaiser nach Italien ihren eigentlichen Sinn, die Macht des deutschen Königs über das gesamte Abendland aller Welt vor Augen zu stellen, verlieren. Hier tritt dann die Macht eines neuen Papsttums das Erbe des deutschen Kaisertums an; am Schluß des Bandes steigt langsam der Geist der Mönche von Cluny auf, dem sich später der für Deutschland so maßgebende Papst Gregor VII. ergab, und es erscheint nicht bloß als ein Symbol, daß gleichzeitig mit dem alten Papst, der stets den deutschen Kaisern untertan war in den Fragen der Macht, auch der letzte Sachsenkaiser Heinrich II. stirbt. Die Machtverhältnisse verschieben sich von Deutschland nach Rom, dennoch bleibt das deutsche Kaisertum noch lange als eine mit Rom

aufs festeste verknüpfte Kraft bestehen. Am schönsten und reifsten hat dies E. G. Kolbenheyer in seinem wunderbaren Schauspiel „Gregor und Heinrich" ausgesagt, indem er das folgende Wort dem Papst in den Mund gab: „Rom ist der Bau, der Grund aber, der Grund ist Germanien."

Bindend für dieses Kaisertum wird zunächst der Einbruch des Nordens in das Deutschland Karl des Großen. Er steht auf in der Gestalt Wittekinds als des ersten mächtigen Heerführers der Sachsen, ohne daß ihm Paul Ernst die überragenden Eigenschaften eines begnadeten Führers auferlegt. (Dies geschieht meist in Werken, die um einer reinen politischen Tendenz willen niedergeschrieben wurden.) Den Sachsen schenkt der Dichter auch von Beginn des Bandes an eine ihr Wesen vollends erschöpfende Darstellung. Wie der Ahn Heinrich seinen Weg als arbeitsamer Bauer geht, bis er über Mannestum, Ehe zum Führer des Volkes wird und nicht zuletzt durch seine geistige Überlegenheit zum Ahn eines deutschen Kaisergeschlechts aufwächst, der er durch Blut und Boden bereits ist.

Diese Zweiheit halten wir für eine die ganze Dichtung sinnfällig bezeichnende Art. Paul Ernst anerkennt das Führertum nur aus ihr. Natürliche Rassegrundlagen bedingen freilich auch etwas von dem Geist. Nicht aber die Grade dieses Geists, was heute vielfach verkannt wird. So kann eben nur Führer sein, wer die höheren Grade des Geists besitzt, ein natürlicher Tatbestand, nach dem nicht jeder Deutscher befähigt ist, sein Volk zu führen.

Ist das Leben dieses Ahns mit aller Liebe geschildert, deren ein Deutscher zu seinem Volke fähig ist, so setzt deutsche Geschichte, wie sie uns überliefert wurde, mit der Verleihung der Königswürde an Heinrich den Vogler groß und von einem die Zusammenhänge sicher und ernst beurteilenden Geiste dargestellt ein. War zuvor geschildert, daß sich deutsches Führertum nicht in Aufmachungen gefiel, wie sie leider vielfach auf uns gekommen sind, so geht diese Weise auch in der Dichtung über das deutsche Königstum weiter. Der deutsche König bleibt Bauer, sein Haushalt unterscheidet sich nicht viel von denen seines Volks, es gibt keine Untertanen in dem Sinn, wie zum Beispiel die spanischen Habsburger das Volk ansahen, sondern der König ist gewissermaßen der Treuhänder gegenüber dem Lande, sei es nun in Dingen des Friedens, des Krieges, oder sonst eines das Volk und seine Angehörigen betreffenden Umstandes. Es wird hier gründlich mit den Bettvorlegergermanen aufgeräumt,

die wir, Gott seis geklagt, auch häufig bei unseren verdienstvollsten Klassikern antreffen.

Mit der Übergabe der Königsmacht an Heinrich beginnt das Reich zu bestehen. Denn: der Zwist der Sachsen und Franken, flackert er später auch immer wieder auf, ist mit dem Wunsche Konrads von Franken, Herzog Heinrich solle ihm in der Königswürde folgen, irgendwie beigelegt worden. So kam es denn auch unter der weitsichtigen Führung Heinrich des Voglers zu einer, wenn auch nicht dauernden, Einigung der deutschen Stämme. Somit ist bei Paul Ernst das Wesentliche an der Gründung des Reiches erfaßt und durch eine kraftvolle Gestaltung vertieft. Die Dichtung wird aber um so nachdrücklicher in diese Bahnen gelenkt, als vom Reich selbst noch mit keinem Wort die Rede ist. Sein Bau ist nur im Nebel des zu erahnenden, kommenden Geschehens wach, tritt aber mächtig hervor in der Gestalt Otto des Großen, der als ältester Sohn Heinrichs die Nachfolge des Vaters in der deutschen Königswürde antritt.

Mit der Darstellung des Lebens Otto des Großen ist ein Höhepunkt des Bandes erreicht. Sie ist zugleich der Höhepunkt des Bandes als einer Dichtung. Das Werk dieses Otto, seine Kämpfe gegen die Herzöge, Slawen, Ungarn, die Überwindung aller Schwierigkeiten bei der Errichtung eines deutschen Kaiserreiches, schließlich die Krönung zum Kaiser durch den Papst in Rom, müssen zu den unvergeßlichsten Teilen des Buches gerechnet werden. In der Gestalt dieses Mannes, der in der Fülle seiner Macht doch stets der einfache, biedere, arbeitsame deutsche Bauer bleibt, erhält das Reich seine blutvollste und reinste menschliche Verkörperung.

Bluterbe und der Wille, Idee in Macht, ureigene Macht umzusetzen, treffen sich in Otto. Jäh tritt seine Art auf und indem er Deutschland gegen alle inneren und äußeren Feinde verteidigt, ja diese Feinde im zähen Kampf besiegt und vernichtet, steigt langsam, stet und in wohl durchgedachten Grenzen das Reich in seinem Geiste auf, bis es Siegel und Recht hat vor aller Welt.

Es muß hier ausgesprochen werden, daß sich die Idee vom Reich schon seit Otto dem Großen auf die Kirche stützte. Auch Paul Ernst läßt dies in seiner Dichtung klar werden, zumal es zu seiner Weltanschauung gehört, daß Christentum und Deutschtum zwei unlösbar verbundene Mächte sind, die sich wechselbezüglich unterstützen müssen, um, jedes für sich, seinen Grundlagen gerecht zu werden.

Auch hier kann also das Wort Kolbenheyers angewendet werden, bezeichnend genug für Paul Ernsts Ansicht.

Man wird dann allerdings weiter lesen müssen in dem Werk von Ernst, um zu erfahren, wie er die Machtbefugnisse der Kirche gegenüber dem deutschen Kaisertum abgrenzt, wie er besonders auch die gänzlich verschiedene Auffassung der deutschen Bischöfe und Priester von der der römischen Verwalter der Kirche schildert.

Otto der Große bleibt Gipfel und mit seinem Tode fällt die deutsche Kaisermacht stark ab. Otto II., der Sohn, führt sie zwar einige Male zum Siege, er ist aber doch noch zu jung und zu ungestüm, um einzudringen in die Wesenheit des Amtes, das ihm sein Vater übergab. Für den Dichter war er wohl eine der am schwersten zu bändigenden Gestalten aus der Reihe der Sachsenkaiser. Es zeugt für Paul Ernsts tiefes Schöpfertum, daß er diesen Otto, der mit seinem unausgeglichenen Wesen einer überzeugenden Charakterisierung Schwierigkeiten bereiten mußte, zu einer stürmenden deutschen Jünglingsgestalt, etwa einem neuen Siegfried verdichtet hat, nebstbei wiederum der Historie ihr volles und endgültiges Recht lassend. Wenn bei dem Vater Otto das Reich in der Sicherheit, mit der er als Kaiser alle Schritte zu dem Wohl Deutschlands erwog, seinen Grund hatte, so lebt es bei dem Sohn Otto aus der unbekümmerten Sehnsucht des Jünglings nach der Tat, die ihm jedoch nur in bescheidenem Maße geschenkt wurde. Denn er starb jung.

Ganz anders Otto III.! Er gibt deutsches Wesen preis und lebt einem lateinischen Ideal. Er ist es, der das Reich den Römern ausliefert, ohne daß sie es wollen. Die Umkehr ist da. Stand das Reich fest bei Otto dem Großen, brandete es groß immer wieder bei Otto II., bei dem letzten Otto der Sachsenkaiser, der schon als Kind deutscher König war, flackert es nur zuweilen auf, es besteht nur noch als ein starres Ding ohne Bewegung fort; denn es fehlt ihm der Geist, der es belebt. Otto III. blieb Gott allein und der lateinischen Bildung verhaftet. Obgleich dieser Gott von einem deutschen Kaiser anderes als Bußfahrten und Geißelhiebe auf den Rücken verlangte. Otto III. verkannte die Absichten, die Gott mit ihm hatte.

Dies wird in der Darstellung Paul Ernsts erschütternd wahr und wieder geht vor uns die Größe des Sehers und des Dichters auf. Des Sehers, denn nichts kann mehr den Propheten in Paul Ernst zeigen als seine Erkenntnis, daß Gott etwas Höheres in einem deutschen Kaiser sah als einen gewöhnlichen Bußknecht. Deshalb

lieh er ihm auch seine Hand nicht. (Betrachten wir das Deutschland seit 1933 und seinen unerhörten Aufstieg, so erscheint uns diese Erkenntnis des Sehers geradezu weise.) Des Dichters, denn nichts ist erschütternder und eindringlicher als die Schilderung der Heimkehr des toten Kaisers aus Italien in seine Heimat. Deutscher Geist und deutsches Wesen grenzt sich gegen das italienische ab und hehr bricht die Treue der deutschen Mannen, die ihren Kaiser durch den Winter des welschen Landes tragen, vielfach angefallen von den Einwohnern, aus den Zeilen hervor, geschaut mit den Sinnen eines das Wesen des Deutschen umspannenden und ergründenden Menschen.

Eines Mannes! Männlich ist die Dichtung und sie wird es zuvörderst im letzten Teil, der dem letzten Sachsenkaiser Heinrich II. gewidmet ist. Heinrich II., obgleich vom Herzen aus bewegt, ist nur noch der starre Künder deutscher Kaisermacht. Er vollführt seine Tat aus der Kraft jener Macht, die auf ihn kam; doch sie ist ein Schatten ihrer einstigen Größe. Er vertraut sich Gott, aber die innere Stärke eines Otto des Großen besitzt er dennoch nicht. So groß seine Gestalt auch vor uns kraft des Dichters begnadetem Sinn ersteht, sein Leben ist ein langsames Sterben, das Sterben des Reichs. Otto III. hatte die Macht zerstreut, vertan, von ihm kam nur noch ein Abglanz ihrer einstigen Herrlichkeit auf Heinrich. Und es ist wohl eine schicksalhafte Verflechtung, die im Ratschluß Gottes lag, wenn die Linie der Sachsenkaiser anfing mit einem Heinrich und mit einem Heinrich endet.

Die Nachwelt sprach Heinrich heilig. Es geschah gewiß aus Dank, daß er sich den Lehren aus Cluny nicht widersetzte. Eigentlich kam die Heiligkeit auf den Unrichtigen. Innerlich reif für Rom war das Reich schon seit dem Tode Ottos II.

So bildet der erste Band des Werkes eine geschlossene Einheit. Sein Ton ist mehr als heroisch. Wir haben heute so viele Bücher, die aus einer heroischen Grundhaltung kommen und doch bleiben sie oft schal und erfüllen keineswegs Herzen und Geister, die nach Heldentum dürsten. Paul Ernst in seinem Bande löscht den Durst aus. Denn er greift ins Volle! Er gab uns das Deutschland um die Jahrtausendwende nicht in auswählender Beengnis und in Furcht, es könne auch Heldenloses aufscheinen. Er schilderte das Leben! Wie herrlich sind doch die Märchen, die er einflicht und die uns aufs neue die hohe Kultur eines Volkes verkünden, das man gehässigerweise bis auf den heutigen Tag barbarisch verschrie. Obgleich es die

besten und vortrefflichsten Geister der Welt hervorgebracht hat! Paul Ernst ist mit seinem Werk unter die Sänger, wie wir sie seit Walther von der Vogelweide haben, eingerückt. Und welch reiner und tiefer Vers ziert das Buch! Und welcher Ernst trägt es! Wir möchten unsere Überzeugung, die uns nach dem Lesen überkommen hat, nicht hintanhalten am Ende unseres Aufsatzes, der dem Dichter in keiner Weise gerecht zu werden vermag, denn dazu ist sein Werk zu gewaltig: was dem aufrechten Deutschen Luthers Bibelübersetzung ist, muß ihm in Zukunft auch Paul Ernsts Kaiserbuch sein!

Eine schöne Frau verblüht

Von Peter Barth

Eine schöne, große Frau
Sitzt unter dem Himmelsblau,
Ihre Pracht ist im Verblühen.
Unter blondem Haarverglühen
Sinnt die Stirne schattengrau.

Breite Röcke säumten sie
Tief über das schlanke Knie.
Lichter wuchsen ihr im Herzen
Wie der Bergkastanie Kerzen,
Als der Gauch im Frühling schrie.

Heiße Liebesküsse trug
Holder Wind im Hochzeitsflug;
Wein und süßen Honig brachten
Götter ihr aus kühlen Grachten
In dem lichtbekränzten Krug.

Reifend mit der Sommerglut
Hat sie träumend still geruht;
Tausend Lebenswunder gingen
Von den tiefen Erdendingen
Durch der Adern blaue Flut.

Voll der Früchte prall und schwer
Stand sie, die einst schlank und leer.
Überreif läßt sie die Hülle
Sinken, daß sich ganz erfülle
Ihr Geschick im Schöpfungsmeer.

Rundschau

Abschied von Erwin Reisner. Mit Erwin Reisner, der Siebenbürgen und Hermannstadt zu seiner Wahlheimat gemacht hatte, der er über zwanzig Jahre hindurch treu geblieben war, und der nun durch die Not der Verhältnisse getrieben in sein Geburtsland Österreich zurückgekehrt ist, verlieren wir einen bedeutenden Geist von unbestechlicher Schärfe und kraftvoller Folgerichtigkeit. Er war eine Persönlichkeit, die nicht nur durch seine in Deutschland bei dem Christian Kaiser-Verlag fast Jahr für Jahr erscheinenden und Aufsehen erregenden philosophischen Werke wirkte; er war eine geistige Macht, die sich ebenso sehr in dem persönlichen Umgang manifestierte. In Hermannstadt hatte sich um ihn ein philosophisch-theologischer Kreis gebildet, dem geistig führende Männer der verschiedenen Kirchen angehörten. Dieser Kreis, dessen reinigender und belebender Mittelpunkt er war, trug Wellen dieser unerbittlichen und allumfassenden Christlichkeit hinaus in das Leben. Sein von der Eschatologie ausgehendes Christentum war ein scharfer und zu beachtender Richter der kirchlichen Gemeinschaften. Dabei ersehnte er die unsichtbare, bedingungslose Glaubensgemeinde der johanneischen Kirche. Bei all dieser geistigen Unbedingtheit ist Erwin Reisner ein Mensch von stiller Bescheidenheit und außerordentlicher Liebenswürdigkeit. Als bei der Abschiedsfeier, die ihm seine vielen Freunde veranstalteten, die Frage laut wurde, wie es denn möglich sei, daß nicht Mittel und Wege gefunden worden seien, um dem bescheidenen Philosophen in unserer Mitte eine Lebensmöglichkeit zu schaffen, sagte er ein feines und ergreifendes Wort. Er, der nach dem Zeugnis seiner Kriegskameraden ein ausnehmend tapferer Offizier gewesen war, bekannte sich zu jener Kriegsgeneration der Gefallenen, der er als „überlebender Gefallener" angehöre, der sinngemäß nirgends eine bleibende Heimstätte finden könne, der hin- und hergetrieben eben keine bürgerliche Ruhe mehr finden werde und wolle, weswegen er dem Schicksal auch gar nicht grollen könne. Hinter diesem Bekenntnis steht ein Bekennen zu christlicher Pilgerschaft, zu dieser Wanderschaft, zu der wir berufen sind, als Wanderer zwischen zwei Welten. Dr. Ernst Jekelius

Erwin Wittstock diesjähriger Preisträger der Zeitschrift „Die neue Linie". Die Berliner Zeitschrift „Die neue Linie" hat vor 5 Jahren einen großen Erzählerwettbewerb ausgeschrieben, der fünfmal zur Austragung kam, zum letztenmal heuer. Der erste Preis wurde im ersten Jahre nicht verliehen, weil eine dafür würdige Arbeit nicht vorlag, so daß er nur viermal verteilt wurde. Zweimal fiel er an einen Siebenbürger Sachsen, und zwar 1933 und 1935 an Heinrich Zillich für seine Novellen „Der Urlaub" und „Der baltische Graf" und nun erhielt für 1936 Erwin Wittstock für seine Novelle „Herz an der Grenze" den dritten Preis, der dem ersten und zweiten heuer verliehenen im Range gleichgestellt wurde.

Rumänische Nachdichtung deutscher Gedichte aus Rumänien. Im Januarheft verzeichnete unsere Zeitschrift den von rumänischer Seite ausgesprochenen Wunsch, daß die Bemühungen des „Klingsor" um Verdeut-

schung rumänischer Lyrik durch rumänische Übertragung deutscher Dichtung vergolten werde. Es sei auf die Fälle hingewiesen, in denen sich in letzter Zeit dieser Wunsch für unsere heimische Dichtung schon erfüllt hat: Im Januarheft der siebenbürgischen Zeitschrift „Blajul", die schon früher ihr Interesse für unser Schrifttum bewiesen hat, veröffentlicht Andrei Ungheri die rumänische Übertragung dreier Stücke aus dem Buchgildeband „Herz der Heimat" („Aus Tag ward Nacht" von Heinrich Zillich, „Die Zeit rinnt" von P. Barth und „Welt, du bist kalt wie die rieselnde Nässe..." von G. Maurer). Joan Al. Bran-Lemenys jüngst erschienener Gedichtband „Talaz" (Die Woge) enthält, neben zwei Goethe-Übertragungen „Bauernstube" von Michael Albert, „Einkehr" von H. Zillich und „Zweifel" von E. Hajek in rumänischer Nachdichtung, das Mai-Heft 1935 der Bukarester Zeitschrift „Azi" A. Meschendörfers „Herbstgedicht" und St. L. Roth-Ballade. Erfreuliche Zeugnisse der liebevollen Auseinandersetzung mit unserem Geistesleben! H. Krasser

Neue Bücher und Schriften

Josefa Berens-Totenohl. Frau Magdlene. Roman. Eugen Diederichs-Verlag, Jena. — Die Handlung spielt im 14. Jahrhundert, zur Zeit der Pest und zahlloser politischer Ränke und Kriege, zu einer Zeit, da Gut und Hof und Land und Volk an ihre Art gebundene Gesetze anerkannten, die eben von Gut und Hof und Land und Volk ererbt und heilig waren. Thema dieses Werkes ist die Auseinandersetzung mit den Folgen eines Verstoßes gegen die Gesetze dieser Zeit. Heldin des Buches ist Frau Magdlene, die Wulfstochter, eine verfemte, verfluchte, vom Schicksal gestrafte deutsche Frau, die aller Bedrückung zum Trotz zur schützenden Mutter für den Sohn, zur opferbereiten Frau wird, die alle Widerstände bricht und selbst der Pest begegnet ohne zusammenzubrechen. Das Buch setzt mit unerhört starken und trotzigen Worten ein, zeigt auf wenigen Seiten schon die Gestalt dieser überragenden Frau in jede Einzelheit klarlegender Schärfe, so daß man staunt. Leider hält die begabte Dichterin nicht durch. Erst der Schluß des Romans, da Frau Magdlene einem pestkranken, rachespeienden Weib über die letzten Stunden hilft, zeigt wieder die Fähigkeit der Dichterin zu gestalten, indem sie aus düsterem, trostlosem Hintergrunde die lichte, selbstverständliche Tat als Leistung eines in sich sicheren Herzens aufstrahlen läßt. Frau Magdlene ist eine der stärksten und geradesten Frauengestalten, die uns im deutschen Schrifttum der letzten Zeit begegnet. Kurt Scherg

Ştiri medicale şi sanitare din războiul Independenţii în gazetele săseşti din Ardeal. (Medizinische und sanitäre Nachrichten aus dem Unabhängigkeitskrieg [der Rumänen] in der sächsischen Presse Siebenbürgens.) Von Richard Kepp. — Wenn wir auf diese Doktorarbeit unseres jungen Volksgenossen aufmerksam machen, so geschieht es weniger um deren Bedeutung für die Geschichte der Medizin und Krankenpflege (deren Würdigung einer Fachzeitschrift zusteht), als vielmehr um auf lehr-

reiche Geschichtsmomente über die Beziehungen der Rumänen und Sachsen hinzuweisen. In der Arbeit werden alle Aufsätze und Nachrichten über das gestellte Thema aus der sächsischen Presse zusammengestellt. Aus dem auffallend reichen Material läßt sich erstens das rege Interesse erkennen, mit der die sächsische Öffentlichkeit den Unabhängigkeitskrieg der Rumänen 1877—78 verfolgte. Zweitens erweist sich aus diesen geschichtlichen Dokumenten, daß die Sympathien der Sachsen, im Gegensatz zur Budapester Regierung, ganz den Rumänen galten. Ja sogar das Protestschreiben des von der ungarischen Regierung aufgelösten Hermannstädter rumänischen Hilfskomitees wird in wortgetreuer Übersetzung von der sächsischen Presse wiedergegeben. Doch äußerte sich die Sympathie der Sachsen nicht nur in ihren Zeitungen, denn drittens finden wir sogar Notizen über sächsische Ärzte wie Dr. Altstädter und Dr. Copony als Chefärzte aller Ambulanzen des rumänischen Roten Kreuzes u. a., die den rumänischen Verwundeten Hilfe leisteten. Es ist erfreulich, daß auf Veranlassung von Prof. Dr. V. Bologa (Klausenburg) die wichtigen Geschichtsdokumente im deutschen Originaltext beibehalten worden sind. K. H. Schuleri

Adolf Koelsch. „Geliebtes Leben". Roman. Leinen RM. 7.—. Verlag Orell Füßli, Zürich und Leipzig. — Der Meister der naturwissenschaftlichen Beobachtung und Darstellung Adolf Koelsch schenkt uns einen Roman voll feinst beobachteter Wesenszüge seiner Gestalten, in reifer, treffsicherer, oft sich auch belustigender Darstellung. Der erste Teil schildert uns die Züricher Umwelt der Handlung: das vornehme Patrizierhaus mit Ahnen und adliger Überlieferung, das gute Bürgerhaus in seinen Bindungen an die Welt, die unteren Volksschichten mit ihren Proletariernöten. In dieser Umwelt wächst ein Zwillingspaar heran, Kinder des reichen Bürgerhauses, deren Erwachen zur Jungfrau und zum reifen Jüngling der köstliche zweite Teil des Romanes vor uns darlegt; mit besonderer Liebe, und soviel ein Mann das beurteilen kann, auch innigstem, einfühlendem Verständnis wird eine Jungmädchenseele in all ihren Regungen nachgezeichnet, die ihren Zwillingsbruder in einer Neigung umfängt, die hart an den Rand des noch Erlaubten führt; die darüber fast zerbricht, daß der Bruder im Netz einer lebenshungrigen Patrizierstochter hängen bleibt, und schließlich, nachdem der Bruder aus diesem Netze fällt, mit dem geliebten Leben versöhnt, an der Seite eines würdigen Mannes ihren weiteren Weg findet. Aber auch an allen anderen Gestalten des Romans bewährt sich die scharfe Beobachtung des Forscherauges und die Darstellung ist fesselnd bis zum letzten Wort. Daß man das Buch befriedigt und in nachdenklicher Ergriffenheit aus der Hand legt, ist das beste Zeugnis für des Verfassers hohe Kunst. Hans Lienert

Almanach auf das Jahr 1936. L. Staackmann-Verlag in Leipzig. Geb. 1 RM. — Der neue Jahrgang dieses beliebten Weisers enthält wieder Namen hervorragenden Klanges (z. B. Inglin, Linke, Mell), die mit Beiträgen vertreten sind, umfaßt auch eine Reihe von Proben aus Verlagswerken Staackmanns (u. a. das köstliche Possartkapitel aus Gluths „Sonne über München"). Der Verlag gibt am Schluß eine Übersicht über seine

Arbeit 1934/35, aus der hervorgeht, daß er in diesem Jahr über zwei Dutzend Werke herausgebracht hat, deren Verfasser anerkannte Namen tragen. (Auch Zillichs „Sturz aus der Kindheit" steht in ihrer Reihe.) Der Almanach bringt wieder den Beweis, daß Staackmann einer der rührigsten, sicherst geleiteten und darum erfolgreichsten deutschen Verlage ist. Hans Lienert

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Am 26. Januar d. J. beging der Mediascher Musikverein den 75. Geburtstag seines 1928 verstorbenen Ehrenchormeisters Hermann Kirchner durch eine Gedenkfeier in der Aula der Stephan Ludwig Roth-Schule. Nachdem das Vereinsorchester Haydns 7. Symphonie gespielt hatte, sprach Stadtpfarrer Römer einführende Worte über das Leben und Schaffen Hermann Kirchners, worauf die Chöre des Vereins in verschiedener Zusammenstellung insgesamt 16 Lieder des Komponisten zum Vortrage brachten. Diese Feier gab Otto Folberth den unmittelbaren Anstoß zu seinen Beiträgen über das siebenbürgisch-sächsische Volkslied, die dem vorliegenden Heft das Hauptgepräge verleihen. Doch sei auch auf andere Beiträge verwiesen, zunächst auf die Frühlingsstimmen von drei jungen heimischen Autoren; dann auf den Aufsatz von Watzinger über das Kaiserbuch von Paul Ernst, über das wir schon einmal sprachen und das uns auch in der Zukunft noch beschäftigen muß; schließlich aber auf den Aufsatz von Professor Anton Valentin über das Deutsche Geistesleben im Banat. Dieser Beitrag war ebenso wie der von Peter Barth und Otto Alscher für eine Banater Sondernummer vorgesehen, um deren Zusammenstellung wir uns seit Monaten bemüht haben, nachdem der gleiche Plan schon einmal vor Jahren daran gescheitert ist, daß es uns unmöglich war, all jene schwäbischen Persönlichkeiten zur Mitarbeit zu bewegen, die wir in einer solchen Nummer nicht missen konnten. Auch der zweite Versuch, der einige bemerkenswerte Beiträge einbrachte, konnte trotz wiederholten Bemühungen jene Mitarbeit nicht sicherstellen, die ein halbwegs geschlossenes Bild über das Banat vermittelt und uns berechtigt hätte, ein Sonderheft herauszugeben. Wir müssen darum auf diesen Plan vorläufig verzichten. Den schwäbischen Volksgenossen danken wir, die unsere Bestrebungen förderten. Ihre Beiträge werden wir in verschiedenen Heften veröffentlichen. Prof. Anton Valentin verdient besondere Beachtung als Herausgeber der Banater Monatshefte (Temeschwar). Seine Monatsschrift ist das bedeutsamste Organ des geistigen Lebens im deutschen Banat.

Vorträge des Herausgebers. Heinrich Zillich las in der letzten Zeit in Kronstadt, Schäßburg und an verschiedenen Orten des Banates — dort als Gast des Banater Deutschen Kulturvereins — aus eigenen Werken; Vorlesungen werden im März auch in Hermannstadt und Mediasch stattfinden. Im Rahmen der Kronstädter Ortsgruppe des Rumänisch-Deutschen Kulturinstitutes hielt Heinrich Zillich außerdem einen Vortrag über Siebenbürgen.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Massimo Campigli, Aufführung der Bach'schen Matthäuspassion in Bukarest
durch den Kronstädter Bach-Chor

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR APRIL 1936 HEFT 4

Der Schatzgräber

Von Annie Schmidt-Endres

Bei Wendelin Gräbelding gehts ans Sterben. Das ist nicht zu leugnen und nicht aufzuhalten. Das ist so unausbleiblich wie der Ackergang, der im Herbst die Stoppelfelder stürzt, damit sie neuer Saat das Feld bereiten. Wendel Gräbelding weiß es. Er ist reif des Stoppelsturzes, gewärtig seines Kommens. Seine Arbeit ist getan.

Wenn der Gedanke Tod ihm schmerzlich ist, so ist es nicht des Lebens wegen. Sein Schmerz quillt aus der einzigen Bitternis, die Scholle lassen zu müssen. Die Scholle, der Acker war sein Alles. Ein Leben hindurch hat er ihm treu und hingebungsvoll gedient. Nicht wie ein über alles ergebener Knecht, wie ein Fronsklave seines Besitzes. Nein! Er hat ihn nie angebetet wie einen Gott. Er hat ihn nur geliebt. Aber aus dieser Liebe quoll sein Werk. Er überforderte nie den Acker wie andere es tun. Er hegte und pflegte und betreute ihn nur, wie eine liebende Mutter ihr allerliebstes Kind.

Er kannte dies Kind. Er kannte den braunen Acker in all seinen Regungen des Wachstums. Er hatte ihn geschaut in Dürre und Trockenheit, in Nässe und Feuchtigkeit. Er wußte es auch ohne gelehrte Bücher, nach welcher Vorfrucht die beste Hauptfrucht gedeiht. Er wußte auch, welche Frucht den Boden am meisten mergelt oder schont. Er hatte offene Augen und feine Ohren für alle Vorgänge in der Natur. Das Schönste aber war, sein Feld hatte über die naturgewohnten Vorgänge hinaus noch ein eigenes Geheimnis. Ein unsagbares, großes Geheimnis!

Zwanzig Jahre hat er es mit sich herumgetragen, stolz, schweigend. Nun geht es ans Sterben. Er weiß nicht was er tun soll.

„Jakob!" ruft er manchmal leise aus dem Schlaf emporfahrend. Der Sohn tritt an das Bett. Der Vater sieht ihm lange prüfend ins Gesicht, dann schweigt er mit zusammengekniffenen Lippen. Er

sagt etwas unscheinbares und legt sich auf die Seite. Noch ist seine Zeit nicht gekommen.

Jakob frägt ein zweitesmal. „Schrullen", stellt er bei sich fest und sagt kein Wort. Er setzt sich zurück auf die Ofenbank und haspelt weiter an dem rauhen Hanfgarn. Die Haspel summt und das Garn knistert. Die Spulen werden leer. Der Bauer hält manchmal inne und horcht nach dem Bett des Vaters. Neben ihm sitzt ein Unsichtbarer, der haspelt feinere Fäden als er. Er hat seine Spulen bald abgespult. Jakob spräche gern zum Vater einige trostreiche Worte. Doch er weiß keine. Das Schweigen liegt zwischen ihnen wie eine nächtliche See.

Die Wanduhr tickt ächzend in der Stube. Sie hat einen eigensinnigen, knarrenden Ton. Vor dem Fenster flirren die blattlosen Zweige eines Akazienbaumes. Die Schatten huschen über die Wände wie ein flatterndes Tuch. Die Wände sind in blaßgelben Grundfarben gehalten. Darüber dichtet sich braunes Blättergerank. Wenn die Schatten darüberstreichen, dann scheint es als ob die braunen Blätter im Winde erbebten. Der Alte sieht es. Ihm dünkt als ströme Kälte aus dem Gemäuer. Er fröstelt. Vergebens strahlt der große Lehmofen seine Wärme aus. Draußen tost das herbstliche Wehen.

Der Alte fühlt es. Es liegt ihm in den Knochen. Es kribbelt ihm in den Fingerspitzen. Es zieht durch den ganzen Körper. Es ist nicht Schmerz und nicht Fieber. Es ist nur ein dumpfes, unsagbares Verebben. Es macht ihn starr und hilflos. So mögen die Wasser erstarren, wenn sie im Frost erfrieren. Er stöhnt. Die Wärme versickert in seinem Blute. Dagegen hilft keine Hitze und kein Ofen. Er weiß es. Der Tod sitzt ihm auf der Zunge.

Mit einer bangen Kümmernis sucht sein Blick jetzt den Sohn.

„Jakob, das Feld!" stöhnt er mühevoll.

Jakob wärmt seine kalten dürren Finger.

„Vater, ihr wißt, bei mir ist's in guten Händen", beruhigt er leise.

Der Alte schüttelt den Kopf. „Nicht so ... ein Schatz ist dort ... ein großer Schatz ..." Er ist erregt und wirft die Worte durcheinander. Seine Stimme versagt, die Zunge folgt ihm nicht. Nur sein Blick ist voller Qual und voller Bitte. Es glimmt darin eine geheime Not, die

Verstehen sucht. Ihm ist bang um die Dinge, die er sagen muß, und die er doch nicht ungesagt lassen kann, bevor er hinübergeht. Hilflos kraucht sein Blick zu den Augen des Sohnes.

Jakob steht starr und staunend. Redet der Vater irre im Angesicht des Todes, oder ist sein Blick schon auf das Jenseits gerichtet?

„Vater, ein Schatz, ein Goldschatz?" fragt er wirr.

„Ja, ein Schatz ... Gold ..." Der Alte nickt mit dem Kopf und mit den Augen. Seine Augen sind noch klar, nur müde, so unendlich müde sind sie. Die Lider senken sich über die Lichter wie mächtige Schatten am Abend. Er stöhnt leise und läßt sich kraftlos niedersinken. Sein Antlitz ist welk und seine Lippen sind schlaff wie totes Gras im dürren Ried.

Der Sohn beachtet es kaum. Er sieht es nicht. Wie ein Fieber rollt es in seinen Adern, wie ein prickelnder, niegeahnter Rausch liegt es in seinen Gliedern. Gold! Was zögerst du noch? Was die Jahre reifen und die Menschen schaffen in einem langen mühseligen Leben, — siehe es kommt auf einmal zu dir. Ein Klumpen Gold, die geronnene Ernte vieler Jahre. Du brauchst es nur zu fassen, dort unten liegt es. Macht und Ansehen, Reichtum und Ehre. Alles schafft dir das Gold! Pack zu Mann, pack zu!

Doch wo?

Unheimlich der Gedanke, unheimlich die Stille.

„Vater, wo? — Wo?" — So redet, so spricht ... „Wo ...?" Mit eisernen Fäusten packt der Sohn den Alten und rüttelt den verglimmenden Funken unter der kalten Asche wieder auf.

Ein kaum merkbares Blinzeln des Augenlides. Es ist wie ein Flügelschlag aus dem Jenseitigen.

„Wo?" — schreit der Sohn noch einmal, als zwinge er die stummen Lebensgeister doch noch zu einer Antwort.

Nichts. Der Alte rührt sich nicht mehr. Sein Auge ist starr und kalt wie eine stille Frage ohne Antwort. Sein Acker steht im Stoppelsturz. Schwarz und leer sind seine Felder.

Jakob kraut sich das Haar. Er knackt die Hände. Er ist wild auf sich selber. Groll wächst in ihm. Unkraut schießt in seine Saat. Neben ihm der dunkle Geselle hat ihn betrogen. Er hat ihn um das Beste gebracht.

Mit zitternden Händen zündet Jakob die Totenkerze an. In dem flackernden Lichtschein grinst ein toller Spuk. Gold, Gold, Gold!

Seit dieser Zeit ist Jakob Gräbelding ein anderer geworden.

Durch herbstliche Felder irrt er mit einem Stock. Er bohrt ihn tief in den Grund hinein, geht bedächtig weiter, um an anderer Stelle dasselbe zu wiederholen.

Niemand weiß was er sinnt. Nicht Frau und seine Kinder wissen davon.

Gold ist ein mächtiges Triebrad. Es leiht oft Macht, doch lähmt es den Schwung. Diesen hat es zum gebietenden Herrn, jenen zum Narren gemacht. Es macht auch die Herzen hart und die Lippen stolz. Doch was kümmert es ihn. Wüßte er nur den Ort in seinem Feld! Nicht auszudenken ist die fiebernde Gewißheit. Dort unten ist Gold! Dein Gold!

Mit allen Fibern und Fasern schreit es in ihm: Wo? — Wo!

Unmöglich aus Meinung und Deutung das richtige Grundstück herauszufinden. Sind es die Felder in der Wiese, im A-Flur, im B-Flur, am Hotterrain, in den Gärten oder gar in den Ersatzgärten? Eine Urbarialsession hat viele Grundstücke auf alle Windrichtungen verteilt. Wer mag da das Eine, das Richtige herauszufinden? Jakob Gräbelding besitzt achtzehn solcher Grundstücke, in einem Ausmaße von je zwei bis acht Joch. Wer vermag ihm da das Stück, geschweige denn einen bestimmten Ort anzugeben? Wer dies allein vermochte, dessen Lippen waren verschlossen auf ewig.

Der Frost vereist die Felder und der Winter zieht seine Schneedecke über das Land.

Jakob Gräbelding kann keine Erlösung finden.

Der Lenz rekelt sich schon wieder im schlafenden Grund und schwellt den Saft in den Bäumen. Der Schmied schärft die Pflugscharen und die Bauern fahren in das Feld.

Jakob Gräbelding sinnt noch immer auf eine Lösung. Da gewinnt ein neuer Gedanke Licht. Er nimmt Spaten und Schaufel und nimmt sich ein Grundstück aufs Korn. „Dies wirst du umgraben! Du allein! Wirst Zoll für Zoll dich hineinwühlen in die harte Kruste der Erde. Tiefer als je Pflug und Spaten es getan. Wenn je ein Schatz sich dort befand, mußt du ihn finden!"

Er denkt und handelt auch.

Die Leute schütteln die Köpfe. „Unsinn", schelten die Bauern. „Überschnappt", meinen die Vorübergehenden. „Wahnsinn", glauben auch die Angehörigen. Er kümmert sich nicht darum. Er gräbt

weiter mit einer stillen, zähen Verbissenheit. Niemand weiß worum es geht.

Zoll um Zoll dringt er vor, wühlt die Erde auf. Er watet in den aufgewühlten Schollen wie durch grundloses Land.

Nichts.

Manchmal klirrt es an den Spaten. Unser Mann schrickt auf. Doch keine Truhe, keine Münze. Einige Glasscherben, Alteisen und Steine. Das ist alles. Zuletzt hat Jakob Gräbelding das ganze Grundstück umgelegt. Es ist schwarz und blank, wie eine große Tafel mit vielen Strichen und Linien. Inzwischen haben die anderen Bauern ihren Mais und sonstige Sommersaat schon gebaut. Jakob Gräbelding gibt dem frischen Boden auch seine Saat. Nicht Getreide und Mais. Er pflanzt Paprika. Die junge, ausgeruhte Erde wird es ihm lohnen.

Er hat sich in der Tat nicht verrechnet. Die Pflanzung wird üppig und schön.

Jakob Gräbelding läßt sich nicht abhalten. Im nächsten Jahr kommt ein anderes Grundstück an die Reihe. Wieder wühlt er die Erde um, mit einer fiebernden Gewißheit. Nichts. Er bleibt unverdrossen. Achtzehn Grundstücke hat er, eines wird es sein! Und jedes Jahr baut er größere Flächen mit Industrie- und Heilpflanzen.

Die Jahre gehen. Jakob Gräbelding tut jedes Jahr nach seinem Vorsatz. Seine Kinder, zwei Töchter, sind inzwischen zu heiratsfähigen Mädchen herangereift. Das Gold kommt nie zu spät. Eigentlich hat er es nicht notwendig, nach einem geheimen Schatz zu graben. Er ist reich.

Wie er da gräbt und den Spaten unermüdlich in die Erde stößt, kommt ihm ein Gedanke.

„Ei sieh", denkt er bei sich. „Der Vater hat Recht gehabt. Ein Goldschatz liegt in der Erde, für den, der ihn zu heben weiß. Gold wächst in jedem Halm, in jeder Pflanze. Seit ich den Boden so tief umgewühlt, rollt das Gold in immer größeren Mengen zu Haus und Hof und Scheune hinein. Vielleicht hat der Vater es auch so gemeint. Ein Tor war ich, daß ich es je anders gemeint."

So denkt er sich und arbeitet weiter unverdrossen. Er sucht jetzt keinen Schatz und kein Gold mehr. Wenn er weitergräbt, ist es nicht mehr um des Goldes willen, sondern um des Feldes willen. Er hat es sich vorgenommen sämtliche Grundstücke umzugraben, und wird

es tun. Dies zu tun ist ihm zur Werkpflicht und zum Lebensinhalt geworden. Er gräbt weiter, still, leidenschaftslos. Nicht wie in früheren Tagen, da das Suchen in ihm fieberte. Er ist reifer, ausgeglichener. Er schreckt nicht mehr zusammen, wenn ein Klirren tönt. Er ist auch nicht mehr enttäuscht. Er gräbt nicht mehr aus Erwartung, sondern aus Freude, aus Liebe und Werkbereitschaft um der Sache willen.

Schwer springen die Schollen. Der Grund rauscht sein klagendes Lied. Die Erde duftet im herbsüßen Schollengeruch. Da stößt der Spaten plötzlich auf etwas hartes. Jakob Gräbelding sieht etwas blinken. Er gräbt weiter und legt den Gegenstand frei. Da erkennt er die Umrisse einer großen eisernen Truhe.

Der Spaten entfällt seiner Hand. Sechzehn Jahre hat er gegraben und die Erde umgewühlt um dieser einen Stunde willen. Nun ist sie da. Hart und greifbar.

Jakob Gräbelding setzt sich auf den Grundhaufen. Der Abend glimmt hinter Straßen herauf. Die Luft ist kühl. Er denkt nicht. Er kann nicht. Irgendwo stehen steile Gedankenstraßen, die man nicht überqueren kann. Die Rosse dampfen in den Wolken, der Wagen rattert auf der Erde. Lichter blitzen auf in den Gräserspitzen. In den Bäumen bauscht sich das Dunkel. Müde sinkt das Gesicht des Schläfers auf die Knie. Der Traum hat ihn benommen. Und der Nebel. Er weiß nicht wie lange er hindöst zwischen Raum und Erde. Schritte werden laut. Stimmen, die ihn rufen.

Seine beiden Töchter kommen auf dem Wege. Sie erspähen die Truhe. Er will sie bergen. Zu spät! Schon springen die Deckel auf. Gold! — Das Leuchten der Sonne blendet den Blick, das Wissen um Gold blendet die Sinne. Unser Mann springt herzu und reißt seine Töchter hinweg. Zu spät! Sie wissen es schon. Der Hochmut flackert in ihrem Blick und der Dünkel umnebelt ihre Sinne. Die Älteste nimmt ihren alten Bräutigam nicht mehr. Sie weiß einen anderen, der ihr vornehmer dünkt. Die Jüngere wünscht sich nur noch in die Stadt.

Ein vornehmes Getue macht sich breit in dem biederen Bauernhaus. Die alte, gediegene Einrichtung muß auf den Boden. Neue modische Möbel füllen die Stuben. Schwere seidene Vorhänge dämpfen Licht und Laut. Morgenländische Teppiche verfangen den Schritt. Auch ein fremder, peinlich erwogener Ton macht sich breit. Der Bauer findet seinen Platz nicht mehr in diesem Heim. Er fühlt

sich nur noch in Stall und Scheune wohl. Aber dies hat nichts zu sagen. Um so heimischer fühlen sich die geschniegelten Stadtjunker, die tagaus, tagein das Haus beehren. Zwei sind darunter, die er als seine Schwiegersöhne bezeichnen darf. Sie nehmen eine besondere Vertrauensstellung im Hause ein. Fast jeden Tag überreichen sie dem Bauer ein zierliches weißes Formular zur Unterschrift. Er unterschreibt selbstverständlich. So wandert das Gold aus der Truhe und rollt zu Fenstern und Türen hinaus.

Bald gähnt in der Truhe die Leere. Das Gold hat ein Ende. Der Bauer zeigt ihnen die leere Truhe. Er mahnt, er fleht und flucht. Nichts hilft es ihm. Das Geld rollt weiter. Zank herrscht im Hause. „Gold!" schreit ein jeder. Doch die Truhe ist leer. Auch die Scheunen, die Böden und Keller sind leer. Kein Gold wächst mehr auf den braunen Feldern. Da wandern eines Tages auch die feinen Möbel fort und die Trommel schlägt zur Auktion. Düstere Gesichter mit Leichenbittermienen schleichen umher. Der Bauer ist nur mehr ein Schatten seiner selbst. In der Stube liegt der Mann seiner ältesten Tochter im Blute. Die Waffe raucht noch in seiner Hand. Neben ihm seine Tochter. Ihr Blick ist Vorwurf, ihr Wort ist Anklage.

Der Vater wird heftig. Die Tochter wendet den Lauf gegen den eigenen Vater.

Ein Schuß kracht. Die Stille zerreißt in ohnmächtigem Wanken. Es pfeift um seine Ohren, ein dumpfer Schmerz sitzt ihm in der Brust.

Jakob Gräbelding erhebt das Haupt. Der Mond steht über den Feldern, und sein Licht rinnt wie aus silbernen Kannen. Im Grunde steht die eiserne Truhe schwarz und schweigend.

Er steht auf. Ein neues Zeichen trägt seine Stirn. Ihn brennt es wie ein blutendes Mal. Er faßt nach der Schaufel und verschüttet die Truhe, daß keine Spur mehr von ihr sichtbar ist.

Gold macht die Herzen hart und die Lippen falsch. Er schaufelt die Grube zu, bis sie der Erde gleich ist.

Nun geht er heim. Sein Schritt ist leicht und sein Blick ist sternegrüßend. Die Felder sind von Glanz umsponnen. Vom Dorf hallt der Glockenschlag des Kirchturmes. Die Fluren atmen kühl. Die Gräser schweigen. Auch Jakob Gräbelding wird schweigen. Und sein Schweigen wird noch tiefer, noch härter und abgründiger sein, als das Schweigen des alten Wendelin Gräbelding war.

Vergehen

Von Peter Barth

Die Berge und Wälder
waren vor mir,
vom Grase der Felder
lebte das Tier,
vom Gipfel die Winde
brachten das Licht,
schon blühte die Linde,
ich war noch nicht.

Die Häuser und Türme
werden noch stehn
und ewige Stürme
kommen und gehn,
der Heister am Hange
raget ins Rund,
ich werde schon lange
ruhen im Grund.

Kulturfragen des Banater Deutschtums

Von Nikolaus Engelmann

Kein einziges auslanddeutsches Glied unseres Volkes dürfte wohl so von einer gnadenhaften Stunde seiner Volkwerdung sprechen, als wir Banater Schwaben. Gewiß vollzog sich das Geschehen nicht in einer plötzlichen Wandlung, sondern hatte der Ereignisse und Schickungen nötig, die vorausgehen mußten, ehe das Tor zu einer neuen Welt aufsprang. Die Geschichte der deutschen Volkspartei, die Ereignisse um den Bauernverein, die Gestalt Adam Müller-Guttenbrunns sind Zeugen der Vorkriegsregungen deutschen Bewußtseins. Die Volkskalender jener Tage („Deutscher Volkskalender" und „Der schwäbische Hausfreund") trugen schon kämpferisch die Gedanken und Absichten einer kleinen völkisch eingestellten Gemeinschaft in weite Kreise des Banater deutschen Volkes. All diese Weckrufe aber entbinden das Deutschtum des Banates nicht der schweren Schuld der Preisgabe und Auflassung berechtigter Ansprüche

auf eigene völkische Lebensäußerungen. Denn tatsächlich ist mit dem Ende der eigentlichen deutschen politischen Geschichte, zugleich auch das der deutschen Kulturgeschichte des Banates verbunden. Menschen und Werke, die gegen diesen Satz anzuführen wären, sind leider nicht mehr als Tröstungen oder Rechtfertigungen, wenn von einer Allgemeinschuld gesprochen werden sollte, ein Urteil, das im Grunde genommen nie gefällt werden darf.

Die Jahre 1918 bis 1923 sind demnach wirklich gnadenhafte Fügungen, die in den Septembertagen 1923, in dem Bekenntnis der 40 000 ihren krönenden Abschluß gefunden haben. Von diesen Tagen an bekennt das Banater Deutschtum sich wieder einmütig, freudig und opferbereit zu seinem angestammten Volkstum und ist heute inmitten der Arbeit, sich Rüstungen anzulegen, um auch jederzeit sein Volkstum verteidigen zu können.

Daß die Rüstung in dem Maße zuteil wird, in welchem sich die Banater Deutschen ihrer kulturpolitischen Aufgaben entbinden, ist die selbstverständliche Folgerung. Eine einzige Generation wird solcher Aufgaben nie Herr werden, wie sie es auch nicht werden konnte, als ihr plötzlich und unvorbereitet die Erfüllung schwerster Verpflichtungen aus dem Zusammenbruch des Weltkrieges aufleuchtete. Die nachfolgenden Generationen werden immer ihre Hauptaufgaben darin erblicken müssen, Unerfülltes zu erfüllen und Erfülltes mit neuen Lebensströmen zu durchpulsen. Die Geschichte der deutschen Schule des Banates ist dafür ein schlagender Beweis.

Aus der Vorkriegszeit wurden deutsche Schulen, bzw. Schulen mit hauptsächlich deutscher Unterrichtssprache überhaupt nicht übernommen. Nur in ganz wenigen Fällen haben deutsche Lehrer, um des deutschen Wortes willen, Verfolgung auf sich genommen, um dann trotzdem zu scheitern oder aber in den Ruhestand getrieben zu werden. Die Entnationalisierung der Schule war demnach eine vollkommene und mit ihr zugleich die jener Kreise, die führend in der Schulpolitik standen. Daher wurde auch die Schule, aus eigener trauriger Erfahrung, als wichtigstes Instrument der Volkspolitik erkannt und zur Wiederverdeutschung eingesetzt. Damit mußte aber auch der erste Hemmschuh mit in die Rechnung genommen werden und das war der deutsche Lehrer. Nicht seine Gesinnung stand hindernd im Wege, sondern sein Unvermögen, in der Muttersprache zu unterrichten. Planmäßige Schulung — statistisch nie zu erfassende

Energie der Lehrerschaft, die Kurse um Kurse besuchte, jede Gelegenheit wahrnahm sich fortzubilden — linderte das übel. Weit betrüblicher aber war der Umstand, daß kein einheitlicher Schultypus geschaffen werden konnte. Nachdem die Gemeindeschulen in den Staatsbesitz übergegangen waren, standen sich 68 katholisch-deutsche Volksschulen mit 158 Lehrern und Lehrerinnen und 103 Staatsvolksschulen mit 370 Lehrkräften gegenüber. Das Verhältnis ist heute noch dasselbe, nur besteht die drohende Gefahr, daß die konfessionelle Schule eher an Zahl einbüßt, als zunimmt. An den staatlichen Schulen hingegen verringert sich zusehends die Zahl der deutschstämmigen Lehrkräfte. In letzterem Umstand ist denn auch die drohendste Gefahr des Banater deutschen Schulwesens zu erblicken. Die Staatsvolksschule wird wieder nicht in der Lage sein, eine etwaige Romanisierung aufhalten zu können, wie sie auch der Magyarisierung gegenüber machtlos war. So ist z. B. die Romanisierung der Oberstufe der Volksschule, obwohl gesetzlich keine abgeschlossene Frage, dennoch in manchen Fällen eine abgeschlossene Tatsache. So sind denn auch Schüler staatlicher deutscher Volksschulen, die das deutsche Alphabet nicht mehr beherrschen, keine Einzelerscheinungen mehr. Am bedrückendsten aber ist, daß durchschnittlich die bevölkerungsreichsten und materiell wohlhabendsten Gemeinden Staatsschulen haben und Entnationalisierungsgefahren ausgesetzt sind. Und das um so mehr, je mehr der deutsche Lehrer der Staatsschule in seinen Rechten gekürzt und in seiner Existenz bedroht wird. Demnach ist heute schon offenbar, daß von der deutschen staatlichen Schule keine Mehrung des völkischen Kulturbesitzes ausgehen wird. Trotzdem aber muß festgestellt werden, daß auch diese Volksschule um die Volkwerdung der Banater Schwaben große Verdienste hat.

In einer ebenfalls nicht als glücklich zu bezeichnenden Lage ist die deutsche konfessionelle Schule des Banats. Sie wieder ist durchschnittlich die Last materiell ärmerer und kinderreicher Gemeinden. Da ist denn auch die Ursache ihrer Bedrohung zu suchen, denn solange im Volke die Auffassung verbreitet ist, daß die konfessionelle Schule nur schwerste finanzielle Last bedeutet und mit ihren Leistungen die materiellen Gegenleistungen nie aufwiegen kann, wird sich diese Schule nie recht durchsetzen noch entfalten können. In dieser Ebene liegt daher auch die Zukunftsaufgabe, nicht nur der Schulführung, sondern auch der politischen. Sie müssen es klar heraus-

stellen, daß dort heiligste Rechte sind, wo zurzeit nur Verpflichtungen vermeint werden, wenn es auch gleich heißt, mit Opfern die Schule zu erhalten. Soll ein Endurteil gesprochen werden, so muß wohl gesagt sein, daß beide Schultypen ihre Nöten haben. Volkspolitisch gewertet muß aber der bedeutende Höherwert der konfessionellen Schule anerkannt werden. Es ist sicherlich ein kleineres Übel, wenn ein Unterricht bar aller methodischen Mittel, wie Bilder und Karten, ja selbst der Kreide erteilt wird, als wenn er das erste Unterrichtsmittel, das Wort der Muttersprache, nicht voll einsetzen kann.

In beiden Fällen aber hat das schwäbische Volk heute noch in der Schule ein Mittel, auf die Gesinnung nicht nur der Schuljugend, sondern auch auf die der Erwachsenen einzuwirken. Außerdem aber gibt es Diasporasiedlungen, vor allem im Südbanat, wo keinerlei Unterricht in der Muttersprache erteilt wird. Es sind dies ungefähr 20 Gemeinden am Rande der geschlossenen deutschen Siedlung, die heute Einbruchsstellen fremden Volkstums und fremden Blutes in den deutschen Volkskörper sind. Hier die größten Gefahren abzuwenden, hat sich der Banater deutsche Kulturverein und der Bonifatiusverein der Diözese Temeswar zur Aufgabe gemacht. Die Diasporabetreuung durch diese beiden Organisationen (freiwilliger Schuldienst) ist schon seit drei Jahren eingeführt und ist gewiß die einzige Möglichkeit, der größten Not abzuhelfen.

Abschließend ein Urteil über die heutige Volksschule und ihre Arbeit wie über die Leistungen der Lehrerschaft zu fällen, steht nicht an.

Ruhig kann aber behauptet werden, daß das schwäbische Volk durch seine Schule aufbegehrte gegen die gewaltige Minderung der Bestandteile völkischer Eigenart, wie Sprache, Lied, Sitten und Gebräuche. Daß diese aus der Volksseele verschwundenen Teile deutschen Wesens (was durch planmäßige Entfremdung geschehen ist) in der kurzen Zeit völkischen Wachseins nicht restlos zurückversetzt werden konnte, trifft nicht die Schule. Es wird sich auch in Hinkunft nicht mit einem Schlage machen lassen. Bis heute hat die Schule durch zielbewußte Arbeit schon manchen schweren Erbfehler der Vergangenheit gelindert und auch überwunden. Als Beleg hiefür sei nur jede einzelne der pädagogischen Wochen, die durch die kath.-deutsche Lehrerbildungsanstalt veranstaltet wer-

den, genannt, die immer einen Vorstoß bedeuten, nicht nur auf unterrichtspraktischem Gebiet, sondern auch in der volkspolitischen Haltung der Lehrerschaft und somit auch der Schule. Ganz klar kommt es ferner noch zum Ausdruck in den neuen Lehrbüchern, die in den letzten Jahren fast an allen Banater Schulen Eingang gefunden haben und allen methodischen und didaktischen Ansprüchen neuzeitlicher Pädagogik entsprechen.

Günstiger als um das Volksschulwesen ist es um die Mittelschulen bestellt. Wenngleich sich hier wieder staatliche und konfessionelle Schulen gegenüberstehen, so haben sich doch die letzteren voll durchgesetzt, was so den Ausfall der verdeutschten Bürgerschulen, die in den Verhandlungen von 1918 zugesichert wurden, wettmacht. Die verdeutschten Schulen bestehen auch heute noch, ja sogar unter derselben Signatur, haben aber für die Erziehung in unserem Sinne keine Bedeutung. Einen raschen und erfreulichen Aufstieg zur stärksten Schule Temeswars hat das kath.-deutsche Lyzeum in der Banatia gemacht. Diese Anstalt ist es auch, die alle Hoffnungen, die in die weitere Erziehung des Banater deutschen Volkes gesetzt werden, zu erfüllen hat. Von den Provinzmittelschulen steht heute die Hatzfelder im Brennpunkt, um deren konfessionelle Form zurzeit ein Streit geht, weil diese von staatlicher Seite angefochten wird. Auf dem Gebiete der Mädchenerziehung sind die Schulen der Ordensschwestern von Unserer Lieben Frau zu nennen, die durch diese eine gewissenhafte Betreuung erfahren. Leider ist keine einzige Mädchenlehranstalt zu einem vollklassigen Lyzeum ausgestaltet.

An den Leistungen der Mittelschule Kritik zu üben fällt schwer, wenn in Betracht gezogen wird, daß sie unter denselben inneren Unsicherheiten leidet wie die Volksschule, darüber hinaus aber noch mehr über Nacht aufgebaut wurde. Erst recht aber, wenn ihre Bemühungen beobachtet werden, um einen Strom volkhaften Lebens in Bewegung zu bringen. Das erste große geschichtliche Erleben der Auswanderung, der Ansiedlung, der Not und Entbehrungen der Kolonisten, das sozusagen alle Kreise der Banater Bevölkerung erfaßt, geht von der Mittelschule aus und ist sicher die Grundvoraussetzung zur vollständigen Wandlung. Im Banat ist dies um so notwendiger, weil es noch immer üblich ist, die Volkszugehörigkeit durch freie Wahl zu bestimmen, statt sich dahin durch Blut und Boden führen zu lassen.

Als Schulerhalter der für die nationale Erziehung wichtigeren konfessionellen Schule kommt auch die katholische Kirche in den Brennpunkt dieser Fragen. Um ihre Aufgaben, Rechte und Pflichten in bezug auf die Schule türmt sich heute schon ein Berg von Polemiken, die aber zumeist die irrigsten Ansichten vertreten. Das Ausspielen des Religiös-Konfessionellen gegen das Nationale oder umgekehrt des Nationalen gegen das erstere kann im Grunde genommen nur dort geübt werden, wo mit getrübten, verwässerten Begriffen, oder auch mit völliger Unkenntnis vorgegangen wird. Die Kirche ist durch ihr Gesetzbuch verpflichtet für die nationalen Bedürfnisse ihrer Gläubigen zu sorgen, was im Banat in erhöhtem Maße geschieht. Wenn wohl noch dagegen die Haltung vereinzelter Kleriker anzuführen ist, so muß doch anerkannt werden, daß die Kirche in größter Bereitschaft volkhafte und volkspolitische Erziehung leistet und fördert. Das wird sie auch in dem Maße mehr tun, in welchem der Priesternachwuchs aus den Reihen des eigenen Volkes hervorgeht. Wie die Kräfte und Kulturwerte des Katholizismus von den politischen Körperschaften des Banates gewertet und eingesetzt werden, ist heute nicht klar übersichtlich. Sicher aber ist, daß die Kirche die Fülle ihrer Werte nie verschließt noch verschlossen hat. (So hat sie selbst in den Zeiten der schwersten Magyarisierung den Religionsunterricht wie die Predigt in deutscher Sprache gehalten.) Aus dem Grunde ist auch eine Haltung gegen die Kirche oder „ohne" diese ein Verhängnis, das erst an seinen Folgen richtig erkannt wird. Bei Besinnen auf das besondere Erbe, das die Kirche überträgt, und bei tieferem Graben nach den Quellen des Katholizismus wird eine solche Haltung auch wohl nie in Betracht kommen. Daß durch dieselbe Methode auch jegliche Spannung innerhalb der Konfessionen vermieden wird, sei nur nebenbei gesagt, wobei aber hinzugefügt werden muß, daß solche nicht bestehen und auch nicht bestanden haben, wenn es auch des öfteren versucht wird, es so hinzustellen.

In diesen Fragekreis fallen dann noch die deutschen Organisationen auf kirchlicher Grundlage, wie die Jugendorganisationen (Jugendbund, Bund kath.-deutscher Mädchenkränze und kath.-deutscher Frauenvereine). Die Fragen nach dem Katholizismus, wie sie oben angedeutet wurden, sind auch hier wieder endgültig zu beantworten, um den Wert und die Zielsetzung dieser Organisationen an-

zuerkennen, was um so leichter geschieht, wenn die aufweisbaren Leistungen für die Erziehung der Gesamtheit mit in die Rechnung gestellt werden. Es kann aber auch gesagt werden, daß heute in der inneren Struktur, in den Absichten wie in der Einsatzbereitschaft für Volk und Heimat zwischen den kirchlichen und nichtkirchlichen Organisationen kein Unterschied besteht. Reibungen, die vorhanden sind, gehen hauptsächlich um taktische Fragen und sind nicht solcher Natur, daß sie so dichten Staub aufwirbeln müßten, wie das von Zeit zu Zeit geschieht.

Zum Schluß der Ausführungen sei noch ein Blick zurückgeworfen auf den Strom deutschen Lebens von 1918 bis heute. Wir sehen deutlich wie der Weg über Müller-Guttenbrunn, als erstem Verkünder deutschen Heimatgeistes, heraufkommt, über die Menschen von 1918, die im Völkerringen ihr eigenes Volkstum gewonnen haben, zur Generation, die heute um die politische Führung ringt. Daß in dem gegenwärtigen Ringen gerade die Menschen der Wende schwersten Angriffen ausgesetzt sind, nur deshalb weil sie vom Strome der Magyarisierung mitgerissen wurden, ist ein Unrecht, das die Geschichte wieder richtigstellen wird. Die Umstellung fast der gesamten Intellektuellenschicht, die mit Herz und Mund im Feuer des Weltkrieges umgelernt hat, war die erste Voraussetzung, die erfüllt werden mußte, um die Banater Schwaben wieder deutsch zu machen. Erst der Ablauf dieser Erscheinungen verbürgt das wahrhafte Volkwerden. Hier kleinlich an historischen Fehlern haften zu bleiben, heißt den schicksalsvollen Weg eines Volkes, das sich verloren und wiedergefunden hat, verkennen.

Daß die Banater Schwaben aber Volk geworden sind, ist heute auch schon nach außen hin erkenntlich. So dürfen wir ruhig behaupten, daß wir auf Gebieten, wo man die Kultur zu suchen gewohnt ist, in Kunst und Literatur, schon manches Bodenständige aufzuweisen vermögen. So bieten die Banater Monatshefte und die Ausstellungen unserer Künstler (Jäger, Lenhardt, Brüder Ferch als Maler, S. Rotschingk als Bildhauer) viele Züge charakterischen Schaffens aus den Kräften des Volkes und der Heimat. Volksbewußtsein ist somit schon Erlebnis geworden und ringt sich durch in Werk und Dichtung.

Aller Aufstieg Banater deutschen Lebens aber ist überschattet von der Abnahme deutscher Volkskraft. Wenn die Zunahme der Bevöl-

kerung von 1880 bis 1910 16,32% ausmachte, so geht der Seelenschwund seit dieser Zeit in gleichem Schritt vor sich. Das ist eine Erscheinung, die angesichts des durchschnittlichen materiellen Wohlstandes der Banater Deutschen nur noch trauriger stimmt.

Einkehr

Von Josef Gabriel

Auch fremde Felder waren oft mein Ziel.
Ich suchte dort im Stapfe vieler Tritte
nach Kunde, Tanz und glutbeseeltem Spiel;
Doch fand mein Herz nicht die begrünte Mitte,

darin es schlagen könnte eignen Schlag.
Hier ziehn die Nervenstränge durch den Boden,
an die ich wurzelnd mich verknoten mag!
Es singt der Sturmwind hier die starken Oden:

Hier, wo mein Ahne kämpfte, warb, verblich!
Und meinen Spaten will ich tiefer stechen:
Hier und in solcher Glut, so treffe mich
jedweder Tag, zum Fügen, zum Zerbrechen.

Der auslanddeutsche Dichter

Von Josef Mühlberger

Der folgende Aufsatz des bekannten deutsch-böhmischen Dichters sagt nicht bloß Entscheidendes aus über die Sendung des deutschen Dichters in Böhmen, sondern über die Aufgabe des Dichters überhaupt. Die Schriftleitung.

Es ist mir zur guten Gewohnheit geworden, mein dichterisches Schreibwerk im Gleichtakt mit der Feldarbeit des Bauern, die ich von meinem Fenster und von meinem Garten aus verfolgen kann, zu vollbringen. Schon äußerlich hat diese Gewohnheit das Gute an sich, daß bei aller Demut vor dem langsamen und geduldigen Wachstum Gedanken und Pläne nicht uferlos schweifen, sondern zur gegebenen Zeit zur Gestalt, zum Blühen und Ausreifen gezwungen

werden. Derart bringt mir das Fertigwerden einer Arbeit das Glücksgefühl des Erntens.

Aber auch sonst fließt vieles, mehr als aussagbar, in das Dichtwerk. Immer von neuem stelle ich an mich die Forderung und Aufgabe, die Zeilen meiner Prosa müßten so sauber, gradlinig und ordentlich laufen wie die Furchen, die der Bauer auf dem Felde zieht; meine Verse müßten eingehüllt sein in dem feuchten, gesunden Brodem, der im Frühjahr aus den Äckern dampft; tief wie Samenkorn und Fruchtknollen mag jeder Gedanke in die Dunkelheit der mütterlichen Erde, des Großen, Unerforschlichen, gesenkt werden, um aus ihm neugeboren zu werden.

Still und einfach ist die Arbeit des Künstlers und des Bauern, weil sie mit den letzten Dingen zu tun hat, unmittelbar vor Anfang und Ende, inmitten des brausenden Lebens steht. Auch die letzten Dinge sind, so hoch über alles irdische Maß sie hinausgreifen, an Feld, Wald, Gebirge und Wasser gebunden. Weil die Arbeit des Künstlers wie des Bauern den letzten Dingen, vor denen es nur Ehrfurcht und Schweigen geben kann, nahe ist, ist sie im tiefsten Sinne friedlich.

Wie der Bauer durch seine Arbeit an Boden und Scholle zu den Ersten innerhalb des Volkes gehört, so auch der Künstler. Auch er bestellt einen Boden, jenen rätselhaften Nährboden der Gedanken, Gefühle, Bilder und Gestalten. Und genau so wie der Bauer in erster Linie volkserhaltend wirkt, indem er die Scholle bestellt und seinem Geschlecht erhält, so auch der Künstler. Ich meine nicht jene Schreiber, die Schreier sind und in lauten Worten und übersteigerten Farben, daher in unechten Tönen, von Volk im Grenzland sprechen und schreiben. Ich meine die Hüter des geistigen Mutterbodens, dessen letzten Randstreifen der Künstler im Grenzland zu verwalten hat, indem er aus seinem tiefsten Grund heraus Bild, Wort und Gestalt holt. So wie der Grenzlanddeutsche Feld um Feld um Erhaltung seines Besitzes kämpft, ist es vorzüglich der Künstler, der sagend und singend nicht nur sein Volk verkündet, sondern es durch sein Werk rechtfertigt.

Aber nicht nur Flurhüter des geistigen Bodens (inbegriffen als fruchtbarer Ausdruck in Bild, Vorstellung, Klang und Rhythmus) ist der Dichter, er ist Hüter der Quelle, der Gewässer, dem Blut der Berge und Täler. Er gestaltet dichtend die Sprache, die ihm nie

Mittel oder Gebrauchsgegenstand ist, die ihm Speicher aller kostbaren Güter ist, welche sein Muttervolk durch die Jahrhunderte erlitten und beglückt haben. Nicht das lauteste, das tiefste Wort wird überzeugen und bleiben. Wieviel Schreiber sind bei uns Sudetendeutschen vergessen, die, dem Augenblick dienend, in lauter Art von Volk und Heimat gesprochen haben; in welch hohem Maße aber sagt die stille Kunst eines Adalbert Stifter für das Deutschtum in Böhmen aus!

Gerade in seinem Wesen, ringend zu den tiefsten Gründen alles Seins zu gelangen und sie in gesundem Wachstum zu gestalten, ist dem Dichter im Grenzland der Kampf aufgegeben, sein geistiges Ackerland zu verteidigen, weil seine lebendigen Gestalten aus der Kraft des Bodens Blut und Farbe erhalten, die, wie alles entwurzelte Leben überhaupt, in Begriffen erstarren, verdorren und absterben müßten. Das Lebendige gilt dem Dichter als Höchstes, und jede Verletzung dieses Lebendigen muß er mit dem heiligen Eifer für Wahrheit und Achtung vor Eigenart und Leben entschieden abweisen. Er ist aufgerufen, dort jenen einzig edlen und berechtigten Kampf zu führen, wo dem Organischen des Volksgebildes Gewalt angetan wird, wo ein starkes Volksgebilde von feindlichen Widersachern verfälscht, ja ausgerodet werden möchte wie ein stolzer Wald. An den letzten Marken, dem letzten Stück deutschen Feldes stehend, kämpft er Hand in Hand mit dem Bauern für das Volksganze, das er gegen die Brandung feindlicher Fluten verteidigt.

Doch nicht allein zum Kampf gegen schädigende Widersacher ist der Künstler im Grenzland aufgerufen, er ist gleichermaßen dazu erwählt, das nachbarliche, fremde Volkstum in seiner besten Eigenart verstehen zu lernen und als Mittler in einem Kampf, der nur zerstört, zur Achtung von Nation zu Nation hinzuleiten, zur Ehrfurcht und Achtung vor dem Lebendigen und Echten in allem und allen. Der Kampf, den er führt, darf nie Haß sein. Er muß Liebe sein und im tiefsten Grund Frieden, jenem Frieden verwandt, der mittäglich über reifenden Feldern liegt.

Siebenbürgische Skizze

Von Karl-Heinz Schuleri

Fern vom Kirchturm Vesperglocken
läuten
durch der Felder Ruh —
dorfwärts Erntewagen gleiten —
Vögel ziehn den Wäldern zu.

Auf den violetten Bergen
ranken
sich die Wolken hin,
wie die lächelnden Gedanken
einer großen Träumerin.

Das Kaiserbuch von Paul Ernst

2. Band: Die Frankenkaiser

Von Carl Watzinger

Der zweite Band dieser Versdichtung von Paul Ernst ist fesselnd vor allem, weil der Dichter in ihr den Investiturstreit, der das Deutsche Reich mit vieler Not gezüchtigt hat, in lebendiger Art gestaltet. Heinrichs IV. Kampf gegen den Papst Gregor VII. tritt uns hier in epischer Breite, geschaut von einem wahren Dichter, entgegen, und aus der Fülle des geschichtlichen Geschehens, das ernst und schön durch das dichterische Wort erklingt, steigen die Weisheiten des Sehers Ernst in überwältigender Menge auf.

Mit Otto I. begann das Reich. Seine Macht zerfiel nach seinem Tode immer mehr. Heinrich der Heilige, letzter der Sachsenkaiser, spielte die Herrschaft den Päpsten in die Hände, deren Gewalt nun über alle Länder der Erde befehlen sollte. Ihre geistige Grundlage hatte diese neue Richtung der römischen Kirche in den Lehren des Klosters Cluny. Unter Kaiser Heinrich II. gewannen die Mönche aus Cluny mählich die Oberhand und versuchten ihren Willen, das Papsttum als oberste Macht zu setzen, durchzuführen, indem sie sich gegen den Verkauf der geistlichen Würden wandten, die bekanntlich jeder deutsche Kaiser betrieb.

Heinrich II. starb 1024. Nach ihm kam die deutsche Königswürde an Konrad II. aus dem fränkischen Geschlecht, später das salische genannt, das über ein Jahrhundert diese Würde behielt. Mit der Wahl Konrads II. setzt der zweite Band der Dichtung ein.

Ein Kulturbild, wie wir es uns nicht voller vorstellen können, beginnt abzurollen. Es zeigt Kampf und immer wieder Kampf. Die Zersplitterung, die uns Deutschen seit unseren Anfängen angehaftet hat, wird in furchtbarer Weise wahr. Das 11. Jahrhundert Deutschlands ist ein einziger Krieg der deutschen Könige und Kaiser gegen den äußeren Feind — die Tschechen, Polen, Italiener —; gegen den inneren — die Fürsten, die sich immer wieder gegen die Macht des Königs auflehnen, um für sich den Rahm abzuschöpfen. Schließlich bricht unter Heinrich IV. der Streit mit dem Papste aus, der Beginn einer Zersetzung ist, ein Untergang, dazu geschaffen, den jeweiligen deutschen König dem zeitweiligen Papst zu unterstellen. Darein mengen sich die deutschen Bischöfe und Priester, der Kampf zweier Weltanschauungen entfacht einen Riesenbrand. Das Ende ist ein verwüstetes Land, Hungersnot, ein stilles Ende des salischen Geschlechts mit dem Tod Heinrichs V., der allerdings einen nicht unbedeutenden und gewissermaßen erfolgreichen Anlauf gegen die Machtgelüste des Papsttums unternommen hat, wohl aber nicht die weite Schau, das geistige Ausmaß besaß, um einen sicheren Sieg zu gewährleisten.

Konrad II. wird uns in der einfühlenden Darstellung Paul Ernsts als ein nüchterner deutscher Mann wahr, der sich lieber auf die Ritter, seine Kriegsgenossen, verließ, denn auf die Herren und Fürsten, insbesondere die geistlichen. Er blieb zeitlebens auf seinen bloßen Willen gestellt und vollführte ihn denn auch. Er mißtraute denen aus Cluny und so lief sein Weg anders als der Heinrichs II. Das Reich in seiner ursprünglichen Gestalt lebte wieder auf, es kam durch die Persönlichkeit des Königs zu neuer Macht, ohne freilich im Innern so einig, stark und fest zu sein wie unter der Zeit Otto des Großen. Die lombardische Königskrone, die Kaiserkrone kamen auf sein Haupt und selbst Burgunds Königswürde wußte Konrad, wohl sein bedeutendster politischer Zug, nach dem Tode des letzten burgundischen Königs (1032) zu erlangen. Andererseits trat er an Ungarn den Grenzstrich zwischen der Fischa und Leitha, an Dänemark die Mark Schleswig ab. Sein Streben galt ganz dem Reich,

dessen Grundlagen er keinesfalls verrückte oder veränderte; für ihn blieben die Absichten maßgebend, die Otto I. dem Reich mitgegeben hatte. Aufstände warf er schnell nieder, zum Beispiel die seines Stiefsohnes Herzog Ernst von Schwaben.

Die Geradlinigkeit seines Wesens und Handelns wußte Paul Ernst ehern in die Bande seiner männlichen Sprache zu zwingen. Das Reich ist nun fleischgewordene Idee, ein Mann steht ihm vor, der es verkörpert, indem er es erhält und beschützt.

Mächtiger schwillt die Dichtung an, als der Sohn Konrads, Heinrich III., auf den Schauplatz des Reiches tritt. Dieser Heinrich, einer der mächtigsten deutschen Kaiser des Mittelalters, steht kraft seiner größeren geistigen Spannweite über Konrad, der, berufen von den Fürsten, erst mählich in seine hohe Aufgabe, der Reich zu halten, hineinwuchs. Erzogen von den Geistlichen, wollte Heinrich III. Deutschland durch einen Gottesfrieden, der ihm bei einem Ritt durch Burgund geläufig wurde und zu dem er dann selbst viele Beweise erbrachte, groß und stark machen, vor allem innen. Die Vormachtstellung des Kaisertums gegenüber dem Papste zu erhalten, Roms zentrale Herrschaft auszuschalten, gelang ihm in erheblichem Maße, und in den inneren und äußeren Kriegen Sieger bleibend, hob sich die Macht des Reiches und mit ihr die des deutschen Kaisers.

Das wahre Reich der Deutschen ersteht in seinen festen Umrissen vor uns. Es gründet sich zunächst auf die Gerechtigkeit seines Königs; dann auf die Umsicht, die er seinen anderweitigen Geschäften bewahrt; nicht minder aber auch auf den Mut des Königs. Denn es gehört mit zur Idee vom Reich, daß sein König ein echter Mann sei. Ein Mann, der versteht zwischen den Tatbegriffen Knecht und Diener zu unterscheiden. Der König darf kein Knecht, er muß aber der erste Diener des Reiches sein.

Von diesem Standpunkt gesehen, wird uns auch Heinrich IV. klar. Er beugte sich dem Papste nicht, wenn er auch Canossa hinter sich bringen mußte. Sein starrer Wille hing an dem Reich fest, er zehrte von der Idee Otto des Großen, dessen weitschauendem Geiste es geschenkt war, Papsttum und Kaisertum in ihren Kräfte- und Machtausmaßen weise aufeinander abzustimmen, um so beide zu einem wohltätigen und erfolgreichen Werkzeug in Gottes Hand zu machen.

Heinrich III. starb zu früh. Sein Sohn Heinrich IV. war bei seinem Tode sechs Jahre alt. Sein Leben war von Anfang an Not,

Sorge, Unglück, und nicht wenig hat dazu die Erziehung beigetragen, die ihm bis zu seiner selbständigen Herrschaft zuteil geworden ist. Außerdem hatte er zum Gegenspieler den von den Lehren Clunys brennenden Mönch Hildebrand, den wir als den Papst Gregor VII. in die Weltgeschichte haben einziehen sehen müssen.

Paul Ernst, allen Beweggründen, auch den menschlichen, nachgebend, hat in seiner Gestaltung von Heinrichs IV. Leben die Persönlichkeit dieses deutschen Kaisers bindend darzustellen gewußt, er schuf ein Bild von Heinrich, das durchwegs anders ist als wir es in Vorlesungen über mittelalterliche Geschichte auf den verschiedenen Schulen erfuhren und so vertieft sich uns Heinrich IV. zu einem Manne, der nicht im geringsten dem Reiche untreu war. Im Gegenteil! Sein Leben, ging es nun im Glanze, in Sorge und Not, ja im Elend, trug immer die leuchtende Flamme vom Reich des großen Otto in sich, und selbst der Canossagang muß uns als ein Schritt zum Reich und nicht von ihm weg erscheinen. Er war ein Ausweg. Denn hätte ihn Heinrich nicht getan, so hätte wohl das Reich in seiner Ursprünglichkeit ausgelebt gehabt.

Es ist erhaben, wie Ernst auf diesen tragenden Grund, auf diese Treue Heinrichs zum Reich, den zwiespältigen Charakter des Saliers, der der vorletzte seines Geschlechtes war, baut. Die Schwankungen, denen sein mißtrauisches Wesen unterworfen war, erscheinen im Wechselbezug mit den sich überstürzenden Ereignissen als ein schuldloses Pendeln zwischen Wollen und Müssen, als eine schicksalhafte Verknüpfung des Geistes mit der rohen Materie, die zumeist Oberhand gewinnt und so das Chaos heraufbeschwört. So reihen sich die Stationen Heinrichs IV. noch über seinen demütigen Weg nach Canossa hinaus folgerichtig in sein Leben ein und gewinnen nicht zuletzt durch die Folgen des neuerlichen Bannfluches, der dem toten König die geweihte Ruhestätte verweigert, eine geradezu symbolhafte Bedeutung: Heinrich IV. verkörpert den Deutschen schlechthin. Er ist der ewig Wandernde, der nie Ruhende, der Zerrissene, den die Fülle seiner Gaben verwirrt, weil er vor lauter Plänen zu keiner richtigen Entscheidung gelangt. Es fehlt ihm Sichtung und Maß. Es fehlen ihm — sagen wir es nur heraus, uns allen zum Gewissen — die — Scheuklappen. Konrad II. hatte sie. Auch Heinrich III. Sie sind keine Zierde. Dem von seinen Plänen Gedrängten, dem Genialen, auf den die Gesichte stündlich fallen, daß er sich

ihrer kaum erwehren kann, sind sie aber not. Denn er wird sich nur dann zu einem Entschluß durchringen, zu dem Ziel, wenn ein Druck von außen über ihn kommt und ihn einfach zwingt, zu handeln. Denken wir da wieder an Canossa! Sonst überläßt er sich seinen Vorstellungen und zersplittert sich, ohne etwas erreicht zu haben.

Allerdings spielt bei Heinrich IV. das Alter insofern eine Rolle, als er Gregor gegenüberstand, da dieser bereits ein Greis und hiedurch erfahren war. Ferner hatten die Fürsten es sich angewöhnt, in ihm noch das Kind zu sehen, als von Unmündigkeit längst keine Rede mehr sein konnte.

Gewiß ist: die Lebensumstände seit dem Tod seines Vaters waren für Heinrich ungünstig. Alles, sein Wesen, seine Naturanlage, das Reich in Händen der Fürsten, die dauernden Streitigkeiten mit ihnen, den Sachsen und anderen Feinden, das Machtbedürfnis Gregors, mußten zu dem Gang nach Canossa führen. Nur ein Kaiser vom Ausmaß Ottos I. hätte vielleicht diesem immerhin wenig erhebenden Schritt ausweichen können. Aber wir dürfen die andere Seite, den Papst, nicht vergessen, nämlich in der Richtung seines Handelns in Canossa. Gregor, den man später heilig gesprochen hat, war ein düsterer Geist, ein Grübler, dessen Inbrunst zwischen Gott und dem Teufel pendelte. Wir wissen nicht, ob ihn Gott liebte. Jedenfalls hat er ihm den bitteren Kelch, dem deutschen König den Bann abzunehmen, nicht erspart. Es gibt keinen Sieger zu Canossa. Sie leerten beide, Heinrich und Gregor, den Kelch, und der heißersehnte, ja in fast heiligem Fanatismus begehrte Wunsch, das deutsche Kaisertum vor dem Papsttum erniedrigt zu wissen, den Gregor seit seinen ersten Mannesjahren, in denen er Cluny anzuhangen begann, erfüllt sehen wollte, ging vorüber, ohne daß er sich darüber hätte freuen können.

Ein zweiter Höhepunkt des Kaiserbuches, dessen erster die Zeit Ottos I. war, scheint auf. Die Machtverhältnisse verschieben sich noch nicht, aber die Zunge der Waage schlägt doch um einen Hauch zugunsten des Papsttums aus. Gregor konnte das nicht erkennen. Heinrich vielleicht eher. Jedenfalls beginnt nach dem Canossagang erst recht der Streit um die Vormacht.

König bleibt aber immer König, auch der Bannfluch des Papstes kann daran nichts ändern. Denn der König ist von Gott. Die Für-

sten, die seine Wahl durchführten, sind, mögen sie in einer anderen Zeit einen neuen Mann für würdiger finden, Werkzeuge Gottes gewesen, durch sie sprach Gott seinen Willen aus. So bleibt denn auch Heinrich IV. bis zu seinem letzten Atemzug der rechtmäßige deutsche König; seine Würde haftet ihm selbst als Bettler, zu dem ihn der Sohn, der fünfte Heinrich, machte, an. Es ist das überwältigende in Paul Ernsts Dichtung, daß Heinrich IV. auch in seinem tiefsten Elend noch von der wahren königlichen Würde umstrahlt bleibt, ja daß aus seinen geringfügigsten Handlungen der Glanz schimmert, der ihn in den wenigen frohen und glorreichen Tagen seiner Frühzeit umgeben hat. So wird uns Paul Ernsts Welt in der Welt des Kaiserbuches zu innerst lebendig. Sie übt ihr Dasein nicht in den großen Festen, in prunkvollen Aufzügen, sie tritt aus der Tiefe des menschlichen Herzens, aus seiner Not vor uns hin und feiert in der Bezwingung dieser Not, aus der Güte dieser Tiefe ihren Triumph, so er überhaupt geboten scheint. Der Adel der Seele leuchtet aus den Gestalten, die der Dichter lebendig macht. Das äußere Bild, das bloße handlungsmäßige Geschehen nach dem Vorbild der tatsächlichen geschichtlichen Entwicklung, ist durchblutet von den Strömen des Ewigen, das zu allen Zeiten in der Welt gelebt hat.

Aus einem gottgewollten Werden und Sein läßt Paul Ernst die deutschen Könige kommen und sterben, er setzt in ihr Gewissen den Ratschluß eines Höheren, und danach handeln sie auch. Und so zeigt denn auch das Kaiserbuch aufs unerschütterlichste, daß ein Dichter nur dann wahr und groß sein wird, wenn er religiös ist. Indem Paul Ernst das Schicksal der deutschen Kaiser in die führende Hand Gottes legt, gibt er zugleich diese seine feste Überzeugung kund.

Bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Schilderung des Lebens Heinrichs V. Sie beschließt den Band. Das Leben Heinrichs V. ist, nachdem er durch den Tod seines Bruders Konrad zur deutschen Königswürde gelangt ist, ein Leben über höheren Auftrag, dem er sich nicht entziehen kann, wenn er auch wollte. Der Kampf, den er gegen seinen Vater führt und der fürs erste vielleicht unmenschlich genannt werden muß, tritt uns mählich als sein höherer Befehl vor Augen und ebenso erscheint sein endgültiges Bescheiden in die Tatsache, ohne Erben sterben zu müssen, im Zusammenhang mit der innig-einfachen Schilderung seines Todes, womit der Band über die Frankenkaiser endet, als Erfüllung des obersten Willens des Alls.

Eingeordnet in die Welt, in ihr stehend, hat der Mensch noch eine andere als die irdische Stimme, vor allem der König. Paul Ernsts Absicht war es, den deutschen König als ehrlichen und in seinen Zweifeln wohl befangenen Menschen aufzuzeigen, ihn aber auch als den Erwählten über alle anderen Menschen zu erhöhen. „Wem Gott gibt ein Amt, dem gibt er auch Verstand." Dieses Wort könnte über dem Kaiserbuch stehen. Die geistige Linie dieser großen Dichtung schaut aus allen Seiten hervor: aus der Natürlichkeit alles Seins wächst der Weg des Reiches über Chaos und Wirrnis hinweg in die Herrlichkeit ewigen Da-Seins.

Der zweite Band ist ein sich schließender Kreis. Der letzte salische Kaiser stirbt in der gleichen Stube, in der sein Ahn den Tod erwartet hat. Das ist mehr als eine Absicht. Das ist die tatsächliche Rückkehr in die ureigene Welt des deutschen Königs, in die Einfachheit des Äußern und Innern. Heinrich V. will nichts als irgendein deutscher Mensch sein, einer von den vielen, die der Tod in den Arm nimmt. Heinrich IV. hatte sich in seiner Jugend vielfach fremde Gebräuche und Sitten zu eigen gemacht, was nicht unbedeutend auf sein Amt und auf das Land gewirkt hat. Obgleich in seinem Innern von der deutschen Lebensführung, die wir besonders eindringlich im ersten Band des Kaiserbuches geschildert sehen, erfüllt, hat der Sohn einen reineren Drang nach deutschem Blut und Boden besessen. Die Weise seines Todes ist ein Beispiel.

Wesentlich aber bleibt: die Macht des Reiches war nicht verspielt, als Heinrich V. die Augen schloß. Das Reich mit seinem festen Grund war noch da!

Zwischen Konrads II. Anfang und Heinrichs V. Tod lag eine der schwersten Zeiten des Reiches. Paul Ernsts unvergängliches Verdienst ist es, diesen Abschnitt mit der ihm eigenen Kraft, jeden Vers und so das ganze Werk überzeugend zu verdichten, aus einer inneren Wahrheit heraus gestaltet zu haben, die, wie im ersten Band, die geschichtliche nicht zu scheuen braucht. Dies führt denn dazu, das Kaisertum des Mittelalters und seine Träger, deren Leben und Schaffen uns vielfach dunkel geblieben ist, erhellt zu sehen. Daß hier aber ein Werk an Hand der Geschichte geschaffen wurde, bleibt außerdem noch eine wahrhaft befreiende Tat: uns kommt ja beim Lesen der Glaube, während ein wissenschaftliches Geschichtswerk vielleicht unseren Zweifel hervorrufen würde. Diesen Glauben brauchen

wir aber heute. In allem sind wir Kinder des Zweifels. Paul Ernst wird uns so überhaupt zu einem Führer. Denken wir nur: welch tiefe Zuversicht an seine Sendung muß in ihm gewohnt haben! Zeit seines Lebens vergessen, seinem Volk unbekannt, fand er die Kraft, auszuharren in der Finsternis, anzuzünden eine Flamme, deren Schein in unsere schale Bekömmlichkeit leuchtet, uns emporzureißen. Er hielt im wahrsten Sinne auf seinem Posten aus. In vielem ist er ein geistiger Nachkomme der deutschen Kaiser und Könige, die er in seinem dreibändigen Kaiserbuch[1] — der dritte Band erscheint im Herbst 1936 — aus dem Nebel hob, der sie uns verhüllte. Das deutsche Volk in aller Welt möge denn also beginnen, das Werk Paul Ernsts in seinen Geist aufzunehmen, einzureihen in seine Gedanken, reinsten Geist von seinem Geiste und kommend aus dem heiligen Glauben an seine Unvergänglichkeit!

Zum Wesen der Volkskunst

Von Luise Netoliczka

Die folgenden Ausführungen sind bereits vor zwei Jahren niedergeschrieben worden und dienten mir als Grundlage zur Einleitung meines Vortrages über Sächsische Volkskunst, den ich inzwischen in fast allen siebenbürgischen Städten sowie in Bukarest im Rahmen der „Transsylvania" gehalten. Die Anerkennung, die die Tagespresse besonders auch diesem einleitenden Teile des Vortrages gezollt, ebenso die Tatsache, daß über das Wesen der Volkskunst, tiefere Zusammenhänge aufdeckend, bei uns noch kaum gehandelt worden ist, veranlassen mich, mit diesen Ausführungen nun auch an dieser Stelle vor die Öffentlichkeit zu treten und damit weiterhin zu versuchen, zur Klärung des Begriffes Volkskunst beizutragen. — Eingeweihte werden an verschiedenen Stellen Niederschläge der Fachliteratur feststellen können, die im einzelnen anzuführen hier nicht am Platze ist. Von großem Werte waren für mich aber neben diesen volkskundlichen Werken auch die Sammlungen des Klausenburger Volkskundemuseums, die in ihrer Vielseitigkeit die Möglichkeit zu einer Fülle von vergleichenden Studien bieten. — Die Form, die ich meinen Ausführungen gab, wurde durch den Zweck, dem sie ursprünglich dienten, bestimmt.

*

Die Unterscheidung einer „Volkskunst" gegenüber der „höheren" Kunst beruht auf der Erkenntnis, daß sich innerhalb der einzelnen

[1] Der zweite Band des Kaiserbuches, Die Frankenkaiser, ist anfangs März 1936 im Verlag von Albert Langen / Georg Müller, München, erschienen.

Volksgemeinschaften im Laufe der Zeiten eine weitgehende Differenzierung vollzog, die dadurch erfolgte, daß sich von der ursprünglich gleichartigen Masse allmählich eine Oberschicht ablöste, die sich, infolge ihrer rascheren und intensiveren Entwicklung zum Individualismus hin, von den Gemeinschaftsideen des Volksganzen immer mehr entfernte. So wurde die Kluft zwischen Ober- und Unterschicht immer größer und das beiderseitige Verständnis für einander immer geringer.

Von dieser Sonderentwicklung der beiden auseinanderstrebenden Volksschichten wurde natürlich auch das Kunstschaffen erfaßt. Der Künstler der Oberschicht erhob sich in seinen Werken allmählich so hoch über das Fassungsvermögen und den Kunstgeschmack der breiten Masse, löste sich von den sie beherrschenden Ideen so weit los, daß die geistig-seelische Bindung, zuerst nur gelockert, allmählich ganz zerriß. Das, was von nun an in der Oberschicht als Kunst empfunden wurde, konnte in der Unterschicht nicht mehr verstanden werden, hatte im Gemeinschaftsleben keinen Platz mehr.

Denn der Künstler der Oberschicht, der auch innerhalb dieser eine gewisse Sonderstellung einnimmt, schildert in seinen Kunstwerken seine persönlichen Eindrücke, denen er, gerade je bedeutender er ist, eine um so eigenwilligere Form verleiht. Was er also in seinen Werken nach Inhalt und Form gibt, ist der Niederschlag einer ganz persönlichen Auseinandersetzung mit der Welt. Die „hohe" Kunst ist also von Persönlichkeitskünstlern getragen und in ihrem Entwicklungsgang wesentlich von ihnen bestimmt; ihre Werke sind Spitzenleistungen der betreffenden Nation. (Wie sehr sich das Kunstschaffen der jüngsten Vergangenheit selbst von dem Empfinden der Oberschicht entfernt hatte, darüber will ich nicht weiter sprechen, denn es gehört nicht hierher.)

Eine ganz andere Welt verkörpert der Volkskünstler mit seinem Werke. Er steht mitten drin im Volksleben, ist dort Gleicher unter Gleichen, ein Glied in der Kette. Was er denkt und fühlt, das denken und fühlen auch die andern; wofür er lebt und arbeitet, dafür leben und arbeiten auch die andern. Den Inhalt, der in seinen Werken liegt, können alle verstehen, denn er ist aus dem allgemeinen Volksbewußtsein geschöpft, ist in den Gemeinschaftsideen verwurzelt. Die Form, die er seinen Werken gibt, ist allen verständlich, denn sie ist die ewig gleiche, bestimmt durch Sitte und

Brauch. In dem also, was der Volkskünstler formell und inhaltlich gestaltet, tritt uns nicht eine persönliche Auseinandersetzung mit der Welt entgegen, sondern es spiegelt sich darin das Weltbild der Gemeinschaft, die alle gleichmäßig umschließt. Volkskunst ist daher gegenüber der persönlichen Kunst der Oberschicht eine unpersönliche Kunst, erwachsen aus der Gemeinschaftskultur und ist im allgemeinen nationalen Kunstempfinden verankert.

Daher ist es zu verstehen, daß man sich jetzt, wo man bemüht ist, vom Individualismus der Vorkriegszeit loszukommen und eine neue geistige Haltung erstrebt, der Volkskunst mit besonderem Interesse zuwendet, um die treibenden Kräfte, die hinter ihr stehen, zu erfassen und, im Ringen um sie, vielleicht selbst zu einer neuen Gemeinschaftskultur zu gelangen. Nicht der ästhetische Wert wird also an der Volkskunst heute in erster Linie geschätzt — über dessen Mißachtung sind wir glücklich hinaus —, sondern das, was sie an Bleibendem, jenseits von Geschmack und Zeit, offenbart.

Noch einen anderen wesentlichen Unterschied können wir zwischen diesen beiden Kunstrichtungen feststellen. Stilkunst ist freie, ungebundene Kunst, dargestellt im Tafel- oder Rundbild, d. h. in Zeichnungen, Gemälden, Bildhauerwerken u. ä., Volkskunst dagegen ist gebundene Kunst, Zierkunst, angewandt an Gebrauchsgegenständen. Denn die Unterschicht kennt den Begriff „l'art pour l'art" nicht. Jeder Gegenstand der Volkskunst hat im Volksleben eine besondere Bedeutung, erfüllt zusammen mit den ihn schmückenden Motiven gleichsam eine biologische Funktion, gehört in den Lebensrhythmus erdgebundenen Lebens untrennbar mit hinein, ist selbst ein Teil von ihm. Die Veranlassung zu diesen volkskünstlerischen Gegenständen entspringt also nicht dem persönlichen Geschmack und Willen; der Auftraggeber ist stets das Brauchtum. Kenntnis und Verständnis für Volksbrauch und Volksglauben ist daher die unerläßliche Grundlage für die Beurteilung aller Volkskunst. Es sind die Feste, die „Hoch"-zeiten des menschlichen Lebens, des Kirchen- und Vegetationsjahres, die in immer gleicher Wiederkehr zu derselben Zeit denselben Brauch und dieselben Brauchtumsgegenstände fordern. So müssen diese immer wieder geschaffen werden und immer wieder in der von der Überlieferung bestimmten Form. Wohl wird von Zeit zu Zeit verschiedenen, von draußen herangetragenen Anregungen nachgegeben, werden hie und da modische Äußerlichkeiten

aufgegriffen, aber die Grundhaltung und die Grundform bleibt immer dieselbe.

Dadurch, daß Brauch und Überlieferung die Gegenstände der Volkskunst bestimmen und der Volkskünstler gleichsam nur der Vollstrecker dieses Volkswillens ist, sind die Werke der Volkskunst in der Regel auch nicht signiert, wie das bei den Werken der höheren Kunst der Fall ist. Wohl aber ist im Sinne des Brauchtums wichtig die Zeit der Übernahme, der Einordnung ins eigene Dasein, also das Jahr. Denn es gilt z. B. das Jahr der Vermählung, einer Geburt, eines Todesfalles. Wenn wir hie und da dennoch Namen verzeichnet finden, so handelt es sich nicht um den Namen des Herstellers, den ja innerhalb derselben dörflichen Gemeinschaft sowieso jeder kennt, sondern um den des Besitzers. (Eine Ausnahme bilden allerdings die in jüngerer Zeit angefertigten Gegenstände, die uns damit, unbeabsichtigt, den wachsenden Verfall der Gemeinschaftskultur anzeigen.)

Die Tatsache, daß das Brauchtum der eigentliche Auftraggeber der Volkskunst ist und daß die Gegenstände immer wieder in derselben Form hergestellt werden, bedingt das hervorragende technische Können und den ins Blut übergegangenen künstlerischen Sinn. Denn jeder einzelne der Volksgemeinschaft wächst von Anfang an unbewußt in den von Brauchtum und gebundener Weltanschauung bestimmten, ihn ständig umgebenden Formenschatz frühzeitig mithelfend hinein bis zu dem Zeitpunkte, wo er Gleiches auch allein zu schaffen vermag. Infolge dieser stets sich weitererbenden Kunst- und Handwerksübung steckt in jedem sozusagen von den Kinderschuhen an etwas vom schaffenden Künstler. Dieser Kunstsinn aber erfährt stetig seine Pflege und immer neue Nahrung und bildet letzten Endes den Urgrund auch der künstlerischen Höchstleistungen einer Nation. Daher geht, wenn in einem Volke die Volkskunst zu verfallen beginnt, die natürliche Basis für den künstlerischen Nachwuchs auch in der Oberschicht verloren.

Selbstverständlich gibt es auch auf dem Gebiete der Volkskunst künstlerisch mehr oder weniger begabte Menschen, ebenso im Reinhandwerklichen geschicktere und ungeschicktere Hände, genauere und lässigere Arbeiter. Daher braucht nicht jedes seinem Stil nach in das Gebiet der Volkskunst gehörende Werk von vornherein kritiklos bewundert zu werden, nur eben weil es „Volkskunst" ist. Die

Qualität kann sehr verschieden sein. Anderseits gibt es aber auch Volkskunstgegenstände, die durch ihre Ausdruckskraft und ihre Persönlichkeitsnote sich so hoch über die Durchschnittsleistungen erheben, daß sie schon in den Bereich der höheren Kunst, mindestens in den des gehobenen Kunsthandwerks hineinragen.

Ist solch ein Qualitätsunterschied innerhalb desselben Volkes möglich, so erst recht dann, wenn es sich um die Volkskunstwerte verschiedener Völker handelt. Es gibt Nationen, die auf dem Gebiete der Volkskunst ganz besonders Hervorragendes leisten, und solche, deren volkskünstlerische Erzeugnisse bedeutend geringer zu werten sind. Nationale Befangenheiten verdunkeln aber oft die objektive Wahrheit. Im allgemeinen finden wir die schönste Volkskunst bei solchen Völkern, deren Eigenkultur durch die moderne Zivilisation noch wenig berührt worden und daher sowohl die auf uralter Überlieferung beruhende weltanschauliche Grundlage, als auch das auf urtümlichen Techniken fußende altererbte handwerkliche Können noch nicht untergraben ist. Diesen Idealzustand finden wir heute aber nur noch in einigen Rückzugsgebieten eigenständiger Kulturen; im Norden, Osten und Südosten Europas begreiflicherweise eher als im Westen und in der Mitte. (Nur zu lange belächelte Rückständigkeit in der alles Eigenleben zerstörenden Mechanisierung des Lebens ist hier also als ein beneidenswertes Plus zu werten.) Denn das hervorragende handwerkliche Können, das wir an den Werken der Volkskunst so bewundern, ist in West- und Mitteleuropa der Maschine schon längst zum Opfer gefallen. Echte Volkskunst ist aber immer Arbeit der Hand mit allen ihren Reizen. Darum wenden wir uns heute auch bewußt von der Maschinenarbeit ab und kehren zurück zum Spinnen und Weben, zum Töpfern und Schnitzen und lernen dabei von den Werken der Volkskunst unendlich viel. Allerdings nicht dadurch, daß wir sie einfach kopieren, sondern nur in dem Sinne, daß wir uns in sie vertiefen und aus ihrem Geiste und aus ihren treibenden Kräften heraus sie schöpferisch nachgestalten, wodurch wir ihnen allerdings in mancher Hinsicht neue Formen geben. Das ist jedoch kein Nachteil.

Denn Volkskunst ist — das müssen wir uns klar machen — keineswegs etwas Starres, Unveränderliches. Nur ein gewisser Grundstock, eine bestimmte Mutterschicht ist, wie schon erwähnt, das ewig

Gleiche, scheinbar Unwandelbare. Da diese Mutterschicht aber infolge der Zähigkeit traditionsgebundener Erscheinungen oft bis in vorgeschichtliche Zeiten zurückreicht, kommt es, daß auch die Volkskunst von heute noch Formelemente dieser entlegenen Epochen in sich schließt. Diese bilden dann, nur zu oft verbunden mit solchen neueren und neuesten Datums, ein Nebeneinander an ein- und demselben Gegenstand. So stellt ein einziger Volkskunstgegenstand gelegentlich einen ganzen Blütenstrauß verschiedenster Stilelemente dar. Von echter Volkskunst im Sinne eines unverfälschten Ausdrucks sogenannter primärer Gemeinschaftskultur können wir jedoch tatsächlich nur dort sprechen, wo die Stilelemente höherer Kunstübung und jüngerer Zeit noch nicht eingedrungen sind und somit den altartigen Charakter der Schmuckmotive noch nicht gewandelt haben.

Je nach dem, unter was für äußeren Bedingungen Werke der Volkskunst entstehen, unterscheiden wir Hausfleiß, Hausindustrie und das für die Landbevölkerung arbeitende dörfliche und städtische Handwerk.

Hausfleiß hat zur Voraussetzung die sogenannte geschlossene Wirtschaftsform, d. h., es wird alles im Hause und ausschließlich zum eigenen Gebrauch hergestellt. Solche Verhältnisse finden wir in erster Linie bei Hirten und Bauern, daher ist diese Art von Volkskunst eine ausgesprochene Hirten- und Bauernkunst, gekennzeichnet durch zähesten Konservatismus sowohl im Reintechnischen als auch in der künstlerischen Gestaltung.

Neben dem Hausfleiß und aus ihm heraus entwickelt sich dann die Hausindustrie. Ihre Erzeugnisse dienen nicht mehr nur dem eigenen Bedarf, sondern werden auch für den Verkauf hergestellt. Dem geistigen Inhalte und dem äußeren Stil nach sind zwar diese Gegenstände noch ganz im Sinne des Hausfleißes gehalten, lassen jedoch, da es sich um Marktware handelt, meistens in der handwerklichen Ausführung (besonders heute) etwas zu wünschen übrig. Sorgfältigere Erzeugnisse finden wir in diesem Rahmen meistens nur bei Sonderbestellung, sei es von seiten eines einzelnen oder einer Gemeinschaft (Zunft, Kirchengemeinde usw.).

Bei der dritten Gruppe, dem für die Landbevölkerung arbeitenden Handwerk, zeigt sich der Einfluß der höheren Kunst meistens schon deutlich, und von hier aus führt auch der Weg, den städtische Stilelemente in die Volkskunst auf dem Lande nehmen.

Denn der städtische Handwerker, der zwar im Auftrag seiner ländlichen Kundschaft arbeitet und sich infolgedessen bemüht, aus ihrer Gefühlswelt heraus und nach ihrem Geschmack zu gestalten, bildet dennoch den Übergang zu dem von den Zeitstilen beeinflußten Kunsthandwerk und damit zur höheren Kunst. —

Welches sind nun die Formelemente der von mir gekennzeichneten primären Volkskunst und welcher Sinn steckt hinter ihnen? Die Anzahl der schmückenden Motive, die in diese älteste Schicht volkskünstlerischen Gestaltungswillens zurückreichen, ist verhältnismäßig gering. Und trotzdem welcher Formenreichtum! Er kommt dadurch zustande, daß diese wenigen Motive in immer neuer Abwandlung schöpferisch gestaltet werden, wodurch eine wörtliche Wiederholung schon von vornherein ausgeschlossen ist. Die Motive selbst sind einerseits sogenannte technische Muster, durch Material und Werkzeug bestimmt, anderseits symbolische Formen, angewandt in jedem Material; beide Arten jedoch stehen im Zeichen eines streng geometrischen Stils.

Um die Formensprache symbolischer Art recht zu verstehen, müssen wir uns das Weltbild derer klar machen, die sie schufen.

Hirten und Bauern — denn diese sind ja, wie wir feststellten, die Träger dieser ältesten Art von Volkskunst — leben im engsten Zusammenhang mit der Natur. Von den Naturgewalten hängt im wesentlichen der Ertrag ihrer Arbeit ab. Daher sucht der primitive Mensch diese Naturgewalten zu beeinflussen, bemüht sich, sie für sich günstig zu stimmen oder sie von sich fernzuhalten. Da nun seiner Weltanschauung nach alles in der Natur wechselseitig aufeinander Bezug hat, Sympathie oder Antipathie erregt, schützt oder schadet, so werden die Ornamente auf den Gebrauchsgegenständen, die, wie gesagt, im Leben der Urschicht der europäischen Nationen (sowie der Naturvölker) biologische Funktionen erfüllen, diesen Zwecken dienstbar gemacht. Die Ornamente sind also in dieser ältesten Form der Volkskunst nicht gewöhnliche Verzierungen, reine Schmuckmotive in unserem Sinn, sondern sind berufen, Wirkungen auszustrahlen, sind Niederschläge einer magischen Auseinandersetzung mit den Naturgewalten.

Vor allem Heils- und Glückszeichen werden verwandt, aber auch Abwehrzeichen. Daher ist es ganz verfehlt, diese Ornamentik nur nach ihrem ästhetischen Werte zu beurteilen, der ihr natürlich außer-

dem innewohnt, sondern es gilt, ihren inneren Sinn zu erfassen, so wie ihn ihr Erzeuger empfand. Dieser Sinn liegt aber, das darf uns weiter nicht verwundern und geht schon aus dem bisher Gesagten hervor, außerhalb der christlichen Weltanschauung, gehört in eine Kulturschicht, die zeitlich vor ihr liegt. Das heißt also, daß Hirten und Bauern neben ihrem christlichen Glauben noch zäh an dem von Generation zu Generation fortgeerbten (vorchristlichen) Volksglauben festhalten, ohne sich jedoch dabei innerlich in irgendwelche Widersprüche zu verwickeln. Christentum und Heidentum, kirchlicher Glaube und Naturreligion gehen bei ihnen friedlich Hand in Hand.

Diese vorchristlichen Symbole weisen stets einen streng geometrischen Stil auf — man denke nur an Sonnenrad, Hakenkreuz, Pentagramm und Hexagramm —; der vorchristliche Volksglaube ist also der Boden, aus dem der altartige geometrische Stil emporwächst. Denn der primitive Mensch will ja, um es noch einmal zu sagen, die Natur nicht nachahmen, für die er gar keine Bewunderung hat, sondern ihr nur voll Bangen gegenübersteht; niederzwingen will er sie, bannen. Daher auch die starke Geometrisierung ursprünglich naturalistischer Elemente, die oft so weit geht, daß das einstige Vorbild kaum mehr zu erkennen ist.

Natürlich kommt es vor, daß heute diese vorchristlichen Symbole selbst von denen, die sie noch anwenden, in ihrem ursprünglichen Sinn nicht mehr verstanden werden: sie sinken zu reinen Ziermotiven herab und werden nur noch angebracht, weil es auch die Altvordern so hielten.

Dieser rein geometrische Stil ältester Art wird dann später von Formelementen durchsetzt und überlagert, die aus der Stilkunst stammen, freilich irgendwie abgewandelt, dem eigenen Formgefühl, dem eigenen Weltbild angepaßt. So finden wir z. B. noch lange die Tendenz zur zweidimensionalen Flächenkunst, die die Entmaterialisierung der naturalistischen Elemente begünstigt und erstrebt, jede Nachahmung der Natur ausschaltet.

Je mehr aber die alten weltanschaulichen Bindungen, die ererbten Lebensformen sich auflockern und die Sinne aufgeschlossen sind für einen neuen Lebensrhythmus, um so mehr schwinden die geometrischen Formen dahin, läßt die starke Stilisierung nach, treten andere Formelemente in den Vordergrund. Das Aufgeben des alt-

gewohnten Formenschatzes aber bringt als unausbleibliche Folge Unsicherheit mit sich, das Bedürfnis der Anlehnung. So gelangen wir von den einst stets frei aus dem eigenen Formgefühl heraus immer neu abgewandelten bodenständigen Formen schließlich zum Kopieren aus den Modejournalen, zur völligen Abhängigkeit vom wechselnden Allerweltsgeschmack. Damit hört aber auch der Begriff Volkskunst auf. Denn Volkskunst ist immer an eine bestimmte Nation gebunden, geformt durch Landschaft und Schicksal, und setzt eine bodenständige Gemeinschaftskultur voraus, die infolge ihrer strengen Bindungen die Bewahrerin der Eigenüberlieferung in jeder Lebensäußerung, also auch in der Volkskunst ist. —

Wohin führt uns diese Erkenntnis? Bedeutet sie den endgültigen Verfall alles volkskünstlerischen Schaffens, den bewußten Verzicht, auf diesen Trümmern noch jemals neu aufbauen zu wollen? Eines lehrt sie uns jedenfalls: durch bloßes Wiederholen des Gewesenen, das für uns zum größten Teil seinen inneren Gehalt für immer verloren hat, durch bloßes Kopieren der alten Muster ohne schöpferischen Anteil werden wir, wie ich schon einmal sagte, nie zu einer Wiederbelebung unserer Volkskunst kommen, sondern höchstens durch eine Wandlung, ein Neuwerden von innen heraus und durch ein Befreien der schöpferischen Kräfte, die durch die letzte Phase der Entwicklung so arg verschüttet worden sind. Dies alles läßt sich aber selbstverständlich nicht von heute auf morgen erreichen, denn alles rechte Wachsen braucht Zeit. Damit will nicht etwa gesagt sein, daß wir von Grund auf etwas Neues schaffen und an den volkskünstlerischen Werken früherer Zeiten achtlos vorübergehen sollen. Im Gegenteil, gerade im Vertiefen in sie können wir wachsen, können wir im Verständnis für sie neue Wege finden. Es gilt also letzten Endes zu erreichen, daß Traditionsgefühl und Gegenwartsforderung in uns harmonisch vereint sei. Denn ein traditionsloser Mensch ist verloren, ein im Alten erstarrter auch. Lebendig sein auf dem Boden der Tradition, aufgeschlossen sein einer verinnerlichten Lebensauffassung und einem wahren Gefühl für Gemeinschaft, das ist es, was uns vielleicht, zusammen mit einer bewußten Pflege bodenständiger, handgearbeiteter Erzeugnisse in Kleidung und Hausrat zu einer neuen volkskünstlerischen Blüte führen kann.

Worte

Von Emil Strauß

[redacted]

Rundschau

Chronik. Parlamentstagungen sind für unser deutsches Volkstum in Rumänien Zeiten, die erhöhte Volksachtsamkeit verlangen. In dem mehr als anderthalb Jahrzehnte andauernden Ringen um einen für uns günstigen Einfluß auf die Gesetzgebung gelang es uns doch nur und auch nicht immer, die in den Gesetzentwürfen enthaltenen Schärfen zu mildern. Es ist dabei Vieles an Volksrechten bewahrt, viel geschmälert worden. Diese ununterbrochene Abwehrbereitschaft und die Unmöglichkeit, zu einer klaren Regelung unserer Lage zu gelangen, ist nun einmal unser Schicksal. Es hat im Inneren unseres Volkstums mitunter zu der Ansicht geführt: es sei alles unbedeutend, was im zähen Streit in Bukarest erreicht werden könne; darum müsse nur eines erstrebt werden, ein endgültiges Abkommen mit dem staatsführenden Volke über unsere Rechte auf jedem Lebensgebiete.

Ein solches Abkommen wird jeder wünschen — bis zu seiner Erreichung aber nichts tun, hieße das Fell des Bären, das wir noch gar nicht haben und von dem wir nicht wissen, wer es uns gewähren wird, maßlos überschätzen, denn wer bürgt uns dafür, daß ein neues Abkommen genauer beachtet wird als die schon bestehenden Setzungen unserer Rechte? Der parlamentarische Kampf bleibt also unsere Pflicht. Ihn als nebensächlich hinzustellen, weil wir einmal ein Gesetz der deutschen Volkstumsrechte in Rumänien bekommen könnten, ist entweder kurzsichtig oder ein Zeichen parteipolitischer Engherzigkeit.

Die letzten Wochen haben im Parlament ein entschiedenes und geschicktes Arbeiten der meisten unserer Abgeordneten gezeigt. Die schwersten Beeinträchtigungen durch den Entwurf für die neue Verwaltungsreform, vor allem die Verpflichtung zum ausschließlichen Gebrauch der rumänischen Sprache in den Gemeinderäten, konnte zu Fall gebracht werden, wenn auch für die Städte diese Neuordnung blieb.

Der Abwehrkampf unserer Abgeordneten, die auch bei anderen Gesetzentwürfen Erfolge erzielten, fand Widerhall in den Blättern, aber er wäre wirksamer gewesen, wenn unsere innere Spaltung eine geschlossene Meinungsäußerung des Volkes nicht von vornherein verhindert hätte. Es fanden auch in den letzten Wochen allerlei Volksversammlungen statt, wo der und jener Volksgenosse „behandelt" wurde, keine einzige aber, die sich damit befaßte, daß in unseren städtischen Ratsstuben nicht mehr deutsch gesprochen werden darf.

Der Fall beweist, daß wir nur eines erstreben müssen, die Einheit der Volksorganisation wiederherzustellen. Darum muß ich das von der evangelischen Landeskirche erlassene Verbot der parteipolitischen Betätigung ihrer Angestellten aus den gleichen Gründen ablehnen, die für mich schon vor zwei Jahren, als das Verbot zum erstenmal erfolgte, maßgebend waren. Die Überwindung der Parteien in unserem Volke ist nicht Sache der Kirche, sondern der Volksorganisation, hinter der wir vorbehaltlos stehen müssen!

Daß die Volksgemeinschaft, die alle Deutschen des Landes umschließen soll, äußerlich in einer Volksorganisation zum Ausdruck kommen muß, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen, ist Ansicht aller Gruppen. Hiefür war eine durch Dr. Dörr kürzlich veröffentlichte Stellungnahme der Deutschen Volkspartei, die seit Monaten die bestehende rechtmäßige Volksorganisation ablehnt, wichtig und in gewissem Ausmaß beruhigend. Eine solche Ansicht aber verpflichtet jeden, die Volksorganisation auch dann anzuerkennen, wenn er mit Maßnahmen ihrer Führung nicht einverstanden ist. Diese Verpflichtung, die in manchen Fällen einen Verzicht auf private Geltung erfordert, ist leider trotz ihrer Selbstverständlichkeit nicht mehr und noch nicht wieder Gemeingut aller Volksgenossen. Daran kranken wir und daran krankt auch das Werk der Wiederbelebung unseres Volkes, die nur durchführbar ist in einem alle umfassenden Rahmen, eben in einer Gemeinschaft und nicht in Absonderungen.

Heinrich Zillich.

Zum Gedächtnis Wilhelm Grimms. Wilhelm Grimms, des ruhevoll-bedächtigeren der beiden Brüder, deren Arbeitsgemeinschaft dem deutschen Volke so viele herrliche Schätze der Volksseele gehoben und bewahrt hat, hundertfünfzigste Wiederkehr des Geburtstages wird in diesem Jahre in aller Stille gefeiert. Sein leidenschaftlich-bewegter Bruder schrieb einmal über ihn: „Wilhelm steht mir wie ein heimlicher, stärkender Hintergrund bei, den ich nicht entbehren will; wenn er mir einmal stürbe, wüßte ich mir nicht zu helfen." Wilhelm Grimm, dieser stille, aber aufrechte deutsche Mann suchte im völkischen Leben, wie sein Bruder, über den Parteien, die immer nur einen Teil der Wahrheit haben können, stets: „die Mitte des Lebens und des Herzens". In der Wissenschaft suchte er das Allgemeine vom Besonderen her zu begreifen, weil nur so die Erkenntnis fest und fruchtbar sein könne. In der Poesie suchte er die Beziehung zu dem Leben, aus dem sie aufsteigt und zu dem sie zurückkehrt. In allem aber suchte er in seinem frommen, christ-gläubigen Gemüte die Beziehung zum Ewigen. Wie schön ist es doch, wie er seine geliebten Märchen in seiner klassischen Vorrede zu den „Kinder- und Hausmärchen", die wir in einer wohlfeilen, mustergültigen Ausgabe von Reclams Universalbibliothek und in einer kostbareren, organisch geordneten des Eugen Diederichs-Verlages haben können, an das Ewige bindet. „Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Notwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefaßt, doch in dem ersten Morgenrot schimmernd", schreibt er da. Als schönste Festgabe ist eben in Kröners Taschenausgaben ein Bändchen erschienen, das unter dem Titel „Ewiges Deutschland" Werk und Leben der Brüder im Grundriß sichtbar macht und das uns mit den unverlierbaren, geistigen Reichtum der deutschen Romantik erschließen hilft.

Dr. Ernst Jekelius

Der Hermannstädter Bachchor in Bukarest. Die Aufführung von Georg Friedrich Händels „Samson", die im Januar d. J. im Athenäum in Bukarest unter Mitwirkung des philharmonischen Orchesters unter der Leitung des Hermannstädter Stadtkantors Professor Franz Xaver Dreßler vom Hermannstädter Bachchor geboten wurde, wurde zu einem „großen künstlerischen Erlebnis". Das große und heldenhafte Oratorium des musikalischen Meisters aus dem Barock erlebte eine wuchtige Aufführung in Bukarest, die durch den tosenden Beifall der Zuhörermenge, durch die herzlich dankbare Aufnahme durch die Musikverständigen und die lobenden Stimmen der Bukarester Presse freudig anerkannt wurde. Der „Viitorul" schreibt über den Chor: „Der Hermannstädter Bachchor, eine Phalanx von 80 erstklassigen Stimmen, zeigte seltene Disziplin, Phrasierung, Nuancierung und wirkungsvollste Ausdrucksweise. Das eindruckvollste Fortissimo und das zarte Pianissimo, sowie die klare, sogfältige Aussprache beweisen durchdrungene Musikalität." Der „Universul" bewundert das klassische Verständnis des Dirigenten, der mit sicherer Hand die ganze Aufführung leitete. Die Radioübertragung war so ausgezeichnet, daß Meister Georgescu, der ihr an dem Radioapparat an der Riviera, wo er seinen Urlaub verbrachte, folgte, entzückt telegraphierte. Schon ist auch an unseren Chor eine neuerliche Einladung ergangen, zu Ostern in der Kathedrale zu singen, der er freilich leider nicht Folge leisten kann. Das Eine ist gewiß, daß wir alle bemüht sein sollten, uneigennützig die wenigen kulturellen Verbindungen, die wir zu unserer Hauptstadt hin haben, nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern nach Kräften auch auszubauen, zu vertiefen und zu erweitern, auf daß durch Schaffung einer verständnisvollen, geistigen Atmosphäre eine Grundlage zu näherem Kennenlernen in der Kunst geschaffen werden kann, die unserem Volke nur zum Besten dienen wird. Dr. Ernst Jekelius.

Vortrag Dr. E. Hajeks in Wien. Unser Mitarbeiter Dr. Egon Hajek hielt am 10. März einen ausführlichen Vortrag im Wiener deutschen Klub über die gegenwärtige Lage des deutschen Schrifttums in Siebenbürgen. Die Anwesenden zollten ihm reichen Beifall. Als Proben wurden Arbeiten von Zillich, Erwin Neustädter und Meschendörfer geboten, die das Interesse für unsere heimische Dichtung ganz besonders erweckten. Der Vortrag ist im Manuskript vorhanden, wird aber nicht veröffentlicht, sondern für Studienzwecke der Bibliothek des Baron Brukenthalischen Museums zur Aufbewahrung übergeben.

Um das Volkslied des siebenbürgischen Weinlandes. Zu dem im Märzheft veröffentlichten Aufsatz „Der Liederfrühling des siebenbürgischen Weinlandes" schreibt uns Dr. Egon Hajek: So wichtig und lesenswert die Bemerkungen Dr. Folberths sind, sei es mir doch erlaubt, einige Tatsachen richtigzustellen, die der Verfasser in seinem rühmenswerten Eifer für die gute Sache ein bißchen übersehen hat. Was ich in meinem Buche „Die Musik" S. 114 und 115 über Kirchner gesagt habe, halte ich völlig aufrecht. (Es stimmt also doch nicht so ganz, daß ich in meinem Buche die Sache verschwiegen hätte.) Hermann Kirchners Chöre

sind gar keine Volkslieder, sondern Kunstlieder, die noch dazu völlig dem etwas schmalzig romantischen Zeitgeschmack meiner Meinung nach zu sehr entgegengekommen sind. Es müßte erst einmal eindeutig geklärt werden, was unter dem Begriff Volkslied zu verstehen ist. Ich verweise darauf, daß die Übersetzung eines Gedichtes in die Mundart noch lange nicht die Gewähr für das ist, was man von höherer Warte als Volkslied bezeichnen kann. Eine ganze Reihe der Kirchnerischen Lieder sind schon ihrer Texte wegen, die wasserhelle nachheineische Sentimentalitäten enthalten, dafür ungeeignet. Trotzdem, das eine Beispiel „Am Hontertstreoch" zeigt den Übergang eines Kunstliedes zum Volksliede in anschaulicher Weise,[1] bei den andern aber ist das nicht eingetreten. Unsere heutige Jugend lehnt sogar alle diese Art von süßlicher Volksliedddichtung ab. Ich habe mich selbst um die Wiedereinführung der Kirchnerischen Lieder in einer Neuausgabe als Liederwart des sächsischen Jugendbundes bemüht (ich verweise auf meine 1928 bei Wilhelm Hiemesch in Kronstadt erschienene Sammlung von siebenbürgisch-sächsischen Volksliedern, es stimmt also auch das nicht, daß seit dem Jahre 1922 nichts erschienen sei), aber die älteren Lieder insbesondere Kirchners wurden allgemein abgelehnt. Die Jugend singt sie nicht mehr. Ich bedaure es selbst, verstehe es aber, wenn ich mir die Bemühungen vor Augen halte, die Jöde in seinen Veröffentlichungen aufweist. Da ist allerdings das Volkslied auf einer viel herberen Stufe von Melodik angelangt, man hört heute anders, man singt anders, als eben noch kurz vor dem Weltkrieg, deshalb die Unmöglichkeit einer Neuauflage dieser Lieder. Das muß man hören, nicht literarisch beurteilen. Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß vor wenigen Jahren noch, als ich allerdings in engerer Fühlung mit der Heimat war, die sogenannte Singbewegung meines Wissens wenig oder nichts von romantischen Volksliedern annahm. Vielleicht ist es jetzt anders geworden; die gegenwärtigen Leiter der Singbewegung haben wohl dazu das Wort. Mir lag nur daran festzuhalten, daß man auch eine andere Meinung über die Dinge haben kann, ohne der Oberflächlichkeit geziehen zu werden. Vielleicht weiß der Herr Dr. Folberth auch nicht, daß ich, als noch die alte Tagespost in Hermannstadt existierte, eine umfangreiche Artikelfolge über den Werdegang des bedeutend älteren echten Volksliedes „Die Gipfel der Karpathen" veröffentlicht habe. Ich weiß nicht mehr in welcher Nummer, immerhin, man hat schon auch früher etwas dazu zu sagen gehabt.

Nachwort. Zu den obigen Bemerkungen Hajeks habe ich folgendes zu sagen:

1. Es war mir natürlich bekannt, daß Hajek in seinem Buch „Die Musik" sage und schreibe zwei Sätze über Hermann Kirchner geschrieben hatte, in denen er dessen Volkslieder einen Kranz von Kunstliedern nennt, deren Text zufällig in der Mundart abgefaßt sei. Diese beiden Sätze Hajeks schienen mir aber an der siebenbürgischen Volksliedbewegung um die

[1] Übrigens hatte der rumänische Geistliche nicht so ganz unrecht.

Jahrhundertwende, wie ich sie sehe und dargestellt habe, so ahnungslos vorbeizuzielen, daß ich sie unmöglich als einen erwähnenswerten Beitrag zu meinem Thema einschätzen konnte.

2. Der Begriff Volkslied ist heute, nach einem jahrzehntelangen Streit über die fließenden Grenzen zwischen manchen Kunst- und Volksliedern, von den Fachleuten eindeutig geklärt worden, und zwar zugunsten der von mir behandelten Liedergattung. Diese Lieder stehen ihrem ganzen Wesen nach außerhalb der Kunstlieder. Vor zwanzig Jahren hätte man sie vielleicht noch mit Vorbehalt als Volkslieder bezeichnen müssen. Heute nicht mehr.

3. Ich habe kein einziges Lied erwähnt, das in die Mundart übersetzt worden wäre. Alle sind sie in der Mundart gedichtet worden. Ja, die meisten der von mir erwähnten Liederdichter haben nie in ihrem Leben einen hochdeutschen Vers geschrieben.

4. Über das siebenbürgische Volkslied der Zukunft, das Hajek aus durchsichtigen Gründen gegen das von mir dargestellte der letzten 40 Jahre ausspielen möchte, habe ich in meinem Aufsatz kein Wort verloren. Es ist möglich, daß es „auf einer herberen Stufe von Melodik" stehen wird als sein Vorgänger. Aber darüber zu streiten ist heute völlig müßig, da wir noch nicht einmal wissen, ob es unter uns Wurzel schlagen und wirklich fruchtbar werden wird.

Otto Folberth

Neue Bücher und Schriften

D. **Fr. Müller. Völkerentwicklung und Christentum.** (Kohlhammer, Stuttgart, 38 S., M. 1.20.) — Es ist ganz wichtig, daß solche Aufsätze geschrieben werden, wie die fünf, in dem vorliegenden Heft zu einem einheitlichen Ganzen zusammengestellten Kapitel über das Gesamtthema Volk und Kirche. Was in unserer Zeit den Volksaufbau nur schwer zu voller Klarheit kommen läßt, was uns auch dort, wo mit größter politischer und sittlicher Einsatzbereitschaft gearbeitet wird, nicht durchgreifende Verständigung und Einheit finden läßt, das ist letzten Endes die wogende Unsicherheit in der Glaubensfrage. Sie steht als geheime, innerste Ursache hinter allem Streit der Oberfläche und des Tages und läßt uns nicht zu derjenigen inneren Ruhe und Geschlossenheit kommen, die notwendige Voraussetzung für das siegreiche Bestehen in den verschiedenartigen Lebenskämpfen ist. Was Kirche ist, weiß heute bald nur noch eine kleine Schar „Eingeweihter", an der Zucht der Bibel gereifter Menschen, wo doch unter früheren Geschlechtern dies Wissen ohne viel theologische Deutung Gemeingut weiter Kreise gewesen ist. Darum ist es so wichtig, daß von der nüchtern forschenden Wissenschaft wie auch von der theologischen Besinnung her das aufgeregte Gewirr der Meinungen gelöst und geordnet und die Grundbeziehungen zwischen Völkergeschichte und Glaubensleben aufgezeigt werden. Das geschieht in Stadtpfarrer D. Müllers Schrift in achtunggebietender Beherrschung des schwierigen Stoffes. Es wird überzeugend dargestellt, wie sich das Leben der Völker, namentlich aber das Leben unseres eigenen, des deutschen Volkes gerade

unter dem Einfluß der christlichen Botschaft erschließt und seiner geschichtlichen Aufgabe entgegenreift. — Wer sich die Mühe nimmt, Müllers Schrift genau zu lesen, wird reichen Gewinn davon haben. Vieles, ihm vielleicht schon Bekannte und bisher wenig Beachtete aus der Völkergeschichte wird ihm in bedeutsamem, neuem Lichte erscheinen. Zugleich aber wird er sich an den Tatsachen der Geschichte von sicherer Hand mitten in den Geisteskampf der Gegenwart geführt sehen. Dr. Konrad Möckel

Ostwacht. Blätter der deutschen Jugend in Rumänien. Herausgeber Nik. Hans Hockl. Hermannstadt. — Diese schmale Monatsschrift, die der Beauftragte für Arbeitsdienst und Jugendfragen der Volksgemeinschaft der Deutschen in Rumänien N. H. Hockl herausgibt, sammelt um sich die gemeinschaftstreue Jugend des Deutschtums Rumäniens. Es ist eine kämpferische Jugendschrift, die in den wenigen Monaten ihres Bestehens eine große Abnehmerzahl gefunden hat und Aufklärung zu geben vermag über das Wollen und Meinen unserer Jugend. Heinrich Zillich.

Fritz Knöller. Männle. Ein Roman von Kindern, Greisen und Tieren und **Lebenserinnerungen eines drahthaarigen Foxes,** Roman. Mit 40 Zeichnungen von F. Pietsch. Beide bei Holle & Co.-Verlag, Berlin. Der erste kurze, doch groß gedruckte Roman handelt von Menschen und Tieren. Die Gespräche der Tiere sind am besten erzählt. Knöllers Stärke besteht darin, sich in die Tiere zu versetzen und von deren Standpunkt aus den Menschen zu betrachten. Trotz recht auffälliger Konstruktion gelingen dem Verfasser einige unterhaltliche Seiten, wie z. B. im Kapitel „Das Hundebankett" des an zweiter Stelle genannten Romanes. Kurt Scherg

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Unsere Leser wird zunächst die eigenartige Bildbeilage fesseln. Massimo Campigli, ein auch außerhalb seiner Heimat bekannter italienischer Maler, weilte im vergangenen Jahre in Bukarest und besuchte die dortige Erstaufführung der „Matthäuspassion" durch den Bach-Chor der Schwarzen Kirche zu Kronstadt. Aus den Skizzen, die Campigli während des Konzertes machte, entstand das Gemälde, dessen Wiedergabe unser Heft enthält. Es ist in größten Dimensionen gemalt, wurde in Paris, später in Newyork ausgestellt und dort auch verkauft. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß der Kronstädter Bach-Chor in diesen Tagen wieder große Erfolge in Bukarest errang. — Mehrere Beiträge unseres Heftes stammen von Banater deutschen Mitarbeitern, so die Erzählung „Der Schatzgräber" und die Gedichte „Vergehen" und „Einkehr". In diesen Arbeiten treten drei wichtige Vertreter des jungen deutschen Schrifttums im Banat vor unsere Leser, denen Peter Barth schon aus früheren Beiträgen bekannt ist. Den Aufsatz über „Kulturfragen des Banater Deutschtums" schrieb ein Banater Schulmann. Wir verweisen noch besonders auf den schönen Aufsatz des sudetendeutschen Dichters Josef Mühlberger über die Aufgaben des auslanddeutschen Dichters.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Jon-Raţiu-Straße 6
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Holzplastik am Sakristeialtar der Schwarzen Kirche in Kronstadt

Foto: Netoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR MAI 1936 HEFT 5

Frauentum

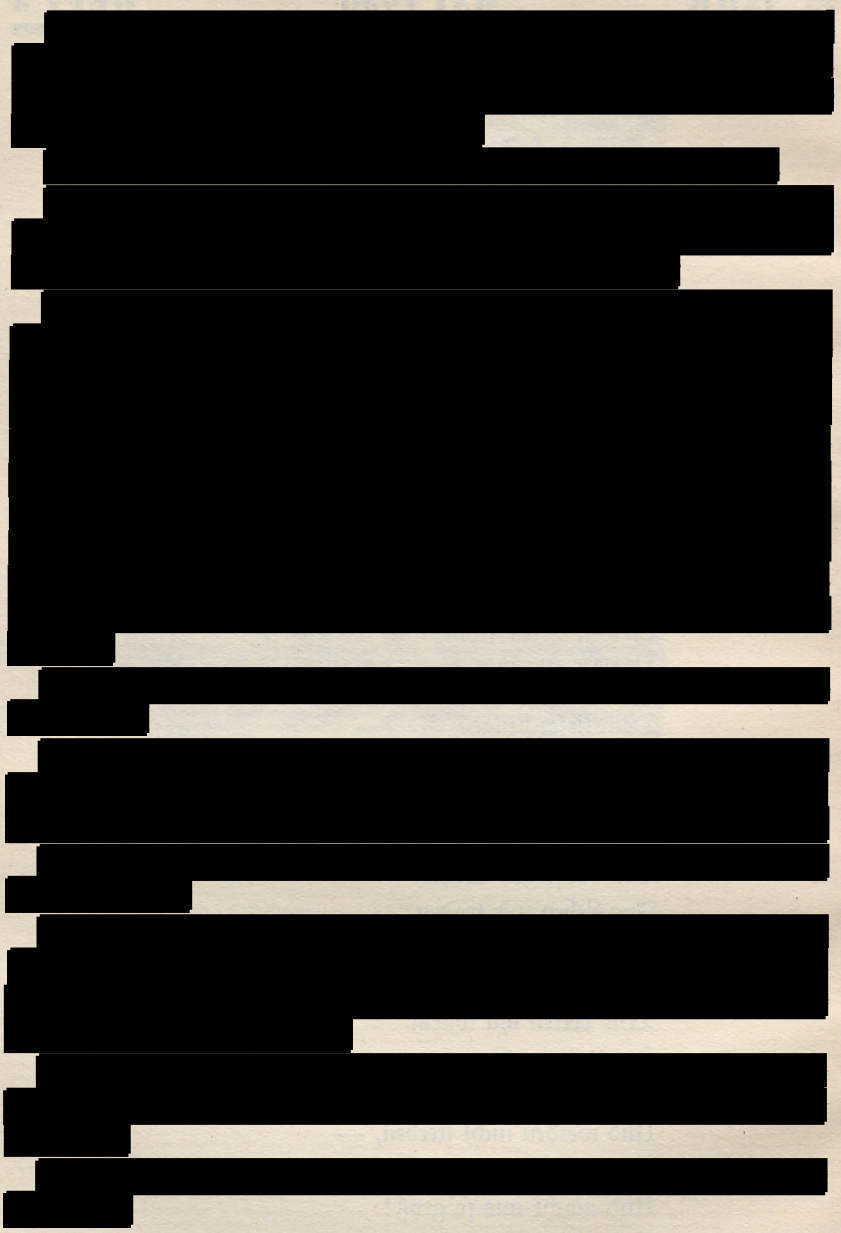
Von Annie Schmidt-Endres

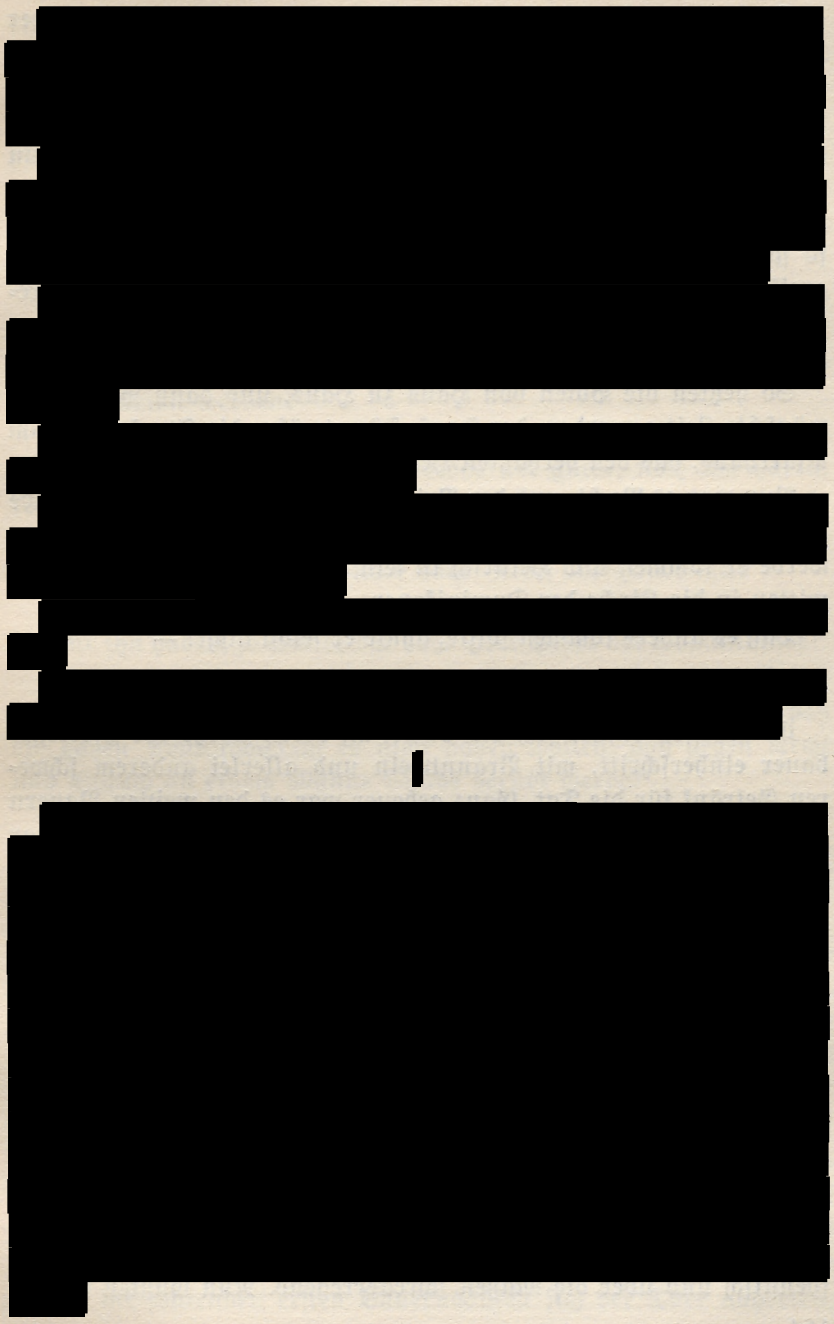
Und immer wieder müssen wir uns beugen
Dem Schmerz,
Und seinem tausendsüßen Weh,
Und immer wieder betend niedersteigen
In des Urquells tiefen,
Heiligen See.
Denn immer wieder hat uns Gott gerufen
Zu dienen ihm
Unter dem gleichen Stern. —
Wir knien gehorsam vor seinen Stufen
In keuschem Müssen, als die Magd
Des Herrn.

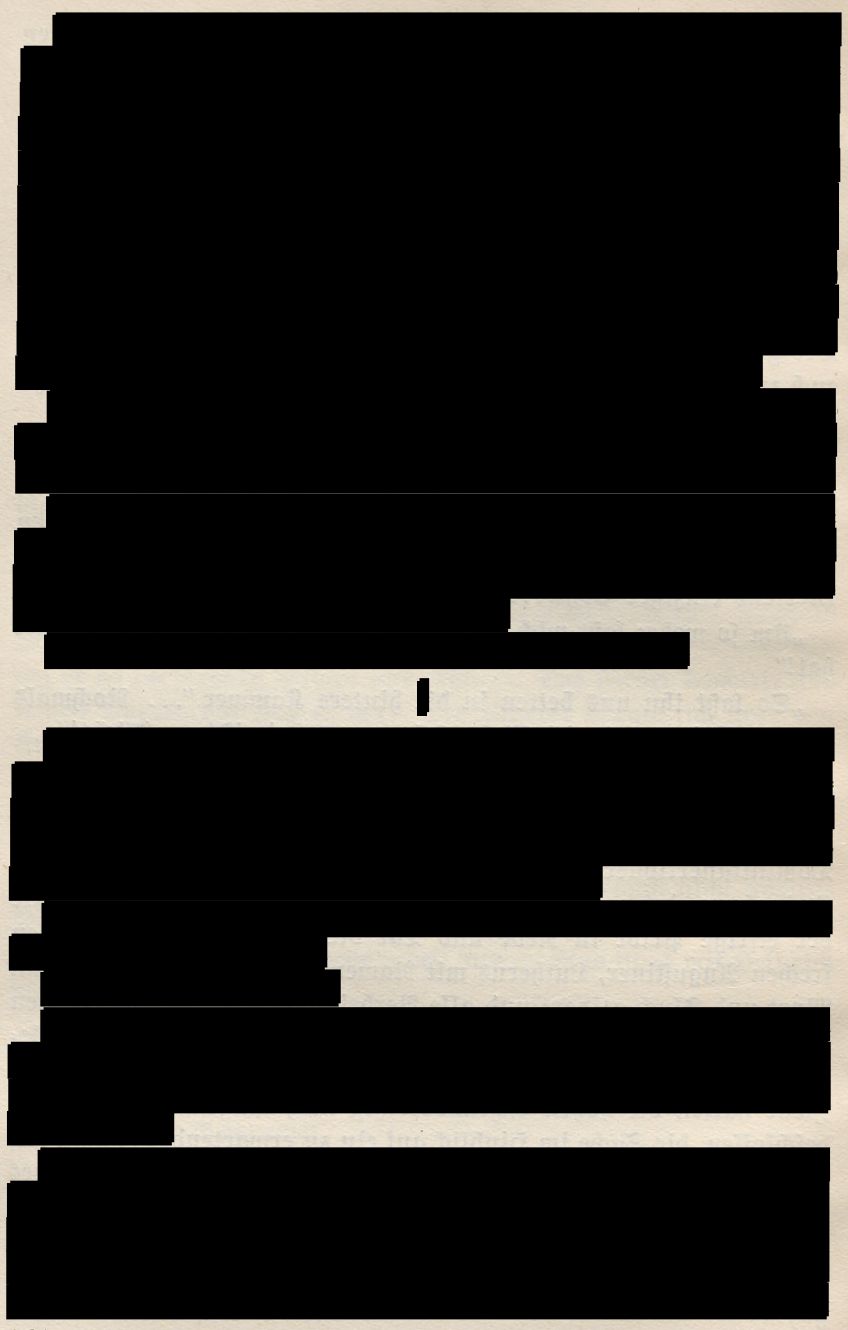
Doch tiefer beugen
Das Haupt wir in Demut,
Und stiller wird uns das große Fragen,
Wenn leise, mit unsrem warmen Herzblut
Den künftigen Sohn
Ins Leben wir tragen.
Den künftigen Sohn,
Den künftigen Erben,
Wir betten ihn warm
Im heiligen Schoß, —
Wir werden ihn schauen,
Und werden nicht sterben, —
Das macht uns so stark — —
Und macht uns so groß!

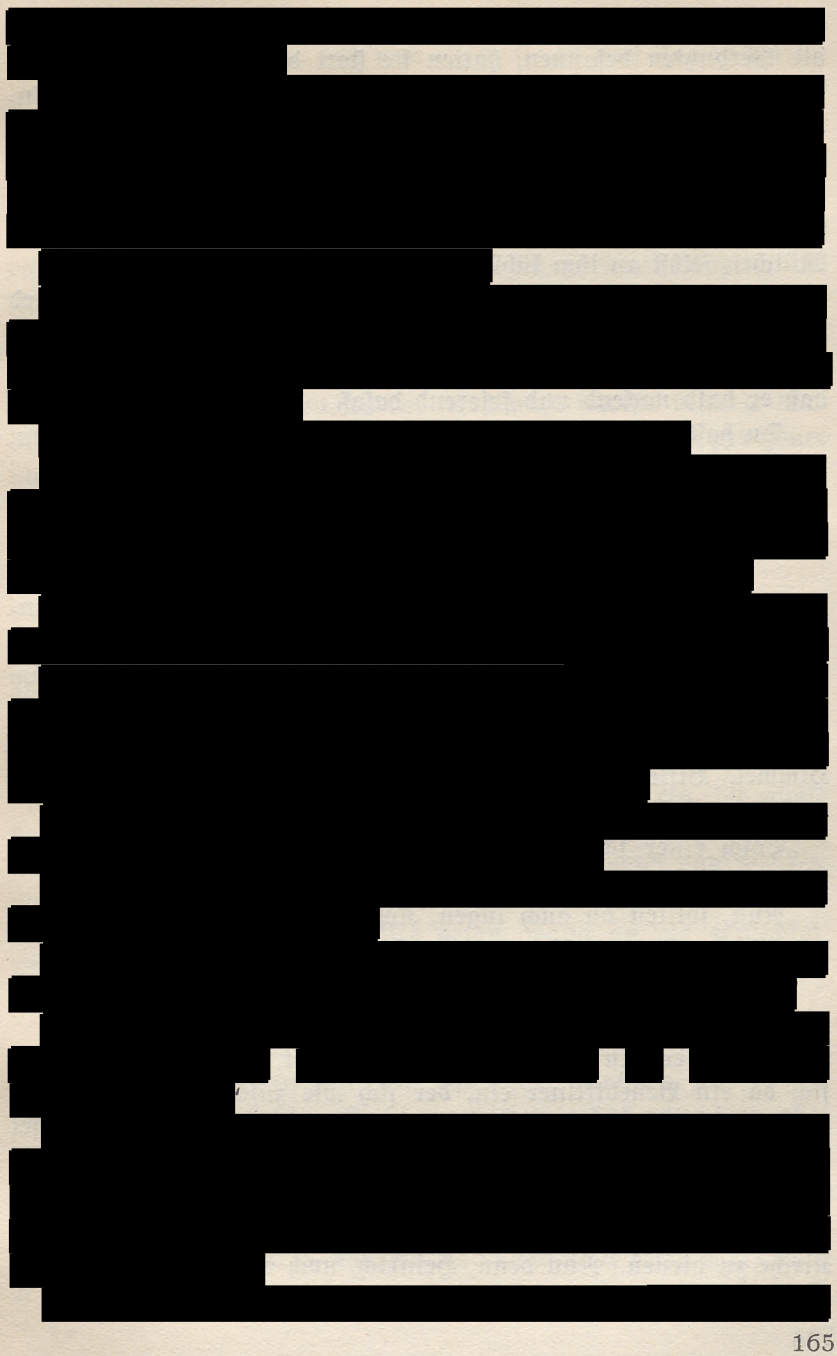
Heinrich von Zütphen

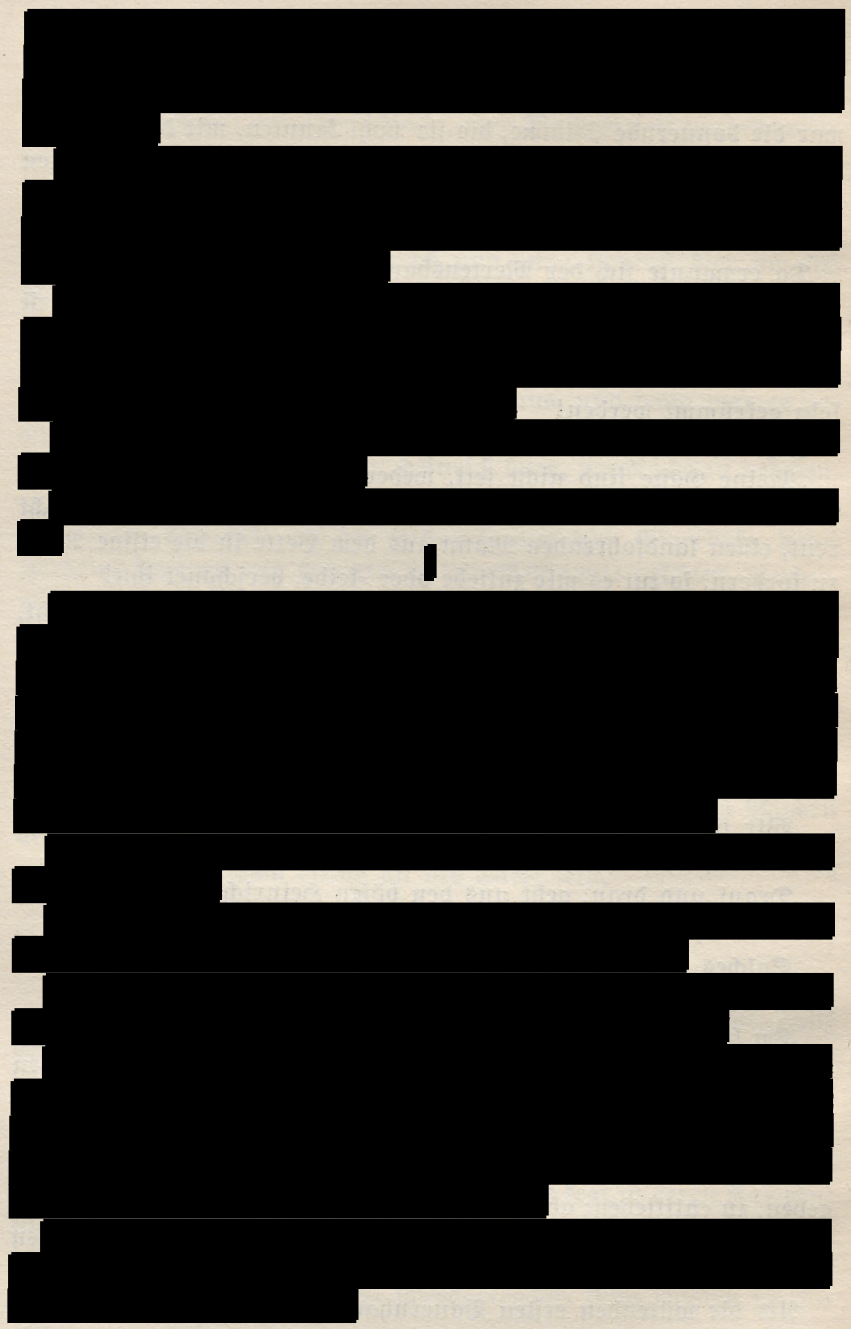
Erzählung von Egon Hajek

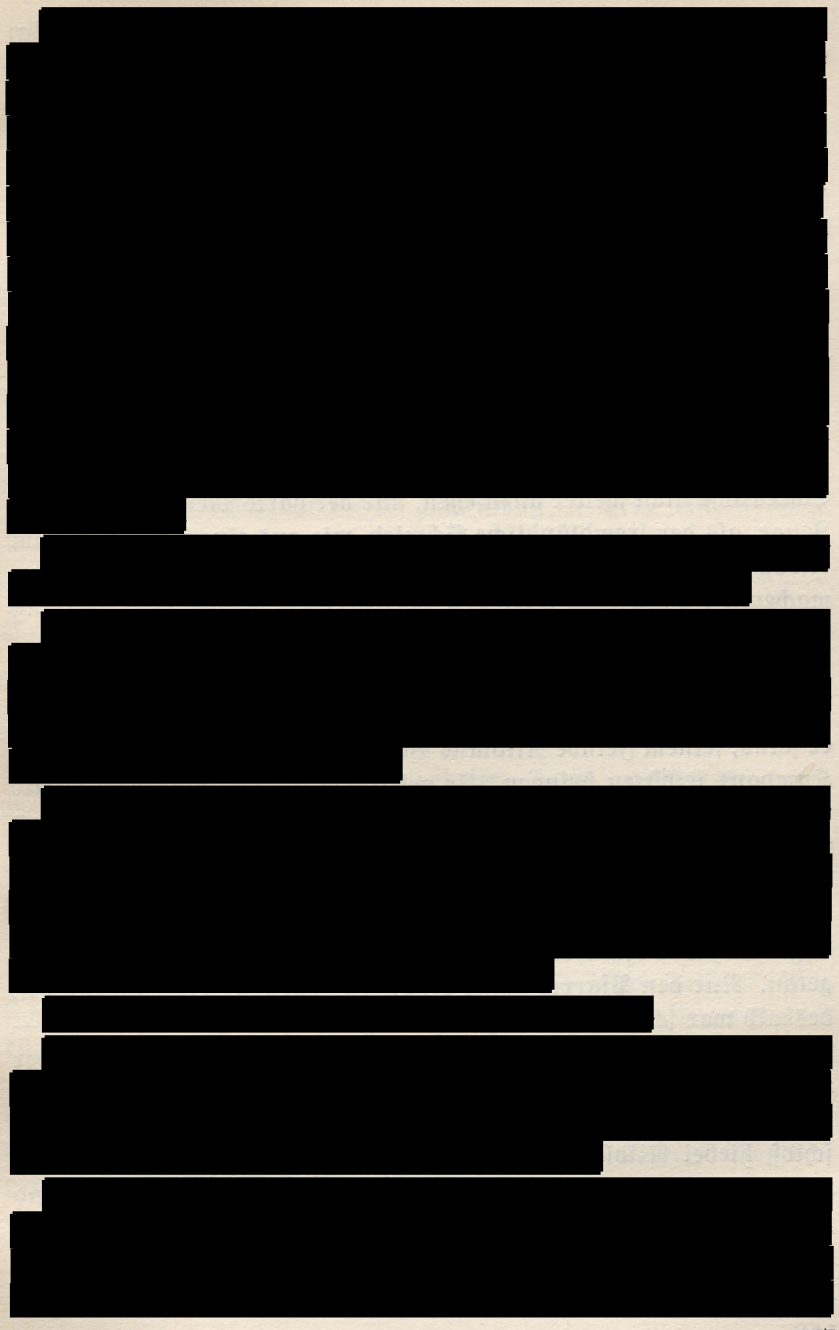


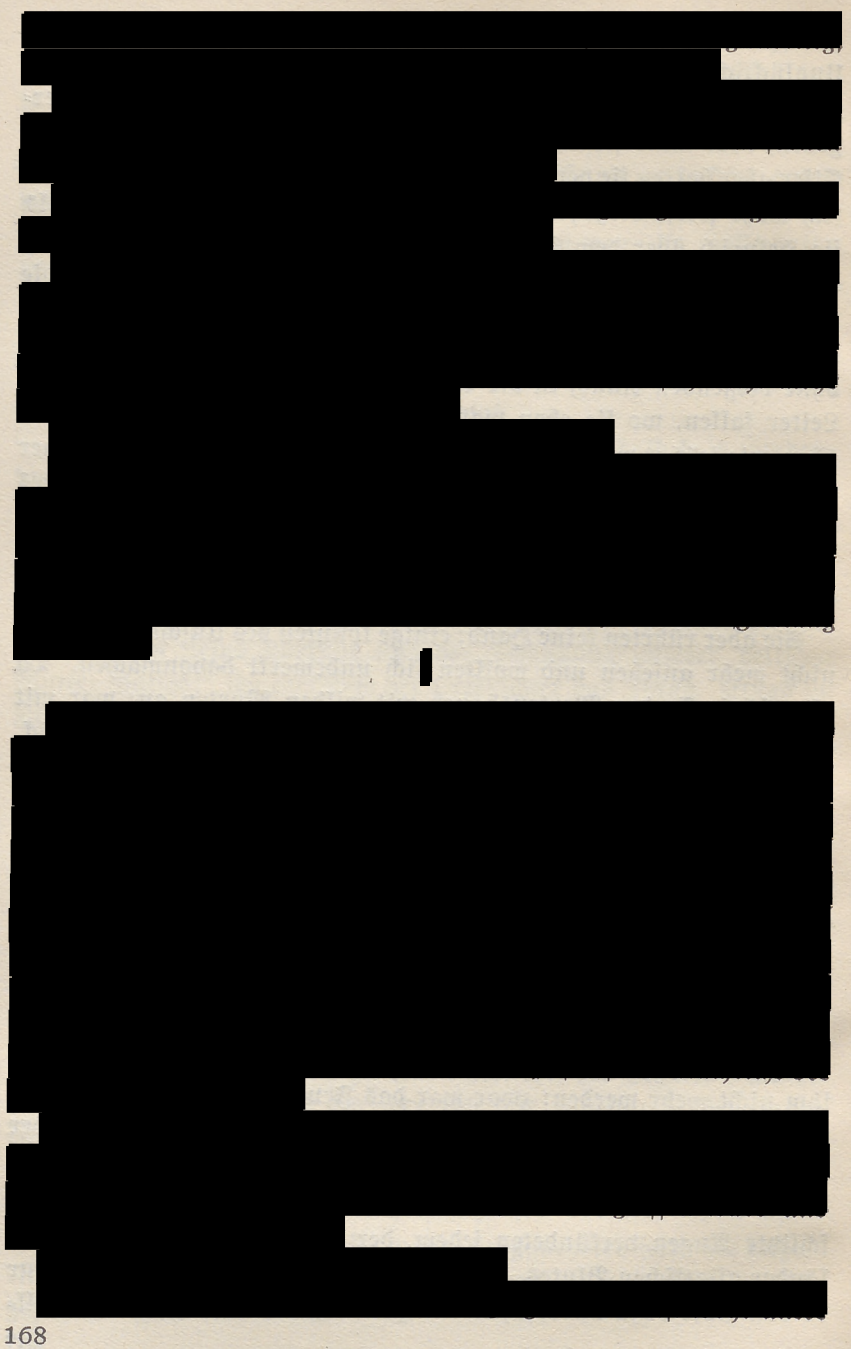


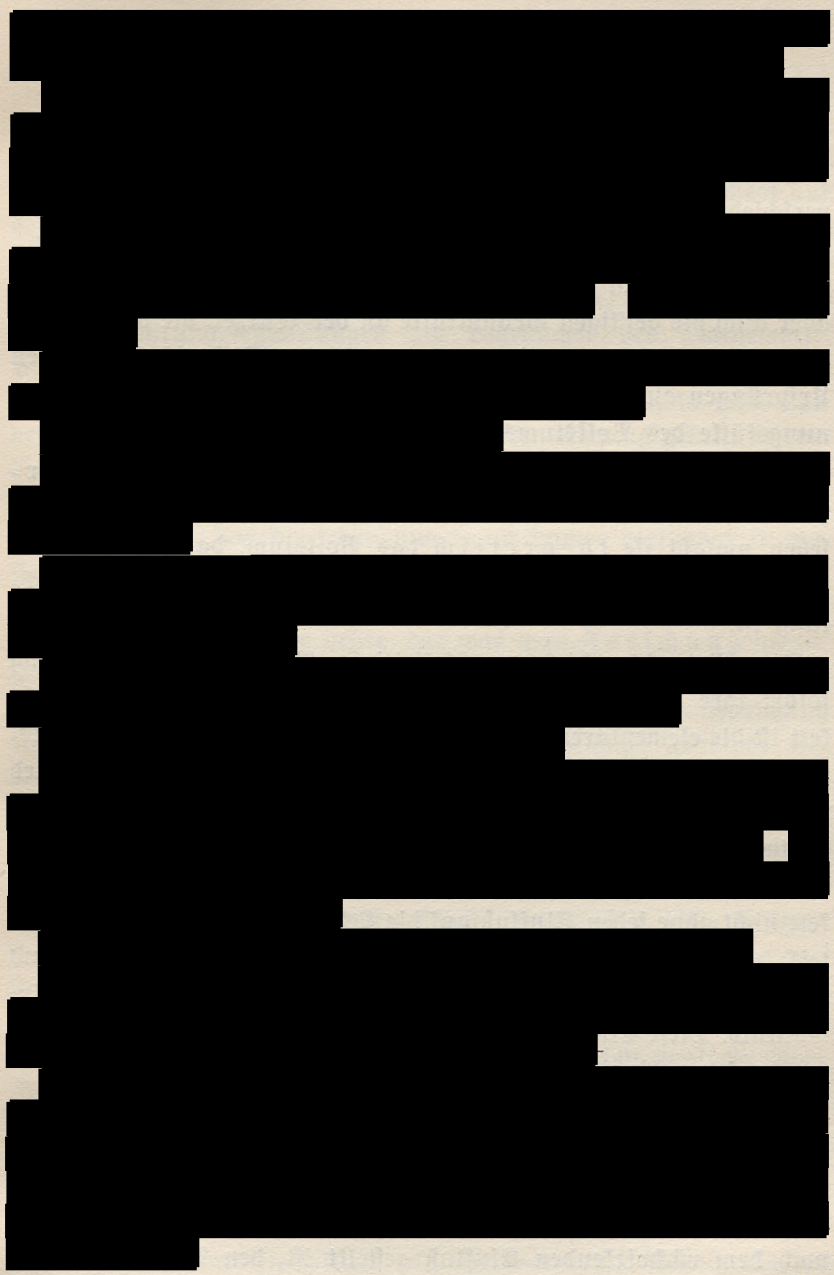












Wissenschaft und Volkstum

Von Alfred Pomarius

Wissenschaft und Volkstum sind Gegebenheiten, die sich von zwei verschiedenen Seinsebenen her wechselseitig umgreifen. Volkstum ruht mit seinem Schwerpunkt in der Ebene der organisch-schöpferischen Lebenswirklichkeit. Damit umfaßt es aber auch die geistigen Grundkräfte an der Wurzel, die der Wissenschaft ihren Ursprung geben, und es erscheint Wissenschaft, von den Ursprüngen aus gesehen, als ein Teilgebiet der lebendigen Erscheinungsfülle des Volkstums, der Volkskultur.

Wissenschaft wieder hat ihren Schwerpunkt in der Ebene verstandesmäßiger Denkwirklichkeit. Von hier aus gesehen umfaßt sie theoretisch das Volkstum, das wie alle Gegebenheiten der Welt, Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung ist.

Dem Betrachter dieser wechselseitigen Beziehungen drängt sich sofort ihre Ungleichwertigkeit auf. Die Ebene der Lebenswirklichkeit ist die elementarere, schöpfungsmächtigere. Deshalb kann Volkstum Wissenschaft schöpferisch hervorbringen. Niemals aber wird Wissenschaft Schöpfer von Volkstum sein können. Darin findet die weitgehende schöpferische Ohnmacht des verstandesmäßigen Denkens ihren sinnfälligen Ausdruck. Deshalb aber bleibt die Denkwirklichkeit nicht ohne jeden Einfluß auf die Lebenswirklichkeit. Im Gegenteil: man beobachtet weitgehende Veränderungen der Natur und ihres Lebens infolge des Fortschreitens der wissenschaftlichen Erkenntnis. Diese Einwirkung erstreckt sich in besonderem Maße gerade auch auf den Menschen und seine Lebenskreise.

Wie diese kurze Überlegung lehrt, zerfallen die Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und Volkstum in zwei natürliche Problemkreise, deren einer die Abhängigkeit des wissenschaftlichen Denkens vom Volkstum zum Gegenstand hat, während dem anderen die Frage nach dem rückwirkenden Einfluß gestellt ist, den Wissenschaft auf Volkstum haben kann.

1.

Die Abhängigkeit des wissenschaftlichen Denkens vom Volkstum

Daß eine solche Abhängigkeit besteht, ist zweifellos. Wie sie entsteht und worin sie eigentlich besteht, läßt am klarsten ein Blick auf den strukturellen Aufbau von Wissenschaft erkennen.

Unter Wissenschaft im eigentlichen Sinne versteht man die Summe der wissenschaftlichen Lehren, wie sie in Formeln, Lehrsätzen, Theorien, Erfahrungsfeststellungen die Lehrbücher der Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Medizin, Seelenkunde, Rechtskunde, Geschichte usw. enthalten. Will man aber genauer sein, so muß man dem Begriff der Wissenschaft einen weiteren Umfang geben, in dem die soeben erwähnten Sachverhalte nur einen Teil ausmachen, den man als *Lehre* zu bezeichnen pflegt. Die Lehre ist etwas Festes, Abgeschlossenes, das für jeden und wann immer verfügbar in den Lehrbüchern bereit liegt. Zur Wissenschaft im weiteren Sinne gehört nun aber nicht nur die Lehre selbst, sondern auch die Entstehung, das Werden der Lehre, das was man *Forschung* nennt. So setzt sich das Ganze der Wissenschaft aus Forschung und Lehre zusammen, und Lehre ist das Ergebnis der Forschung. Forschung aber ist Wissenschaftsschöpfung durch das lebendige Tun der Beobachtung, des Experimentes, und des begrifflichen Ordnens.

Ein einziger Blick auf das Wesen der Forschung lehrt, daß in ihr Wissenschaft tief in die Ebene der organischen Lebenswirklichkeit hineinreicht. Denn wenn es auch keine Forschung ohne die Mitwirkung der logisch zergliedernden Verstandestätigkeit gibt, so stützt sie sich doch gerade in ihren ausschlaggebenden Augenblicken auf Intuition, also schöpferische geistige Schau, und auf die Leidenschaft des kühnen, von Einbildungskraft und zähem Wollen geleiteten Tatmenschen. So ist Wissenschaft ohne Forschung nicht denkbar. Aber Forschung allein ist auch noch keine Wissenschaft. Denn sie allein ist ein Suchen ohne Finden, eine Fahrt ohne Ziel. Und wenn man auch um ihrer schöpferischen Leistungen willen Erfinder und Entdecker die Könige der Wissenschaften nennen kann, so doch nicht um der Forschung allein willen, sondern vor allem um deren Ergebnisse und Erkenntnisse willen, also um der Lehre willen, die die Forschung krönte. Wenn also auch nach dem Gesetz des lebendigen

Werdens Forschung das Erste und Grundlegende, Lehre das Zweite und Abgeleitete in der Wissenschaft ist, so ist eben doch die Lehre Ziel und Mittelpunkt des wissenschaftlichen Strebens. Sowohl bei Aneignung als auch bei Handhabung und Wiedergabe der Lehre aber sind es die Tätigkeiten des logischen Verstandes, die in Bewegung sind, so daß man sich in diesem Hauptteil des Gesamtgebietes Wissenschaft fast ausschließlich auf der Ebene der logisch-verstandesmäßigen Geistigkeit, oder, wie eingangs gesagt wurde, der Denkwirklichkeit bewegt.

Aus dieser Darstellung wird der Vorbehalt ersichtlich, mit dem man Gegebenheiten jenes Umfanges wie Wissenschaft, einer bestimmten Seinsebene zuordnen kann. Eine solche Zuordnung ist nie eine ausschließliche, sondern immer eine eingeschränkte, weil letzten Endes all diese Gegebenheiten des Kulturlebens untereinander und mit den schöpferischen Urkräften des Lebens zusammenhängen. Deshalb war es auch richtig von Wissenschaft zu sagen, daß ihr Schwerpunkt in der Ebene der Denkwirklichkeit liege. Ihre Wurzeln und Ausstrahlungen aber reichen weit darüber hinaus.

Aus der gegebenen Charakteristik des Aufbaues der Wissenschaft wird außerdem sowohl der Ansatzpunkt, als auch die Art der Einwirkung sichtbar, die Volkstum auf Wissenschaft ausüben kann. Denn offenbar liegt dieser Ansatzpunkt dort, wo die Wissenschaft mit ihren Wurzeln in jenes Gebiet der organischen Lebenswirklichkeit hinabreicht, die die seelische Heimat des Volkstums ist. Dieser Teil der Wissenschaft aber ist die Forschung. Volkstumsbedingt also wird die Wissenschaft an ihren schöpferischen Quellpunkten, in der Forschung, sein. Denn hier ist die Phantasie, das Streben und Wollen schöpferischer Einzelmenschen wirksam und die Art, wo und wie sie Probleme sehen, ihre Lösung angreifen und durchführen, ist immer auch bedingt von der seelisch-geistigen Umwelt, die den Grund zu ihrer eigenen Persönlichkeit legte, und das ist Volk und Heimat, die ihre Kindheit und Jugend formten und vom Unbewußten her die Züge ihres inneren geistigen Gesichtes prägten. Auch hier keine ausschließliche, sondern eine Mitbedingtheit, da der Fortgang der Wissenschaften und damit ein großer Teil neuer Problemstellung von dem jeweiligen Stand der Lehre abhängt, also innerhalb der Wissenschaft selbst bedingt ist. Und zwar in der Richtung, daß gewisse Probleme wissenschaftlich nicht gelöst werden können, bevor nicht eine

bestimmte Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis durchlaufen wurde. Ob aber überhaupt jemand da ist, der bei gegebener Problemlage das Senkblei in noch unbekannte Tiefen wirft und die Fahrtrichtung, die er auf dem ungewissen Meer noch werdender Wissenschaft einschlagen wird, das ist in den weitaus meisten Fällen eine offene Frage des „Zufalls". Das will, strenger gefaßt, sagen, daß die Entwicklung einer Wissenschaft als Ganzes eine Kette logisch aufeinanderfolgender rationaler Glieder ist, wobei aber der Zeitpunkt des Aneinandergefügtwerdens dieser Glieder, und auch die Auswahl unter den jeweils möglichen verschiedenen Gliedern mit gleicher Anschlußmöglichkeit, selbst irrational ist. Und an dieser Stelle des Einbruches irrationaler Lebensmächte greift auch das Volkstum beeinflussend und gestaltend in die Geschichte wissenschaftlicher Erkenntnis ein.

Es ist bekannt, daß die Begabung für bestimmte Gebiete der Wissenschaft nach Völkern verschieden ist, worauf es beruht, daß einmal bestimmte Wissenschaften von bestimmten Völkern erschlossen und zur Blüte geführt werden, zum andern in ein und demselben Wissensgebiet verschiedene Teile oder Zweige von verschiedenen Völkern verschieden gefördert und bereichert werden.

Das bekannteste und klassische Beispiel hiefür liefert die Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Die Griechen haben fast buchstäblich aus eigenem schöpferischem Drang heraus eine systematisch außerordentlich vielfältige, vollendete und bis zu den höchsten Höhen der logischen Dialektik und der Metaphysik aufsteigende Philosophie entwickelt. Die Römer haben selbst zu Zeiten ihrer höchsten Kulturentfaltung kaum Nennenswertes für die Philosophie geleistet. Dafür haben sie, ebenfalls ganz aus sich selbst heraus, die Rechtswissenschaft zu klassischer Höhe gestaltet. Die nähere Untersuchung dieses Beispiels lehrt mit aller Deutlichkeit, daß diese Erscheinung tatsächlich ihre tiefste Wurzel in Eigenheiten der Volkspersönlichkeit haben, die sich in einer verschiedenen Empfänglichkeit für wissenschaftliche Probleme, aber auch in einem verschiedenen Denk- und Darstellungsstil auswirken. Der Römer ist vor allem Praktiker, Politiker, Staatsmann, der Grieche Künstler und Theoretiker. So kommt es, daß die Griechen auch die exakten Naturwissenschaften und die Mathematik durch bahnbrechende Leistungen bereichern, während die Römer fast unfruchtbar sind und nur in der

beschreibenden Naturgeschichte einen Plinius hervorgebracht haben. Die Geschichtsschreibung aber steht bei beiden Völkern auf der Höhe, bei den Römern vermöge ihres Tatsachensinnes, bei den Griechen mehr vermöge ihrer literarischen Begabung und ihrer allgemeinen spekulativen Geistigkeit.

Aus der neueren europäischen Kulturgeschichte liefert ein gutes Beispiel der nach Völkern verschiedenen Art wissenschaftlicher Begabung die Entwicklung der neuzeitlichen Philosophie. Deutlich heben sich hier die verschiedenen Denkstile der drei in der Wissenschaft führenden europäischen Völker, der Deutschen, Engländer und Franzosen, voneinander ab. Den deutschen Denkstil charakterisiert die Neigung zu gedanklicher Tiefe, metaphysischer Spekulation, grüblerischer Versenkung, den des Franzosen logische Schärfe und Klarheit, deren Stärke es ist, ein einzelnes Problem für sich herauszuheben und zu behandeln. Der Engländer hat einen nüchternen Tatsachensinn, der mit Beharrlichkeit und Zähigkeit zusammen bei ihm eine ausgeprägte Begabung für Erfahrungswissenschaft begründet. Entsprechend diesen drei Begabungsrichtungen beginnt die neuzeitliche Philosophie in Frankreich mit Descartes und seiner Schule als Intellektualismus. Später geht die Führung unter Locke, Hume Berkeley an die Engländer über und es beginnt eine Zeit des Empirismus oder der Erfahrungphilosophie. Endlich, als die Deutschen in die Entwicklung der Philosophie eingriffen, entstand Kants Transzendentalphilosophie und die großen metaphysischen Systeme des deutschen Idealismus.

Diese wenigen Beispiele, die jeder sich aus der Kultur- und Geistesgeschichte beliebig vermehren kann, mögen hier als bloßer Hinweis genügen. Man kann an ihnen nicht vorübergehen, ohne die Frage zu stellen, ob und wie weit die feststellbare Volkstumsbedingtheit der Wissenschaft letzten Endes eine rassische Grundlage haben und daher vielleicht aus einer noch tieferen Schicht der Lebenswirklichkeit stammen könnte, als das Volkstum. Dies ist in gewissem Sinne sicher der Fall. So muß die nordische Rasse als besonders für Wissenschaft begabt angesehen werden. Ebenso bringt die westische Rasse viele seelische Vorbedingungen für erfolgreiche wissenschaftliche Betätigung mit. Aber diese Erscheinungen bleiben unterhalb des hier eigentlich gestellten Problems. Die Griechen und Römer z. B. haben in ihren führenden Schichten viel nordisches

Blut aufzuweisen gehabt, und man könnte daraus die Tatsache erklären wollen, daß sie überhaupt Wissenschaft in vollendetem Sinne geschaffen haben. Aber warum das eine Mal Philosophie, das andere Mal Recht dem betreffenden Volk wesensentsprechend ist, wird dadurch nicht erklärt. überhaupt ist die Frage der Beziehungen zwischen Rasse und Volk, Rassenseele und Volksseele noch nicht geklärt. Nur soviel ist sicher, daß die Völker mehrere Rassen und Rassengemische enthalten und daher auch Volksseele und Volkscharakter sich auf dem Untergrund von mehreren Rassenseelen erheben. Aber eine Volksseele läßt sich nicht einfach als eine Summe der in ihr enthaltenen Rassenseelen verstehen, sondern erscheint als ein Ganzes auf einer höheren und zwar geistigeren Ebene. Wahrscheinlich ist für viele Völker, daß bestimmte Rassenseelen in ihrem inneren Wesen gewissermaßen die Führung haben, für die Grundhaltung des Volkscharakters bestimmend sind. Aber das Dunkel über der Entstehung von Volkstum als Persönlichkeit ist durchaus noch nicht gelüftet.

Wissenschaft, das wurde eingangs erwähnt, ist auf alles in der Welt gerichtet. Alles kann wissenschaftlicher Betrachtung, also logisch-verstandesmäßiger Zergliederung und Ordnung unterworfen werden. Aber allerdings nicht alles in demselben Maße. Die Gegenstände wissenschaftlicher Forschung sind in sehr verschiedenem Grade rationalisierbar und wissenschaftlich durchsichtig zu machen. Ein beseeltes Wesen z. B. hinterläßt bei dem Versuch, es wissenschaftlich zu zergliedern und zu „erklären", unvergleichlich mehr Fragezeichen, als ein Ding der unbelebten Natur. Ja irgendein unerklärlicher Rest bleibt bei jeder wissenschaftlichen Betrachtung welchen Geschehens der Wirklichkeit immer, und dem Anspruch der Wissenschaft alles zu erklären, ja die Messung des Unmeßbaren und die Wägung des Unwägbaren zu meistern, ist in jedem Wissensgebiet an irgendeinem Punkt eine Schranke gesetzt. So haben eigentlich alle wissenschaftlichen Lehrgebiete eine *eindeutige* und eine *mehrdeutige* Schicht und diese Schicht ist nicht nur tatsächlich, sondern auch wesenmäßig nach Wissensgebieten verschieden groß. Die Wissenschaften lassen sich von diesem Gesichtspunkt aus geradezu in eine Reihe ordnen, an deren einem Ende etwa Philosophie und Geschichte stehen, als Gebiete mit starker Schicht und Vieldeutigkeit,

deren anderes Ende aber die Mathematik als eindeutigste und für die Menschheit allgültigste Wissenschaft einnimmt. Deshalb stellte ja Kant den Grundsatz auf, daß in jeder Erkenntnis soviel Wissenschaft zu finden sei, als sie Mathematik enthalte. Zwischen diesen Endpunkten stehen Erdkunde, beschreibende und angewandte Naturwissenschaften, Seelenkunde, Chemie, Physik, Astronomie, um nur die Hauptglieder dieser Reihe zu nennen. Sie hat für das hier behandelte Problem „Wissenschaft und Volkstum" eine scharf umrissene Bedeutung, auf die abschließend noch hingewiesen werden muß. In demselben Maße nämlich, als ihre Lehre wesensmäßig vieldeutig bleibt, sind die einzelnen Wissensgebiete vom Volkstum und seinen Kräften her prägbar. Denn vieldeutig bleiben bedeutet, daß jene Einbruchsstelle des Irrationalen, von der oben die Rede war und von der gesagt wurde, daß Volkstum durch sie an Wissenschaft „angreift", breit und gangbar ist. Vieldeutig bleiben heißt hier andererseits sachlich, daß an dem Ausbau des betreffenden Wissensgebietes der intuitiven Geistigkeit und dem Seelisch-Gefühlsmäßigen ein verhältnismäßig großer Anteil zufällt. Deshalb ist die Möglichkeit, daß etwa in Philosophie und Geschichtsschreibung die verschiedenen Völker eigene Deutungen und Erkenntnistypen entwickeln, viel größer, als etwa in der Mathematik. Es ist nicht Zufall, sondern eine Folge der großen Rationalisierbarkeit, daß die mathematische Formel überall in gleicher Weise gilt und daß die Sprache der mathematischen Wissenschaft eine übervölkische Zeichensprache ist. Der Gegenstand dieser Wissenschaft sind eben Bezirke der logischen Geistigkeit, in denen die Menschen sich über Rassen und Völker hinaus ähnlich gleich sind, wie im Grundriß des Körperbaues und dem Anlageplan der Sinnesorgane. Aus der Allgültigkeit der Logik stammt daher die Allgültigkeit der Mathematik, aus der Einzelgültigkeit der intuitiven Schau die Eigenart des philosophischen Systems oder des Geschichtsbildes.

Man kann deshalb auch so formulieren: Die Prägbarkeit der Wissenschaft durch Volkstum steigt und fällt mit dem Anteil der intuitiven Geistigkeit und des Seelisch-Gefühlsmäßigen in dem betreffenden Wissensgebiet. (Schluß folgt).

Lyrik Goethes in rumänischer Übertragung

Ion Sân-Giorgiu: Lirica lui Goethe. O antologie românească

Verlag „Adevărul" A.-G., 153 S., 8°

Von Konrad Richter

Nur wer sich selbst als Übersetzer strebend bemüht hat, wird den Wert dieser Übersetzung ermessen können, mit der Sân-Giorgiu Goethe, den Lyriker, einbürgert, so glücklich, daß seine Gabe — und darauf kommt es an — über die Würdigung der fachlich zum Urteil Berufenen hinaus unmittelbare Wirkung allgemein auszuüben sicher sein darf. Freilich können anderthalb hundert Seiten von dem Reichtum Goethes nur einen Bruchteil vermitteln; aber auch die Auswahl ist so geschickt, daß dieser Bruchteil den richtigen Eindruck der ganzen Dichterpersönlichkeit zu geben vermag und gleichzeitig das Verlangen wecken muß, die Kenntnis zu erweitern und zu vertiefen. Die verschiedenen Alters- und Stilperioden sind durch gutgewählte, bezeichnende Proben vertreten. Vom Leipziger Liederbuch mit dem noch spielerischen „Am Flusse" über die Straßburger Volksliedklänge („Heidenröslein") und ersten großen Leidenschaftsergüsse („Mit einem gemalten Band", „Willkommen und Abschied", „Mailied"), den weltbetrachtlichen Sturm und Drang des zum Manne Reifenden („Adler und Taube", „Prometheus", „Ganymed", „Gesang der Geister über den Wassern", „An den Mond"), den Ausdruck des Kampfes zwischen Neigung und Pflicht gegen die innere Berufung („Auf dem See", „Herbstgefühl"), die Balladen („König in Thule", „Fischer", „Erlkönig", „Sänger", „Vor Gericht") bis zur beherrschten Stileinführung der Sonette, der Römischen Elegien, des Westöstlichen Diwans und zur gebändigten Altersempfindung der Marienbader Elegie: welche Fülle von in jeder Feinheit und Einzelheit, sprachlich und gedanklich, bezeichnenden Stimmung aus einer Sprache zu echtem Widerklang in die andere übertragen, immer dichterisch eigen, nicht übersetzt wirkend!

Es ist äußerst lehrreich, sich Rechenschaft zu geben von den Mitteln, die der Künstler gebraucht hat, um dem Künstler zu seinem vollen Rechte zu verhelfen, ihm möglichst wenig zu vergeben. Treue im Übersetzen ist ja ein sehr umstrittener Begriff, und die kühne Formulierung, daß nur die freieste Übersetzung im tiefsten treu sein kann, behält auch in unserem Falle recht. Wenn schließlich als Haupt-

verdienst Sân-Giorgius anerkannt werden darf, daß der besondere eigene Ton des einzelnen Gedichtes, die Seele in Klang und Rhythmus, festgehalten worden ist, so sind die Freiheiten, die er sich zu diesem Behuf hat herausnehmen müssen, als notwendig und wohl abgewogen anzusehen. Dazu gehört formal vor allem die Beschränkung im Reim, der Verzicht auf unbedingte Anpassung in dieser Hinsicht. So fallen vielfach („Mit einem gemalten Band", „König in Thule" usw.) die Reime in den unpaaren Versen eins und drei der vierzeiligen Strophe fort; in der „Vollmondnacht" des Diwans sind von neun Reimpaaren zwei übriggeblieben. Daß Aufgabe des Reims den Formeindruck nicht wesentlich beeinträchtigt, lehrt am besten wohl das so kunstvoll berechnete Diwan-Gedicht „In tausend Formen magst du dich verstecken", in dem Sân-Giorgiu nur das in Vers 2—4 wiederkehrende „erkenn' ich dich" = „eu te recunosc" beibehalten hat und das doch gleich und hervorragend kunstvoll wirkt. Der Ersatz des Reims durch Assonanz im „Heidenröslein" (breche dich: steche dich = smulg: împung; brach: stach = smuls: împuns) ist durchaus zweckentsprechend. Zu bemerken ist, daß bei Sân-Giorgiu die klingenden Reime überwiegen und die männlichen stumpfen verdrängen, wie im „Erlkönig" („Craiul Ielelor"), von dessen sechzehn nur stumpfen Reimen dreizehn klingend geworden sind, sowie, daß auch der Wechsel zwischen stumpfen und klingenden nicht beachtet wird („Willkommen und Abschied" Hügel — hervor: Flügel — Ohr... vor — ursuz: sbor — auz; Strophe 3 ganz klingend). Daß ein Reiz damit fortfällt, die Musikalität leidet, um einen heute beliebten Ausdruck zu gebrauchen, lehrt etwa das so ganz auf Klang gestellte Gedicht „März" („Martie") in der 2. und 3. Strophe. Verstärkt wird die Stimmungsänderung, wenn zudem auch die Zahl der Hebungen abweicht; man vergleiche aus dem Diwan:

„An vollen Büschelzweigen,
Geliebte, sieh nur hin!
Laß dir die Früchte zeigen,
umschalet stachlig grün."

mit: „Priveşte tufele 'ncărcate
cu ramuri lungi şi grele;
în învelişuri verzi, ghimpoase,
stau fructele pe ele."

Daß die Reimverschlingung in den Sonetten nicht genau entspricht, will weniger besagen, als daß sich Sân-Giorgiu auch hier einzelne stumpfe Reime gestattet, was der dem italienischen Muster treue Goethe nicht getan hat, was aber sonst deutsche Nachahmer der italienischen Form ebenso tun wie die französischen. Vollendet und

unübertrefflich ist die Wiedergabe der Marienbader Elegie und der „Urworte Orphisch" auch gerade in formaler Hinsicht.

Alles in allem, abwägend und anerkennend, bleibt ein einziger Vorbehalt, die Form betreffend, zu machen: die „Römischen Elegien" opfern den Distichen-Charakter zu unrecht. Mit den Hexametern wechseln keine Pentameter; die paar Pentameter, die als solche anerkannt werden können, stehen sogar zum Teil noch da, wo Hexameter hingehörten, wie in V, 3 „Hier befolg' ich den Rat, durchblättre die Werke der Alten" = „Sfatul din cărţile vechi harnic cu mâna-l culeg" oder IV, 1 „Fromm sind wir Liebende, still verehren wir alle Dämonen" = „Indrăgostiţi şi pioşi, demonii toţi îi cinstim". Von Distichen kann also gar keine Rede sein, und auch die Hexameter sind nicht einwandfrei: „Şi am scandat hexametrul, măsurînd cu degetul tactul", oder: „Astfel şi fiica se joacă cu proştii şi cei scurţi la minte", oder: „Chiar decît harnica gloată a puricilor de la Sud" usw. Zu dieser dichterischen Form hat Sân-Giorgiu anscheinend kein inneres Verhältnis, was sich aus ihrer Ungebräuchlichkeit im rumänischen Schrifttum ja wohl verstehen läßt.

Inhaltlich ist der Unterschied zwischen Urbild und Übersetzung natürlich noch viel größer und wichtiger, da der Gefühlswert der Worte sowohl nach ihrem Sinn als ihrem Klangcharakter sich in den seltensten Fällen in zwei Sprachen völlig decken wird. Man empfinde nur etwa die jugendliche Inbrunst des Ausrufes in „Willkommen und Abschied": „Und lieben, Götter, welch ein Glück!" und vergleiche damit: „Şi ce noroc să fii iubit!", worin das „noroc" neben dem viel wärmeren „Glück" unleugbar abfällt. Oder man bemerke den Mangel an Steigerung in „An den Mond", wenn das „Fließe, fließe, lieber Fluß!" und „Rausche, Fluß, das Tal entlang" zu gleichförmigem „Curgi, o curgi, rîu cunoscut" und „Curgi la vale, rîu, mereu" abgeschwächt werden. Ein andermal, in „Gretchens Stube" („Mi-e liniştea dusă") wird „Mein armer Kopf ist mir verrückt" zu „Vai, capul meu, bietul, e-acuma nebun" übersteigert, oder in der „Charade" („Şaradă") „Wovon sie eigentlich den Stempel tragen" des Reimes wegen (uşoare) zu „Cînd dau pecetea lucrului ce moare" erhöht, was in der zugrundeliegenden Beziehung auf Minna Herzlieb zuviel sagt; der Reim (paie) gibt dem Schatz, der bei Goethe in „Vor Gericht" nur „lieb und gut" ist, eine „faţă bălaie". Willkommene Erläuterung ist „pe o panglică de mătase" für „auf ein

luftig Band" („Mit einem gemalten Band"). Die „hundert schwarzen Augen" der Finsternis in „Willkommen und Abschied" werden durchaus berechtigt zu „ochi negri de vrăjmaş", der Abschied, der dem Liebenden das Herz verengt, zur weit abstrakteren „plecare, piatră de hotar". Im „Mailied" läßt Goethe die Morgenblumen den Himmelsduft lieben, der Übersetzer muß Subjekt und Objekt vertauschen: „Şi a norilor floare e dragă tăriei". Frei, aber gut ist z. B. auch die vorletzte Strophe von „Derb und tüchtig" im Diwan: „Deiner Phrasen leeres Was treibet mich davon, abgeschliffen hab' ich das an den Sohlen schon": „Vorbăria ta golaşă mă goneşte 'n lume, însă talpa mea trufaşă ştie s'o sugrume"; etwas gewagt und dennoch im Geist des Gedichtes der Schluß: „Wer einmal uns versteht, wird uns auch verzeihn" = „Cine ne-a 'nţeles comoara, ne-a uitat pe loc" („Trainic şi vrednic"). So wird das Bild umgebogen in „Prometheus", wenn das an die kümmerliche Nahrung durch Opfer und Gebet anknüpfende „Und darbtet" als „V'aţi spulbera" erscheint, oder in „Adler und Taube" „hebt sich mühsam kaum am Boden weg" als „şi se ridică abia de pe pământ", oder wenn die vermenschlichende Nutzanwendung „O Weisheit! Du redst wie eine Taube!" auf ein an den Täuberich gerichtetes „Vorbeşti doar ca un porumbel" eingeschränkt wird. Kühn ist in der „Marienbader Elegie" „Wölbt sich nicht das überweltlich Große, Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose?" übersetzt mit: „Nu se 'naltă larg nemărginirea, umplînd şi-apoi golind din chinuri firea?"

Es würde zu weit führen, die Beispiele zu häufen, die die Freiheit der Übersetzung und die Berechtigung dazu durch den Erfolg erweisen. Nur sei noch kurz bemerkt, daß auch in dieser Hinsicht die „Römischen Elegien" am wenigsten befriedigen. Wenn gegen „des Manns, dem sie sich eignete" = „bărbatului vrednic de dînsa" (II, 20) nichts einzuwenden ist, so ist der Grund nicht ersichtlich, warum „teilt die Flamme, die sie in seinem Busen entzündet" (II, 23) zu „flacăra care-a cuprins-o, cu dînsul în grabă o 'mparte" werden muß; ebensowenig, weshalb die Göttin Gelegenheit (in IV, 17), die doch als întîmplare auch im Rumänischen zeiţă ist, vorher (in IV, 8) männlich eingeführt wird: „dacă pe unul în deosebi îl cinstiräm", usw.

Man verstehe wohl: es ist nicht Mangel an Anerkennung, den solche Feststellungen bezwecken, sondern im Gegenteil, die Absicht ist, das Verständnis zu wecken für den Begriff der Unübersetzbarkeit

wirklicher Dichtung, wenn der Übersetzer nicht den Mut aufbringt, selbstschöpferisch stimmungsmäßig gleichwertigen Ersatz zu versuchen, hier mit größerem, dort mit geringerem Glück, d. h. also, selbst Künstler zu sein. „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist! Daß man doch zu seiner Qual nimmer es vergißt!" ist unübersetzbar, und ist gut übersetzt, wenn es, ganz anders prägnant, lautet: „Eu am stăpânit din plin Tot ce mi-a dat ea; Oricît eşti sdrobit de chin, Nu o poţi uita". Das „wellenatmend" im „Fischer" kann einfach nicht übersetzt werden; der Übersetzer hat recht, davon Abstand zu nehmen. Aber gerade die Vergleichung von Urbild und Nachbild gewährt dem doppelsprachigen Betrachter einen eigenen Genuß, wird ihm Anlaß, sich der besonderen Bedingtheiten jeder Sprache und der besonderen Verdienste hier des Dichters, dort des Übersetzers bewußt zu werden, hier etwa ein erfreuliches Mehr, dort ein notwendiges Weniger wahrzunehmen und zu würdigen. Und wer das im vorliegenden Falle tut, wird immer wieder überrascht sein, wie ursprünglich, wie wenig als Übersetzung Sân-Giorgius Wiedergabe Goethes wirkt. Das aber ist die beste Übersetzung, die für den literarisch ununterrichteten Sprachgenossen des Übersetzers als literarisch wertvolles Urbild gelten kann. Dann wird bei dem Genießenden wie vorher beim Übersetzer selbst das Goethewort aus dem Ganymed wahr: „Umfangend umfangen" — „Cuprind şi-s cuprins!"

Die Frau nach deutschem Artgesetz

Von Annemarie Schnell

„Es gibt keine Allerwelts-Weiblichkeit", sagt Sophie Rogge-Börner treffend in ihrem Buch „Der neue Mensch aus deutschem Artgesetz". Mann und Frau eines Volkes (Rasse) sind den gleichen Stilgesetzen unterworfen, nehmen die gleiche Haltung dem Leben gegenüber ein und stehen sich daher bedeutend näher als den Geschlechtsgenossen einer anderen Rasse. Es wird z. B. niemand bestreiten, daß die Engländerin dem Engländer wesensverwandter ist, als ihrer orientalischen Geschlechtsgenossin und wo die Grenzen verwischt sind, hat es Blutmischungen gegeben oder geistig-seelische Einflüsse. Es verrät Oberflächlichkeit und Unwissenheit, wenn man verallgemeinernd

über das „typisch Weibliche" spricht, ohne die Weiblichkeit einer bestimmten Rasse vor Augen zu haben.[1]

Es ist mit ein Verdienst des Nationalsozialismus, daß der deutsche Mensch sich heute auf seine Eigenart besinnt. Die Frage nach dem Artgemäßen ist in den Vordergrund gerückt, eine Forschung der germanischen Frühgeschichte hat eingesetzt und ist daran, sich zu einer selbständigen Wissenschaft auszuwachsen. Durch die Forschungsergebnisse aus der germanischen Frühgeschichte jedoch wandelt sich grundlegend das Bild, das man sich landläufig von der deutschen Frau machte und man hört nun, daß sie die Lebens-, Schaffens- und Kampfgenossin ihres Mannes war. Mann und Frau bildeten das Haupt der Familie. Die Frauen hatten Einfluß auf die Führung der Gemeinschaft, in der sie lebten (sie betrieben „Politik"), sie waren Richterinnen und Priesterinnen (also außerhalb ihrer vier Wände tätig!) und dabei waren die Ehen gut und kinderreich!

Und heute? Noch herrschen trotz dieser Forschungsergebnisse die widerstreitendsten Meinungen über das „wahre Wesen" der Frau. Das Eine aber ist allgemein: der Versuch, mit Berufung auf ihre geschlechtliche Andersartigkeit (die Theorie der geistigen Minderwertigkeit der Frau hat sich überlebt) sie wieder ins Haus zu drängen, ihr allenfalls noch die pflegerischen Aufgaben innerhalb des Volksganzen zu überlassen.

Diese Einstellung entspricht nicht dem Urbild der germanischen Frau, sondern fußt noch auf Vorstellungen, die nichts anderes vor Augen haben, als ein Zerrbild der deutschen Frau, geschaffen

[1] Schrifttum: Dr. V. v. Staehr in den Nummern 3/7, 3/8, 3/9, 3/10 der deutschen Kämpferin „Die Frau in Rußland". — Dr. W. Stapel im 1. Aprilheft 1934 des deutschen Volkstums „Mädchen im Männerstaat". — Gertrud Bäumer „Lebensweg durch eine Zeitenwende" (Rainer Wunderlich-Verlag, Tübingen). — Sophie Rogge-Börner „Der neue Mensch aus deutschem Artgesetz" (Hans Bott-Verlag, Berlin-Tempelhof). — Sophie Rogge-Börner „Zurück zum Mutterrecht?" (Adolf Klein-Verlag, Leipzig S. 3). — Otfried Eberz „Vom Aufgang und Niedergang des männlichen Zeitalters" (Bergstadtverlag, Breslau). — Lydia Gottschewski „Männerbund und Frauenfrage" (J. F. Lehmanns-Verlag, München 1934). — Luise Scheffen-Döring „Adelheid und ich" (Leopold Klotz-Verlag, Gotha 1935). — Guida Diehl „Deutscher Frauenwille" (Leopold Klotz-Verlag, Gotha 1928). — Paula Siber v. Groote „Die Frauenfrage und ihre Lösung durch den Nationalsozialismus" (Georg Kallmeyer-Verlag, Wolfenbüttel-Berlin).

durch jahrhundertealten rassenfremden, orientalischen Einfluß. Dieser brachte es dahin, daß die nordische Frau, die nach dem Gesetze der selbständigen Leistung und selbständigen Verantwortung lebte, als ein vom Manne beschütztes und behütetes, unselbständiges und letzten Endes unverantwortliches Wesen angesehen wurde. Merkwürdig nur, daß man trotzdem zu allen Zeiten das Kostbarste, was ein Volk besitzt, seine Kinder, Frauenhänden anvertraute!

Es ist nicht mit der großen Arbeitslosigkeit zu entschuldigen, wenn man auch die fähigen und für ihren selbstgewählten Beruf geeigneten Frauen von ihren Posten abberuft, um diese Posten von Männern einnehmen zu lassen, nicht weil sie sich für die betreffende Aufgabe besser eigneten, sondern weil es eben M ä n n e r sind. Diese Frauen finden nun auch nicht gleich einen Mann, der sie erhält, oder haben alle einen Bruder, der für ihren Unterhalt sorgt, sondern müssen sich mit schlechtbezahlter Arbeit in sogenannten „rein weiblichen" Berufen durch das Leben schlagen. Und dabei fragt man sich: Warum z. B. der Beruf einer Wäscherin zu den typisch weiblichen zählt? Weil er schlecht bezahlt, ungesund ist und eine unglaubliche Anforderung an die körperlichen Kräfte der Frau stellt?

Aber nicht nur in den Berufen, die zu den sogenannten „höheren" gehören (denn als Wäscherin, Fabriks- und Feldarbeiterin läßt man eine Mutter mit sechs und mehr Kindern ruhig ihre letzte Kraft einsetzen), sondern auch auf dem Gebiet der Politik will der Mann Alleinherrscher sein; als ob gerade der deutsche Mann ein gar so guter Politiker wäre! Es sieht tatsächlich aus, als ob sich das männliche Zeitalter (dessen Untergang und das Heraufdämmern einer Gynäkokratie ein Mann wie Eberz allen Ernstes weissagt) in seiner überspitzten Einseitigkeit selbst ad absurdum führen wollte.

Immer wieder ist es vorgekommen in der Geschichte, daß sich die Frauen gegen die unbedingte Vormachtstellung des Mannes auflehnten. Was die Frauenbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts und nun auch im 20. in Deutschland will, ist nicht dies, die ganze Macht an sich zu reißen, sondern ihre ersten Forderungen waren: Recht auf geistige Bildung! Recht auf Arbeit! und heute: Laßt uns unmittelbar mitgestalten das Leben unseres Volkes, laßt uns mittragen an der gesamten Verantwortung unserem Volke gegenüber!

Und es ist nicht wahr, daß die deutschen Frauenführerinnen jemals — mehr als es in der Zeit lag — „individualistisch-liberali-

stische" Wege gegangen sind. Wahr vielmehr ist es, daß sie in einer Zeit des satten Bürgertums anfingen, neue Wege zu suchen. Und es ist überflüssig gewesen, daß die nationalsozialistischen Frauen alle Brücken zur „alten" Frauenbewegung abbrachen und von vorne anfingen, denn nun sind sie doch daran, „das wertvolle an der alten Bewegung" herüber zu retten, nachdem sie alles, aber auch rein alles, was Frauen früher gewollt und geschaffen hatten, vorerst verdammt und vernichtet haben.

Es ist allerdings bedauerlich, daß die deutsche Frau ihre volle Bewegungsfreiheit durch die demokratischen Parteien erhielt, da es so aussehen könnte, als ob die Ziele der Frauenbewegung z. B. mit denen der Sozialdemokratie zusammenfielen. Dem ist nicht so. Aber wie durch die geöffnete Schleuse eines Stausees nicht nur Wassermassen entweichen, sondern auch die im See befindlichen Fische, so erhielten die Frauen, als für die Sozialdemokraten die Schleusen geöffnet wurden, ihre Freiheit zugebilligt.

Eine fieberhafte Tätigkeit setzte bei den Frauen, nach Erlangung der rechtlichen Gleichstellung mit dem Manne, ein. Sie mußten und wollten unter Beweis stellen, daß sie dem Manne auf allen geistigen Gebieten ebenbürtig seien! Der Beweis gelang! *Aber mit welchen Opfern!* Die Frau, in die männliche Kultur plötzlich mitverantwortlich hineingestellt, war nun nicht bemüht (konnte es gar nicht sein), sich diese Kultur anzugleichen oder sie mit ihrer Mütterlichkeit zu durchdringen, sondern verwandte ihre ganze Kraft darauf, dem Manne gleich zu sein! Dies ist nun kein Vorwurf, den ich erhebe, sondern nur eine Feststellung, denn in der Tat galt es anfangs zu beweisen, daß man als Frau das gleiche leisten könne wie der Mann.

Bald aber kam die innere Einkehr bei der Frau. Sie bekannte sich bewußter als bisher zu ihrem *Muttertum* und will als Mutter (dieser Begriff *weit und tief* gefaßt) teilhaben an der Gestaltung des gesamten Lebens ihres Volkes. Sie will mit dem Besten, was sie hat und ist, unmittelbar mit dazu beitragen, daß aus dem natürlichen Spannungsverhältnis zwischen ihr und dem Manne eine Einheit erwachse. Voraussetzung dazu ist freilich, daß man sie nicht beenge, sie nicht in begrenzte Arbeitsgebiete sperre, sondern ihr die ganze Vielfalt des Lebens überlasse.

Ein „Paradies" scheint für die Frau als solche heute Sowjetruß-

land zu sein: Die russische Frau von heute ist auf allen Gebieten des menschlichen Lebens selbständig tätig, es herrscht völlige Rechtsgleichheit, die Arbeit der Frau wird ebenso entlohnt wie die des Mannes. Und doch spürt man in Rußland die Hand der Frau nicht, denn sie hat sich auf Gedeih und Verderb dem Intellekt und dem Materialismus verschrieben. Sie kennt keine religiöse Bindungen, sie sucht nicht nach übersinnlichen und hinter den Dingen stehenden Beziehungen, die Liebe läßt sie ruhig zur Sinnlichkeit entarten und auf ihr Frauentum, das allerdings in den letzten Jahrhunderten mit Füßen getreten wurde, auf das „pfeift" sie.

Etwas wesentlich anderes als die Verwirklichung der russischen Zustände will die deutsche Frau, nämlich die volle Entfaltung ihrer fraulichen Art innerhalb ihres Volkes und zum Wohle ihres Volkes. Sie kann aber ihre körperlichen, seelischen und geistigen Anlagen bloß dann entfalten und für die Gemeinschaft wirksam machen, wenn ihr völlige Rechtsgleichheit, und dies auf allen Gebieten, zuerkannt wird. Die deutsche Frau sträubt sich dagegen, bestimmte Gebiete zugewiesen zu bekommen, deren Grenzen sie nicht überschreiten darf; ist doch die Welt der Frau hineingestellt und hineinverflochten in die des Mannes, steht sie doch unter dem gleichen Artgesetz, nur mit weiblicher Prägung und will sie doch bloß jedem Lebensgebiete zum Wohle ihres Volkes auch ihren Stempel aufdrücken.

Nachwort[1]

Wenn ich den Ausführungen von Annemarie Schnell einige Worte anfüge, so freue ich mich zunächst, daß sie von der Meinung abrückt, die Frauen verbinde über alle Völker eine Wesensgleichheit, die sie in Gegensatz zu den Männern stellt. Frau Schnell unterstreicht die Aufeinanderbezogenheit von Mann und Frau innerhalb des eigenen Volkes, seiner Aufgaben und Art. Ich stimme auch dem zu, daß die Frau die Lebens-, Schaffens- und Kampfgenossin des Mannes sein soll bei voller Entfaltung ihrer fraulichen Veranlagung. Daß aber die Entfaltung der fraulichen Veranlagung eine Leistungsgleichheit auf allen Gebieten miteinschließt, bestreite ich, denn mit der Wahrung des fraulichen Wesens scheint mir eine naturhaft gegebene Begrenzung des Arbeitsgebietes verbunden zu sein.

[1] Auf dieses Nachwort wird Frau Schnell in der Rundschau unserer nächsten Nummer antworten. Die Schriftleitung.

Gewiß weist die Frau, die, wie ein Witzbold einmal erklärte, genau so viele männliche wie weibliche Vorfahren hat, also sowohl männliche als weibliche Anlagen haben muß — die Begründung wirklich nur als Witz genommen! — auf allen Gebieten Leistungen auf, aber darauf kommt es nicht an, wie es überhaupt in dieser Frage nicht auf Leistungen ankommt, sondern auf das Gültige. Muttertum und Liebe sind für die überwiegende Mehrheit der Frauen die einzigen, wirklich befriedigenden, notwendigen und gottgewollten Gebiete. Muttertum muß dabei sehr einfach aufgefaßt werden, nicht irgendwie „weit und tief", nur als das eigene, das unmittelbare Muttertum. Alles andere ist zweitrangig und, wenn auch noch so ehrlich und voll erfüllt, Ersatz. Die wahre weibliche Leistung und Heldenschaft kann wie jede große Bewährung nur dort erfolgen, wo das unmittelbar Notvolle des Lebens den ganzen Menschen fordert, wo nur Einer da ist, der sich ganz bewähren kann und muß. Und für die Frau ist es das eigene Kind, daß sie derart fordert, niemand sonst.

Erkennt man dies, so erscheint der Ruf nach den gleichen äußerlichen Rechten nebensächlich. Ja, man ist versucht zu fragen: wer stößt ihn aus? Doch nur eine kleine Zahl von Frauen, die nicht behaupten können, daß ihr Ruf von den anderen mütterlich vollauf beschäftigten Frauen auch nur beachtet wird. Wohl aber kann man feststellen, daß die weniger laute Einwirkung von Millionen Frauen auf Mann und Kind, in welchen Rechtslagen immer, von jeher eine Kraftquelle darbot, ohne die keine Kultur und kein geschichtliches Ereignis hätte entstehen können.

Aus den äußeren und sozialen Ordnungen des heutigen Lebens ergibt sich natürlich ein bestimmtes Frauenrecht. Es berührt den ewigen gesunden Lebenszusammenklang beider Geschlechter nicht, denn der ist rechtlich ebensowenig faßbar wie das Geheimnis der Mutterschaft. Die Entwicklung des Frauenrechts aber wird davon abhängig sein, daß wir — was mir als sicher erscheint — die Urgegebenheiten deutlicher sehen als noch vor kurzem. Damit wird nicht der Einzelmensch, nicht Frau noch Mann, sondern die Familie zum Rechtsträger aufrücken, eine Entwicklung, die heute erst geahnt werden kann. Inwieweit dabei für die politischen Rechte der Frau noch Raum bleibt (Kinder- und Familienlosigkeit als Sonderfälle beiseite gelassen, dessen Regelung höchst schwierig ist), wird die Zukunft erweisen. Doch muß ich im Gegensatz zu Frau Schnell von diesem

Gemeinschaftsstandpunkt her nicht grundsätzlich, wohl aber dort, wo die soziale Not das Arbeitsrecht beeinflußt, dem Grundsatz zustimmen, der den familienerhaltenden oder familienfähigen Mann der ledigen und nicht kindererhaltenden Frau gegenüber bevorzugt.

Heinrich Zillich

Rundschau

Um Volkseinheit und Kirche. Es ist seit jeher versucht worden, die evangelische Landeskirche, die als nationale Glaubensgemeinschaft und Schulerhalterin für das Gesamtdeutschtum Rumäniens über das religiöse Gebiet hinaus unermeßliche Bedeutung hat, politisch zu beeinflussen. Solche Bemühungen haben in vielen Gemeinden immer wieder zu Erfolgen geführt, da ja die Mehrheit der Kirchenkörperschaften aus Menschen besteht, die unfähig sind unparteiisch zu handeln. Die damit verbundene Pharisäerei, von der anscheinend jede Generation durchsetzt wird, riecht besonders sauer, wenn Leute, die keinen Pfarrer wählen würden, der nicht zu ihrer Partei gehört, lutherisch kollern, sobald sie ihre Mängel bei anderen bemerken.

Diese Schicht des Allzumenschlichen zwischen dem, was Kirche sein soll, und dem Volk zu durchstoßen, ist Pflicht der Pfarrer, deren Beruf der wahren Kirche geweiht ist. Hier ergibt sich zugleich die überragende Bedeutung der obersten Kirchenführung. Das Landeskonsistorium, bei dessen Wahl äußerliche Einflüsse auch mitspielen, pflegt durch lange Jahre kaum verändert zu bestehen und könnte sich darum von Augenblickstimmungen eher freihalten. Leider beschloß es aber im Februar ein merkwürdig unklares Verbot, das auch durch zwei bischöfliche Erläuterungen nicht besser wurde. Der Erlaß besagt im wesentlichen: Es sei Kirchenangestellten verboten, welcher politischen Partei immer anzugehören; die Angestellten mußten dies in einer Erklärung zur Kenntnis nehmen.

Soweit ich den Erlaß begreife, enthält er keine Strafdrohung für jene, die ihn nicht beachten. Trotzdem kam es in Einzelfällen bei Verweigerung der Erklärung zu Bestrafungen: einem Pfarrer wurde die Ordination, Kandidaten die Zulassung zur theologischen Prüfung und Hochschülern Stipendien abgeschlagen. Nicht belangt wurden bisher die im Amt befindlichen Kirchenangestellten, die keine befriedigende Erklärung abgefaßt haben — ein unhaltbares Doppelmaß!

Die Kirche hat gewiß nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, ihren Angestellten, besonders den Pfarrern, die Zugehörigkeit zu einer Partei zu verbieten, die kirchen- oder christentumsfeindlich ist oder solche Bestrebungen fördert. Dieses Recht ihr abstreiten, hieße von ihr verlangen, sie solle sich selbst aufgeben; andererseits wären es seltsame Pfarrer, denen man erst durch ein Verbot klarmachen müßte, daß sie den

Abendmahlskelch nicht mehr reichen dürfen, wenn sie dulden, daß ihre Parteifreunde hineinspucken. Doch das Verbot des Landeskonsistoriums betrifft ja nicht die Teilnahme an einer bestimmten Partei, die als kirchenfeindlich bezeichnet wird; es richtet sich zwar, wie die Spatzen vom Dache pfeifen, gegen die Deutsche Volkspartei, was aber nicht ausgesprochen wurde und als ein Zeichen verschwommener Haltung sehr unerfreulich ist. Es handelt sich vielmehr um ein allgemeines Verbot parteipolitischer Betätigung. Ein solches ist kirchenrechtlich unhaltbar, kirchenpolitisch unklug, denn es beseitigt die Volksspaltung nicht und eifert bloß jene Kräfte an, die aus ihr Parteinutzen ziehen und denen erfahrungsgemäß der gleiche Willen zur Politisierung der Kirche zugetraut werden muß wie anderen Gruppen. Und es schafft die Möglichkeit, daß sich manche Pastoren, denen nun einmal von Berufswegen große Vorstellungen locker sitzen, als Märtyrer fühlen.

Die Kirche betrat mit dem Verbot einen Weg, den sie am besten sofort wieder verläßt. Bei der Aufhebung des Verbotes kann sie ihren Angestellten raten, sich von Parteien abzuwenden. Mehr kann sie nicht tun, denn unsere Pfarrer waren und sollen Volksführer bleiben, deren Pflichtgefühl darüber entscheiden muß, wieweit sie sich parteilich binden. Schädigen sie die Allgemeinheit, der allein ihr Dienst gelten darf, so sollen sie rücksichtslos bestraft werden, denn verleitet der Pfarrerberuf Unberufene auch leicht zur Heuchelei, so ist ein Pfarrer, der seine politische Gebundenheit über seine Amtsführung bestimmen läßt, eine Lüge von doppelter Widerlichkeit, weil er nicht nur Menschen, Gotteshaus, Kanzel und Glauben anschmiert, sondern dazu noch aus seiner Parteischaft so etwas wie eine Berechtigung abzuleiten vermeint.

Die Rechtseinwände gegen das Verbot sammelte einer der bekanntesten Pfarrer Wilhelm Staedel in einem Offenen Brief an das Landeskonsistorium. Ob sein Brief „ungewohnt" oder nicht, läßt uns kalt. Wichtiger ist, daß seine kirchenrechtlichen Einwände gegen das Verbot zutreffen. Ebenso sei anerkannt, daß Staedel die Verantwortung dafür übernimmt, andere Kirchenangestellte zur gleichen Haltung bewogen zu haben.

Diese Anerkennung verhindert nicht, daß manche seiner Gedankengänge abgelehnt werden müssen. Staedel sagt: „Ich bin mir der Notwendigkeit bewußt, daß die Kirche mit unserer nationalen ‚Obrigkeit' die Arbeitsgemeinschaft anstrebt. Wenn aber, wie heute, die ‚Volksorganisation' in ihrer Gültigkeit stark umstritten ist und ein großer Teil des ‚Kirchenvolks' angeblich nicht zu ihr gehört, dann muß die Kirche gerade um der anzustrebenden Einheit willen Zurückhaltung üben." Sie darf, wie Staedel meint, das neue Volksprogramm, also die Satzung der Volksorganisation, nicht „einseitig" anerkennen. — Da Staedel sich zur Volkspartei zählt, ohne ihr allerdings beizutreten, ergibt sich aus seiner Ableitung: Weil die Volkspartei das Volksprogramm für unrechtmäßig hält, dies aber von der Volksorganisation mit Mehrheit angenommen wurde, ist die Volksorganisation selbst „umstritten", was für Staedel, der das Wort Volksorganisation stets

in Anführungszeichen setzt, nur bedeuten kann: ungültig. Ungültig soll also die Volksorganisation sein, weil sie mit Mehrheit einen Beschluß faßte, der nach jedem Rechtsbrauch als ihre Willensfestsetzung für alle, also auch für die Kirche gelten muß. Nach Staedels Gedankengang aber — man muß sich das ganz klar machen: besteht eine Volks-, zu beachten: eine Volksorganisation nicht mehr, sobald sie mit Mehrheit etwas beschließt, was die Minderheit für Unrecht hält und sabotiert. Folgerichtig ist jede Organisation ungültig, die der Minderheit nicht folgt und jede andere Organisation handelt „einseitig", wenn sie Mehrheitsbeschlüsse jener anerkennt. Wie bei solchen Anschauungen Organisationen überhaupt bestehen sollen, ist ein Geheimnis. Hiebei muß noch daran erinnert werden, daß die Volksorganisation aus Wahlen hervorging, daß die Volkspartei monatelang in ihr mitarbeitete und daß sie nicht versucht hat, die Anfechtungsmöglichkeiten des von ihr befehdeten Beschlusses innerhalb der Organisation auszunützen. Einfach zu erklären, ein Mehrheitsbeschluß, den sie ablehnt, zerbreche die Volksorganisation, ist eine unhaltbare Logik.

Was bedeutet eine solche Logik auf die Kirche angewendet? Z. B. dies: Ein Pfarrer, der im Parteiverbot Unrecht sieht, darf die Kirche für ungültig erklären — nicht etwa, weil sie ihre Lehre verriet; nein, weil sie seine private Rechtsbefugnis begrenzte.

Was ist die Volksorganisation für uns? Die einzige politische, das ganze heimatliche Deutschtum umschließende Organisation. Sie war mangelhaft, ewig umstritten und wird es wie alles Menschliche bleiben. Aber sie ist da! Ist da in einzigartiger unantastbarer Bedeutung. Sie hat oft Beschlüsse gefaßt, die von Volksgenossen für unrechtmäßig gehalten wurden. Auch in Zukunft werden Minderheiten dasselbe behaupten. Vor dem Kriege wurde sie mehrmals geschädigt. Der unerträglichste Fall war jener, wo sich ein Führer der Jungsachsen, dem die begeisterten Kronstädter einmal die Pferde vom Wagen spannten, später von den Ungarn zum Sachsengrafen ernennen ließ und dann selbst im Budapester Abgeordnetenhaus für die Zerschlagung des Königsbodens eintrat. Dieser Fr. Wächter aus Kronstadt, hochgekommen durch geschickten Wahlkundendienst und Bauernbehandlung, der jahrelang als Drohne auf unserer Volksorganisation saß und sie immer mißachtete, ist ein Beispiel für jene wiederholte Erscheinung unserer Geschichte, daß junge Bewegungen mit neuschöpferischen Ansätzen nur dadurch scheiterten und das Volk schädigten, weil einer ihrer Führer die Unantastbarkeit der Volksorganisation, des nahtlosen Zusammenschlusses gegen außen, nicht achtete. Seit dem Kriegsende bestand keine Sondermeinung darüber, daß die Volksorganisation jedermann bindet. Darum beugte sich ihrem Beschluß auch die Erneuerungsbewegung immer. Und nun soll seit dem Oktober 1935 eine andere Volkssittlichkeit gelten, weil eine ganze Partei den Gehorsam kündigte!

Es gibt niemand, der uns ehrlich weismachen könnte, daß unser Grundsatz falsch sei. Alle Ausflüchte verdecken bloß die Unfähigkeit zum Einbe-

kenntnis, daß der Schritt aus der Volksorganisation nie getan werden durfte. Die verführerischste Selbstausflucht meint, die Volksorganisation könne nur erneuert werden, wenn das ganze Volk in der Volkspartei gesammelt worden sei, wodurch sich die Volksorganisation von selbst ergebe. Das Rezept aber hat noch niemand verraten, das tauglich sein soll, für die Volkspartei jene vielen Tausende zu gewinnen, die sie bedingungslos ablehnen und ihr keinen Gehorsam leisten werden, weil sie selbst den Gehorsam brach. Unsere Volksorganisation ist der Boden, wo alle Volksgenossen und -parteien nach ihrer Bedeutung Platz finden können, die aber auch alle bindet. Für jene, die dies verletzten, gibt es nur eines: Rückkehr in ihren Rahmen. Der Mann, der dazu den Mut hat, wird unserem Volke mehr nützen als hundert Redner und ihr Beifall. Allerdings, zum Einbekenntnis eines Irrwegs gehört Größe. Staedel sprach einmal vom Gewissensrecht zum Ungehorsam. Mit diesem Wort läßt sich ungeprüft hantieren. Seinen stolzen Sinn hat es dort, wo der Gehorsamsbrecher sein Leben wagt und um Gottes willen handelt. In einer Volksgemeinschaft ohne vollstreckende Gewalt wird nur das gesunde Leben des Volkes damit gewagt, vornehmlich wenn es nicht um Gott geht, sondern um private Rechte oder Abstimmungsniederlagen. Luther brach den Gehorsam, weil Gott zum Geldgeschäft gemacht worden war, nicht weil ihm persönlich ein bürgerliches Recht beschnitten wurde. Er brach ihn erst nach vielen Versuchen, ihn mit der göttlichen Beauftragung zu vereinen und in Erwartung des Scheiterhaufens.

Ein privates Gewissensrecht zum Ungehorsam auf die Kirche übertragen, bedeutet deren Vernichtung, Verlust der deutschen Schule, der deutschen Jugenderziehung, der seit Jahrhunderten tragenden Kräfte, an denen auch die katholischen Deutschen unserer Heimat mitzehren. Ich weiß, daß Staedel dies nicht will, aber seine verfehlte Beurteilung der Volksorganisation kann anderen, wenn er ihnen nicht in die Speichen fällt, auch diesen Weg als erlaubt oder gar als sittlich vorgaukeln. Manche spielen schon mit solchen Gedanken.

Die Gedanken Staedels sind deshalb nicht gleichgültig, weil er Einfluß auf einen großen Teil der Jugend hat, deren Vorzüge er, wie ich weiß, ebensowenig übersieht wie ihre Fehler. Hier ist er vor Entscheidungen gestellt, die er unabhängig von jeder Partei, nur das Volksganze vor Augen, fällen muß.

Er erhob seine Stimme oft, schien seinen Freunden ein Unrecht geschehen zu sein, doch wir vermißten sie, wenn seine Freunde noch so sehr fehlten. Allgemeine Mahnungen, die er aussprach, fallen nicht ins Gewicht, wenn niemals auch nur einer der Schuldfälle seiner Nächsten mit den gleichen ins einzelne vordringenden Worten von ihm verurteilt wurde, die seine Gegner zu hören bekamen. Andere können schweigen, Staedel nicht, dem Jugend Macht übertrug, der Gott sein Leben weihte, er, der Redner, begabt es zu tun, muß sprechen, nach allen Seiten frei, seinem Gewissen untertan, wie er auf der Kanzel erhoben steht. Verhindern kann er, daß

sich die Jugend weiter parteitaktisch verpuppt und um ihre Entfaltung bringt, daß dabei unsaubere Kampfmittel verwendet werden, daß sie sich erdachten Gottvorstellungen ohne bewegendes Erlebnis überantwortet, daß viele gutveranlagten Burschen nur von Haß und Wut leben, unreif zu urteilen, sich selbst zum Maß nehmen und, vor Zank und Streit nicht mehr sehen können, was uns täglich von außen an Rechten und Raum genommen wird.

Staedels Offener Brief ist ein freiwilliges und unfreiwilliges Bekenntnis. Man liest ihn mit unerschütterter, aber quälend gewordener Zuneigung zu dem Manne, der durch sein dialektisches Feuer die Schlacken nicht sieht, die sich auf den Volksweg abzulagern begannen. Staedels kirchenrechtliche Verwahrung muß anerkannt werden, doch seine Gedankengänge über die Volksorganisation sind in ihrer Auswirkung auf die Jugend oder wenn sie auf die Kirche übergreifen — was nicht von ihm abhängen muß, wohl aber von ihm verhindert werden kann — unendlich gefährlich.

Der Zwiespalt in unserem Volke kann nicht beseitigt werden durch die heute in Schwung gekommene rein taktische Kampfesart, durch Hetz- und Haßfeldzüge, nicht durch Parteibeifallsveranstaltungen, nein, nur durch den Willen, im Gegner auch dort, wo er unverzeihlich irrt, wo er Irrtum aus Trotz, Eitelkeit und Parteisucht nicht eingestehen will, den Punkt immer wieder empfindlich zu machen, wo das Volksganze entscheidend vor Augen tritt! Und darum muß die Volkspartei wieder in die Volksorganisation einrücken!

*

Diese Zeilen waren geschrieben, als sich zu Staedels „Offenem Brief" einige Pfarrer öffentlich bekannten, darunter solche von Bedeutung. Auch sie scheinen in der Schmälerung ihrer persönlichen Rechte fast etwas wie einen Anschlag auf die Religion zu sehen. Dann müßten sie aber auch gegen die parteipolitische Auswertung ihres Kampfes auftreten! Dann dürften Gratulationszeilen, in denen ein Pfarrer den Mut eines anderen anerkennt, nicht in die Zeitung kommen! Auch nicht jener Klagebrief eines jungen Pfarrers gegen den Bischof, worin sich doch nur unklare reformatorische Sehnsucht äußert und eine private Verschnupftheit wegen der allerdings sehr starren und abweisenden Haltung des Kirchenoberhauptes. Gewöhnlich werden solche Leutnantsschmerzen im Regiment abgemacht; rauhe Obersten gibt es überall, darum fordert ihr Amt doch Respekt.

Leitete nun das Landeskonsistorium gegen die Pfarrer, die innere Kirchenfragen vor die breite Öffentlichkeit brachten, das Disziplinarverfahren bei gleichzeitiger vorläufiger Amtsenthebung ein, so ist das auch eine Regimentssache, bei der allerdings viel zu scharf vorgegangen wurde. Eine einfache Disziplinarunterſuchung hätte der Bedeutung der Angelegenheit gerade noch entsprochen, die wahrscheinlich nie entstanden wäre, wenn die Kirchenleitung wirklich in amtsbrüderlicher

Weise von Mensch zu Mensch die vorhandenen Spannungen zu beseitigen fähig gewesen wäre. Bei diesen Pfarrern handelt es sich doch nicht um moralisch minderwertige, höchstens um einseitige Menschen.

Für das sehr erneuerungsbedürftige Landeskonsistorium ergibt sich nun eine peinliche Lage. Seine Haltung hat die Verwirrung herbeigeführt. Will das Konsistorium die Volkspartei erledigen, so soll es ehrlich nachweisen, daß sie kirchenfeindlich ist. Kann es dies nicht, so weg mit dem in seiner Verallgemeinerung unhaltbaren Verbot!

Bedauerlich, daß der Bischof gerade jetzt nach Amerika fährt, wo eine Lösung gefunden werden muß aus einer nicht ohne seine Starrheit entstandenen Lage. So nebelhaft, selbstbefangen und reformationsunberufen das Schwärmen einiger Pfarrer anmutet, so ist doch eines noch deutlicher geworden: unsere Kirche braucht eine Erneuerung, die durch silbenstecherisches Dogmenregiment nicht ersetzt werden kann.

Auf beiden Seiten sind Fehler begangen worden. Wer Mut hat sie gutzumachen, wird die Kirche aufbauen. Sie zu zerstören, werden weder die Glaubensbüttel noch die Schwarmgeister fertigkriegen, denn zwischen Heiligenscheinwerfern und Parteipolitikern wird die sehr nüchterne Wahrheit siegen.

Heinrich Zillich

Unser Nachbarschaftswesen. In einer Zeit des Zwistes soll eine Tat nicht vergessen werden, die, kaum von jemand angezweifelt, unserem Volkstum in Rumänien wenigstens auf einem Gebiete Zukunftswege legte und in Hermannstadt zur Frucht gedieh: die Neubelebung des Nachbarschaftswesens.

Bei den Siebenbürger Sachsen ist die Zusammenfassung der Nachbarschaft eine aus der Urheimat mitgebrachte Volksordnung, die sich durch die Jahrhunderte bis heute erhielt, während sie sonst bei deutschen Stämmen erlosch; bei uns blieb ihr Sinn wach, obgleich in den letzten Jahrzehnten, vornehmlich in den Städten, der Verfall auch bei uns eintrat. Aus dem Wissen um die Aufgabe dieser Volksordnung, die, unabhängig von Parteiungen, jeden Volksgenossen umschließt, konnte nach der Erneuerung der Volksführung vor zweiundeinhalb Jahren bald auch der Schritt zur Neubelebung der Nachbarschaften in einer Satzung, einer Nachbarschaftsordnung, gewagt werden, wobei alle deutschen Siedlungen in Rumänien berücksichtigt wurden.

Nun wissen wir wohl in Siebenbürgen, was eine Nachbarschaft ist: eine große Familie der Nachbarn, überkrönt von der Zusammenfassung aller Nachbarschaften in der Stadthannschaft, wir wissen, daß einst die Nachbarschaften unserer Städte Gemeindeverwaltungsaufgaben neben denen der nachbarlichen Hilfe und Geselligkeit wahrnahmen und dies mit dem Verlust der alten sächsischen Rechte aufhörte, heute also die Nachbarschaft eine völkische Ordnung sein muß, aufgebaut auf dem Gedanken der Freiwilligkeit und der Überzeugung, darum aber auch dort, wo rechte Männer am Werke sind, fähig, viel tiefer zu wirken als eine bloß obrigkeitliche Regel. Woher aber sollen die nichtsächsischen Gebiete dies wissen? Die

neue Nachbarschaftsordnung allein gibt ihnen nur das Gerippe dessen, was wir im Nachbarschaftswesen sehen und kann als eine Satzung wenig mehr geben. Das lebendige Beispiel mußte dazu treten, um den Gedanken der erneuerten Nachbarschaft ausströmen zu lassen. Daß dies bis heute noch in viel zu geringem Maße erfolgte, liegt nicht an dem Beispiel selbst, an der belebten Nachbarschaftsgemeinschaft Hermannstadts, sondern daran, daß unser Innenzwist auch hier lähmend wirkt. Das Beispiel selbst bleibt bestehen und wird wie alles Lebendige schließlich ausschwingen.

Auch hinter der Neubelebung des Hermannstädter Nachbarschaftswesens steht ein Mann wie hinter jeder gültigen Leistung. Der Stadthann von Hermannstadt, Professor Wilhelm Schunn, fand, als er, der gleichzeitig der Schöpfer der allgemeinen Nachbarschaftsordnung ist, deren Ziele in Hermannstadt zu verwirklichen begann, einen denkbar schlechten Boden dafür vor. In anderen siebenbürgischen Städten lebte das Nachbarschaftswesen noch. In Hermannstadt war es seit Jahrzehnten tot und an seiner Stelle hatten sich Parteinachbarschaften eingenistet. Diese konnten als Grundlage nicht gelten, deshalb mußte ganz neu gebaut werden. In verhältnismäßig kurzer Zeit stand der Bau.

Wir können uns mit den Einzelheiten des Hermannstädter Nachbarschaftswesens nicht befassen. W. Schunn hat eine schöne Broschüre herausgegeben, die allen Volksgenossen angeraten sei („Die Nachbarschaften der Deutschen in Rumänien", Krafft & Drotleff, Hermannstadt, 1936), weil sie dies Neuwerden der Nachbarschaften volkstümlich schildert und jedem Orte zum Muster für seine eigenen Nachbarschaftsaufgaben dienen kann. Was uns an ihr besonders fesselt, ist die überlieferungsbewußte Art, mit der z. B. Nachbarschaftszeichen und -laden geschaffen, Namen gesucht und gefunden wurden, wie die Regelung der Amtswalterabende, des Richttages und der Geselligkeit erfolgte, vor allem aber, wie die nachbarliche Hilfe geordnet ist. In Hermannstadt ist die Nachbarnhilfe mannigfaltig. Bekannt ist es ja, daß dort in Sterbefällen und bei Geburten in kinderreichen Familien Geldbeihilfen der Nachbarschaften gegeben werden. Kaum eine andere Einrichtung der Hermannstädter Nachbarschaft hat solches Aufsehen erregt und ist auch allgemein so lebhaft anerkannt worden. Daß diese Geldzuwendungen nur gewährt wurden, wenn sie zu fruchtbaren, der ganzen Familie nützlichen Dingen verwendet werden, sei besonders anerkannt und die mit solchen Geldhilfen entschuldeten oder neugebauten Häuser (von denen die erwähnte Broschüre einige Abbildungen bringt) sind eine überzeugende Bestätigung für die Möglichkeiten, die, richtig wahrgenommen, im Wesen der Nachbarschaft liegen.

Volksaufbau im wahrsten Sinne wird in den Nachbarschaften Hermannstadts geleistet. Kein anderer Ort hat demgegenüber etwas ähnlich Gesundes aufzuweisen. Möge es W. Schunn gelingen, sein Werk allmählich trotz Hemmnissen, die in uns selbst liegen, auf die anderen Orte auszudehnen.

Heinrich Zillich

Zum Tode des Kunstforschers Viktor Roth. Viktor Roth hat zu dem geistigen Volkserbe, das uns Vater und Sohn Teutsch durch Schaffung unseres Geschichtsbildes, Haltrich, Friedrich Müller und F. W. Schuster durch die Sammlung unseres Märchen-, Sagen- und Volksliedgutes, Schullerus durch das Gesamtbild unserer Volkskunde erschlossen haben, das Gesamtbild unseres Kunstbesitzes gefügt. (Noch fehlt in diesem Rahmen einer siebenbürgischen Deutschkunde eine gleich umfangreiche und übersichtliche Zusammenschau unserer Dichtungsgeschichte, die sich erst in den verdienstvollen Arbeiten K. K. Kleins abzuzeichnen beginnt.) Darin besteht Viktor Roths geschichtliche Leistung und wer die Umstände ihrer Entstehung bedenkt, wird sie nur höher bewerten müssen. Seine akademische Ausbildungszeit fällt in die neunziger Jahre. Die Universitäten standen im Banne des Positivismus, die kunsthistorischen Forschungsmethoden in den bescheidensten Anfängen. Was Roth in jungen Jahren zu leisten auf sich nahm, mußte der ständigen Kontrolle an dem Vergleichsmaterial und dem Fachschrifttum der wissenschaftlichen Institute entraten, war notgedrungen „Kunstforschung im Nebenberuf". Was ihm gelang ist trotz aller in diesen Schwierigkeiten mitbegründeten Flüchtigkeiten und mancher Gewagtheit in den Hypothesen ein Werk von erstaunlicher Geschlossenheit. Übrigens war er selbst der erste, der die Ergebnisse seiner Forschung immer neu in Frage stellte und den Mut besaß, allzugewagte Vermutungen zurückzuschrauben und Verfehltes richtigzustellen. Während er in unbeirrter Arbeit den Gesamtbezirk unserer Kunstgeschichte in 6 umfangreichen Bänden und zahlreichen kleinen Arbeiten absteckte, hatte sich im Reich die kunstwissenschaftliche Methode und Ideologie ungeheuer entwickelt. In Roths letzten Arbeiten erkennt man den Einbruch dieser neuen Gedankenwelt, die unvermeidliche methodische Rückständigkeit wurde bewußt, Gesichertes wurde fraglich im Spiegel des gewaltig vortreibenden Flusses neuerer Forschung — am Ende, vor Roths „Abschied von der Kunstgeschichte" (so nannte er selbst seinen letzten, in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz), steht eine vertiefte Erkenntnis der Problematik unserer Kunstgeschichte. Aber diesen Abschied konnte er nehmen mit dem stolzen Bewußtsein sein Lebenswerk getan zu haben und mit dem Ausblick auf die Früchte, die es getragen. Er durfte noch die „Deutsche Kunst in Siebenbürgen" herausgeben (das Buch ist in dieser Zeitschrift ausführlich gewürdigt worden), das Werk, das ihn überholte und nun ganz von der neuen Kunstwissenschaft her unseren Kunstbesitz zu deuten vermochte, in dem aber auch kein geringerer als Wilhelm Pinder Roth den Ehrentitel ausstellen konnte, das tragende Fundament für alle zukünftige Arbeit geschaffen zu haben. Roth hatte selbst seine Wissenschaft vorwärtsgetrieben bis zu der Stelle, wo sie von den großen Fachinstituten des Reiches übernommen werden konnte, deren Unterstützung er ein Menschenalter lang in seiner siebenbürgischen Abgeschiedenheit hatte entbehren müssen. Mit seinem Leben ging ein sinnbildliches auslanddeutsches Gelehrtenschicksal zu Ende.

Eine Neuordnung unseres geistigen Volksbesitzes kündigt sich an. So wie das von Vater und Sohn Teutsch überkommene Geschichtsbild sich vor unseren Augen immer deutlicher zu wandeln beginnt, so wird auch Roths Bild unserer Kunstgeschichte von der reichsdeutschen Wissenschaft, der er sein Erbe übergeben hat, noch manche Veränderung erfahren. Seine Leistung wird dadurch nicht beeinträchtigt. Wenn sich aber einmal unsere größten Kunstwerke dem Bewußtsein des Volkes so einprägen, wie dem Deutschen von heute das Bild des Speyerer Domes oder des Bamberger Reiters; als erhabene Sinnbilder unserer Geschichte — dann wird man sich dessen erinnern müssen, daß es Viktor Roths Saat ist, die aufgeht.

H. Krasser

Julius Teutsch gestorben. In diesem Monat verloren wir nicht nur den Altmeister unserer Kunstforschung Viktor Roth, sondern wenige Tage später in Kronstadt auch den bedeutenden Gelehrten der Vorgeschichte Julius Teutsch. Eine Lungenentzündung raffte ihn noch vor Erreichung seines siebzigsten Lebensjahres dahin. Teutsch, korrespondierendes Mitglied wissenschaftlicher Akademien, ist durch seine Grabungen und vorgeschichtlichen Entdeckungen, die für die Deutung ganzer Zeitepochen von entscheidender Bedeutung waren, weit über die Grenzen unserer Heimat bekannt geworden. Sein Name und seine Leistungen sind aus der Vorgeschichtsforschung nicht mehr zu streichen. Gleichzeitig hat sich Teutsch durch sein zweites Lebenswerk, durch das von ihm geschaffene und geführte Burzenländer sächsische Museum, unvergeßliche Verdienste erworben. Ein bedeutender Mensch und Gelehrter ist von uns gegangen. Das Werk Teutschs, der auch Mitarbeiter unserer Blätter war, werden wir noch ausführlich würdigen.

Heinrich Zillich

Dr. Ewald Ammende gestorben. Viel zu früh ist allen Minderheiten Europas und vor allem den deutschen, in verhältnismäßig noch jungen Jahren ein Mann entrissen worden, der unersetzlich ist. Unersetzlich ist Dr. Ewald Ammende, der auf einer Weltreise in China starb, deshalb, weil er nicht nur der stärkste Verteidiger der Minderheitenrechte war, sondern weil es ihm gelungen ist, alle europäischen Minderheiten organisatorisch zusammenzufassen und so zu vertreten, daß ihr Gewicht in jedem Jahre seit Kriegsende deutlich gespürt werden mußte. Ihm ist es zu verdanken, daß heute die Minderheitenfrage in den Staatskanzleien Europas als noch ungelöste Aufgabe empfunden wird, an der sich zwar viele Staatsmänner vorbeidrücken wollen, die dauernd doch nicht zu übersehen ist. Ammende war einer der besten Kenner der Minderheitenlage. Auch unsere Heimat hat er oft besucht. Der lebenslustige, willensstarke und kraftstrotzende Mensch, dessen Gesundheit allerdings seit einiger Zeit zu wünschen übrig ließ, hatte Freunde kreuz und quer in Europa; er war allen wichtigen Staatsmännern bekannt, wurde von ihnen geachtet und beachtet; das Werk, das er zurückläßt, ist unvollendet. Möge an seine Stelle ein Mann treten von ähnlicher Begabung, Zieltreue und Arbeitskraft.

Heinrich Zillich

Ein Hörspiel von Fritz Heinz Reimesch. Am 21. April jährte sich zum zweihundertsten Male der Todestag Prinz Eugens, den wir in der letzten Zeit nicht nur als Besieger der Türken sehen gelernt haben, sondern als den Staatsmann, der in dem von ihm befreiten Donauraum durch planmäßige Ansiedlung deutscher Bauern eine Ordnung erstrebte, die gleicherweise Schutz gegen den Osten bot wie auch die Ausbreitung der westlichen Kultur ermöglichte. Das deutsche Volk hat viele große Männer an Frankreich abgetreten. Mit Prinz Eugen von Savoyen, der seinem Volkstum nach allerdings Italiener, seinem Stande nach Reichsfürst war, hat Frankreich, das auf Eugens Dienste verzichten zu können glaubte und ihn damit nach Wien trieb, dem deutschen Volk ein reiches Gegengeschenk gemacht. Der Edle Ritter, der innerlich ganz zum Deutschen, ja zum Gewissen des Reiches wurde, führte seinen Lebenskampf, gerade weil er die Befriedung des Donauraumes als höchstes Ziel vor Augen hatte, sowohl gegen die Türken als auch gegen Frankreich, den Verbündeten der Pforte. Es ist nicht notwendig, hier die vielen Siege Eugens gegen die Türken und gegen Frankreich aufzuzählen. Er war der Retter des Reiches und damit Europas vor der türkischen Bedrohung.

Zur Erinnerung an seinen Todestag fanden in Deutschland verschiedene Veranstaltungen statt; unter ihnen sei ein Hörspiel unseres Landsmannes Fritz Heinz Reimesch erwähnt, das unter dem Titel „Prinz Eugen, der Marschall des Reiches" vom Reichssender Stuttgart am 22. April gesendet wurde. Es faßt in sieben Bildern, umrahmt von zeitgenössischer Musik, in Bearbeitung von Otto Erich Schilling, den Lebens- und Schicksalsgang Prinz Eugens volkstümlich zusammen und übersieht durchaus nicht, wie hoch die friedlichen Leistungen des Feldherrn neben seinen kriegerischen zu veranschlagen sind. Das Hörspiel ist in seiner knappen und lebendigen Gestaltung ein gutes Beispiel dafür, daß der Rundfunk gerade für solche Aufgaben, wo Belehrung und Erbauung unmittelbar dem Volke geboten werden sollen, ein geeignetes Mittel darstellt.

Heinrich Zillich

Der siebenbürgisch-sächsische Klaviervirtuose Roland Raupenstrauch.





Egon Hajek

Neue Bücher und Schriften

Hanns Johst, Consuela. Albert Langen/Georg Müller-Verlag, München. In neuer Auflage erschien dies Tagebuch einer Spitzbergenfahrt, glänzend erzählt, voll menschlicher Tiefe, eine kleine Kostbarkeit, in der sich die Weite der Welt spiegelt. Heinrich Zillich

Franz Zeise, Die Armada. Rowohlt-Verlag, Berlin. Das Buch schildert Szenen aus dem Leben des Bastards Kaisers Karl V., des Don Juan d'Austria, jenes Prinzen, der in der Seeschlacht bei Lepanto die Türken schlug und damit in die Geschichte einging. Als Statthalter der Niederlande starb er früh. Die Darstellung Zeises, die weder ein Roman noch eine Lebensbeschreibung ist, beschränkt sich darauf, in gehobener, oft pompöser Sprache einzelne Bilder zu zeichnen, was der Klarheit und der wirklichen Erfassung des Charakters des Helden wenig dient. Man erhält im wesentlichen die glühende Ausmalung einiger Episoden, ohne in den tieferen Inhalt dieses merkwürdigen Lebens einzudringen.

Heinrich Zillich

Kurt Schubert. Märten von Borwiz. Wilh. Gottl. Korn-Verlag, Breslau. Das umfangreiche Buch ist geschrieben im Stile mittelalterlicher Abenteuerromane, der Verfasser hat Phantasie genug, um die abenteuerlichen Erlebnisse des schlesischen Edelmannes von Borwiz so zu erzählen, als wenn dieser sie selbst niedergeschrieben hätte. Eine ursprüngliche Begabung zum Fabulieren zeichnet Schubert aus und macht die merkwürdigen Erlebnisse des Herrn von Borwiz lebendig, der im Dreißigjährigen Krieg auf der Fahrt nach Westindien von Freibeutern gekapert und deren Genosse wird, um dann Raub- und Eroberungszüge in die südamerikanischen Kolonien Spaniens zu unternehmen, wo er gar der Ehemann der letzten Inkaprinzessin wird und allerhand Schweres und Wüstes erlebt. In kräftiger und drastischer Sprache geschrieben, voll derber Einzelheiten und reichgespannter Gestaltungskraft, ist das Buch ein sehr guter Abenteuerroman.

Heinrich Zillich

Charles de Coster, Tyll Ulenspiegel. Eugen Diederichs-Verlag, Jena. Der große flamische Roman, der unseren Lesern wohlbekannt ist und auch hier schon gewürdigt wurde, erschien nun in einer billigen Volksausgabe

in der berühmten Verdeutschung von Oppeln-Bronikowski. Möge er viele Käufer finden!

Heinrich Zillich

Neue Prestelbücher. Der Prestelverlag in Frankfurt am Main, dessen schöne Bilderbücher wir schon einmal lobend erwähnt haben, brachte vor kurzem zwei Sammlungen heraus, die unseren Lesern mit aller Wärme empfohlen werden: 1. Altdeutsche Kupferstiche, Einführung und Auswahl von Peter Halm, 65 Abbildungen; 2. Tierzeichnungen aus acht Jahrhunderten, 59 Abbildungen. — Bei beiden Bänden gibt eine knappe Einführung auch dem wenig unterrichteten Betrachter einen sachgemäßen und anregenden Einblick in das Thema der Auswahl. Besonders meisterhaft sind die daran geschlossenen kurzen Bilderklärungen, die das Verständnis vertiefen, in anschaulicher Sprache und kürzester Fassung ein Musterbeispiel lebendiger Kunstvermittlung sind. Das wahre Wunder beginnt beim Betrachten der Bilder. In beiden Fällen sieht man die Entwicklung, die hier ein künstlerisches Verfahren, dort die Wiedergabe eines bestimmten Darstellungsstoffes im Laufe vieler Jahrhunderte genommen hat. Auf Einzelheiten können wir nicht eingehen; es sei nur darauf verwiesen, daß man unter den Kupferstichen nicht nur die berühmten Blätter Dürers findet, deren Kostbarkeit hier allerdings in der sehr guten Wiedergabe unvergleichlich erscheint, sondern auch die schönsten Arbeiten aus früherer und späterer Zeit, darunter manches wenig bekannte. Im zweiten Band, dessen erstes Blatt aus England vom Ende des zwölften Jahrhunderts stammt, steht im Mittelpunkt Leonardo da Vinci, Dürer, die Cranachs, Rubens, Rembrandt, eine Reihe von bekannten Franzosen aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Den Abschluß bildet ein Bild von Menzel. Ein besonderer Vorzug der Bücher ist ihre Billigkeit, die sie zu Büchern des breiten Volkes macht.

Heinrich Zillich

Joachim Ringelnatz. Der Nachlaß. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin. — Vor bald anderthalb Jahren starb Joachim Ringelnatz, einer der merkwürdigsten Käuze, die durch das deutsche Schrifttum gingen. Als Maler von Bildern, die durch ihre weiten Hintergründe, in denen die Raumsehnsucht des alten Matrosen schwingt, überraschen, als Kabarettsänger, als berühmter Zecher und Humorist, als Dichter der unbekümmert-frechsten Verse und eines Erlebnisbuches vom Seekrieg lebt Ringelnatz in unserer Erinnerung fort. Sein „Nachlaß" ist uns darum willkommen. Der Band enthält Gedichte der verschiedensten Art, Sprüche und Kleinigkeiten und das Fragment eines Romans, vor allem die Tagebuchaufzeichnungen des Dichters aus dem Krankenhaus. Wer noch nicht wußte, welches leidgewohnte und zarte Herz in der rauhen Brust dieses Dichters schlug, der wird es aus den Tagebuchaufzeichnungen erkennen und von seinen Bildern ablesen können, deren Wiedergaben dem Buche beigegeben sind.

Heinrich Zillich

Hans Freyer, Ethik des politischen Volkes. Eine Ethik des politischen Volkes gibt uns der bedeutende Geschichtsphilosoph Hans Freyer mit seinem im Eugen Diederichs-Verlag zu Jena erschienenen Buch „Pallas Athene". Es handelt vom Schöpferischen des ewig wirkenden Geistes im geschichtlichen Geschehen und tritt für die Lauterkeit unserer Sendung ein. Dr. Ernst Jekelius

Oskar Gluth: Sonne über München, ein Roman um die Jahrhundertwende. Ausstattung E. Croissant. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1935. Preis RM. 4.—, in Leinen RM. 5.80. — Kann man heute noch einen Roman von der Jahrhundertwende lesen? Wo doch offenbar alles, besonders in der guten Stadt, jawohl: der Kunststadt München, in tiefster, behäbigster Bürgerlichkeit steckt, aus der wir doch seither so gründlich herausgewachsen sind. Man geht mit der heimlichen Befürchtung an das Lesen des Buches, daß doch mindestens ein großes Stück Langeweile seine Wüsten darüber breiten müßte, — und siehe da: man stellt sich gern in diese Sonne, die O. Gluth so hell aufleuchten läßt über der Stadt und Zeit eines Lenbach, Ludwig Thoma, Georg Hirth und der anderen bedeutenden Männer, die für kurz oder lang in München weilen; man nimmt gerne teil an dem großen Künstlerfasching von 1900, an der Einweihung von G. v. Seidls neuem Künstlerhaus, den umtobten Vortragsabenden Wedekinds und Dehmels; man hat merkwürdig starke Fühlung auch mit der Bürgerwelt dieser sonnigen Stadt, — mit einem Wort: Oskar Gluth schenkt seinen Lesern einige Stunden bester, wertvollster Unterhaltung, für die wir heute erstrecht dankbar sind. Hans Lienert

Hellmut von Cube: Tierskizzenbüchlein. Verlag S. Fischer, Berlin. — Das fingerdicke, hervorragend ausgestattete Büchlein enthält fünfundzwanzig Betrachtungen über Tiere. Ob der Verfasser über den Hund, die Kühe, das Schwein spricht, oder ob er die Tauben, den Kuckuck, die Flamingos, die Kolibris ins Auge faßt, ob er über Fledermäuse, kleine Fische, Spinnen, Nachtfalter, Käfer schreibt, — immer ist es ein tiefer Blick in Hintergründe auch unseres menschlichen Seins, eine Durchschau durch die Erscheinungen ins Wesen der Geschöpfe, man ist versucht zu sagen: bis in die Werkstatt des Schöpfers. Ein Büchlein, das nachdenkliche Stunden köstlich erfüllen kann. Man möchte ihm viele feine Leser wünschen.
Hans Lienert

Erich August Mayer. Paulusmarkt 17. Roman. Verlag von Carl Fromme, Wien. — Von dem Dichter der großen Romanzweiheit „Gottfried sucht seinen Weg" und „Werk und Seele" liegt dieses neue Werk vor. Es ist ein Epos in Hexametern. Man staunt darüber nicht. Denn soll es, das Zeugnis ablegt von dem schrecklichen Chaos und der Unsitte der Nachkriegszeit in Wien, der Nachwelt erhalten bleiben vor tausend ähnlichen Romanen verschiedensten Wertes, muß es wohl in hoher, eben in gebundener Form auferscheinen. Dazu beherrscht der Dichter diese Form in sicherer und schöner Art. So liest es sich ebenso gut wie erzählende Prosa.

Das Haus Paulusmarkt 17 ist der Schauplatz des Bandes. Geschick- und schicksalhaft erleben wir an seinen Bewohnern die Verwirrungen, die der Ausgang des Weltkrieges in ihren Herzen angerichtet hat; in einer spannenden Handlung werden uns Inflationsgeier vorgeführt, dazwischen aber auch ehrsame Menschen von früher und solche, die, obgleich noch jung, aus der Tiefe ihrer Seele lebend, zu guter Letzt recht behalten vor dem Leben und der Welt.

Ein Epos über Wiens jüngste Vergangenheit kann man dieses Buch nennen. Es vermag dem Leser vielleicht ein anschaulicheres Bild zu geben als manch umfassendes wissenschaftliches Werk über diese schwere Zeit unseres Volkes. Gewiß aber wird es jedem Leser, der ernst Zeit und Zukunft ermißt, eine Mahnung bleiben, nicht wieder in den Taumel zu stürzen, dem unser deutsches Volk verfallen war; jener Sucht nach äußeren Werten, die belanglos bleiben müssen vor dem inneren Gesetz, das uns erhält: zu achten der wahren Pflicht und der wahren Liebe gegeneinander und füreinander.

Carl Watzinger

A. H. Schelle-Noetzel. Kampf im Äther oder Die Unsichtbaren. Roman. 1935. Rowohlt, Berlin. — Ein Buch vom deutschen Rundfunk. Doch kein Hohelied von seiner Reinheit und Größe, sondern ein Dokument für die Zeit, die es verstand ernste Arbeit der Technik zum Börsenartikel zu erniedrigen. Leider bleibt in diesem Buch das Können hinter dem Wollen zurück. Oft muß der Leser einen Schwulst der Sprache überwinden, wie er uns seit lange nicht gereicht wurde. Sätze und Wörter werden ineinander und durcheinander gehetzt, meist unerträglich („Der Chef, sich er- und die Sitzung aufhebend ..." usw.). Man kann lachen, wenn der Dichter für lobte und tobte „lob-tobte" schreibt, denn eine kleine Vorliebe für Morsezeichen ist einem Technik schildernden Dichter zu verzeihen, aber die Verstümmelung unserer deutschen Sprache ist nicht zu entschuldigen. Aus diesem heiligen Grunde ist das Buch abzulehnen.

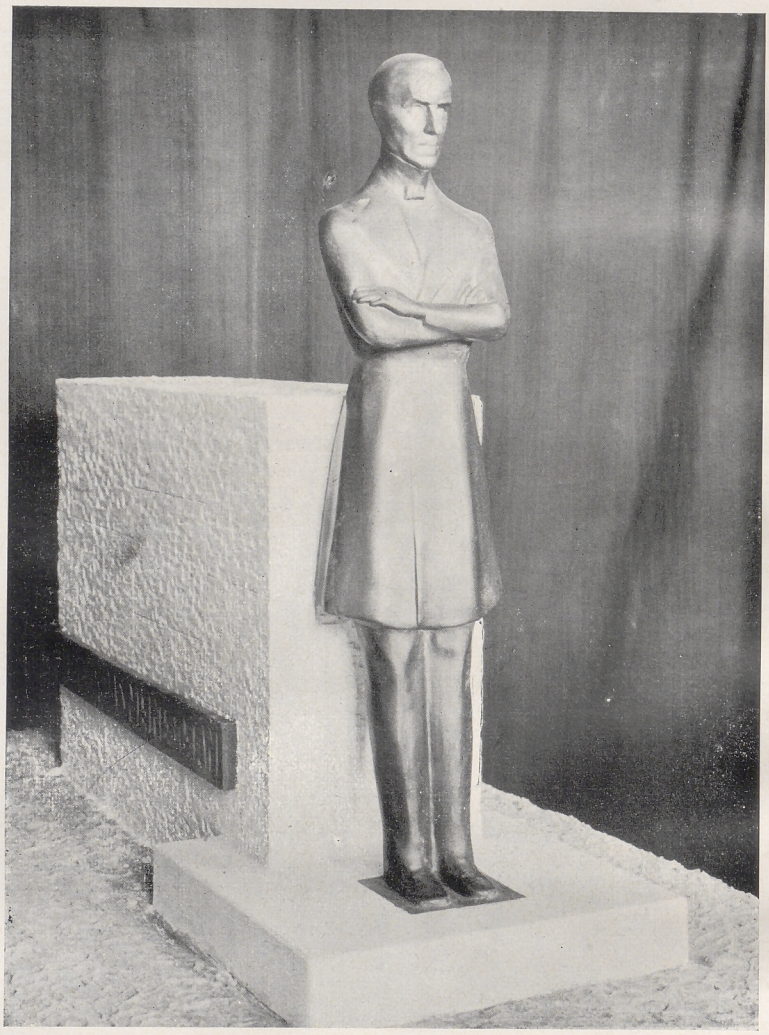
Kurt Scherg

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Unter den Mitarbeitern dieses Heftes müssen wir niemand unseren Lesern vorstellen, alle sind bekannt, doch sei darauf verwiesen, daß die Rundschau diesmal außerordentlich angeschwollen ist, weil verschiedene augenblicksbedingte Fragen eine Darstellung erheischten. So mußte ein für diese Nummer berechneter Aufsatz von Harald Krasser über das kürzlich erschienene Buch von Schneider über das auslanddeutsche Schrifttum zurückgestellt werden; er wird im Juni veröffentlicht.

Das Juniheft wird in der Mitte Juni herausgegeben, weil Heinrich Zillich erst am Anfang des Monats von einer Auslandsreise zurückkehrt. Wir bitten unsere Leser die Verzögerung zu entschuldigen.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Brașov-Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Richard Böge, Entwurf zu einem Stephan-Ludwig-Roth-Denkmal

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR JUNI 1936 HEFT 6

Kleines Sommerglück

Von Oinz Catiz

Es ist der Morgen eines Ferientages, irgendeines, Gott weiß welcher Sommermorgen, da man erwacht, nicht von der Weckeruhr jäh ins Tagewerk gestoßen, eher von einer leichtsinnigen und lustvollen Sorgenlosigkeit immer wieder im seichten Morgenschlummer zurückgehalten. Das Fußende meines Bettes ist warm, als hätte sich unsere große weiße Katze auf meine Füße gelegt. Doch ich weiß ganz gut, es ist die Sonne, die durch das geöffnete Hoffenster auf das Bett scheint. Meine Frau schläft längst nicht mehr, sie verrichtet in der Küche die kleinen Morgenarbeiten. Das Haus ist still. Vom Hofe her dringt das selig singende Gegacker einer Henne herein in die Stube. Dann verstummt es. Sie ging wohl und suchte ihr Nest auf. In der Lindenkrone vor dem Hause summen die Bienen, unzählige Bienen. Ich höre noch das Flügelschlagen eines auffliegenden Taubenschwarmes, dann falle ich zurück in den leichten, traumbeschwingten Morgenschlaf.

In der Lindenkrone summen die Bienen...

Nun aber bin ich erwacht. Das Huhn gackert, nicht mehr selig singend wie vorher, nein, fanfarenstolz und trompetenhell: ein Ei wurde gelegt! Ich stehe auf, gehe in den Hof, beim Brunnen den nackten Oberkörper zu waschen. Meine Frau soll mir nicht zusehen dabei, sie lacht immer, es sähe so komisch aus, meint sie, so lächerlich unbeholfen. Wie denn nicht? Das Wasser ist ja eiskalt, denn der Brunnen ist tief, ein richtiger grundloser Ziehbrunnen, den meine Vorfahren gruben, der Schwengel nur und die Schere, darin der Schwengel schwingt, mußten von jedem Geschlecht neu gesetzt werden. Holz fault, Menschen sterben, den Brunnen kann keiner ausschöpfen.

Ich fülle den Zuber. Sieben volle Eimer faßt er. Da kommt meine Frau. Du Andriz, sagt sie, der Scherenpfosten wackelt bedenklich, wenn du Wasser schöpfest.

Ich muß mich nach einer geradegewachsenen Eiche im Walde umsehen, die einen guten Pfosten gibt.

Ja, denn eines Tages fällt dieser da um. Du könntest leicht dabei ums Leben kommen.

Mit dem Leben und dem Sterben ist das so, daß beides bei dir steht.

Wieso? fragt meine Frau.

Genau so. Und jetzt gehst du fort, sonst spritze ich dich an.

Aber Frauenneugierde ist manchmal unerwartet hartnäckig. Wie ist das mit dem Leben und dem Sterben? will Agnes wissen.

Siehst du die Buchstaben und Zahlen, die in den Scherenpfosten eingekerbt sind?

Agnes liest: A B — 15. 8. 1911.

Am 15. August 1911 hat mein Vater den Pfosten aufgestellt.

Ja, ist das nicht dein Geburtstag? fragt meine Frau.

Freilich, Agnes, meine Vorfahren hielten es immer so, daß sie an dem Geburtstage ihres ersten Sohnes den Scherenpfosten aufstellten.

Ach so.

Jetzt fort, sonst spritz ich dich an!

Damit du's nur weißt, sagt Agnes noch, du magst dich gerne im Walde nach einer geradegewachsenen Eiche umsehen. Und eilt davon.

Ich schlage mit der flachen Hand in das eiskalte Brunnenwasser. Weitum in die Runde spritzen tausend hellglitzernde Freudentropfen aus dem Überfluß eines reichbeschenkten Herzens.

Nein, heute ging ich nicht in den Wald. Ein kleiner Vorfall hatte mich am Vormittag verstimmt. Oh diese Naschhaftigkeit und Gaumengier des Menschen! Man sollte lieber nicht davon reden.

An unseren Hof schließt sich der Garten an, ein kleiner Gemüsegarten vorn und hinten der große Obstgarten. Die Verlängerung davon bildet dann eine Wiese, eine gute Heu- und Grummetwiese. Was aber soll ich mit Heu und Grummet anfangen? Das Gras der Wiese verkaufe ich dem Bauern Paluz Theibrich. Er zahlt mir Geld dafür, nicht viel, ein Bauer zahlt nie zuviel. Gestern hat Paluz mit seinem Knecht die Wiese gemäht. Zu Mittag saßen sie nicht länger im Schatten, als bis sie gegessen und ihre Sensen gedengelt, denn für zwei Mähder ist die Wiese ein beinah zu großes Tagwerk. Keine Angst, zum Abendläuten stand kein Halm mehr. Ja, und heute morgen ging Paluz mit seiner Frau, der Triz, die Schwaden auszubreiten. Damit sie nicht einen Umweg machten, gingen sie durch unseren Garten auf die Wiese. Da sehe ich vom Hausflur, wo ich eben meine Milch trinke, wie Triz ins Erdbeerbeet tritt und einige Beeren pflückt. Teufel noch-

mal, die Beeren sind noch gar nicht reif! Und ich will auch sogleich hinüberrufen, daß ich es bin, ich allein, der in meinem Garten die Beeren pflückt, aber mir fällt ein, daß Paluz, der doch in der Dorfschule mein Kamerad war, sich für seine Frau schämen müßte. Agnes freilich hätte gerufen, wenn sie Triz im Erdbeerbeet gesehen, ganz wild wäre sie geworden. Wer sein Eigentum nicht verteidigt, ist es nicht wert, sagt Agnes.

Als später Akim, Paluz' Knecht, auch durch den Garten gehen will, rufe ich ihn zurück: Du Akim, du weißt doch, wie man über die Straße und den Feldweg auf meine Wiese gelangt?

Ja, das weiß Akim.

Dann gehst du eben den Weg. Und deinem Herrn sollst du bestellen, daß ich die Früchte in meinem Garten reif werden lasse. Ich habe es immer so gehalten.

So. Wer sein Eigentum verteidigt, ist es wert. Agnes meint das auch nicht anders.

Nach dem Abendläuten gehe ich in den Kaufladen. Huber wollte mir aus der Stadt Zigaretten mitbringen, denn der Tabak, den er im Schubfach hält, hat schon Geruch und Geschmack von Salz und Essig, von Bierhefe und Petroleum angenommen. Außer diesen Waren kann man in Hubers Laden nur noch Zucker und Kaffee, Schnürsenkel und Sohlenleder, Zimt, Rosenpaprika und Hufeisennägel kaufen. Zum Schulbeginn im Herbst gibt es Schiefertafeln, Griffel und Bleistifte, blaue Schreibhefte und Tinte. In einer Blechbüchse hält er verklebte Sauerbonbons. Ich stürbe ja Hungers, müßte ich vom Verkaufe meiner Waren leben, erklärt Huber, die Bauern haben nicht viel Geld.

Wovon lebst du denn, Huber, du hast ja keinen Grundbesitz?

Von meinen Bienen.

Aha.

Bauern treten ein. Sie reden vom Dorfschulzen, dem alten Jorch Lukas, der morgen in die Stadt fahren wolle, um eine Herabsetzung der Steuer zu erwirken. Auf den Jorch könnt ihr euch verlassen, sagt Huber. Das meinen die Bauern auch. Und wenn die Herren in der Stadt dem alten Jorch etwa nicht glauben, dann möchten sie sich nur herausbemühen aufs Dorf, sie wollten ihnen gerne zeigen, was das Hagelwetter noch übrigließ in der Hirschau. Jeden Halm will ich ihnen extra zeigen, verspricht einer.

Vor dem Laden treffe ich Paluz Theibrich. Du Andriz, hält er mich an, du warst wohl sehr böse heute morgen.

Na, na, beruhige ich ihn.

Meine Frau, weißt du, ist schwanger. Da soll man ihr lassen, wonach sie begehrt.

Ist schon gut, Paluz.

Schönen Dank, Andriz, gute Nacht.

Auf halbem Wege kehre ich um, ich will von Huber ein Kilogramm Honig kaufen. Gestern meinte Agnes, zur Morgenmilch schmeckte Honig gewiß sehr gut.

Am nächsten Tag ging ich in den Wald.

Du magst meinetwegen den ganzen Tag über ausbleiben, sagte Agnes, beim Marmeladekochen kannst du mir nicht helfen. Nein, das kann ich wohl nicht, ein so vollkommener Mensch wie der Apotheker in der Stadt bin ich nicht, der in den Nächten, wenn er Nachtdienst hat, die Marmelade für den Haushalt kocht. Gott schütze mich vor solcher Vollkommenheit, sie ist zu durchsichtig.

Ich schlendere die Straße hinunter und biege unterhalb des Dorfes in den Feldweg ein. Zu beiden Seiten des Weges duften die Grummetwiesen. Dazwischen liegt auch mancher Krautacker. Doch bald muß der Feldweg dem Lindenberg ausweichen, er wendet sich jäh dem Altflusse zu und bleibt dann dessen treuer Begleiter. Ich aber ersteige den Lindenberg. Endlich stehe ich oben.

Dort drüben fließt der Alt, er spiegelt den reinen Himmel, die hängende Traurigkeit und das wehe Träumen der Uferweiden. Brombeergerank windet sich um die Weidenstämme. Die Wasser des Altflusses drängen bis heran an den Lindenberg, dann aber mag die Sehnsucht sie zu einer neuen Schleife hinweglocken, diese Sehnsucht, einst das Geheimnis zu wissen, das hinter dem Karpathenkamm in einem wärmeren Süden blaut. Hier könnte ein Wächter stehen. Er überblickte die Ebene, die die Feldmark zwischen Dorf und Lindenberg, den Alten Weiher nennen sie die Bauern. Genau hier müßte der Wächter stehen. — Jetzt rollt ein Gefährt aus dem Dorf die Straße herunter. Wo der Feldweg in den Alten Weiher abzweigt, hält es an. Eine Frau steigt ab. Der Wagen rollt weiter der Stadt zu. Die Frau kommt den Feldweg heran, doch geht sie auf die Wiese, die am Altufer liegt. Nun merke ich, daß sie einem Mähder, der schon lange Schwaden gemäht, das Frühstück bringt. Im Schatten einer

Weide bleibt sie stehen, ruft den Mähder heran. Dann breitet sie die Schwaden auseinander. Gott segne eure Arbeit.

Nun aber will ich in den Wald gehen, eine geradegewachsene Eiche zu suchen. Ach ja, ich lief umher, die Eiche jedoch hatte ich bald vergessen. Ich mußte die ganze Zeit über daran denken, wie oft ich diesen Wald mit Paluz durchstreift, der genau Bescheid wußte, wo die Wildtaube nistete und an welchem Abhang der Bau des Fuchses zu finden war. Weiß Gott, warum wir Mariz, des Dorfschulzen Tochter, Wildtaube nannten. Ja, ja, viel Wasser floß seither im Alt! Später traf ich eine Beerensucherin, die Zigeunerin Kiva. Sie war auf dem Heimweg. Einen Korb trug sie voll Walderdbeeren und ihre Schürze war angefüllt mit weißen, gelben und blauen Pilzen. Gut, daß ich dich treffe, Kiva, ich kaufe dir deine Beeren und Pilze ab.

Ihr sollt sie haben, junger Herr, ich will sie Euch schenken.

Nein, Kiva, du trägst sie meiner Frau, nach dem Abendläuten, wenn ich daheim bin, holst du dir das Geld. Oder magst du lieber Speck und Maismehl dafür?

Eine alte Zigeunerin ist immer hungrig, junger Herr, aber Euch will ich die Beeren schenken. Ich habe einen Sohn, den Valer, der ist so alt wie Ihr, genau so alt, am gleichen Tag geboren.

Schon gut, Kiva, bring die Beeren meiner Frau.

Eine schöne Frau habt Ihr Euch in der Stadt gefunden, das muß ich schon sagen. Gott schenke Euch gesunde Kinder! Mein Sohn, der Valer, ist Knecht beim Dorfschulzen Lukas, er hat noch keine Frau bekommen.

Nach dem Abendläuten komm dann zu mir, Kiva.

Um die Mittagszeit gelange ich auf den Lindenberg, dorthin, wo ein Wächter stehen müßte. Ich esse die Brötchen, die mir Agnes in die Taschen gesteckt. Der Mähder und die Frau, die am Morgen ihm das Frühstück gebracht, sitzen im Schatten einer Uferweide beim Mittagsmahl. Nach dem Essen dengelt der Mann seine Sense. Bis herauf zu mir dringt der helle, metallene Ton. Der Pulsschlag des Mittags, denke ich. Die Frau liegt im Grase, sie mag eingeschlafen sein. Dann hat auch der Mann seine Sense gedengelt, er befestigt sie am Stiel und hängt sie in das Gezweig des Baumes. Ja, nun kann auch er sich ein wenig Ruhe gönnen, der Mann, er legt sich lang hin auf den Rücken, schließt die Augen und seine Müdigkeit gilt vor Gott wohl soviel als ein Gebet. Doch sehr müde kann der Mann nicht sein, er

wälzt sich herum, daß er auf den Bauch zu liegen kommt, etwas näher der Frau. Nach einer kleinen Weile liegt er wieder auf dem Rücken. Und wälzt sich ein drittes Mal, nun liegt er neben ihr. Nein, sie wehrt sich nicht lange, die Frau.

Ich suche einen guten Liegeplatz im Schatten der Birke. Ein hoher, zitternder Geigenton ist das Zirpen der Grillen. Und ich schlafe ein.

Mittag.

Eine Stunde, vielleicht auch noch mehr muß ich geschlafen haben. Der Schatten der Birke ist über mich hinweggewandert. Das Licht des Tages hat sich verändert. Über der Altebene schwebt ein mildes, dunstig-gedämpftes Lichtgeflimmer. Das Blau der Karpathen ist blasser geworden. Das verspricht gutes Heuwetter.

Nein, der Mann und die Frau drunten im Alten Weiher können so alt und so müde nicht sein, jetzt baden sie im Alt, zwei nackte Menschen tollen herum im Fluß. Die Haut des Mannes ist dunkel, sonnengebräunt vielleicht, die der Frau ist hell und milchig schimmernd. Das sehe ich von hier aus.

Ich könnte eigentlich heimgehen. Doch Agnes meint dann wohl, ich vermöchte nicht einen Tag ohne sie zu leben. Nein, zu diesem Hochmut will ich ihr nicht verhelfen. Eine gute Badestelle kenne ich, die Schaffurt nennen sie die Bauern, die werde ich jetzt aufsuchen.

Spät am Nachmittag, die Sonne steht schon über dem Wald, gehe ich heim. Immer das Ufer des Alt hinauf. Das Bad war gut und hat mich herrlich erfrischt nach dem heißen Schlaf unter der Birke. Im Brombeergerank finde ich schon einige reife Beeren. Später treffe ich im Alten Weiher Mariz, die Tochter des Dorfschulzen Jorch Lukas. Sie ist die Frau, die am Morgen dem Mähder das Frühstück brachte. Den Mann sehe ich nicht.

Guten Tag, Mariz.

Sie fährt erschrocken auf.

Gutes Heuwetter habt ihr.

Ja, meint Mariz, wir mußten die Wiese mähen, sonst wäre das Gras überreif und strohern geworden.

Die Wiese soll man mähen, wenn die Gräser blühen, sage ich und setze mich ans Ufer neben sie. Einen guten Mähder habt ihr gehabt, ich sehe, daß er seine Kunst versteht.

Es war unser Knecht. Ja, er ist ein guter Mähder.

Euer Knecht ist Valer, der Sohn der Zigeunerin Kiva?

Ja, entgegnet Mariz. Dann schweigen wir. Ruhig fließt das Wasser des Alt. Du Andriz, sagt das Mädchen nach einer Weile, wie schön war das Leben, als wir noch sehr jung waren.

O ja, Mariz, das war in den Jahren nach der Konfirmation.

Und weißt du noch, lacht sie, ich wollte deine Frau werden?

Unsere Eltern wollten das.

Wir wollten es eigentlich auch.

Ach ja, wir waren jung, beinahe noch Kinder.

Und jetzt ist Sommer, sagt Mariz langsam und schwer, und die Wiesen werden gemäht.

Aber unsereiner sollte trotzdem nicht in einer Zigeunerhütte leben wollen.

Wie meinst du das? fragt sie.

Ach, ich rede und rede.

Nein, du meinst etwas ganz bestimmtes.

Heute um die Mittagszeit hockte ich dort oben auf dem Lindenberg und blickte herunter in den Alten Weiher und lugte hinüber nach unserem Dorf und jenseits des Dorfes, wo die Weinberge stehen und der Wald. Es war sehr heiß, ich schlief ein. Als ich erwachte, badeten im Alt zwei Menschen, ein Mann mit dunkler Haut, die der Frau aber war hell und milchig schimmernd. Das ist ein schlechtes Paar, dachte ich bei mir. Aber ich will nicht schwören, daß es ein Mann und eine Frau waren, meine Augen sind kurzsichtig, ich schäme mich bloß, mit einer Brille herumzulaufen.

Mariz schwieg. Später aber sagte sie: Das mit der Zigeunerhütte meine ich nicht anders als du. Und fügte noch hinzu: Mir selbst ist es kein Geheimnis, der Mann hatte eine dunkle Haut. Nein, deine Augen sind nicht kurzsichtig, du kannst dich gerne auf sie verlassen.

Mir schien, als fiele es Mariz sehr schwer, diese wenigen Worte zu sagen. Ich kann mir aber denken, daß es Menschen gibt, die sie nicht gesagt hätten. — Ich forderte Mariz auf, mit mir heimzugehen. Nein, sie wolle noch bleiben. Und weiter bat ich nicht, ich ging heim.

Nach dem Abendläuten holte die Zigeunerin Kiva ihren Speck und eine Schüssel voll Maismehl.

Das weiß Gott, wie die Tage, vom Glück gerundet, so rasch dahin sind. Wir nahmen sie bedenkenlos hin als wie unser täglich Brot. Morgen wollen wir in die Stadt fahren, die Ferien sind zu Ende.

Mein Schwager sitzt bei mir. Wir trinken eine Flasche vorjährigen Weines. Heuer wird er viel besser noch, der Wein, prophezeit mein Schwager, wir hatten einen guten Sommer. Helf Gott, Andriz!

Wir trinken.

Und den Scherenpfosten für den Brunnenschwengel sollst du im nächsten Frühjahr in deinem Hof finden, verspricht er. Du hast die rechte Eiche ausgesucht.

Im nächsten Frühjahr, ja, sage ich.

Und wenn ein Mädchen kommt? lacht mein Schwager.

Keine Angst!

Naja, wenn ich dich ansehe und Agnes, deine Frau, kann ich mirs auch nicht anders denken.

Agnes bringt einen Besuch herein. Paluz Theibrich ist gekommen, er hätte mir etwas zu sagen. Das bedeutet wohl, daß er das Geld für die Wiese nicht vor dem Herbst beisammen hat. Nein, das ist es nicht, sagt er, das Geld habe ich mitgebracht. Ihr braucht wohl sehr viel Geld in der Stadt?

Agnes fragt böse: Am Ende meinst auch du, das Leben in der Stadt sei eitel Lust?

Nein, nein, sagt Paluz, dergleichen rede nur ein Narr. Hier wie auch dort muß man sich mit ihm herumschlagen. Und wenn einer die Prügelei übersteht, so ist das schon genug.

Mit wem muß man sich herumschlagen? fragt Agnes.

Mit dem Teufel vielleicht.

Agnes lacht, sie kann nicht anders.

Ja, sagt Paluz, heute hat des Dorfschulzen Knecht Valer dessen Tochter Mariz erstochen.

Auh! Agnes ist ganz bleich geworden.

Ich wollte euch nicht erschrecken. Es ist nur, fährt Paluz fort, daß dieser Zigeuner Valer vor dem Gendarmen geprahlt hat, Mariz sei seine Geliebte gewesen. Das ist es nur. Und du, Andriz, könntest es beschwören, hat der Zigeuner weiter gelogen. Jetzt sieht Paluz mich mit seinen hellen blauen Augen an. Nein, ich weiche diesem geraden Blick nicht aus, ich gebe ihm die Antwort, die er erwartet: Die Reden des Zigeuners Valer sind erlogen und erstunken.

Mein Schwager fragt: War denn keiner dabei, der ihm das Maul mit Dung gestopft hätte?

Dann ist alles gut, sagt Paluz, wenn du dein Wort auch vor dem Richter wiederholen willst, ist alles gut.

Ich gebe ihm die Hand.

Dann geht er und mein Schwager heim.

Agnes hat kein Wort begriffen. Das ist gut so. Den ganzen Abend muß ich daran denken, was Mariz doch für ein Weib war. Nein, sie ging nicht einfach ins Wasser, sie reizte Valer, bis er sie erstach. Schlechter wollte sie sich nicht rächen. —

Wenn einer die Prügelei übersteht, so ist das schon genug, sagte Paluz. Nicht alle überstehen sie. Ach ja. Plötzlich aber gerate ich in Ärger, in eine blinde, sinnlose Wut, ich schimpfe und fluche.

Gemach, gemach! mahnt Agnes.

Dieser elende Lügner!

Du wirst eben vor Gericht dann die Wahrheit sagen, tröstet meine Frau, keiner wird an dieser Wahrhaftigkeit zweifeln.

Bei Gott, darauf kannst du dich verlassen! rufe ich.

Am nächsten Morgen weckte uns die Weckeruhr. Sie wird mich fortan jeden Morgen wecken.

Julius Teutsch †

Von Albert Eichhorn und Alfred Prox

Unvermutet hat mit dem Tode Julius Teutschs ein Leben, welches aus dem kulturellen Geschehen Kronstadts während eines Menschenalters nicht wegzudenken war, seinen Abschluß gefunden. Der schmerzliche Verlust, den damit nicht nur seine Vaterstadt, sondern Siebenbürgen überhaupt erlitten hat, läßt den Wunsch entstehen, Rückschau zu halten über den Weg und die Erfolge dieses seltenen Menschen, der einer der treuesten Söhne seiner Vaterstadt gewesen ist.

Geboren in Kronstadt im Jahre 1867 trat Julius Teutsch nach Beendigung von vier Mittelschulklassen in die Apotheke des Ferdinand Jekelius ein und wurde nach dreijähriger Praxis und Ablegung einer Prüfung Assistent. Er bezog als solcher im Jahre 1886 die Universität Wien. Noch vor Beendigung seines Studiums übernahm er zusammen mit seinem Bruder Heinrich, nach dem plötzlichen Tode seines Vaters im Jahre 1890, dessen Likörfabrik in Kronstadt. Damit ließ er sich auch endgültig in Kronstadt nieder, welches er später, gelegentlich

einiger Reisen, nur noch für kurze Zeit verließ. Seine Sammler- und Forschertätigkeit beginnt im Jahre 1897 und erstreckt sich zunächst auf das urgeschichtliche, bald auch auf volkskundliches und stadtgeschichtliches Gebiet. Gleichzeitig begann er mit dem Sammeln siebenbürgischer und auf Siebenbürgen bezüglicher Drucke und Veröffentlichungen, die heute den Grundstock der Museumsbücherei bilden. Die folgenden Jahre stehen im Zeichen eifrigsten Sammelns und Weiterbildens auf seinen Interessengebieten und vor allem des Strebens, in Kronstadt ein Heimatmuseum einzurichten. Die Erreichung dieses Zieles und danach die Ausgestaltung des Burzenländer Sächsischen Museums zu einer Forschungsstätte des siebenbürgischen Deutschtums bilden den Inhalt der vielen Jahre, welche Julius Teutsch als Vorsteher der „Vereinigung Kronstädter Sammler" und als Leiter des jungen Kulturinstitutes tätig war. Verschiedene Auslandsreisen, ein Aufenthalt in Wien im Jahre 1916, die enge Fühlungnahme mit zahlreichen bedeutenden Gelehrten des In- und Auslandes tragen dazu bei, daß Julius Teutsch sich zu einem Fachmann auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung des Burzenlandes und Siebenbürgens entwickelt, dessen Name weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt wird. Die Erfolge, die Julius Teutsch als Direktor des Museums beschert waren, die ständige Vergrößerung der Sammlungen, ihre Aufstellung und Publikation, sind nicht zuletzt den Eigenschaften zu verdanken, welche ihn besonders auszeichneten, seiner Liebenswürdigkeit im Umgang, seiner Menschenkenntnis und der Geschicklichkeit, die ihn bei allen schwierigen und heiklen Entscheidungen immer den für das Museum besten Weg finden ließen.

Die Bedeutung Julius Teutschs für seine Vaterstadt liegt zunächst in der Begründung und im Ausbaudes Burzenländer Sächsischen Museums. Obwohl dessen Notwendigkeit und Errichtung schon im Jahre 1897 erkannt und geplant worden war, ist es Julius Teutsch vorbehalten gewesen, durch die Gründung der „Vereinigung Kronstädter Sammler" den ersten Schritt zur Durchführung zu tun. Der 3. Februar 1908, der Gründungstag der „Vereinigung Kronstädter Sammler", ist einer der denkwürdigsten Tage in der Kulturgeschichte Kronstadts, denn an diesem Tage wurde eine Einrichtung ins Leben gerufen, die allen die Möglichkeit bot, die große Vergangenheit dieser deutschen Stadt der Gegenwart und der Zukunft eindrucksvoll vor Augen zu führen.

Besonders bedeutsam war dieser Entschluß Teutschs schon aus dem

Grunde, weil damit der Beginn der Sammeltätigkeit in eine Zeit gelegt wurde, wo in Kronstadt noch viel altes und wertvolles Kulturgut, dessen Verschwinden ins Ausland eine Frage sehr kurzer Frist schien, ins Museum gerettet und so Kronstadt erhalten werden konnte. Wie weit dieser Gesichtspunkt Julius Teutsch zur Verwirklichung des Museumsplanes bestimmte, läßt sich aus der Einleitung zum ersten Jahresbericht des Burzenländer Sächsischen Museums ersehen. Die entschlossene Museumsgründung, die seit einem Jahrzehnt Gegenstand von Verhandlungen gewesen war, die Eröffnung schon nach fünf Monaten (22. Juli 1908) und die erste Übersiedlung und Erweiterung bereits am 29. September desselben Jahres lassen erkennen, mit welcher Energie Julius Teutsch am Werke war. Dabei wurden nicht nur Opfer an Zeit und Arbeitskraft gebracht, sondern der Bestand des Museums durch Gewährung eines namhaften Darlehens für die erste Zeit gesichert. So wichtig die Gründung des Museums nun an sich war, so konnte sie doch nur dann zu dauernden Ergebnissen führen, wenn es gelang, Leute zu finden, welche bereit waren an der Lösung der vielfältigen Aufgaben tätig Anteil zu nehmen. Zur Werbung solcher Mitarbeiter war Julius Teutsch besonders geeignet, und so vermehrt sich die Zahl der Mitglieder der „Vereinigung Kronstädter Sammler" schon in wenigen Jahren so weit, daß sowohl der Betrieb des Museums selbst, als auch dessen wissenschaftliche Aufgaben zur Zufriedenheit gelöst werden können. Ebenso gelingt die Sicherung des Museums in materieller Hinsicht durch oft persönliche Einwirkung einer bedeutenden Zahl von Pflegern und durch laufende Zuwendungen privater und öffentlicher Stellen — ein sprechender Beweis für die steigende Anerkennung der Arbeit Julius Teutschs und der von ihm geleiteten Vereinigung. In einem der entscheidendsten Augenblicke des Museums, als durch Verhandlungen mit dem Presbyterium die Übergabe des zweiten Stockwerks des alten Gymnasiums und des Nachbargebäudes an das Museum erreicht und die Verschmelzung der Gymnasialsammlung mit jener der „Vereinigung Kronstädter Sammler" durchgeführt werden sollte, ist Teutsch maßgebend beteiligt. Damit war die Möglichkeit und die große Aufgabe gegeben, die Sammlungen auszubauen und entsprechend auszustellen. An der zweckmäßigsten Lösung dieser schwierigen Aufgabe ist Museumsdirektor Teutsch, unterstützt von den Kustoden, seither unermüdlich tätig gewesen. Wenn daher Kronstadt heute ein Heimatmuseum besitzt, das ruhig ähnlichen

Einrichtungen Westeuropas an die Seite gestellt werden kann, so ist dies in erster Linie ein Verdienst Teutschs, der trotz seiner Beanspruchung durch vorgeschichtliche Spezialstudien, mittels seines ausgleichenden Wesens und seiner Vielseitigkeit eine harmonische Ausgestaltung der Sammlungen erreichen konnte.

Teutschs erste Betätigung auf dem Gebiete der Vorgeschichtsforschung fällt in das Jahr 1897, als er, angeregt von einem ihm befreundeten Sammler von Altertümern, Karl Haldenwang, seine ersten Grabungen im Rakadotal bei Kronstadt durchführte. Während des ganzen ersten Jahres seiner Tätigkeit blieb hier sein ausschließliches Arbeitsfeld. Waren die Funde auch ziemlich spärlich und standen die Grabungsergebnisse in keinem Verhältnis zur aufgewandten Zeit und Mühe, so trugen sie doch vielleicht das Wesentlichste dazu bei, den einmal geweckten Sammeleifer nicht nur zu erhalten, sondern auch im Sinne einer höheren Zielsteckung zu beeinflussen. Durch das ernste Sich-Vertiefen in die Fragen der Vorgeschichte und deren Arbeitsmethoden, durch das Bestreben Ganzes zu leisten, wurde Teutsch bald vom bloßen Sammeln zu jenem zielbewußten, systematischen Forschen hinübergeleitet, das sich nicht in der Tatsache des Fundes erschöpft, sondern die vornehmste Aufgabe darin sieht, dem Funde Leben und Gestalt zu verleihen, seine Sprache zu ergründen und der Fachwelt zugänglich zu machen.

Unter dieser Devise standen bereits die in den folgenden zwei Jahren durchgeführten größeren Grabungen an verschiedenen Orten der näheren und weiteren Umgebung Kronstadts, deren Ergebnisse in der Fachwelt Aufsehen erregten und weit über die Landesgrenzen hinaus für den Aufbau des Gerüstes unserer Vorgeschichte von grundlegender Bedeutung wurden.

Zu diesen zählt vor allem die Entdeckung der spätneolithischen Ansiedlungen auf dem Gesprengberg, Schneckenberg und Steinbruchhügel, deren in Form und Verzierung im wesentlichen einheitliches Material eine in sich abgeschlossene Gruppe bildete. Teutsch nannte diese Kultur, welche er in der Folgezeit unter den verschiedensten Begleitumständen noch an vielen anderen Fundorten des Burzenlandes feststellen konnte, die „Schneckenbergkultur", nach dem Orte ihres reichsten Vorkommens. Unter diesem Namen hat sie auch in der Fachwelt Eingang gefunden.

Fast gleichzeitig mit den Ansiedlungen der Schneckenbergkultur deckt

Teutsch auch die hochentwickelte Kultur der prämykenischen bandkeramischen Ackerbauer auf dem Priesterhügel bei Brenndorf, auf dem Käsberg bei Honigberg und vor allem bei Erösd, alle an den Ufern des Altes gelegen, mit ihren prächtig bemalten Tonerzeugnissen auf. Teutsch war nicht nur der Entdecker dieser eigenartigen Kultur, deren Hauptmerkmal in der polychromen Ornamentierung der keramischen Erzeugnisse liegt, er war auch der erste, welcher sie der Wissenschaft in verschiedenen Publikationen vermittelte. Daß diese ebenfalls eine geschlossene Gruppe darstellende Kultur in der Folgezeit von den namhaftesten Gelehrten zum Gegenstande eingehender Untersuchungen gemacht wurde, ist begreiflich. Der Name Teutschs wird mit ihr jedoch für immer verknüpft bleiben.

Diese großen Erfolge lenken die Aufmerksamkeit der Fachwelt auf die Tätigkeit Teutschs. Universitätsprofessor Dr. Moritz Hoernes, der ihm ein wertvoller Förderer und lieber Freund wurde, wandte sich gegen Ende des Jahres 1899 im Namen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien mit dem Ansuchen an Teutsch, im Rahmen dieser Gesellschaft einen Vortrag zu halten. Teutsch kam der Aufforderung nach und sprach am 12. Dezember 1899 in der Monatsversammlung der genannten Gesellschaft vor einem aus namhaften Gelehrten gebildeten Zuhörerkreis über seine „prähistorischen Funde aus dem Burzenlande", in der Hauptsache das Schneckenberg- und das bemalte Priesterhügelmaterial vorführend.

Die folgenden Jahre standen im Zeichen der großzügigeren Ausbeutung der bereits erwähnten Fundstellen und des eifrigen Weiterforschens. Grabungen beim Bachel vor Neustadt, am Talinenberg bei Petersberg, an der Erdenburg bei Rosenau und an vielen anderen Orten führte er mit mehr oder weniger Erfolg durch. Er belegt durch einige besonders kennzeichnende Funde vom Salomonsfelsen bei Kronstadt auch die La-Tène-Zeit für das Burzenland. Die ebenfalls in diese Zeit fallenden wiederholten Grabungen bei der Almascher Höhle liefern ein überaus mannigfaltiges bronze- und jungsteinzeitliches Fundmaterial.

Im Jahre 1904 findet er in der Valea Cremenei im Bodsauer Paß verschiedene, vom Regen herausgewaschene Feuersteinkerne und -splitter. Überzeugt, daß es sich um Abfallsprodukte vorzeitlicher Werkzeugerzeugung handelt, nimmt er die Suche nach der mutmaßlichen Siedlung auf. Nach sechs Jahren unentwegten Suchens, im Jahre 1910

und 1911, kann er sie als altsteinzeitliche (paläolithische), der sogenannten Aurignacien-Kultur angehörende, Freilandstation lokalisieren, damit gleichzeitig als erster das Paläolithikum und das Vorkommen des Eiszeitmenschen für Siebenbürgen einwandfrei nachweisend.

Der bald darauf einbrechende Krieg unterband jede Forschungstätigkeit auf diesem Gebiet; Teutsch muß sich notgedrungen darauf beschränken, das Geborgene und den Sammlungen Eingereihte vor den Wirren des Krieges zu schützen und vor etwaigen Eingriffen zu bewahren.

Die ersten Nachkriegsjahre waren ausgefüllt mit der Aufstellung der Sammlungen in den neuen Museumsräumen und der Unsumme von Kleinarbeit der Organisation und Instandhaltung.

Erst im Jahre 1925, nach mehr als zehnjähriger Ruhepause, konnte sich Teutsch abermals seinen Grabungen zuwenden. Sein fortgeschrittenes Alter und die durch Krieg und Nachkriegszeit geänderten wirtschaftlichen Verhältnisse hindern ihn leider daran, an größere Grabungen, wie er sie vor dem Kriege mit Erfolg durchführte, heranzutreten. Er führte trotzdem beinahe alljährlich Grabungen kleineren Umfanges, meist bei den früher von ihm aufgedeckten Fundstellen, mit freiwilligen Hilfskräften durch und erweiterte das Wissen um diese Stellen durch neue Funde wesentlich.

Durch die im Jahre 1933 erfolgte, in der Hauptsache ihm zuzuschreibende Angliederung einer Höhlenforscherabteilung an den Museumsbetrieb stellt er die Vorgeschichtsforschung in gewisser Beziehung wieder auf eine tragfähige Grundlage, die für umfangreichere Grabungen auch auf lange Sicht Voraussetzung ist. Er gewinnt dadurch die freiwillige Mitarbeit einer größeren, in stetem Wachsen begriffenen Anzahl junger Kräfte im Rahmen jener Abteilung und macht diesen Zweig der Heimatsforschung frei von materiellen Gebundenheiten. So konnte er während der letzten drei Jahre seines Lebens des öfteren an den vielen Grabungen der seiner Obhut unterstellten Gruppe teilnehmen und manches Problem angeschnitten und auch verwirklicht sehen, an welches heranzutreten ihm die Mißgunst der Verhältnisse in früheren Jahren oft verwehrt hatte. So war es für Teutsch eine besondere Genugtuung, anläßlich der wiederholten mehrtägigen Grabungen, welche er im Jahre 1935, kaum ein Jahr vor seinem Tode, noch bei der Almascher Höhle durchführen konnte, endlich auf die ersten

konkreten Beweise ihrer eiszeitlichen Besiedlung zu stoßen, nach welchen er schon vor 30 Jahren zu suchen angefangen hatte.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Arbeiten auf dem Gebiete der Vorgeschichtsforschung hat Teutsch in einer Reihe von Publikationen der Öffentlichkeit vermittelt, von welchen hier nur die wichtigsten genannt seien — die vielen Gelegenheitsaufsätze in verschiedenen Tageszeitungen zu erfassen, ist kaum möglich:

1. Eine prähistorische Höhenansiedlung bei Kronstadt. (Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, XXI. Jahrgang 1898, Heft 8—9.)
2. Prähistorische Funde aus dem Burzenlande. (Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1900, Bd. XXX.)
3. Die spätneolithischen Ansiedlungen mit bemalter Keramik am oberen Laufe des Altflusses. (Mitteilungen der prähistorischen Kommission der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien. 1903.)
4. Prähistorischer Bericht aus Kronstadt. Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1904.)
5. Zur Charakteristik der bemalten Keramik des Burzenlandes. (Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 1907.)
6. Neue Funde aus Siebenbürgen. (Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1908.)
7. Das Aurignacien von Magyarbodza. (Barlangkutatás. Budapest, 1914.)

Außerdem hinterläßt Teutsch zwei unvollendete, wertvolle Arbeiten, deren Erscheinen auch die Fachkreise mit berechtigtem Interesse entgegensahen. Es ist dies die Zusammenfassung des gesamten Schneckenbergmaterials, als größer angelegtes Tafelwerk gedacht, sowie die Publikation der Funde aus der Almascher Höhle.

So groß die Kenntnisse Julius Teutschs auf dem Gebiete der Volkskunde auch waren, so spielten sie wohl nur die Rolle einer Nebenbeschäftigung, wobei er sich ab und zu eine Einzelfrage aussuchte und diese dann in ihren Einzelheiten verfolgte. So sehen wir ihn frühzeitig den „Boritzatanz" der Siebendörfer Tschangonen beschreiben, später beschäftigte er sich sehr lebhaft mit den Zigeunern, besonders mit deren Siedlung Kutusch bei Krizba. Eine Veröffentlichung Teutschs über die Drehbank der Zigeuner zur Erzeugung von Holzlöffeln gibt Veranlassung zu wiederholtem Briefwechsel mit Professor Dachler in Wien. Dann finden wir ein lebhaftes Interesse für die Kronstädter „Junii", denen ein kleiner Aufsatz in den Berichten des Museums gewidmet wird. Desgleichen beschäftigen ihn Wetterzauberei bei den Törzburger Rumänen. Die sächsische Volkskunde hat Teutsch

besonders in ihren keramischen Erzeugnissen interessiert, er schreibt darüber schon frühzeitig einen kleinen Aufsatz und klagt über das mangelnde Verständnis für diesen einzigartigen Zweig sächsischer Volkskunst. Seine ansehnliche keramische Sammlung, die in den Besitz des Museums übergegangen ist, enthält eine Reihe wertvoller, heute sehr seltener Stücke.

Großes Interesse hegte Teutsch für alle auf die Vergangenheit Kronstadts bezüglichen charakteristischen Objekte. So sehen wir ihn frühzeitig Sammlungen von Zinn, Kupfer, Zunft- und Nachbarschaftssachen, Kronstädter und Siebenbürger Drucken, Möbeln und dergleichen anlegen, die nach der Gründung des Museums zusehends wachsen.

Auch auf volkskundlichem und kulturgeschichtlichem Gebiete veröffentlichte Teutsch eine ganze Reihe wertvoller Aufsätze:

1. Etwas vom Aberglauben der Rumänen. Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXXVII, 1907.
2. Der Boritatanz der Csangómagyaren. Jahrbuch des S. K. V. Jahrgang XXIII, 1903.
3. Etwas über unsere altsächsischen Krüge und Teller. Kronstädter Zeitung, 30. März 1905.
4. Der Salomonsfelsen bei Kronstadt. Jahresbericht des B. S. M. 1913.
5. Die Drehbank der Löffelzigeuner. Die Karpathen. IV. 7.
6. Hakenkreuz, Sonnenkult und Arier. Bulletin de la section scientifique de l'academie roumaine. 1922/23, Nr. 9.
7. Der Löffel. Eine kulturgeschichtliche Studie. Jahrbuch des B. S. M. 1925.
8. Die siebenbürgischen Wanderzigeuner. Klingsor, März 1933.
9. Muzeul săsesc al ţării Bârzei. Boabe de grâu, IV, Nr. 3, 1933.
10. Wetterzauberei. Klingsor, Heft 8 und 9 1934.
11. Unser Heimatmuseum. Festnummer 1936 der Kronstädter Zeitung.

Außerdem erschien eine große Anzahl kleinerer Aufsätze in verschiedensten Tageszeitungen.

So erscheint Julius Teutsch als eine der immer seltener werdenden Persönlichkeiten unseres Volkes, die aus eigener Kraft und Liebe in selbstloser Arbeit den Weg zur Wissenschaft gefunden und für sie Hervorragendes geleistet haben. Darin kann der Verstorbene auch der heutigen Jugend, deren Interessen sich vielfach anderen Gebieten zuwenden, das leuchtende Vorbild eines Volksgenossen bieten, der, fern vom Mutterland und dessen wissenschaftlichen Instituten, als deutscher Gelehrter wegweisend tätig war.

Der junge Lyriker Linus Kefer

Von Carl Watzinger

Besinnung auf wahre Dichtung ist dem jungen österreichischen Lyriker Linus Kefer zutiefst zu eigen, wenn er in einem Gedicht „Das Werk" schreibt:

„Und manchmal kommt es mit solcher Gewalt
aus urtiefer Quelle flammendem Schoß
emporgewirbelt und ohne Halt
steigt es und wächst es und wird groß
und nimmt in erdnem Gewande Form und Gestalt
und teilet des Schöpfers irdenes Los:
weint mit ihm, klagt mit ihm
und erlöst ihn . . . ."

So stellt sich uns der Dichter heute schon als der Urkraft gestaltendes Werkzeug, als geboren aus dem Geiste des tiefgründigen Schöpfers dar. Und so ist es dem noch so jungen Linus Kefer gegeben, in das Wesen der Dinge zu blicken, den Stoff zu formen nach innerem Gesetz. Dieses hat sich ihm aus seiner Heimat, dem deutschen Boden Oberösterreichs, erschlossen; sein Blut ist in ihm, ein Vermächtnis deutscher Väter und Ahnen. In der Zeit, die so unruhvoll und in Klärung begriffen ist, steht er auch noch mit seinem Erlebnis der Gemeinschaft als der Grundfeste zu neuem Werden, wie es vor Jahren gewaltig über das deutsche Volk hereinbrach. Sonst lebt er in der Sehnsucht nach dem Fernen, Unbekannten, die seit je die Dichter deutschsprachigen Raums und Sinns getragen hat. Wissen und Traum stehen also in seinem Werk, das gezeichnet ist von dem Glauben seiner Seele an die Macht und Freiheit seines Volkes, dem er aus dem Erbe seines Blutes und Bodens als dem deutschen ergeben ist.

In seinen lyrischen Anfängen — jetzt schreitet er zu einer eigenwilligen, tief empfundenen erzählenden Prosa vor und kündet so von der Möglichkeit, auch diese Form der Dichtung in verantwortungsbewußtem Ringen und Zwingen — war der Wald. Das leise Rauschen seiner Bäume tönte aus den Gedichten Kefers, sein tausendfältiges Leben band sich zu einer zuchtvollen Form zu einer Hymne auf die Natur. Mittlerweile ist der Dichter tiefer gedrungen; was ehemals aus der Unbekümmertheit eines Herzens, das seine Sendung noch nicht erfahren hatte, kam und lebte wie eine leise Glocke,

die nur des Nachts im Schlafe klingt, dem Sinn und Ohr des Menschen nicht hörbar, stand plötzlich auf und das Bild der Welt, das immer schon im Dichter gelebt, wurde klar vor ihm: „Das Werk" begann keusch und zart unter seinem liebevollen Mühen zu blühen.

Wir hörten und lasen seither viel Schönes von Linus Kefer. Da sind seine „Strophen an die Frühsonne", glühende Verse einer jungen Seele, Flammen im kühnen Gezack, ein einziger Hymnus auf die Pracht einer jungfräulichen Erde; oder die „Fahrt", die so endet:

„So oder so! ich bin bereit!
Ob lichteste Unsterblichkeit?
Ob dunkelste Vergessenheit?
Im Kampfe liegt die Tapferkeit!"

Hier merken wir schon den Aufbruch in eine neue Zeit. Während eine üble Epoche des deutschen Volkes versinkt, steigen neues Gefühl und neuer Geist hoch und füllen die Maße des Seins und Werdens mit aller Glut. Deutsche Dichtung, Jahrzehnte die Klugheit artfremder und überspitzter Gehirne, faßt wieder Wurzel in der Treue männlichen Tuns. Dies ziert auch Kefers noch schmales Werk; selbst wo der Dichter noch tastet, ist er auf dem rechten Weg. Denn sein Blick auf Welt und Dinge ist dem wahren, dem ewig pulsenden Leben verschrieben, dem Volke zunächst, dann erst sich selbst und der Kunst. Er sieht die Freude und das Leid der nackten Kreatur und formt daraus sein Werk. Diese Ursprünglichkeit gibt ihm das Ziel: er will die Tat!

Leben und Tat! Welch herrlicher Zwieklang in der Brust eines jungen Menschen. Dieser seiner Grundstimmung tiefen Ausdruck gebend, hat Linus Kefer das Gedicht „Deutscher Glaube" in die leuchtenden und richtunggebenden Verse ausklingen lassen:

„Bannerschwingend
will ich steigen
auf die lichtgekrönten
Gipfel
und den Tälern
eurer Nacht
sieghaft mein Fahne
heben,
drauf ich mutig schreibe:
Leben!"

Wir haben keine Not an jungen Dichtern, die würdig sind, die Nachfolge unserer Großen anzutreten. Linus Kefer gehört zu ihnen. Des eingedenk sei dieser kurze Blick auf sein Schaffen ein Aufruf, seines Werkes im Laufe der kommenden Jahre zu achten.

Gedichte

Von Linus Kefer

Solveig

Du siehst den Bruder noch im Baum
und liebst die Wolke und die Winde.
Du kniest im blauen Himmelssaum
und blühst in jeder jungen Linde.

An deiner Brust der Vogel ruht,
der wandermüde zu dir fand.
Und alles, was du tust, ist gut:
ein Segen liegt in deiner Hand.

Du gleichest keiner. Dir gelang,
mein Herz ins reine Licht zu heben.
Und wo du gehst nun, schwebt ein Klang
von einem göttlich-neuen Leben!

Korn

Ein Herbst gab ihm die Scholle
zur tiefen Samenruh,
ein Winter weiße Wolle
und deckt' es linde zu.

Ein Frühling hob die Decke
und schenkte ihm das Licht,
daß es zum Halm sich recke,
daraus die Ähre bricht.

Ein Sommer lieh ihm Farbe
und sanften Sicheltod,
daß es sich füg zur Garbe
und werde uns ein Brot.

Die auslanddeutsche Dichtung und ihre Geltung im Reich

Von Harald Krasser

Wir haben es in unseren Tagen erlebt — und unsere bedeutendsten Schriftsteller haben mit ihr Verdienst daran —, daß in Deutschland das Verständnis und die Aufnahmebereitschaft für auslanddeutsche Dichtung erwachte. Das Ausschlaggebende dabei war nicht allein die Tatsache, daß Dichter zur Fähigkeit herangereift waren, in künstlerisch überzeugenden Werken für ihre Heimatgebiete zu zeugen. Es begegnete vielmehr die gereifte auslanddeutsche Erzählkunst der Meschendörfer, Pleyer, Wittstock jener immer mehr anwachsenden Strömung volksdeutschen Bewußtseins, die sich um so mehr dem Verständnis für deutsches Schicksal jenseits der Reichsgrenzen aufschloß, je brennender das völkische Problem im Reich wurde. Es war also mehr als ein literarisches Interesse, das der auslanddeutschen Dichtung entgegenkam.

Man kann nicht bestreiten, daß schon in früherer Zeit auslanddeutsche Dichter im Reich zu Rang und Ansehen gelangt sind: Goethes Jugendfreund Lenz etwa oder Lenau, in unseren Tagen Frank Thieß oder Otto von Taube. Aber bei ihrer Beurteilung wurden Bildungseinflüsse mehr beachtet als Herkunftsvoraussetzungen. Ihre Zugehörigkeit und Einordnung in bestimmte Stilrichtungen und literarische Strömungen war den Beurteilern gewichtiger und auffälliger als ihr Ursprung aus auslanddeutschem Lebensraum und Stammestum. Tatsächlich waren ja diese Ursprünge meist auch verdunkelt durch die Tatsache, daß diese Dichter im binnendeutschen Raum schufen, daß ihre Stoffe nur in den seltensten Fällen auslanddeutschen, dem Reichsdeutschen verschlossenen Erlebnisbereichen angehörten, daß jedenfalls in keinem ihrer Werke das auslanddeutsche Problem an sich dem Binnendeutschen entgegentrat. Bei Adam Müller-Guttenbrunn ist dieses — abgesehen von gelegentlich auftauchenden grenzdeutschen Problemen — wohl zum erstenmal der Fall. Aber man geht kaum fehl, wenn man annimmt, daß ein volles Verständnis für Müller-Guttenbrunns Romane nur die ungarländischen Deutschen aufzubringen vermochten. Denn die Stunde der Aufgeschlossenheit für das volksdeutsche Schicksal außerhalb des Reiches war noch nicht gekommen.

Ihr mußte vor allem auch ein Wandel in den Beurteilungsgrund-

sätzen und in der Methode der Literaturbetrachtung vorausgehen. Von rein ästhetischen Gesichtspunkten her war an ein Schrifttum nicht heranzukommen, dessen stärkste Lebenswerte außerhalb der Sphäre des Nurästhetischen liegen. Hier beginnt Josef Nadlers Bedeutung für das Auslanddeutschtum. Denn seine „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften", erstaunlich früh schon entworfen und mit einer hinreißenden und überzeugenden Konsequenz durchgeführt, war der entscheidende Vorstoß nach dieser Richtung. Nicht mehr aus literarischen Abhängigkeiten und aus ihrer Stellung zu Formgesetzen oder weltanschaulichen Gegebenheiten werden die Dichter und ihr Werk begriffen, sondern aus ihren landschaftlichen und stammhaften Ursprüngen. Hier geht es nicht mehr um eine Geschichte der literarischen Stile und des Niederschlags weltanschaulicher Richtungen im Schrifttum, sondern um eine Geistesgeschichte der deutschen Stammesböden in ihrer Äußerung im Schrifttum. Stilrichtungen und weltanschauliche Nuancen, Begabungstypen und Äußerungsformen werden erst aus ihren stammhaften und landschaftsverhafteten Wurzeln begriffen. Im Raume dieses Geschichtsbildes stehen die deutschen Stämme ebenbürtig nebeneinander, der Einzelne wird gefaßt als Glied seiner völkischen Lebensgemeinschaft und als Frucht des heimatlichen Landschaftsraumes. Nadlers Werk ist die erste Literaturgeschichte, deren Anlage es schon verlangt, dem Ablauf der deutschen Schrifttumsentwicklung den Beitrag der Balten, der Siebenbürger Sachsen, der Amerikadeutschen einzugliedern.

Nadlerische Gedankengänge sind heute ein kaum entbehrliches Gerüst für jede Betrachtung auslanddeutscher Schrifttumsentwicklung, — soferne sie überhaupt auf einem ideologischen Fundament aufgebaut ist. Denn der Tatsache, daß das Auslanddeutschtum und die Beschäftigung mit ihm allmählich fast zur Mode wurde, verdanken wir es, daß sein Schrifttum auch eine Beute der Journalisten (im übeln Sinn des Wortes) wurde. In einer Schriftenreihe zur nationalpolitischen Erziehung „Bildung und Nation" z. B. ist ein Büchlein von Kurt Müno erschienen mit dem Titel „Dichter der Auslanddeutschen". Was hier über siebenbürgische, südtiroler, sudetendeutsche und baltische Dichter gesagt wird, reicht nicht über Waschzettelphrasen hinaus, so daß man sich wundern muß, in einer Reihe, zu deren Mitarbeitern Walter Linden

und Hans Naumann gehören, eine so nichtssagende Arbeit zu finden. Die Oberflächlichkeit geht bis in die Wiedergabe historischer Tatsachen und der (unter Anführungszeichen genannten!) Namen kultureller Einrichtungen. (Die Geschichte der Siebenbürger Sachsen z. B. beginnt nicht mit der Berufung des Deutschen Ritterordens durch Andreas II., es gibt weder eine „Deutsche Buchgilde für Siebenbürgen", noch ein „Deutsches Nationaltheater in Rumänien". Angehörige anderer Siedlungsgebiete werden wohl in den sie betreffenden Abschnitten ähnliche Oberflächlichkeiten feststellen und sich wohl auch noch über die Auswahl ihrer Dichter zu beschweren haben.)

Um so erfreulicher aber ist es, daß man heute schon auf ein Werk hinweisen kann, das mit vorbildlicher Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und methodischer Sauberkeit seine Aufgabe erfüllt, das ist „Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit" von Wilhelm Schneider, in musterhafter Ausstattung verlegt von der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin. Der Titel des Buches zeigt seine Beschränkung auf das zeitgenössische Schrifttum; es ist also nicht eigentlich eine Literaturgeschichte, zumal der Verfasser, trotz kurzen Überblicken über die Schrifttumsentwicklung der einzelnen Siedlungsgebiete, auf eine entwicklungsgeschichtliche Entfaltung selbst des der Gegenwart zuzurechnenden Zeitraumes verzichtet. Die Darstellung stellt Würdigungen der einzelnen Dichter nebeneinander. Trotzdem verfällt sie nicht in den Fehler der zusammenhanglosen Aneinanderreihung, weil der Behandlung der einzelnen Dichter die Darstellung der volksbiologischen und soziologischen, geschichtlichen und sprachlichen Voraussetzungen des betreffenden Schrifttums vorangestellt wird. So wird räumliche Tiefe geschaffen, in die die einzelnen Gestalten gestellt werden.

An der Spitze des Buches aber steht vor allem ein sehr gewichtiges Kapitel über „Voraussetzungen und Werte" der auslanddeutschen Dichtung, das uns für jedwede Beschäftigung mit der auslanddeutschen Dichtung grundlegend zu sein scheint. Die besonderen Entwicklungsgesetze und Daseinsprobleme, die auslanddeutsches Schrifttum wesentlich von dem des Binnendeutschtums unterscheiden und die einzelnen auslanddeutschen Literaturen zueinanderordnen, die also erst „auslanddeutsche Literaturgeschichte" als unterschiedliches Sondergebiet in der deutschen Literaturgeschichte rechtfertigen, sind bisher

noch niemals so umfassend und übersichtlich dargestellt worden. Selbstverständlich ist Schneider verschiedentlich vorgearbeitet worden, etwa in methodologischen Überlegungen auf auslanddeutscher Seite (z. B. in Richard Csakis „Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen"), in einschlägigen soziologischen Vorarbeiten von Karl C. Thalheim und G. Schreiber, in dem 1934 der auslanddeutschen Dichtung gewidmeten Heft der literaturgeschichtlichen Zeitschrift „Dichtung und Volkstum", schließlich in Nadlers Literaturgeschichte und in seinem Buch über „Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes". Wie aber W. Schneider die überall gewonnenen Gesichtspunkte zusammenträgt, seinen besonderen Zwecken dienstbar macht und durch eigene vermehrt, ist ein Musterbeispiel gediegener Gelehrtenarbeit, für das wir Auslanddeutschen ihm besonders dankbar sein müssen, weil die Berücksichtigung der hier entwickelten Grundgesetze erst die Voraussetzung eines vollen Verständnisses für unser Geistesleben ist.

Man müßte den Rahmen dieses hinweisenden Aufsatzes überschreiten, wollte man die in diesem ersten Teil des Buches entwickelten grundsätzlichen Gedankengänge erörtern. Gerade in dieser Zeitschrift wird noch Veranlassung genug gegeben sein, auf sie zurückzugreifen.

Die übrigen Kapitel erschließen — wir wollen das ruhig und mit aller Anerkennung für den Fleiß des Verfassers zugeben — eine auch uns Auslanddeutschen zum größten Teil unbekannte Welt. Schneider hat den Begriff des Auslanddeutschtums hier in seinem engeren Sinne gefaßt und mit gutem Grund das Grenzdeutschtum, das in unmittelbarem räumlichen Zusammenhang mit dem Mutterland steht, von der Behandlung ausgeschlossen. Man braucht nur an die enge Zusammengehörigkeit des elsässischen oder deutsch-böhmischen Schrifttums mit dem des Reichs zu denken oder an die literarhistorische Stellung von Gestalten wie Adalbert Stifter oder Rilke, um sich der Unterschiede zwischen dem grenzdeutschen und dem im engeren Sinne auslanddeutschen Schrifttum bewußt zu werden und die Grenzziehung Schneiders anzuerkennen. So sind es denn fünf umfängliche Kapitel, in die nun Schneiders eigentliche Darstellung zerfällt: Die Balten. Die Rußlanddeutschen. Die Siebenbürgischen Sachsen. Die Banater Schwaben und Die Deutschamerikaner. Wir müssen es uns wieder versagen, auf die einzelnen Kapitel und die in ihnen dargestellten Stam-

messchrifttümer einzugehen. Was Schneider hier auf 320 Seiten an bisher kaum beachteten völkischen und auch dichterischen Werten heraufhebt, ist erstaunlich. Daß er strenges Urteil (z. B. über Frank Thieß oder Hermann Klöß) nicht vermeidet, müssen wir, die es immer gefordert haben, besonders begrüßen. Daß er für — nicht ganz erfreuliche — Grenzfälle auslanddeutscher Schriftstellerei das auch uns Auslanddeutschen entsprechende Feingefühl hat, beweisen die Urteile über Eisek oder Kappus. Wenn man etwas beanstanden wollte, so ist es gelegentliches, überflüssig langes Verweilen bei unwesentlichen Dingen und eine nicht sehr glückliche Hand in der Wahl der Zitate.

Daß er gelegentlich — wenn wir denn zu seiner Betrachtung unseres Schrifttums übergehen wollen — ein anderes Urteil über literarische Erscheinungen fällt, als die heimische Kritik, ist aufschlußreich selbst dort, wo wir ihm nicht Recht geben können. Es ist zu bedauern, daß der Mangel jeder selbständigen Buchveröffentlichung ihn an Neustädter und Georg Maurer vorübergehen und daß andererseits die kritiklose Häufung geglückter und mißglückter Gedichte im Gedichtbande „Flammengarben" ihn die wahre Bedeutung Peter Barths, des stärksten gegenwärtigen Banater Lyrikers, verkennen ließ. Ein Verdienst des Banat-Kapitels ist es zweifellos, daß an Eugen Probst, „den bedeutendsten lebenden Banater Erzähler neben Alscher", den seinerzeit Meschendörfer in den „Karpathen" zu Worte kommen ließ, wieder einmal erinnert wurde.

Man staunt über die Vielfalt des Materials, das diesem Buch zugrunde liegt, und geht wohl nicht fehl, wenn man die Fundstelle dieser meist im Ausland gedruckten Schriften im Stuttgarter Auslandinstitut sucht, in dessen Ausschuß im vergangenen Herbst der Danziger Professor Heinz Kindermann die Sammelaufgabe umrissen und ideologisch unterbaut hat, die sich das Institut mit seiner Ausgestaltung zum Forschungsinstitut auch für Literaturgeschichte der Auslanddeutschen gestellt hat. Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, sich gelegentlich auch dieser Förderung solcher Arbeiten zu erinnern.

Wilhelm Schneider ist, bevor er dieses Buch schrieb, durch stilkundliche Arbeiten bekannt geworden. Es braucht also nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß das Buch auch nach der darstellerischen Seite seiner Aufgabe gerecht geworden ist, und dieser Vorzug sollte mit dazu beitragen, ihm auch bei denen, die es vor allem angeht: bei uns Auslanddeutschen, den verdienten Erfolg zu verschaffen.

Wissenschaft und Volkstum

Von Alfred Pomarius

(Schluß)

2.

Wissenschaft in ihrem Wirken auf Volkstum

Während es vor aller Untersuchung schon rein logisch natürlich schien, daß Volkstum aus dem Bezirk des lebendigen Werdens heraus Wissenschaft als etwas Gewordenes, Festes, Starres, schöpferisch mitforme, ist es zunächst weniger einsichtig, daß auch der umgekehrte Wirkenszusammenhang besteht. Daß also nicht allein Volkstum auf Wissenschaft wirkt, sondern auch diese wieder auf das Volkstum zurückwirkt, daß also in gewissem Grade eine Wechselwirkung hier vorliegt.

Die Erkenntnis, die auch dies letztere logisch einleuchtend werden läßt, beginnt mit der Einsicht, daß es zum Wesen des Lebendigen und Werdenden gehört, Gewordenes, also fest und starr Bleibendes aus sich herauszusetzen. So wie auch im Wissenschaftswerden Forschung letzten Endes in der festen, geschlossenen Lehre ausmündet, so ist gewolltes oder ungewolltes Ergebnis des lebendigen Tuns immer wieder das Gewordene. Es findet sich daher lebendiges Sein immer im Vereine und in Wechselwirkung mit Gewordenem. Wie etwa der organische Körper ohne das verhältnismäßig Tote des Knochengerüstes nicht lebendig bleiben könnte, so kann auf einer anderen Ebene das Volkstum gar nicht bestehen, ohne das Vorhandensein eines Gerüstes fester Lebensformen, die als Volkslied, Volkstracht, Volkstanz, Volksbrauch, Volkssprache usw. den Volkskörper tragen und der Volksseele Gestalt geben. Diese Formen fangen den fortwährend fließenden Lebensstrom menschlicher Generationen ähnlich auf, wie ein Steinbecken stürzende Wassermassen, und geben ihnen Gestalt, um andererseits, so wie der Stein vom steten Tropfen, von ihnen wieder langsam verändert und geformt zu werden.

Das Leben bedarf also in jedem Falle des Gewordenen und kann nur an ihm zu sinnvoller Gestalt fortschreiten. Ohne den Halt an Gewordenem verharrt es in urhafter Gestaltlosigkeit, oder zerfließt von der Stufe der Gestaltetheit zurück ins Chaos.

Volksleben z. B. kann sich nur dort sinnvoll erhalten, wo dem

Lebensdrang der das Volk bildenden Einzelmenschen die festen völkischen Lebensformen entgegentreten und diesen Drang gestaltend auffangen. Hört dies auf, so hört Volksleben als solches auf und zerfällt zur Formlosigkeit von vielen tausend verschiedenen aneinander vorbeigehenden Einzellebensbahnen.

Das Werdende als *Lebensdrang* und das Gewordene als *Lebensform* sind also die beiden aufeinander hinweisenden Pole eines übergeordneten Zusammenhanges und Kreislaufes, den man als den Lebenskreis bezeichnen kann. Die ganze organische Welt besteht aus einem Netzwerk und Stufenbau solcher Lebenskreise, die auf verschiedenen Ebenen neben- und übereinandergelagert sind und sich auch vielfach überschneiden. Das Leben jeder Tier- und Pflanzenart stellt einen solchen Lebenskreis dar, aber andererseits sind die Tiere und Pflanzen einer Landschaft wieder in zahlreichen Lebenskreisen höherer Ordnung miteinander wirkensmäßig verflochten.

Die Lebenskreise der Tier- und Pflanzenarten sind *organisch* geschlossen, d. h. die Wechselbeziehung zwischen Lebensdrang und Lebensform im Lebenskreis ist erbmäßig im Unbewußten gesetzt und geregelt. Die Lebenskreise, in die der Mensch eingeordnet ist, sind aber in ihrer Mehrheit organisch offen und erst *geistig* geschlossen. Und dies gilt gerade auch vom Lebenskreis des Volkstums in weitgehendem Maße. Die polare Bindung zwischen Werdendem und Gewordenem, Lebensdrang und Lebensform, ist in diesen Lebenskreisen nur zum Teil erbmäßig gegeben (im Lebenskreis der Rasse dagegen zum überwiegenden Teil), sie ist vielmehr geistig aufgegeben und wird erst nach der Geburt in und durch geistige Berührung in Kraft gesetzt.

Diese Berührung kann im Leben des Einzelmenschen eintreten, oder sie kann ausbleiben. Tritt sie ein, dann wird der Mensch in einen Volkstumskreis gliedhaft eingefügt. Bleibt sie aus, dann verbleibt er wesensmäßig außerhalb dieses Lebenskreises, er bleibt ein für sich lebendes Einzelwesen, auch wenn er rein äußerlich einem Volkstumskreis zugehört.

Für beide Formen einzelmenschlichen Schicksals tragen unter anderen Mächten auch Wissenschaft und Intellekt mit einen Teil der Verantwortung. Wissenschaft und wissenschaftliches Denken stehen sowohl in der Kette der Kräfte, die die Volkstumswerte von Generation zu Generation weiterreichen, als auch in der Reihe der Mächte,

die jene Werte zerstören, indem sie die Lösung des Menschen von seinen organischen Lebensgrundlagen vorwärtstreiben. Die erstere und eigentlich fruchtbringende Sendung im Lebensgang des Volkstums, nämlich helfend in diesen Lebensgang einzugreifen, entfaltet Wissenschaft dort, wo durch geistige Berührung des Einzelnen mit dem Volk der Volkstumskreis geistig geschlossen und der Einzelmensch an diesen Kreis angeschlossen wird. Denn jedes In-Kraft-Setzen durch geistige Berührung stellt sich bei näherem Zusehen als systematische, geistige Beeinflussung dar, die man Erziehung nennt. Nicht ausschließlich, aber doch in überwiegendem Maße, wird der Mensch zu seinem Volkstum erzogen. In jeder Erziehung aber steckt Lehre und damit Wissenschaft. Vielleicht eine primitive Stufe wissenschaftlicher Betätigung, aber doch alle Merkmale wissenschaftlichen Tuns an sich tragend, ist das Lehren und Lernen der Geschichte, der Lieder, Dichtungen, Tänze, Brauchtümer des eigenen Volkes, in dem das Erziehen und Erzogenwerden zum Volkstum gipfelt. Es wird hiebei gesammelt, aufgezeichnet, gelehrt und kritisch gesichtet, es gibt Kundige und Unkundige, Erfahrene und Unerfahrene, Wissende und Unwissende, Gelehrige und Ungelehrige. Des Einzelmenschen Weg zu den Lebenswerten des Volkstums geht also auch über den Intellekt und die Seinsebene des Wissenschaftlichen, und zwar ungefähr in demselben Maße, als er bei dieser Erziehung „lernen" muß.

Bei diesem Vorgange tritt Wissenschaft dienend auf, eingeordnet in eine Gesamtheit von Lebensvorgängen, innerhalb deren sie Werkzeug ist. Sie „dient" den überindividuellen geistig-seelischen Werten des Volkstums, indem sie mithilft diese zu erhalten oder an dem oben erwähnten organischen Wandel völkischer Werte Anteil nimmt, der zum Wesensgesetz alles Lebendigen gehört.

Wissenschaft kann aber auch zur Zerstörerin der Volkstumswerte werden, wo sie aus der dienenden Haltung den organischen, seelisch-geistigen Mächten gegenüber, in eine ausschließlich herrschende Stellung im Innenleben des Menschen vordrängt. In dieser Gefahr befand sich das 19. Jahrhundert, als ein betontes Jahrhundert der Wissenschaft. Der Intellekt, der vornehmlichste Träger wissenschaftlicher Haltung, ist das Prinzip des Selbstbewußtseins und des Ich-Seins und damit der Vereinzelung des Menschen. Herrschaft des Intellektes bedeutet Abschließung des Ich in seinen Einzellebenskreis und Unfähigkeit geistig die überindividuellen Lebenskreise, wie auch

den des Volkstums, zu schließen und damit zur Lebenswirksamkeit zu erwecken.

Die Folge der Überbetonung wissenschaftlichen Denkens im 19. Jahrhundert ist steigender Verfall der Volkstumswerte und eine Verzerrung der völkischen Idee ins rein Machtpolitische und Materialistische. Im alltäglichen Leben zeigte sich dies so, daß die Volksmassen von einer unklaren wissenschaftlichen Halbbildung überflutet wurden, aus der sie meist nur soviel hinsichtlich der Volkstumswerte entnehmen konnten, daß alle alten hergebrachten Werte und Lebensformen „überlebt" seien.

Hier tritt Wissenschaft, bewußt oder unbewußt, als Zerstörerin der organischen Lebensgrundlagen des Menschen auf. Denn zu diesen Grundlagen gehört in unvergleichlichem Maße gerade das Volkstum. Und es stellt sich als Selbsttäuschung heraus, daß der schrankenlose Liberalismus, Internationalismus und Materialismus, der weltanschaulich im Gefolge und als Bundesgenosse dieser „Wissenschaftlichkeit" auftritt, wirklich wertschöpferisch gewesen sei oder sein werde. Dafür nur das Beispiel der Wissenschaft selbst.

Wissenschaft kommt nur auf dem Grunde festen organischen Seelentums zur wahren Reife und bedeutet gliedhaft eingefügt in die seelisch-geistige Welt des Volkstums gerade auch eine Krönung und Vollendung dieses Seelentums in wissender Weisheit.

Wird so, wie im 19. Jahrhundert, durch Rückwirkung der gewordenen Wissenschaft auf den schöpferischen Lebenskern dieser erschüttert, dann kann man gleichnishaft sagen, fällt Wissenschaft selbst in die Grube, die sie einem anderen grub. Eine stumm ausgleichende höhere Gerechtigkeit gibt der Wissenschaft diesen Schlag zurück. Wieso? Weil ja Wissenschaft selbst geschaffen wird durch Ströme organischen Lebens in der Forschung, so wird, wenn das Leben zu zerflattern droht, weil seine feste organische Grundlage wankt, in demselben Maße auch die Forschung selbst zu zerflattern beginnen.

Und ein Zerflattern und Zerfließen der Forschung und Lehre, das ist das Bild, das der Zustand der Wissenschaft mit dem Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts bietet. Das führte zu der bekannten inneren Krise der Wissenschaft, die in dem Augenblick erkennbar wurde, als jene, man muß sagen, Entartung der Forschung sich in der Lehre auszuwirken begann.

Sachlich besteht diese Krise darin, daß ungeheuere Stoffmengen durch eine planlos selbstherrliche Forschung aufgehäuft worden sind, die zu einem zusammenhanglosen Wust von Lehren geführt haben. Wissen ist seinem wesentlichen Charakterzug nach System, also sinnvoller geistiger Zusammenhang. Die heutige Wissenschaft ist aber nicht ein System von Gesamtwissen, sondern ein ausgesprochenes Stückwissen, aufgespalten in eine Unzahl von Spezialgebieten, die jedes nach eigenen Gesetzmäßigkeiten zu forschen sich berechtigt glauben. Es ist offensichtlich, daß hiemit die verschiedenen Einzelgebiete der Wissenschaft nur den Irrtum der Gesamtwissenschaft wiederholen, den diese beging, als sie erklärte, sie trage ihr Gesetz in sich und habe in ihrem Fortgange auf nichts außer sich Rücksicht zu nehmen. Diese so lange als grundlegend angesehene Voraussetzung einer voraussetzungslosen Wissenschaft ist falsch. Alle Gebiete des menschlichen Seins und Tuns hängen zusammen und es stellen sich Fehlentwicklungen ein, wo dieser Zusammenhang verneint oder zu stark gelockert wird. Auch die Wissenschaft unterliegt, wie alles bewußte Tun, weltanschaulichen Voraussetzungen, die aus den Tiefen des organischen Untergrundes der Menschenseele aufsteigen.

Innerhalb der Wissenschaft ist die Fehlentwicklung längst erkannt und es hat eine Gegenbewegung eingesetzt, die darauf ausgeht, die Forschung auf das Suchen nach den Zusammenhängen auszurichten. Der Wissenschaft wird damit der Zielpunkt gezeigt, nach dem sie streben muß: eine sinnvolle Gesamtschau des Bewußtseins über die Welt zu werden.

Die Schanze, die wir vor uns aufrichten, ist die Wahrheitsliebe, die Ehrlichkeit, der unbeugsame Gerechtigkeitssinn und die friedfertige Hilfsbereitschaft. Aus unseren Reihen können wir aber niemanden entbehren, es sei denn, daß er diese Schanzen selbst unterhöhlte und damit seine Brüder schädigt, daß er sich selbst im Nebel verbirgt.

Erwin Wittstock / Bruder, nimm die Brüder mit

Rundschau

Ein Denkmal für Stephan Ludwig Roth. In diesem Hefte erscheint das Bildnis eines Entwurfes für ein Stephan-Ludwig-Roth-Denkmal. Der aus Deutschland stammende Bildhauer Richard Böge, der seit Jahren in Rumänien lebt und auch unseren Lesern bekannt wurde, ist der Schöpfer des Entwurfes.

In den letzten Jahren ist Stephan Ludwig Roth tief in das Bewußtsein unseres Volkes getreten. Die Jugend hat ihn sich zum Lebensvorbild erkoren. Seine geistige Hinterlassenschaft ist erst jetzt gesammelt worden. Tod und Leistung des letzten wirklichen Märtyrers unseres Volkes sind damit in ganzer Bedeutung auferstanden. Darum ist es kein verwegener, sondern ein natürlicher Gedanke, wenn der Plan eines Denkmals für Roth vor uns tritt. Daß der Künstler, der uns hiefür einen Entwurf gibt, ein Reichsdeutscher ist, beweist die Größe und Unbegrenztheit des Werkes, dessen erzener Ausdruck das Denkmal sein soll.

Der Entwurf ist in jeder Hinsicht eigenartig und einfach. Kein hoher Sockel trennt den Betrachter vom Standbild. Auf wenig erhöhtem Rasen erhebt sich eine Steinplatte, auf der, an einen Steinblock gelehnt, in Bronze Roth steht, in einer Haltung, die von ihm überliefert ist, in der schlichten Tracht, die er trug, den Blick in die Ferne gerichtet, das Haupt unmerklich gesenkt. Entschlossenheit, Lebenserfahrung und Bitternis, zugleich ein leises wissendes Lächeln spielen um den Mund und mildern den Ernst und die geistige Wucht des Antlitzes. Haltung und Antlitz verdeutlichen, was uns Roth ist: der Führer, Seher und Kämpfer. Keinerlei Pose ist notwendig, dieses auszudrücken. Das einfache Stehen, gelehnt an den mächtigen Steinblock spricht es aus, streng, versonnen und zugleich gütig.

Bei der Betrachtung des Modells ist zu berücksichtigen, daß die unteren Körperteile, insbesondere die Beine, hier noch nicht bis ins Letzte ausgearbeitet wurden und darum etwas hölzern wirken, was bei dem späteren Gußmodell natürlich wegfällt. Welche Verinnerlichung der Bildhauer zu gestalten weiß, beweist der Kopf des Modells.

Uns erscheint es als besonders glücklich, daß das Standbild wahrhaft auf der Erde steht, gewissermaßen im Volke, daß es einfach ist und in seiner Einfachheit zwingend spricht, nicht bloß für Roths Wesen und Werk, sondern auch für das Beste, was unser Volkswesen ist.

Das Denkmal soll — das ist unsere Meinung — geschaffen werden. Sein Platz ist in Mediasch, wobei man allerdings über den Ort, wo es aufgestellt werden könnte, noch zu Rate gehen müßte. Der Bildhauer denkt an den sächsischen Sportplatz. Ich kenne den Platz, glaube aber, daß das Denkmal einen schöneren Rahmen in dem Walde vor dem Friedhof fände, der sich von der Lichtung hinaufzieht, wo der Stephan-Ludwig-Roth-Obelisk steht. Allerdings müßten dann einige Bäume fallen und der Vordergrund entsprechend hergerichtet werden, was die Kosten vermehren würde. Die Gesamtkosten sind nicht allzu

hoch, auch für unsere Zeit nicht, die sich gerne auf ihre Not beruft. Wenn es gelingt, unser Volk für den Gedanken eines Roth-Denkmals zu erwärmen, sind die Kosten (etwa 300.000 Lei) ohne Mühe gedeckt.

Gewöhnlich entsteht der Gedanke, einem großen Mann ein Denkmal zu setzen, zuerst, und der Entwurf wird dann gesucht. Hier liegt der umgekehrte Weg vor: Ein Entwurf ist da und ist wert, ernstlich erwogen zu werden. Roths Heimatstadt Mediasch möge vorangehen; der Widerhall in den anderen Orten wird nicht ausbleiben, wenn darauf hingewiesen wird, daß auf dem Steinblock des Entwurfes die Worte Roths stehen: „Ich habe das Meine getan, ihr übrigen tut das Eure." Beziehen wir die Worte auch auf die Dankesschuld, die wir in einem Denkmal für Roth zwar nicht abtragen, aber anerkennen können.

Heinrich Zillich

Erwin Wittstock, Träger des Volksdeutschen Preises. Der Volksdeutsche Schrifttumspreis, den die Stadt Stuttgart und das Deutsche Auslands-Institut jährlich am 9. Mai, am Todestag Friedrich Schillers, verleihen, ist in diesem Jahre Erwin Wittstock für seinen Novellenband „Die Freundschaft von Kokelburg" zugeteilt worden. Der Volksdeutsche Preis, der heuer zum zweitenmal vergeben wurde, ehrt mit Wittstock unser ganzes heimatliches Schrifttum und zeichnet ein Buch aus, das, aus der volkhaften Fülle deutschen Lebens erwachsen, werthaft alle Landschaften übergreift und wie jede echte dichterische Erfüllung überall gültig ist. Wir freuen uns, daß gerade dieses Werk einen so hohen und verdienten Lohn gefunden hat. Heinrich Zillich

Konrad Richter, Träger des Eminescu-Preises der Rumänischen Akademie. Die Rumänische Akademie verteilte kürzlich den großen, vom verstorbenen Justizminister C. Hamangiu gestifteten Preis für die beste deutsche Nachdichtung der Werke des bedeutendsten rumänischen Lyrikers Mihai Eminescu, nachdem der Preis zum drittenmal ausgeschrieben worden war und in den ersten beiden Jahren niemand zuerkannt werden konnte. Der Preis fiel an Konrad Richter, den unseren Lesern wohlbekannten Literaturhistoriker und Übersetzer. Der Ausschuß, der die Preisverteilung vornahm, bestand aus den Professoren Radulescu-Motru, Sextil Puscariu und dem Dichter Octavian Goga, die von Adolf Meschendörfer beraten wurden. Außer Richter hatten sich noch acht Übersetzer um den Preis beworben. Die Übersetzungen Konrad Richters werden demnächst in einem reichsdeutschen Verlage erscheinen und der großen deutschen Leserschaft Gelegenheit geben, rumänisches Dichtertum in höchster Vollendung kennen zu lernen. Daß ein Angehöriger des Deutschtums in Rumänien der Vermittler dieser Kunst ist, freut uns, weil auch hier wieder die kulturelle Bedeutung hervortritt, die den inländischen Deutschen zugemessen werden muß als schöpferischen Brückenbauern von Volk zu Volk. Heinrich Zillich

Fritz Klein †. Im Mai starb in noch jungen Jahren durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde während einer Waffenübung in Liegnitz Dr. Fritz Klein, unser Landsmann, der im deutschen Tagesschrifttum lange Zeit

als Hauptschriftleiter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" in Berlin eine führende Rolle gespielt und dann als Herausgeber der „Deutschen Zukunft" eine lebendige, vielbeachtete Wochenzeitung geschaffen hat.

Fritz Klein ist der erfolgreichste Journalist, den unser Volk hervorbrachte. In einem beispiellos raschen Aufstieg, getragen von zähem Willen und politischem Weitblick, trat er schon vor seinem dreißigsten Lebensjahr an die Spitze des großen Berliner Blattes, machte es zu einem in jeder Hinsicht bedeutungsvollen Organ, wobei besonders die außenpolitische Stellungnahme und der kulturpolitische und künstlerische Teil weit über Deutschlands Grenzen hinaus wichtig wurden. Wenn einmal die Geschichte der deutschen Publizistik nach dem Weltkrieg geschrieben wird, muß Fritz Klein darin ein beachteter Raum zugemessen werden, gleichgültig, ob man all seinen Urteilen zustimmen kann. Eines wird man unbedingt feststellen müssen, daß dieser hochbegabte Zeitungsmann in jeder Lebenslage eine selbstverständlich deutsche Haltung bewiesen hat, daß er sich darin auch in der Zeit starker Verwirrung nicht beirren ließ, daß er immer die Gesamtheit des deutschen Volkes vor Augen hatte, was ihn auch zur steten Förderung des Auslanddeutschtums führte, und daß er zugleich in seinem Urteil Mut und geistige Unabhängigkeit zeigte. Sein Stil war knapp, ohne Phrasen und zupackend; Klein spürte wohl aus dem Völkererlebnis der Heimat viel klarer als gemeinhin Reichsdeutsche Wesen und Willen fremder Völker, war darum zum außenpolitischen Betrachter geradezu vorbestimmt. Unzähligen vermittelten seine Aufsätze durch mehr als ein Jahrzehnt Aufklärung und Einsicht.

Seinem Tode haftet eine tragische Sinnlosigkeit an. Klein ritt vier Jahre lang durch alle Fährnisse des Krieges. Mitten im Frieden, als er zum erstenmal die Uniform eines deutschen Reserveoffiziers trug, stürzte er so unglücklich, daß er den Tod fand. Wieviel fruchtbares Wirken hat dieses Ende vereitelt!

Heinrich Zillich

Der Streit im Deutschtum Rumäniens, der durch die Hineinzerrung der ev. Landeskirche seine letzte Verschärfung erfahren hat, ist seinem Wesen nach ein Streit um die alle bindende Volksdisziplin. Selten ist ein Wort so oft mißbraucht worden; noch vor wenig Jahren versuchte man damit jede jugendliche Regung zu erdrücken; heute aber ist es in seiner wahren Bedeutung zur Frage gestellt, weil Volksdisziplin nun wirklich und eindeutig gebrochen wird. Von Volksdisziplin aber hängt Bestand und Erneuerung unseres Volkes ab. Wer behauptet, Erneuerung sei möglich durch Menschen, die die Disziplin brechen, ja, nur dadurch möglich, w e i l sie sie brechen, weiß nicht was er daherredet und vermag das Volksganze nicht zu begreifen.

Die Einschaltung der Kirche in diesen Streit haben wir im Maiheft ausführlich behandelt; unseren Ausführungen ist nichts Grundsätzliches hinzuzufügen. Inzwischen kam die Flut der kirchlichen Disziplinarprozesse ins Rollen. Noch ehe geurteilt wurde, nehmen Gruppen und vereinzelt auch Kirchenkörperschaften nach Gutdünken Stellung und behaup-

ten, hinter ihrer Meinung stehe das Volk und natürlich das in letzter Zeit so viel berufene Gewissen. Trübe wie der Anlaß ist sein Echo. Daran sind auch die Kirchenangestellten schuld, die gegen das Parteiverbot der Kirche auftraten, nicht etwa, weil sie dies getan haben, sondern weil kein einziger von ihnen groß genug war, gegen die parteipolitische Auswertung und Verzerrung ihres Schrittes durch die eigenen Parteifreunde aufzutreten. Alle stehen sie, ob ihre Verwahrung in gutem Glauben, ob aus Nötigung, Mitläufertum und Geltungssucht erfolgt ist, im Schatten der Parteitaktik. Und das ist vielleicht eine der bittersten Erkenntnisse.

Der Kampf unseres Volkes geht um die Gemeinschaft, die jeden auch dann bindet, wenn sie seine Privatrechte wirklich oder vermeintlich schmälert. Daraus ergibt sich die Stellungnahme zu den bevorstehenden Urteilen der Disziplinargerichte, unbeschadet dessen, daß wir in Kirche und Kirchenleitung eine Erneuerung höchst nötig haben. Heinrich Zillich

100 Jahre „Kronstädter Zeitung". Ist es schon an und für sich bemerkenswert, wenn ein Blatt das ansehnliche Alter von hundert Jahren erreicht hat, so muß dies Ereignis noch ganz besonders vermerkt, ja freudig begrüßt und festlich begangen werden, wenn es sich um das Blatt eines deutschen Volkssplitters fern vom Mutterland handelt. Denn uns sind unsere Zeitungen doch mehr als Nachrichtenblätter, die uns bei Kaffee und Zigarre angenehm unterrichten und unterhalten, sie bedeuten uns doch einen nie versiegenden Quell der völkischen Erziehung, Sammlung, Kräftigung. So kann man sagen: 100 Jahre „Kronstädter Zeitung" heißt ein Jahrhundert kraftvoller Selbstbehauptung des deutschen Kronstadts! Dankbar gedenken wir ihres Begründers Johann Gött, der am 24. Mai 1837 die erste Nummer herausgab. — Die Schriftleitung der „Kronstädter Zeitung" hat am 24. Mai 1936 eine 110 Seiten starke Festausgabe zum hundertjährigen Bestehen des Blattes herausgebracht. Die Festnummer, in geschmackvollem Gewand, ist inhaltlich sehr reichhaltig; man ist versucht zu sagen, sie enhalte geradezu die Geschichte des sächsischen Volkes in den letzten hundert Jahren auf allen Gebieten seines Wirkens, von Kronstadt aus gesehen. Damit ist wohl etwas zuviel gesagt, in gewissem Sinne aber auch zu wenig. Es mögen einige Zahlen sprechen: in rund sechzig Aufsätzen aus berufener Feder ist nicht nur der Weg des Blattes und unseres Volkes durch ein Jahrhundert dargestellt, sondern es wird tief hineingeleuchtet in alle Fächer unseres völkischen Seins in Kirche und Volksgemeinschaft, Politik und Verwaltung, Land- und Volkswirtschaft, Handel, Industrie, Gewerbe usw., vom jüngsten Schrifttum ganz zu schweigen; einundzwanzig Nachbildungen von Werken Kronstädter bildender Künstler zeugen vom künstlerischen Schaffen dieser Stadt, achtzehn Abbildungen aus Kronstadt von einst und jetzt beleben den Text, in rund hundert Geschäftsanzeigen spiegelt sich das rege Wirtschaftsleben. — Wir entbieten der hundertjährigen „Kronstädter Zeitung" unseren Gruß und Glückwunsch!

Fritz Schnell

„Die Frau nach dem deutschen Artgesetz."[1]

[redacted]

[1] Auf diese Ausführungen wird H. Zillich im nächsten Hefte antworten. Die Schriftleitung.



Annemarie Schnell

Neue Bücher und Schriften

Adolf Spamer: Deutsche Fastnachtsbräuche. Eugen Diederichs Verlag, Jena. — Ein auch in seinem Äußeren sehr ansprechendes Bändchen mit 16 Abbildungen, 2 Farbentafeln und 69 Seiten Text. Das Buch enthält zahlreiche Literaturangaben und bringt in kleinem Umfang viel wissenswertes über die Anfänge, Herkunft, Geschichte und Ausbreitung der Fastnachtsbräuche in den Städten und auf dem Lande. Der Verfasser weist nach, daß in den meisten Fällen eine altheidnische Begrüßungsfeier des wiederkehrenden Lebens im Jahreslauf, also eine Sonnwendfeier, den Faschingsbräuchen zugrunde liegt, welche die christliche Kirche mit allen Mitteln zu bekämpfen und der mit diesen Bräuchen verbundenen Völlerei durch die Auferlegung von Buße und Fasten Einhalt zu gebieten suchte. Die Vorbereitungen der Karnevals-Umzüge und -Unterhaltungen geschehen oft viele Wochen vorher und es bilden in den Großstädten Köln, Mainz und Nürnberg sich Ausschüsse von „Karnevalisten", die besonders begabte Redner mit ausgezeichnetem Humor sein müssen, die aus der „Bütt" — einem leeren Weinfaß — die Zeitverhältnisse und Zeitgenossen in voller Redefreiheit scherzhaft verspotten. Maskenbälle, Maskeraden, Narrenpossen treiben ihr Wesen bis zum Faschingsdienstag, wo um Mitternacht der Kulminationspunkt erreicht ist und dem tollen Treiben ein Ende bereitet wird. So ganz glatt geht das freilich nicht, denn Prinz Karneval muß erst entsprechend verabschiedet werden, was oft in tiefernster Weise geschieht, indem das Volk zu diesem Behufe, gewissermaßen als Personifizierung des Prinzen Karneval gedacht, eine Strohpuppe herrichtet, diese sterben läßt, sie aufbahrt und beerdigt oder auch verbrennt, unter dem Geheul der Klageweiber, des Volkes oder der halbwüchsigen Jugend. Beim Morgengrauen des Aschermittwochs, nach voller Sättigung durch Speise und Trank, kommt der Kater und die ernste Besinnung zur Einkehr, die uns zur gewohnten täglichen Arbeit zurückkehren läßt.

Das Buch bringt viele Berichte über die verschiedensten Fastnachtstreiben von verschiedenen Orten Deutschlands, wo sie, von den Zünften und Gesellenverbänden ausgehend, schließlich das ganze Volk erfassen, sich immer künstlerischer und glänzender gestaltend, zur Zeit des Barock auf die Fürstenhöfe übergehen, wo sie bald in Glanz und Pracht wetteifern.

Vielerorts wird der Fasching, am Heilig-Dreikönigstag oder am „geschworenen Montag" (der erste Montag nach den heiligen drei Königen) mit dem Backen der sogenannten „Faschingskrapfen" oder anderer Faschingsgebäcke eingeleitet.

Auch bei uns in Siebenbürgen führten die Zünfte und Gesellenverbände Tänze und Vermummungen auf und nannten den Fasching in bezeichnender Weise die „hillige", d. h. heilige Zeit. Die vielerorts üblichen Aufführungen, wie das Schembartlaufen in Nürnberg u. a., sind derart verworren, daß es hoch an der Zeit ist, alle hier ineinander geratenen Bräuche und Sitten zu entwirren und deren Herkunft zu ergründen.

In diesem Sinne ist es auf das freudigste zu begrüßen, daß die Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands im Vereine mit der Arbeitsgemeinschaft für die Volkskunde Niedersachsens in ihrem gemeinsamen Mitteilungsblatt „Die Kunde", dessen verantwortlicher Leiter, Herr Dr. Hermann Schroller, ein gebürtiger Kronstädter, ist, einen Aufruf an die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft bringt und bittet, Berichte über die heimatlichen Bräuche der Schriftleitung einzusenden.

Das Buch ist jedem auf das wärmste zu empfehlen, der Interesse und Verständnis empfindet für alte Volksbräuche und Sitten, welche sich nicht selten über Jahrhunderte zurückverfolgen lassen, um in grauer Vorzeit zu verschwinden. Julius Teutsch †

Choteau — de Traz, Französisches Soldatentum. Mit einem Vorwort von Kurt Hesse und Walter Mönch. Wilh. Gottl. Korn-Verlag, Breslau. — Eigentlich hat das schmale Büchlein vier Verfasser, zwei Franzosen und zwei Deutsche, und jeder ihrer Aufsätze ist für einen Leser, der Soldat war, höchst fesselnd. Das Buch sucht den Unterschied in der geistigen Grundhaltung des deutschen und des französischen Soldaten aufzudecken. Der deutsche Soldat handelt aus einem Kollektivbewußtsein, während der französische seinen Aufgaben individuell gegenübersteht und darum eine andere Schulung als der Deutsche erforderlich macht. Was in dem Buch über die Aufgaben des Offizierstums von den beiden französischen Verfassern gesagt wird, gehört zu dem Wichtigsten und Schönsten, was über diesen Beruf überhaupt gesagt werden kann. Heinrich Zillich

Ruth Hoffmann. Pauline aus Kreuzburg. Paul List-Verlag, Leipzig. In Leinen 5.80 RM. — Das Leben einer deutschen Frau durch drei Geschlechterfolgen, dargestellt von einer Frau, ihrer Enkelin. Das Leben dieser Frau verläuft ohne Besonderheiten äußerlicher Art, es ist eingespannt in Mühe und Arbeit, Not und Freude, Frieden und Krieg, Geburt und Tod, und in all dem Erleben blüht die Liebe eines reinen Herzens auf, in deren goldenem Schein sich die Begebenheiten zu letzter Gültigkeit emporheben. Dies Buch ist sicher eines von denen, die nicht nur für den Augenblick fesseln, sondern seine Worte, seine Gestalten, seine Güte und Reinheit erfreuen dauernd und gehen im eigenen Leben weiter mit. Man freut sich herzlich, einem solchen Buch zu begegnen; man würde sich freuen zu wissen, daß es im deutschen Volk recht viele Frauen vom Wert und Wesen der Pauline aus Kreuzburg gäbe. Hans Lienert

Aloys Karl Seyfried. Fürstensaga. Paul Kupfer-Verlag in Breslau. In knappster Form ersteht Heldenleben deutscher Art vor uns: Treue, Liebe und Tod, fesselnd, geschickt und so überzeugend erzählt, daß man ohne Übertreibung sagen muß: Seyfried's Werk ist ein Kunstwerk. Man lese die kleinen, oft nur wenige Zeilen enthaltenden Abschnitte für sich, man lese sie im Zusammenhang, man lese diese Saga oft und oft, um sich dessen bewußt zu werden, was und wie gestaltet wurde. Wie erfreulich, daß der Stil des Dichters die Gedanken dieses Heldenliedes so formte, daß

schmucklos doch bezwingend erzählt wird, was klar und überwältigend geschieht. Ein ausgezeichnetes Büchlein, bedeutender als manches Buch.

Kurt Scherg

Friedrich Griese. Die Wagenburg. Erzählung. 1935. Albert Langen-Georg Müller, München. Dies Buch Grieses ist ein Ereignis auf dem deutschen Büchermarkt, eine packende, erschütternd einfache Schilderung von Treue, Zähigkeit, Willen und Mut des deutschen Knechtes Karl Johann, der einen Wagen und zwei Pferde seines Bauern durch alle Nöte eines Kleinkrieges in Spanien behütet und endlich wohlbehalten abliefert. Die Gestalt dieses Karl Johann ist die des neuen deutschen Menschen, der die Bindung an die Ahnenkette so sehr erfahren hat, daß ihm nicht einfällt darüber viel nachzudenken, vielmehr daraus alle Stärke und Fähigkeit zum Aushalten zieht. Karl Johann ist problemlos, unbekümmert, einfach, man darf ihn ruhig den „tumben Deutschen" nennen und man hat damit mehr gesagt als mit irgendeinem schöner klingenden Wort. Dieser Knecht hat eine einzige Aufgabe und die führt er mit Körperkraft und innerer Selbstverständlichkeit durch.

Weder Geschwätz noch irgendein Schnörkel sind in der Erzählung zu finden, die einfach und gradlinig erzählt wird und wegen ihrer Schlichtheit nicht minder deutsch ist als das Wesen ihres Helden.

Griese hat sein Werk der deutschen Jugend gewidmet. Möge sie daraus die Verpflichtung erfassen, selbst Karl Johann zu werden, der vier entsetzliche Jahre ertrug, um als Erfüllung seiner Pflicht endlich einen Wagen und zwei Pferde in den Hof seines Bauern so zu führen, als wäre er erst vor einer Woche damit über Land gefahren. Welche Bindung und welche Freiheit liegt darin!

Kurt Scherg

Erik Reger. Napoleon und der Schmelztiegel. Roman. 1935. Rowohlt. Berlin. — In diesem Werk hat ein ungeheuer reicher und großer Stoff dichterische Behandlung erfahren. Reger versucht nicht weniger als die Schilderung der Entwicklung Westdeutschlands zum Industriezentrum des Staates. Leider ist er den Ansprüchen nicht so weit gewachsen, daß außer einigen unterhaltenden Stellen der große Wurf des Kunstwerkes hervortritt. Keine einzige Gestalt dieses Buches ergreift und bewegt den Leser, der die Bekanntschaft von Idealisten, Phantasten, Romantikern, Gaunern, Adligen und Bürgerlichen, Frauen und Dirnen macht, doch keine Gestalt kennenlernt, die im wahrsten Wesen Persönlichkeit und Leistung verkörpert. Man ist ernüchtert, viel Sensation und Anzüglichkeit lesen zu müssen und nur im Schatten aufgebauschter Nebensächlichkeiten Gestalten zu finden, die Deutschlands Aufrichtung zu Beginn des 19. Jahrhunderts vollbrachten. Eine Leistung, die hier wohl erwähnt wird, die aber leider nur Rahmen für Begebenheiten und Gestalten abgibt, die daran gemessen kümmerlich erscheinen.

Kurt Scherg

Hans Fallada. Märchen vom Stadtschreiber, der aufs Land flog. Mit 30 Holzschnitten von Heinz Kiwitz. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin. Leinen 4.80 RM. — Ein Schreiberjüngling wird in einen Spatzen um-

gezaubert, fliegt aufs Land zum Ohm und erlebt in Spatzen- und Menschengestalt die mannigfachsten Abenteuer. Menschliches Tun und Wesen, aus der Spatzenschau heraus betrachtet, nimmt sich lustig aus und Fallada findet dabei manch köstliche Begebenheit und manch feines Wort. Man stellt gerne auch diesmal fest, daß er zu fesseln versteht und daß sein dichterisches Vermögen auch bei diesem Buch stark sichtbar wird. Aber seine Gestalten packen nicht von innen her; sie erregen die Aufmerksamkeit, lassen aber auf die Dauer kalt. Daher vermute ich, daß die bisher zwiespältige Meinung der Kritik über Fallada durch dies neue Buch nicht zur Einigkeit gezwungen werden wird. Hans Lienert

Ernst Seraphim. Baltische Schicksale. Im Spiegel einer kurländischen Familie 1756—1919. Verlag Grenze und Ausland, Berlin, 1935. — Ich las diese mitunter etwas weitschweifige Familiengeschichte mit größter Aufmerksamkeit, weil sie in das innere baltische Leben der letzten 150 Jahre einen überraschend reichen Einblick vermittelt und das Schicksal der Baltendeutschen gleichsam verdichtet im Schicksal weniger Mitglieder einer Sippe. Das Landleben, die Universität Dorpat mit ihrer geradezu unglaublichen Bedeutung für das gesellschaftliche Leben der heute verschollenen Baltenherrlichkeit, die politischen Ereignisse bis zur Revolution 1905, bis zum Weltkrieg und über diesen hinaus, das bittere baltische Ende — all dies ist in dem Buch enthalten (neben sehr schönen Abbildungen) und erweckt in einem Siebenbürger Sachsen den Wunsch, daß auch unsere Volksentwicklung einmal in ähnlicher Weise, die jedermann anspricht, bestrahlt werden möge. Heinrich Zillich

Enno Littmann. Arabische Märchen. Aus mündlicher Überlieferung gesammelt und übertragen. Inselverlag, Leipzig, 1935. — Der berühmte deutsche Orientalist Enno Littmann, der Übersetzer der großen Ausgabe der Geschichten aus 1001 Nacht, gibt dem deutschen Volk hier ein unvergleichliches Märchenbuch. Er selbst hat es den Arabern abgelauscht, und erzählt die Märchen nun im Tone der orientalischen Erzähler, was den reizvollen und unterhaltlichen, von blühender Phantasie belebten Vorgängen eine frische, eigenartige und verführerische Note gibt, die sie zu einem unverlierbaren Besitz der großen Märchenliteratur machen wird. Den Lesern mögen auch die Nachbemerkungen des Verfassers ans Herz gelegt sein, in denen über die Sammlung der Märchen und über ihre Herkunft berichtet wird. Erstaunlicherweise stammen einige der Märchen aus Europa. Heinrich Zillich

Josef Magnus Wehner. Stadt und Festung Belgerad. Roman. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, 1936. — Es ist ein eines Dichters in jeder Hinsicht würdiger Stoff, den Wehner in diesem Roman bewältigt. Das Recht, sich an eine solche Aufgabe zu machen, hat der Verfasser mit seinem Verdun-Roman erworben. Die hier übernommene Aufgabe ist die Schilderung des größten Flußüberganges der Geschichte, des Donauüberganges der Österreicher und Deutschen im Weltkrieg und die Gestaltung des sich daran anschließenden Vormarsches in Serbien. Soweit sich Wehner

auf die kriegerischen Ereignisse und auf die Darstellung der Landschaft beschränkt, die hier in vielfältiger Weise eingreift in die soldatische Handlung, ist seine Kunst wahrhaft überzeugend, lebendig, mitreißend. Aber die hineinverflochtene Liebesgeschichte eines deutschen Soldaten mit einer Zigeunerin ist von jener Romantik gefärbt, die uns Ostdeutsche, die Zigeunerleben besser beobachten können als Reichsdeutsche, nicht verführt, weil sie mit der Wahrheit des Zigeunertums nichts zu tun hat. Diese Teile möchten wir gerne missen. Davon abgesehen ist das Buch ein freudig angenommenes Geschenk, das den großen Feldzug in eine Dichtung umschmilzt, nach der er wie selten ein kriegerisches Ereignis drängt. Freund und Feind sind von einem soldatisch empfindenden Geist in ihrer schicksalhaften Bestimmtheit gerecht betrachtet und begriffen. Und das gibt der Dichtung auch hohen ethischen Rang. Heinrich Zillich

Walter Buhe. Die Leute von Rosendorf. Sudetendeutsche Bauernköpfe in Holz geschnitten. Mit Lebensbildern in Handschriften. Verlag Grenze und Ausland, Berlin, 1936. — Ein eigenartiges Buch! Der Verlag Grenze und Ausland, der unter vielen anderen, dem Auslanddeutschtum gewidmeten Werken auch das bekannte Bilderbuch siebenbürgischen Bauernlebens von Retzlaff herausgebracht hat, legt hier ein ähnliches, in seiner Zusammenstellung und Idee doch auch ganz anderes Werk aus dem sudetendeutschen Lande vor, das Beachtung verdient und mit Liebe aufgenommen werden soll. Der Verfasser hat zahlreiche Bauernköpfe des Sudetendorfes Rosendorf in Holz geschnitten. Jedem Holzschnitt ist die Lebensgeschichte des Dargestellten beigefügt in dessen eigener Handschrift. So ergibt sich nicht bloß das äußere Bild einer urdeutschen knorrigen Dorfbauernschaft, sondern zugleich ein Einblick in ihr Denken, Meinen und Empfinden und, was in einigen Fällen erschütternd wirkt, in ihr Schicksal. Die Fülle des Buches, dessen weite Verbreitung durch einen billigen Verkaufspreis (1.80 Mark) gefördert wird, kann durch eine Besprechung nicht wiedergegeben werden, weil es so eigenartig ist, daß dem Leser der Besprechung, wenn er das Werk nicht selbst sieht, nur ein blasses Ungefähr vermittelt werden kann, für das er aus seiner Erfahrung keinen Vergleichsmaßstab heranzuziehen vermag. Darum kaufe man sich das Bach und lese es andächtig. Man steht mit ihm am Brunnen des Volkstums.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt sei bemerkt, daß der Aufsatz über Julius Teutsch von zweien seiner Mitarbeiter stammt, die beide am Burzenländer Sächsischen Museum tätig sind.

Unser Heft erscheint verspätet, weil der Herausgeber einige Wochen im Ausland weilte, wo er in verschiedenen Städten aus eigenen Dichtungen las.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Jon-Natiu-Straße 6
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Aus dem Baron Brukenthalischen Museum, Abteilung für kirchliche Altertümer

Phot. Fischer, Hermannstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR JULI 1936 HEFT 7

Den Jünglingen

Von Josef Weinheber

Ihr Häupter blütenumkränzt,
ihr unbeschriebenen Stirnen!
Ihr Augen kühn und bewußt!
Ihr traumgeschwungenen Münder!
Herrische Füße ihr,
grausam peitschend den Boden,
Lenden schmal und behängt
mit der Schwermut der Fraun.
Ihr Wege, strotzend von Nacht,
Kreuzwege zwischen den Zeiten!
Ihr, zu Fernstem bestimmt,
Keim und Hoffnung der Völker!
Lieblich den Göttern ihr
und noch selig wie jene,
die vom Tod nur das Wort,
doch nicht den Schrecken wissen:

Liebt euer Fleisch nicht zu sehr!
Weder im Zärtlichen
noch im Hang zur Gewalt.
Übt eure Anmut und Kraft
— denn aus Spiel wird der Mann —
Doch vergeßt nie: Der Leib
ist von hier, und ihr wollt
siegen über die Erde!

Seid hart zu euch selbst,
keusch im Glanz eurer Kraft,
und im Sturm des Geschlechts.
Zwei Dinge sind euch Liebe und Lust,

und sie seien es euch!
Zwei Dinge sind euch Werden und Tod,
und sie seien es euch!
Aber Atmen und Ehre
sei euch ein Ding!

Mann indessen zu sein
heißt nicht grausam sein
gegen sich selbst
oder die Welt:
Vor den Alten
dürft ihr immer noch aufstehn,
vor den Manen der Großen dort,
vor den Männern hier in dem weißen Haar,
das euch Zeugenschaft sei,
Weck- und Mahnruf des Leids, welches den
Menschen formt.

Unter euch
redet und kämpft!
Aber die Weisheit ehrt ihr, indem ihr schweigt.

Seid nur stolz zu euch selbst!
Seid nur karg zu euch selbst!
Doch in der Fremde, verlassen, allein,
um ein Stück Heimaterde, Jünglinge, Kinder,
um eure Kammer zuhaus,
um eure Mutter dürft ihr weinen.

Warum rühmt euch der Sänger?
Euere Leiber
sind die Vollkommenheit des Gedichts.
Maß und Gesetz, und schön wie das Lied,
Sang, dem der Sprache
unzerstörbarer Bund, jener heilige, Körper verlieh.

Schön wie das Ewige ist euer Bildnis,
ähnlich Gott. Doch ihr seid nur ein Anfang,
nur von außen: aus Gold wie die Götter.

Der euch besingt,
ruft euch nicht zu: Habet Adel!
Ihn zu *haben*, ist Gnade. Aber
ihn zu *lieben*, sei euer Sinn!

Nehmt nicht die Dinge, nackt: Lebt sie ins Hohe!
Wie ihr die Erde liebt: Liebt sie als Weite!
Da ihr gemeinsam seid: Denkt an die Größe!
Und wenn ihr einsam seid: Gebt euch der Tiefe!

Euer Blut ist wild und der Nacht
bald vermählt und dem Rausch.
Groß ist die Nacht. Ist Schicksal: Wer ihr verfällt,
hat den Tod. Doch dem Ringenden sagt
der Erlösung wehes Geheimnis die Nacht.
Rausch ist ihr Sohn. Ihn betet nicht an!
Göttliches ist an ihm. Aber *dieser*
Gott ist furchtbar.

Prüfstein des Mannes
ist, der Vergeblichkeit
in das Antlitz zu sehn, zu
wissen den Tod und
leben zu bleiben.
Dessen gedenkt, wenn euch Gefühl
unbesiegbaren Bluts das Haupt
auf zu den Sternen reißt.
Dessen gedenkt, wenn das Wort
farbig und stark euch entströmt,
ihr das Große beschwört euer selbst
und das Große des Volks —
Unerreichbar jedoch
bleibe der Kranz
euern noch vorschnellen Händen!

Neu eine Heimstatt werdet ihr sein,
geschaffen dem Menschen auf Erden,
und eine Burg dort oben den Göttern,
oder vergeblich gewesen wie Distel und Schutt.

Denn bei euch liegt, zu lieben euch selbst,
Markt und Zeit, Ruhm und Schall,
oder:
oder die heilige Ferne.

Ihr Häupter blütenumkränzt,
ihr unbeschriebenen Stirnen,
ihr Augen kühn und bewußt,
ihr traumgeschwungenen Münder!
Herrische Füße ihr,
grausam peitschend den Boden,
Lenden, schmal und behängt
mit der Schwermut der Fraun;
ihr Wege, strotzend von Nacht,
Kreuzwege zwischen den Zeiten,
ihr, zu Fernstem bestimmt,
Keim und Hoffnung der Völker;
Lieblich den Göttern ihr,
und noch selig wie jene,
die vom Tod nur das Wort,
doch den Schrecken nicht wissen.

Der Hornbauer

Von Peter Barth

„Vier Paar glänzende, rassige Rosse standen in meinem Stall, als wenn sie nur mit Arsenik und Heroin gefüttert worden wären, Hornvieh kaute reihenweise im Hinterhaus, die Scheuer duftete den ganzen Winter hindurch vom bauschigen Heu. Meine Kernfrucht, meine Zuchttiere hatten am Lippaer Markt einen Ruf. Und sieh, alles zerrann wie diese graue Asche in meiner Pfeife, nur das Häuflein von einem alten, zusammengeschrumpften Mann blieb von alldem übrig."

So begann der Hornmatzbauer seinen Bericht, sozusagen seine Lebensbeicht, als er mich an einem dämmerigen Oktoberabend zu sich in die Schenke hineinrief.

Es wurde mir nämlich, da ich eine Zeitlang wieder in dem Heimatsdorf verweilte, ein allabendlicher Pilgergang, wenn ich weit hin-

ausging vor die letzten Häuser und mich hingab dem wehmütigen Zauber des Zwielichtes. Wenn alles: ferne, blaue Wälder, weiß blinkende Dörfer, in den blassen Himmel ragende rote Kirchtürme im schwelenden Grau zerrannen; die kahlen Äcker, die entblößten Weingartenpflöcke im schleichenden Dämmerlicht gespensterhaft um den enger und enger werdenden Gesichtskreis tanzten, bis alles in den gähnenden Rachen der jähen Herbstnacht hinabstürzte.

Verwundert sah ich darum in das aschfahle, abgehärmte Vogelgesicht des Matzvetters, da der wortkarge, trunkfällige Mann auch für den devotesten Gruß stets nur ein halbes, unbewußtes Kopfnicken übrig hatte. Er muß einem inneren Drängen nachgebend mich zu sich hineingerufen haben.

Ich stieg die knarrenden, knirrenden Holztreppen hinan in die niedere Schenke und setzte mich an den Tisch. Eine rote, gemusterte Decke verbarg die abgewetzte, ungescheuerte Platte, und eine schmierige Stuhllehne haftete mir in der Handfläche, als ich nach einer Sitzgelegenheit griff, um sie an mich heranzuziehen.

Aber das alles blieb mir nur so nebenbei im Gedächtnis, da der klare, schillernde Blick des alten Mannes mich völlig in seinen Bann zwang.

Er klopfte seine ausgekühlte Pfeife aus und stopfte sie dann wieder bedächtig, umständlich, mit zitternden Fingern, und nachdem er fertig war, sie paffend anzündete, räusperte er sich mehrmals, schaute mir fast ergeben ins Gesicht und begann mit rauchbelegter Stimme. Er atmete schwer, das Asthma quälte ihn gewaltig; doch die Sinne waren ihm heute klar, ohne den leisesten Hauch eines Dusels; nur stark ergriffen schien er zu sein, wie verfangen in den Erinnerungsnetzen, die er erzählend um uns spann. Hin und wieder griff er zur Schnapsflasche, nippte aber nur daran, um dann, sich beutelnd und voller Hast, weiterzufahren im Gespräch.

Er sah starr vor sich hin. Er schaute die Vergangenheit wie einen bunten Film, sah Zeiten, Gestalten, Geschehnisse überstürzt in einem wirren Knäuel zusammengeballt, und griff in die brauende Masse hinein, aus der er sein Schicksal stoßhaft, in abgerissenen Bildern, aber unbarmherzig wahrhaft klar vor mir aufbaute.

„Ich gehöre noch zu jener Schicht der Blumenthaler Einwohner", begann der Hornbauer, „die mit den Kolonisten, mit den ersten Einwanderern noch unmittelbar in Berührung stand. Ihr starker Siedler-

geist spornte uns zu dem schlichten, arbeitsamen, pflichtbewußten Lebensgang an, der aus diesen ehedem feuchtedurchtränkten Sumpf- und Moorgeländen eine Kornkammer schuf. Wir sahen schon alles blühen, gedeihen, sahen aber auch viele starke, alte Eichen im Laufe eines dreiviertel Jahrhunderts fallen, sahen mächtige Stämme zu losen Splittern werden, die dann der nächste Wirbelsturm in die weite Welt hinausschleuderte.

Im Jahre achtzehnhundertsechzig war ich der erste, der das alte lehmgestampfte Siedlerhaus umbaute und um einen halben Meter heben ließ. Ich stellte die erste große Scheune auf, früher waren nur offene Tristen- und Tretplätze in den Hintergärten, und ließ nun stolz in den Putz am hohen Giebel einmeißeln: Matthias Horn und Weib, geb. Margareta Imhoff, 1860.

Das war der erste Schritt aufwärts. Bald wuchsen meine Äcker am Hotter; ich hatte bald in Fibisch, bald in Altringen neuen Grund erworben, so daß ich in zwei Jahrzehnten meinen Besitz verdoppeln konnte.

Ich wurde ein Fanatiker des Grundes. Jede Scholle kannte ich, Jeden Weg, Pfad und Strauch; jedes Unkraut wurde mir vertraut. Da fuhr ich Tag für Tag ins Feld, schöpfte aus der duftenden Reinheit, aus dem unerschöpflichen Reichtum, der hier wie aus Gottes Händen in die Furchen fließt.

Ich war angesehen in dem ganzen Gau.

In Blumenthal wurde ich zum Ortsrichter gewählt und bekam so Einfluß in alle Angelegenheiten, die die Bauernschaft angingen, ihren Fortschritt fördern oder hemmen konnten. Mit Begeisterung arbeitete ich auch in der Gemeindestube; aber sobald ich loskam, flog ich mit allen Fasern und Fibern dem Winde nach, der unsere Saaten so kraus kämmte und die goldenen Ährenfelder so kosend im Abendlicht wiegte.

Das waren Zeiten, mein junger Jergl, die nie mehr zurückkehren. Das Rad des Schicksals schlägt im Rennen niemals zurück, und der sich nicht an den Glücksspeichen festhalten kann, fällt weit hinweg in den Dammgraben.

Zwei Kinder hatte ich. Die Liesl und den Franz. Seiner mußt du dich auch noch erinnern; er war etwa um zehn Jahre älter als du."

Die Dämmerung kleidete sich schon ganz düster um; das Dunkel der endlosen Fluren schlich grau durch die Gassen und drang netze-

spinnend in die Schenke herein, deren Decke jetzt wie eine schwere Wolke auf dem fuseldurchtränkten Dunst- und Rauchmeer schwebte. Einige neue Gäste kamen herein, grüßten einsilbig, indes sie die breite Hutkrempe sachte mit einem steilen Finger berührten, und saßen dann in sich versunken hinter ihren schlanken Branntweinfläschchen, in denen der gelbe Racki wie wehmütig im fahlen Lichte glomm und schien selbst zu brennen und zu rauchen der kranken Dochtlampe gleich.

„Der Franz wuchs heran," fuhr der Hornbauer fort, „hatte aber gar nichts von der fanatischen Erdanbetung in sich, die mich immer so sehr beglückte. Er war mehr ein Bücherwurm. Blaß und zwinkernd saß er hinter seinen Heften und Büchern, und kein Sonnenschein, kein Frühlingsrausch, kein Sommergold, kein Herbstwind und kein Winterbild konnte ihn auf das Feld, zur lieben Scholle locken, woran doch einzig allein das Bauernherz hängt.

So wurde er ein Studiosus. Sehr hoch brachte er es ja nicht, aber einen guten Durchschnittsmenschen gab er doch her. Notär wurde er. Bekam auch bald einen Posten.

Dann heiratete er. Ich träumte damals Nächte hindurch von riesigen schwarzen Schwaden, die meinen Hof wie Raben umschwärmten.

Seine Frau war eine fremdrassige, eitle, gefallsüchtige, nimmersatte und obendrauf noch untreue Person. Sie wurde sein und unser aller Verderben. Mein Franz, der früher die Ehrsamkeit und Pflichttreue selbst gewesen, begann einigemal aus der Gemeindekasse Geld zu entwenden.

Das erstemal zaghaft, scheu und wenig. Dann aber immer selbstverständlicher, sicherer, fast fachmännisch, und viel, ja, sehr viel. Bald kam die erste Untersuchung.

Eine Drahtschrift: Vater, dringend soundsoviel zu überweisen. Ich tat es.

Franz wurde versetzt. Eine Zeitlang ging es glatt.

Dann kam die alte Leidenschaft über ihn, die aus dem Drängen seiner eitlen Frau nach Luxus von sich selbst entstand. Ich mußte immer wieder an den Karren dran, um ihn aus dem lehmigen, schmutzigen Geleise herauszudrücken. Das ging so ein halbes dutzendmal. Franz wanderte das ganze Komitat hindurch, immer auf niedrigeren Posten.

Seine Frau trieb es immer ärger und höher. Sie bekamen auch zwei arme, bleichsüchtige, durchsichtige Mädel. Bald aber begann die

Frau nach Nebengeleisen zu rutschen; der Zank, die Eifersucht, die wahrste Höllenluft nahm Quartier bei ihnen. Franz verlangte immer mehr Geld. Es war seiner Aussage nach stets Ehrensache.

Ich belastete schon das halbe Gut.

Dann kam das Ärgste. Franz bekam keinen Posten mehr; nur als Diurnisten, als Tintenkleckser stellte ihn ein öffentlicher Notar an.

Ich war gerade in einem Wickenstück, drei Sensen schwangen durch die zartgrünen Wogen und nur mehr zwei Mahdenbreiten hatten wir zurück, als mich ein Nachbarssohn nach Hause rief.

Zu Hause führten sie meinen Sohn gekettet durch das Dorf. Er vergriff sich an den Geldern seines Brotgebers. Ich mußte ihn loskaufen mit einem großen Teil des restlichen Vermögens. So wurde er wieder frei.

Aber nun ging es rapid abwärts. Seine Frau ging mit dem Buchhalter einer Ziegelei durch. Die Kinder standen krank, mit bloßem Kopf und nackten Füßen auf der Straße. Diese nahm ich nun zu mir. Die Scheidung und sonstige heiklen Fragen, das Streben, die rasselnden Ketten zu lösen, die sich an den Franz immer schwerer anschmiedeten, kostete mich den morschen Stumpfen meines Besitzes, und zuguterletzt versteigerte man auch noch das stolze, weißgiebelige Großbauernhaus.

Ja, mein junger Freund, ich mußte meine Liebe zur Scholle, meine ererbte Begeisterung für den schönsten Stand hingeben, ich mußte mein Herz aus dem Busen herausreißen und es den schuftigen Trödlern und Maklern vor die Füße werfen.

Ich war nun kein Bauer mehr! Ich wurde der Scholle entrissen, gewaltsam, grausam. Der kleine Rest, den ich retten konnte, und der hauptsächlich aus Guthaben bei anderen Bauern bestand, reichte armselig aus, um mir im Schatten meines alten, großen Hauses eine kleine Kate zu erwerben.

Dort, im dämmrigen Schatten meines alten Fleißes, meiner schönsten Lebenszeit verbrachte ich seither mein kärgliches, lumpiges Einsiedlerleben."

Draußen verschwamm nun alles, Häuser, Bäume, die breite Straße und die einhergehenden Menschen, in dem flutenden, dunklen Schacht der hereingebrochenen Nacht. Nur das klägliche gelbe Licht der Öllampe warf sich gierig durch die staubigen Türscheiben ins Dunkel und umarmte draußen die klaffenden Schatten mit alternden, zittrigen

Händen. Dann und wann huschten fahl beleuchtete Menschen durch den schmalen Lichtstreifen mit Blumen und Tannenreisig in den Weidenkörben, die sie auf den Gottesacker trugen.

„So wie diese Leute" — sagte der Hornbauer düster ins starre Dunkel schweifend — „Blumen auf ihre Gräber tragen, so könnte ich wüste Flüche auf das meines Sohnes ausschütten. Aber ich will nicht richten; ich will mich nur erleichtern, ich will dir, Jergl Heilmann, nur beichten; wenigstens du sollst mich nicht mehr so scheu und furchtsam und fremd anblicken.

Der Franz kam immer häufiger heim, immer zerschlissener, zerlumpter. Er geriet in schlechte Gesellschaft, trieb sich mit notorischen Einbrechern und Erzgaunern in den dampfenden, lichtscheuen Kaschemmen umher, schrak auch nicht vor gemeinen Diebstählen zurück. Nicht nur einmal kam er mit klirrenden Fesseln an den abgemagerten Handgelenken, verzweifelt, zerschlagen, mit Schrund und Wund bedeckt in meine arme Hausung. Sogar diesem armseligen Fleck Erde raubte er den Frieden, auch hierher verpflanzte er die Sünde und die Schande.

Ich selbst, um den schwarzen, drohenden Flügelschlägen des Schicksals auszuweichen, griff immer öfter und gieriger nach dem betäubenden, sinnberaubenden Trunkbecher. Mancher gute Vorsatz, mancher edle Willensdrang rann mir an der trockenen Gurgel hinunter. Ich war nun mehr betrunken als nüchtern.

Langsam, langsam fraß sich dem Franz in die zermürbten Lungen, ins wässerige, fuselgebadete Blut, in die schlaffen, ausgepumpten Nervenknoten und -stränge die arge, bösartige, heimtückische, zähe zehrende Schwindsucht. Er wurde bald so menschenunähnlich wie ein Gerippe. Sein Gang war wankend, wackelig, die Augen glänzten in dem eigentümlich schwärmerischen Feuer der Tuberkulösen, und jäh wechselten darin die dunklen Totenvögel teilnahmslosen, starren und matten Blödsinns mit denen des stürmischen Draufgängertums. Häufig wandelte er im Säuferwahnsinn umher.

Er verfiel ganz dem Vagabundentum und wurde ein Landstreicher übelster Sorte. Seine kleinen Mädel gab ich ins Waisenhaus, da weder ihr Vater noch ich für ihr leibliches und seelisches Wohl sorgen konnten.

An einem feuchten, lungenwürgenden Novembertag, jetzt werden es gerade fünf Jahre sein, fand man den Franz oben auf einem

meiner früheren Äcker in einer trüben Blutlache tot auf. Ein jäher Blutsturz raubte ihm den letzten schwachen Funken Leben.

Seither taumelte ich aus einem Rausch in den anderen, duckte mich allabendlich aus meiner Hütte hinaus, daß mich der schwere dunkle Schatten des hochgiebligen Nachbarhauses nicht erdrücke und begab mich stets schleichend in diese Schenke."

Da leerte er rasch sein Glas aus und rief der Wirtin zu: „Nicht wahr, Nani, damals lebte noch dein Jakob! Ich erinnere mich gut, es wuchs ihm die erste birngroße Talgdrüse am Schädel heraus, der dann noch fünf folgten. Gib noch ein Dezi!"

Und indem er einen guten Schluck aus dem kratzenden Fusel nahm, sagte er mit bebender, versagender Stimme: „Da, mein junger Freund, nur da fühle ich mich noch wohl. Stiere vor mich hin, stöbere mein Schicksal tausendmal und abertausendmal durcheinander. Ich war des öfteren schon der Verzweiflung nahe; sah ich aber dann wieder einen Jungen stolz und mit der Peitsche laut knallend vom Ackern oder vom Säen heimfahren, dann lebte meine alte Schollenliebe wieder mächtig auf und gab mir die Freude am Dasein wieder zurück!"

Der alte, müde, gebeugte Mann schlug die kalte Pfeife aus und warf die sinternde Asche in den irdenen Behälter.

„Schau, diese Schale gaukelt mich immer wie eine geöffnete Hand an und sagt grinsend: Alter Hornbauer, nicht einmal so viel Hoffnung blieb dir als Asche in meinem engen Becken glimmt. Nichts mehr blieb mir, kein Tageslicht, kein Krumenrücken, kein Zittergrashalm, nur das uferlose fahle Düster da draußen."

Stand auf, berührte meine Schultern wie Dank sagend, und wankte wortlos, verschlossen, mit verdüsterter Miene in die ihn gierig verschlingende Nacht hinaus.

Ich kam mir vor wie ein Priester, der einem armen Sünder eine große, drückende Last abnahm. Rasch sprang ich auf und ging dem Alten nach, um ihm einige Trostworte mitzugeben. Aber dann fuhr es mir durch den Sinn, daß dem ein jedes weitere Wort die verkrusteten Wunden von neuem aufrisse und beschwichtigte mich.

Die Holztreppe ächzte wie unter vieler Männer Schritten, als ich die rauchverhängte Schenke verließ, trug ich doch das schwere Schicksal eines Bauernhofes in mir.

Als ich aus dem gelben Lichtbündel der Schenke in die schwarz-

dichte Gasse trat, schaute ich unwillkürlich hinauf zur Kate des Hornbauers.

Die breite Häuserzeile stand lichtatmend wie in einem schwarzen Höhlenschacht. Der hohe, weiße Giebel des Großbauernhauses drang tastend und mit gebieterischer Gebärde durch den Schattenblock; nur die blinden Fensterluken an der schmalen Wandbrust daneben gähnten still und verlassen in die flutende Nacht hinein.

Das Baron Brukenthalische Museum als sächsisches Volksmuseum

Von Julius Bielz

Im Herbst des vergangenen Jahres wurde im Baron Brukenthalischen Museum die Büste Samuel Freiherrn v. Brukenthals, eine wohlgelungene Schöpfung des reichsdeutschen Bildhauers Ernst Richard Böge, enthüllt. Damit wurde dem Stifter des Museums eine schon lange fällige, äußere Dankesschuld abgetragen und gleichzeitig ein Mahnmal dem sächsischen Volk gesetzt, auch seinerseits die Erhaltung und den Ausbau des Museums zum sächsischen Volksmuseum und zu einem Mittelpunkt für das geistige Leben der Deutschen in Rumänien, als kulturelle und materielle Aufgabe des Volksganzen zu betrachten.

Welches sind die Ziele, die sich die Museumsleitung, unterstützt von der Gesellschaft der Freunde des Baron Brukenthalischen Museums, zur stufenweisen Verwirklichung des Museumsausbaues gesteckt hat?

Das Brukenthal-Palais ist mit seinen Sammlungen das repräsentative Haus der Sachsen. Mitglieder der königlichen Familie, diplomatische Vertreter fremder Staaten, Minister, Gelehrte und eine große Zahl in- und ausländischer Fremder sind seine Besucher. Es war daher eine der vordringlichsten Aufgaben, jahrzehntelange Unterlassungen gutzumachen und das Gebäude des Museums auch äußerlich wieder in einen gesicherten und dem bedeutendsten ideellen und auch materiellen sächsischen Gemeinschaftsbesitz würdigen Zustand zu versetzen. Manches ist geschehen, vieles bleibt noch zu tun übrig. Die Toreinfahrt, das Haupttreppenhaus mit dem Vorraum zum Festsaal, dieser selbst, sind wieder hergestellt worden. Der Lesesaal der

Bibliothek und die Amtsräume wurden in das Mittelgebäude verlegt und neuzeitlichen Anforderungen entsprechend umgestaltet, so daß sich die Benützung der Bibliothek, deren Leihverkehr von 3513 Werken im Jahre 1929 auf 11.454 Werke im Jahre 1935 gestiegen ist, nunmehr ungestört und reibungslos abwickeln läßt. Die Mittel zu diesen Herstellungsarbeiten und baulichen Umgestaltungen wurden zum guten Teil durch die Vermittlung der Gesellschaft der Museumsfreunde im Wege von Spenden aufgebracht. Es geht aber auf die Dauer nicht an, daß immer derselbe kleine Kreis opferwilliger Freunde des Museums hiefür aufkommt, es müssen einmal Mittel und Wege gefunden werden, damit die Volksgemeinschaft die materielle Grundlage zu schaffen helfe, auf der der hervorragendsten und repräsentativsten kulturellen Anstalt unseres Volkes der unversehrte Bestand und eine gedeihliche Entwicklung gesichert werden kann. Neben der Geldnot ist es die arge Raumenge, die das Museum an seiner gesunden Entfaltung behindert. Räumlichkeiten wären wohl vorhanden, doch sind sie gegenwärtig noch von einigen Klassen der Mädchen-Volksschule in Anspruch genommen. Es ist als eine dringende Aufgabe der maßgebenden Körperschaften anzusehen, hier Wandel zu schaffen und dem Museum die zu seiner Entwicklung notwendige und tatsächlich vorhandene Ausdehnungsmöglichkeit zu geben.

Die alte Gemäldegalerie ist als Erbe Brukenthals als eine in sich abgeschlossene Sammlung zu betrachten, die lediglich einer teilweisen Umhängung bedarf. Anders die Abteilung unserer heimischen Maler, die heuer einer vollständigen Umstellung unterzogen wurde und deren Ergänzung von der Museumsleitung mit Aufmerksamkeit verfolgt wird.

Eine Auflockerung der sich erfreulicherweise mehrenden Bestände unserer kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Sammlungen ist bei dem geschilderten Raummangel heute nicht durchführbar, wenn auch sehr vonnöten. Ein entsprechender Anfang ist erst in der Abteilung kirchlicher Altertümer gemacht, die in der Ferula der evangelischen Stadtpfarrkirche untergebracht ist. Die Überfülle des Zurschaugestellten ermüdet und entfremdet den Besucher. Eine klare Scheidung in Schau- und Studiensammlung ist erforderlich, wobei in der Schausammlung die Spitzenleistungen und gegenständlich interessantesten Stücke im Hinblick auf die volksbildende Aufgabe des Museums zu belassen und all das in die Studiensammlung zu verweisen ist, was für die Forschung der wissenschaftlich interessierten Kreise und für

Museumsfachleute wichtig ist. Die gelockerte Aufstellung der Schausammlung und die Ausscheidung und übersichtliche, wenn auch magazinierte Unterbringung der Studiensammlung ist aber erst nach Zuweisung der den Museumszwecken noch vorenthaltenen Räumlichkeiten durchführbar. In Vorwegnahme dieser dem Museum zustehenden Erweiterungsmöglichkeit ist ein erster Schritt durch die erwähnte Verlegung des Lesesaales und der Amtsräume in den Mitteltrakt des Palais bereits geschehen. Hiedurch ist die Flucht der mit Originaltapeten, Öfen, Möbel usw. aus Brukenthals Tagen versehenen vorderen Repräsentationsräume zur künftigen Gestaltung eines Barockmuseums frei gemacht. Vorläufig ist allerdings ein Teil noch von der Handschriftenabteilung belegt. Das geplante Barockmuseum soll mit Verwendung bester Qualität heimischen Mobiliars und Kunstgewerbes, das in den Rahmen und in die Zeit des Palais paßt, den Besuchern den ungeteilten Genuß barocker Wohnkultur, in der sich Brukenthal bewegte, ohne Überfüllung der Räume und ohne daß dem Festsaal die Verwendungsmöglichkeit zu feierlichen Veranstaltungen genommen würde, vermitteln.

Ist die Raumfrage einmal der Lösung näher gebracht, kann auch die Ausgestaltung und Aufstellung besonders der sächsischen kunstgeschichtlichen und volkskundlichen Sammlung planmäßiger erfolgen. In der Vergangenheit sind die Sammlungen mehr oder weniger zufällig zusammengekommen und zusammengetragen worden. Einzelne Gebiete wurden stark vernachlässigt. Dies gilt besonders von dem reizvollen und farbenfreudigen Gebiet der gegenständlichen Volkskunde und Volkskunst. Je größer die Gefahr wird, daß auch auf dem Lande all die völkischen Eigentümlichkeiten und Einrichtungen, Tracht, Hausgerät und anderes, die in der Stadt schon längst verloren sind, immer mehr verschwinden, desto rascher muß zugegriffen und gerettet werden, was noch zu retten ist. So gelang es dank einer hochherzigen Spende beispielsweise im Vorjahr, die im Museum fast gar nicht vertretene Tracht und Volkskunst des Nösnergaues vorteilhaft zu ergänzen. Doch wird auch durch Tausch und Zusammenarbeit mit anderen siebenbürgischen Museen Fehlendes sich beschaffen und vorhandene Lücken schließen lassen. Im sächsischen Volksmuseum soll schließlich all das vereinigt werden, was Zeugnis ablegen kann von der Kultur und Kunst sächsischer Vergangenheit. Natürlich soll das Brukenthalische Museum als unser Volksmuseum nicht in die be-

rechtigten Interessen unserer Bezirks- und Heimatmuseen eingreifen. Ersteres soll vornehmlich Vergangenheit und Gegenwart des sächsischen Volkes in seiner Gesamtheit, letztere Vergangenheit und Gegenwart eines Ortes oder eines Bezirkes veranschaulichen. Das Volksmuseum wird sich mehr mit den typischen Erscheinungsformen der gegenständlichen Volkskunde und der Volkskunst aller unserer Siedlungsgebiete zu befassen haben, während sich das Heimatmuseum besser auf die örtlichen Besonderheiten beschränken und Materialien der örtlichen Volkskunde und Dorfkunst zeigen wird. Eine systematische Zusammenarbeit unserer Museen in der wissenschaftlichen Auswertungsmöglichkeit ihrer Bestände und eine gewisse Einheitlichkeit in ihrer Gliederung und Einrichtung, in der Katalogisierung und Beschriftung wäre erstrebenswert und von praktischem Vorteil. Eine dringende Forderung ist auch die Anlage eines sachlichen Zentralzettelkataloges, der die im öffentlichen oder privaten Besitze im In- und Ausland befindlichen, besonders typischen oder besonders wertvollen, dem sächsischen Kulturkreis zugehörigen Objekte umfaßt. In diesem Inventar muß die schriftliche Beschreibung der Stücke so viel als möglich durch photographische und zeichnerische Aufnahmen unterstützt werden.

Gibt man dem Baron Brukenthalischen Museum im Sinne seines weitblickenden Stifters die Entwicklungsmöglichkeiten, dann wird es sich lebendig in das sächsische Volksbildungswerk einfügen lassen. In den Beständen seiner Sammlungen: Bibliothek und Handschriftensammlung, Gemäldegalerie und Kupferstichsammlung, Porträtsammlung, vorgeschichtliche und archäologische Sammlung, Sammlung kirchlicher Altertümer, sächsische volkskundliche Sammlung mit der Schatzkammer und Waffenkammer, Münz- und Medaillensammlung zeichnet sich der weitgezogene Kreis ab, in dem das Museum als wissenschaftliche Bildungsstätte und in Verbindung mit den Schulen als wichtige Ergänzung für den Anschauungsunterricht, neben dem naturkundlichen Museum besonders für den heimatkundlichen Unterricht ausgewertet werden kann. In dieser Richtung bewegt sich auch die Absicht der Museumsleitung, der Lichtbildersammlung, die Aufnahmen zeitgeschichtlicher Ereignisse enthält, eine Filmstelle anzugliedern, die das Kulturleben unseres Volkes im lebenden Bilde festhalten soll. Mit dem im Januar 1935 in Agnetheln gedrehten „Urzeln-Film", der alten sächsischen Zunft- und Faschingsbrauch zeigt, wurde

unser erster sächsischer Kulturfilm geschaffen und damit der Grund zu einem äußerst wichtigen und wertvollen Filmarchiv des Museums gelegt. Nicht zu vergessen sind auch die reichen Vorbilder, die dem bodenständigen Kunstgewerbler und dem um die Neubelebung unserer Volkskunst Bemühten in dem Museum zur Verfügung gestellt werden können.

Es wurde versucht, in großen Zügen ein Bild zu entrollen von jenen Aufgaben, die der Museumsleitung vorschweben und die sie nach umfassender Planung in einem bestimmten Zeitraum zur Vollendung zu bringen hofft. Über die stufenweise Durchführung dieser Aufgaben gibt der jährliche Tätigkeitsbericht in den von der Gesellschaft der Freunde des Baron Brukenthalischen Museums herausgegebenen „Mitteilungen aus dem Baron Brukenthalischen Museum" Aufschluß; das Jahrbuch des Museums, in dem in wissenschaftlichen Abhandlungen die wichtigsten Sammlungsbestände des Museums nach und nach veröffentlicht werden.

Es sind nicht irgendwelche Reserven, die der Museumsleitung zur Verfügung stehen, es ist nur die von frischem Optimismus beschwingte Hoffnung auf die Opferbereitschaft unserer Volksgemeinschaft für einen edlen Zweck.

Zum Abschluß ein Wort von Alfred Lichtwark, einem der Vorkämpfer auf dem Gebiete des Museumswesens: „Das neunzehnte Jahrhundert hat den Universitäten, die auf das Mittelalter zurückgehen, und den Akademien, die im Zeitalter des Absolutismus entstanden sind, als neue Bildungsstätten höherer Ordnung die Museen hinzugefügt. Universität und Akademie stehen als festgefügte Gebäude da, die nur um- und ausgebaut werden. Beim Museum ist der Bildungsprozeß noch nicht abgeschlossen. Alle drei tragen sie die Züge und das Gewand des Zeitalters, das sie geschaffen hat. Die Hochschulen, die alle Wissenschaften zu einem Körper zusammenschließen, entsprechen den universalistischen Gedanken. Die Akademien sind in ihrer Vereinigung aller Besten in Kunst und Wissenschaft ein durchaus aristokratisches Gebilde. Die Museen, die dem ganzen Volke offenstehen, die allen zu Diensten sind und keinen Unterschied kennen, sind ein Ausdruck völkischen Geistes."

Geschichte der Deutschen im Donaubanate bis zur Türkenzeit

Franz Wettel, aus Anlaß der 70-Jahrfeier seiner Banater heimatwissenschaftlichen Tätigkeit gewidmet

Von Leo Hoffmann

Professor Dr. Gustav Kossinna, der um die deutsche Vorgeschichte hochverdiente Herausgeber der in Leipzig bei Kurt Kabitzich verlegten Mannus-Bibliothek, stellt im 9. Band, deren 3. verbesserte Auflage ich vor mir habe, fest: Alles das Schöne und Große, was die Steinzeit geleistet hat, bedarf keiner besonderen Darstellung oder nur Hervorhebung. Haben wir doch am Schluß des Steinzeit-Kapitels auch Einzelheiten dieses germanischen Gebietes vorgeführt, wie z. B. die in rätselhaft hoch gesteigerter Kunstfertigkeit und gleichwertig feinem Kunstempfinden hergestellten Waffen aus Feuerstein, denen wir nur mit kopfschüttelndem Erstaunen gegenüberstehen können. Noch viel erstaunlicheres bietet die germanische Bronzezeit. Und dieser Umstand, daß die germanische Leistung während der Bronzezeit so erstaunlich hoch ist, macht es erklärlich, daß die Forscher, die außerhalb des Gebietes der germanischen Bronzekultur wohnten, anfangs nicht an den Eigenwuchs dieser germanischen Kultur glaubten — gegenüber jenen damals aufkommenden Neigungen der Wissenschaft, in phantastischer Weise eine ins maßlose gesteigerte Kulturhöhe der „Kelten", gewissermaßen eine „keltische" Weltherrschaft anzunehmen. Die „Keltomanen" schrieben die Herstellung der schönen Bronzen in ganz Europa ausschließlich den „Kelten" zu, und ließen diese „keltische" Bronzekultur in Mitteleuropa durch den „Einbruch der noch in Roheit zurückgebliebenen Germanenhorden" vernichtet werden. . . Die Sorge, ob dies wissenschaftlich zu verantworten sei, beunruhigte die Keltomanen wenig. Bezeichnend für das allgemein herrschende wissenschaftliche Vorurteil sind die Worte des Wiener Historikers Mathias Koch: „Für deutsche Länder kann als Regel gelten, daß die in den Gräbern gefundenen Antikaglien von Bronze und Gold, wenn sie nicht römisch sind, notwendigerweise keltisch sein müssen, weil es der Kulturgeschichte widerstrebt, sie den Germanen anzueignen. . . Gräber, deren ganze Waffen- und Antikaglienbeigabe aus Bronze besteht, sind ausgemacht keltisch und werden nie anders

gedeutet werden." Wie jede Seuche, erlebte auch die Keltomanie ihren Höhepunkt und Verfall.

Mit dem Germanenstamm Bastarnen kam die Welt des Mittelmeeres in erste Berührung am Schwarzen Meere und an der unteren Donau. Dort war der germanische Stamm der Bastarnen seit etwa 240 vor Chr. ein sehr unangenehmer Nachbar der Südeuropäer. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Chr. verhandeln die letzten makedonischen Könige mit den Bastarnen, um sie als Soldtruppen gegen die Römer zu gewinnen, ebenso Mithridates im 1. Jahrhundert vor Chr. Im Jahre 61 vor Chr. verlor der römische Prokonsul G. Antonius, als er gegen die Möser, den Nachbarn der Geten, marschierte, bei Istropolis in Altrumänien (Istropolis = Donaufeldebene), Heer, Feldzeichen und Ehre an die stets schlagfertigen Bastarnen, die den Mösern zu Hilfe geeilt waren. Die eroberten römischen Feldzeichen gaben die Bastarnen in der dem Schlachtorte benachbarten Hauptfeste der Geten, zu Genucla, in Verwahrung. Cäsar wurde nur durch den Tod gehindert, den lange geplanten Feldzug gegen die Daken, Geten und Bastarnen auszuführen. Erst Oktavian griff hier wirksam ein, sobald er durch die Seeschlacht bei Aktium zur Alleinherrschaft über das römische Weltreich gelangt war. Auf seinen Befehl sicherte der Feldherr Licinius Crassus in zweijährigem Kriege 29—28 vor Chr. nicht nur die römische Provinz Makedonien, sondern er erreichte teils durch unermüdliche Ausnützung der Überzahl an Truppen, teils durch ebenso treulose als grausame Kriegslisten, wie sie die Römer gegen gefürchtete nordische Völker anzuwenden stets bereit gewesen sind, daß die Bastarnen sich über die Donau nach Norden zurückzogen, daß die Möser gezüchtigt wurden, daß die Thraker zum Gehorsam gegen Rom zurückkehrten, endlich daß die Geten nach einer Reihe von Niederlagen die von Prokonsul Antonius an die Bastarnen einst verlorenen Feldzeichen in Genucla an ihn wieder ablieferten. Ein großartiger Triumphbau in Form eines mit hochragenden, trophäenbekrönten Rundturms, nahe bei dem heutigen Adamklissi in der Dobrudscha sollte das dauernde Wahrzeichen dieser Siege sein. Es zeigt unterhalb der Zinnen die vier Volksstämme, sowohl die als Feinde weniger hervortretenden Thraker und Möser als auch die germanischen Bastarnen nebst den Geten, diese beiden Stämme in bevorzugter Weise dargestellt. Die von Crassus besiegten Donaustämme blieben Rom dauernd feind-

lich gesinnt. Das Triumphdenkmal von Adamklissi in der Dobrudscha hat eine Höhe von 39 Metern und genau so viel beträgt der Durchmesser. Solche kolossale turmartige Rundbauten mit Trophäen kennen wir schon seit dem Jahre 721 vor Chr.: damals wurde eines in Südfrankreich errichtet, als die Gallier geschlagen wurden, ebenso im Jahre 72 vor Chr. in Spanien, als Pompejus den Sertorius vernichtet hatte. Solche Trophäen entsprachen also gewissermaßen unseren Flaggenhissungen in besetztem fernen Koloniallande. Die Inschrift rührt nicht von Crassus, sondern erst von Trajan her. Inzwischen hatte sich nämlich allerlei für die Römer wenig ehrenvolles zugetragen, besonders unter Domitian. In den Jahren 86 und 89 nach Chr. wurden zwei römische Heere völlig geschlagen; die beiden römischen Heerführer verloren dabei ihr Leben. Hiedurch war nach römischer Auffassung das Triumphdenkmal des Crassus entweiht und befleckt. Trajan konnte sich nicht enthalten, den Inschriftstein mit seinem Namen zu füllen, denn seine Schwäche war es, überall auf Denkmälern seinen Namen einkratzen zu lassen, das wissen wir durch eine sarkastische Bemerkung Konstantins des Großen, der Trajan um jener Schwäche willen das „Mauerkraut" nannte. Das Ruhmbedürfnis und die Eigenliebe der Griechen und noch mehr der Römer ließen es kaum zu, Vertreter fremder Volksstämme anders denn als Verwundete, Tote, Gefangene oder um Gnade flehende Unterworfene zu verewigen. Nur mehr zufällig sehen wir die Nichtrömer einmal in voller Unabhängigkeit und den Römern ebenbürtiger Stellung auftreten, wie jenen Bastarnenhäuptling, den die Trajanssäule in nur geringer Verstümmelung bis heute uns erhalten hat. Er war der Führer einer der zahlreichen Gesandtschaften, die Kaiser Trajan während des zweiten großen Dakerkrieges in der Winterpause der Jahre 105—106 empfing. Dies geschah zu Dobretae (an der Banater Donaugrenze). Der Künstler schildert den Augenblick, wo gerade die Edlen der Bastarnen dem Kaiser vorgestellt werden und dieser Häuptling in vornehmster Gebärde den Kaiser mit der halberhobenen linken Hand grüßt. Vergleichen wir diese Gestalt mit den ihr gesellten der vielen anderen Stämme, Daker, Griechen, Sarmaten, so sehen wir hier einen der vollkommensten von den vielen Belegen dafür, mit welcher Hochachtung und Bevorzugung vor allen anderen Fremdvölkern die Römer gerade die Germanen behandelt und dargestellt haben. Wohl in diese Zeit fällt eine neuentdeckte Bronzebüste

eines schon bejahrten Germanen, die in den Trümmern einer alten pannonischen Donaufestung zum Vorschein gekommen ist. Dieser ist in körperlicher und geistiger Ruhe dargestellt, und dennoch die eindringende Überlegung eines scharfen Verstandes, einer durchaus sachlichen Denkweise verratend, ein hellenistisches Kunstwerk. Lehrreich wie die Trajanssäule ist die andere große Kaisersäule, die Markussäule, deren spiralig aufsteigende Reliefs die Taten eines langwierigen Krieges im Donaugebiet lebendig veranschaulichen. Sie ist die Schildererin der Donaugermanenkriege Markus Aurelius' aus den Jahren 171—175 nach Chr. und bietet eine Fülle von Darstellungen aus dem Leben der germanischen Stämme am Nordufer der mittleren Donau, darunter den einzigen germanischen König, den wir zugleich mit Namen kennen. Im Jahre 173 hatte der König vor der einbrechenden Übermacht des römischen Heeres außer Landes zu den benachbarten Bastarnen fliehen müssen, die an den Gebirgshängen der Karpathen ihre hochgelegenen Burgen hatten. Markus Aurelius hatte tausend Goldstücke ausgesetzt, wenn der König eingebracht würde. Ein Teil der Germanenedlen muß für den Freiheitsdrang des ganzen Stammes mit dem Leben büßen. Vollzogen wird die Hinrichtung durch Angehörige desselben Stammes, die in römischen Diensten stehen. So werden auf der Markussäule Germanen durch Germanen vernichtet. Auch die herrliche Gemma Augustea, welche den Triumph des Tiberius vom Jahre 12 nach Chr. über Germanen und Illyrier verherrlicht, bringt im unteren Teile Vertreter beider Stämme; die Züge des Skordisken von der unteren Donau sind auffallend ähnlich den Zügen der Daker auf der Trajanssäule. Bereits Schönleben (ich besitze die Folioausgabe von 1681) hat ganz entschieden dagegen Stellung genommen, daß die Bastarnen, Peuker und Skordisker als Nichtgermanen, als eine dem Germanentum ganz fremde Keltenschaft, angeführt werden. Ähnlich wie neuestens Prof. Dr. Kosinna, führte Schönleben einen erbitterten Kampf gegen die Keltomanie. Er schreibt, die Bastarnen, Peuker und Skordisker waren ganz zweifelsohne Gemanen („Bastarnae, Peucini et Scordisci fuisse Germani, perhibentur a Strabone, Athenaeo, Plinio"). Nach Strabo wurden die Nordprovinzen Europas von den Griechen in Keltenland und Scythenland geteilt („in toto autem orbis ambitu, quod ad septentriones usque ad extrema est, vel ad

Scythiam, vel ad Celticam pertinet"). Auch Eratosthenes nennt die Germanen und Gallier mit einem Sammelausdruck Kelten. Herodot läßt die Donau in diesem Sinne nicht in „Germanien", sondern in „Keltenland" entspringen. Die Nordvölker wurden also ebenso unter einem Sammelausdruck verstanden, wie später die Germanen selbst die in römischen Legionen auftauchenden Griechen, Hispanier, Ägypter usw. mit dem Sammelnamen Römer bezeichneten. Julius Cäsar schreibt, die Kelten hätten sich diesen Namen Kelt beigelegt, und dieser wäre ein Ausdruck der keltischen Volkssprache. Dies ist also so zu verstehen — meint Schönleben —, daß die des Griechischen und des Lateins unkundigen ersten Germanenbesucher der Griechen und Römer hätten sich so vorgestellt, daß sie aus dem kalten, im Winter tief verschneiten Norden, aus dem Norden der „Kälte" herbeikämen, worauf im Anfange (da die Südländer Respekt vor großem Schnee hatten) alle Nordländer Kelten benannt wurden („quia ipsorum linqua Celtae appellantur" Caesar, de bello gallico). Die Kelten waren aber nicht einsprachig, ebensowenig wie im Frankenreiche Karls des Großen eine einheitliche „fränkische", sondern im größten Teile des Reiches vielmehr die deutsche Sprache herrschend war. Das Keltenland wurde aus Germanen, Franzosenahnen, Britanniern usw. gebildet. Von der damaligen Weltherrschaft eines einheitlichen keltischen Volkes mit keltischer Sprache zu sprechen ist ebenso Unsinn, als wollte man das ganze einstige Römerreich als Heimat eines einheitlichen, bloß die römische Sprache sprechenden kompakten Urvolkes bezeichnen. Rom war übernational, ein Weltreich mit verschiedenen Völkern, ebenso auch das von Griechen und Römern als Keltenland bezeichnete Gebiet der Germanen, Gallier, Britannier usw. Singidunum, Belgrad, war niemals eine von Kelten gegründete Hauptstadt des Donaubanates (welches ebenfalls keine „keltischen" Spracheinwohner hatte). Dunum ist kein „keltischer", sondern altlateinischer Ausdruck für Siedlungsmenge, Stadt, wie dunamis, eine große Menge, bedeutet, ähnlich dem Griechischen, wo z. B. Dynastes der Führer, Herrscher einer Volksmenge, Stadt, genannt wird (deutsch Dynastie). Singi-Dunum ist soviel als die Hauptstadt der von Herodot im Donaubanat aufgezählten Sigger (Doppel gg wird ng gelesen). Über die Grenzen des „Kelten"-Landes berichtet Aristoteles: Der kleine Esel ist

bloß in Epirus, Thrakien und Illyrien vorfindig, in Scythien und Keltenland aber nicht. Deshalb behauptet Schönleben, daß die Senner (Senones), deren Herrschaft bis an die Nordküste der Adria reichte, und die unter Brenner (Breno duce) alles niederbrannten, um Rom das Vordringen nach Norden von Italien sowohl als von Griechenland her zu erschweren, Germanen gewesen sind. Obwohl als Grenze zwischen dem keltisch und scythisch benannten Gebiet die Wohnstätten der Sarmaten genannt werden, so können wir diese Grenzen dennoch nicht genau bezeichnen. Die Taurier-Agathyrsen, welche von den Römern sowohl von der Adria als von Griechenland her mitsamt den Bastarnen und Skordiskern immer mehr nach Nordosten gedrängt wurden, zählen mitunter zu den scythisch benannten Völkerteilen. Konrad Mannert (ich besitze die Nürnberger Ausgabe von 1793) behauptet, die Stämme an der Donau hätten oft Kriege gegeneinander geführt, so die Geten gegen Bastarnen, dann Römer gegen Skordisker. Nach Mannert sind Geten und Daken ein Volk, „Gete" die griechische Bezeichnung für Dake. Augustus soll nach Mannert bloß darum die Saweprovinz geordnet haben, um von hier aus über die Bastarnen und Daken-Geten herzufallen. Mannert zitiert Plinius, daß die Donau Germanengrenze war. Die Bastarnen lebten vermischt mit anderen Völkern. Die Römer nützten den Zwiespalt der Donauvölker tüchtig aus und drängten die romfeindlichen „Barbaren" nordöstlich zurück. Ptolemäus erwähnt ein Singidava bei Deva an der Marosch, welches auf Grabsteinen auch genannt wird. Auf S. 14 behauptet Mannert, Trajan hätte die Daken mit Germanen besiegt. Während die „romfreundlichen" Geten-Daken und Sennen-Singer die alte Heimat nicht verließen, kämpften die Nordöstlichen erbittert gegen Rom. Petersen schreibt: „Für Dekebal war die Untreue der eigenen Leute Grund, Sarmisegethusa zu verlassen." So kamen die Donauvölker unter römische Herrschaft. Rösler (Rum. Stud. 1871, S. 8) ist der Meinung, Agathyrsen und Geten-Daken wären ein Volk gewesen, so daß die Agathyrsen-Taurisker von Herodot bis Claudius hier herrschten. Auch Herodot berichtet über die Donauvölker viel Rühmliches aus alter Zeit. Als Kyaxares gegen Ninive zog, kamen die Völker der Hyläa, der Donau, den Ninivitern zu Hilfe, besiegten jenen und zogen auch gegen Ägypten. Psammetich, der Pharao, leistete Tribut. Diese Welt-

herrschaft der Donauvölker dauerte 27 Jahre. Im 28. Jahr empörte sich Asien und der nimmersatte Krösus wollte die Schätze der Donaukrieger erbeuten. Ein Teil der Donaukrieger lag nach einem großen Trinkgelage in tiefem Schlaf, als sie von den Asiaten überfallen wurden; unter den gefangenen Betrunkenen befand sich auch der Königsohn Spargapitz, der sich nach seiner Ernüchterung aus Schande tötete. Die Asiaten gewannen durch diesen Glückszufall ihre Freiheit zurück und immense Schätze. Als Darius Babylon erobert hatte, gelüstete es ihn, die mächtigen Donauvölker ebenfalls zu besiegen. Er zog direkt in das Herz dieses Reiches: zur Donau. Vorher suchte er die Agathyrsen und Geten auf seine Partei zu bringen. Diese wollten davon nichts hören und blieben in treuer Freundschaft zu dem angegriffenen Brudervolk. Die griechischen Schiffer übersetzten das riesige raublustige Heer aus Asien über die Donau, aber Darius mußte vor der gut bewaffneten Grenze der Agathyrsen-Geten Halt machen, worauf die übrigen Scythen sein Heer herumnarrten, und der Treue der griechischen Schiffer konnte er es verdanken, daß er nicht samt dem Heere gänzlich aufgerieben wurde. So weit Herodot.

„Wie und wann Dacien dem Reiche verloren ging, wissen wir nicht", sagt Mommsen (Röm. Gesch. V. 220). Unter Claudius krachte das Reich in den nordöstlichen Fugen; unter der einheitlichen Benennung Goten (der Hofhistoriker dieses Volkes identifiziert Goten mit Geten, siehe Jordanes, de getarum sive gotorum origine) bedrohten die Donauvölker das Römerreich und vernichteten es in jahrhundertelangen Kämpfen; bloß ein oströmisches Reich, Byzanz, blieb vom allem übrig, während im Westen das Frankenreich und das Römische Reich deutscher Nation sich entwickelte, welches bis 1806 bestand. Aber schon im Rahmen des Römerstaates spielten die Germanen eine wichtige Rolle. Selbst in der neuen Christenreligion, wo die Donaugermanen als Arier und Gegenarier unter ihren Bischöfen Valens und Ursatius sich hervortaten. Bevor Julian, der Apostat, Kaiser geworden war, verbarg er sich bei ihnen, als Kaiser aber lobte er Ursatius und Valens in seinen Briefen und unterstützte sie (über die arianischen Donaugermanen sind eine Menge Daten enthalten in der 1607 er Basler Folioausgabe des Euseb, in der 1608 er Pariser Folioausgabe des Athanas; die Kaisergeschichte des Julian besitze ich in der Preßburger Aus-

gabe von 1806, die verdruckten Namen Singepon und Mingeden sollen richtig heißen: Singidunum = Belgrad). Bischof Dr. Karácsonyi von Großwardein hat in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen über die Szeklerfrage auf Grund eines reichen Materials einwandfrei nachgewiesen, daß die Germanennachkömmlinge, die zuletzt als Gepiden figurieren, bis auf die Zeit des Heiligen Stephan das Donaubanat besiedelt hatten, allerdings stark vermischt mit Slawen und Ungarn. Der Maroschfürst Achtwin war der letzte Germanenkönig oder Bathanate, denn als Gisella um ihr bayerisches Erbe kämpfte, um Bayern mit Ungarn vereinigt ihrem Sohne Emmerich zukommen zu lassen, entspann sich nicht bloß im Westen, sondern auch im Süden an der Marosch ein mörderischer Kampf; Gisella mußte einsehen, daß sie nicht bloß Bayern verlieren, sondern durch Achtwin sogar ihr pannonisches Land einbüßen und heimatlos werden würde, deshalb verzichtete sie schnell auf Bayern und schloß ein Bündnis mit Byzanz, um Achtwin zu vernichten (Fundatio S. Albani Namucensis, mitgeteilt von Breßlau, auch von Pauler zitiert). Achtwin wurde durch Verrat des Tschanad besiegt, sein Land ins Ungarn Gisellas einverleibt und die Zahl der alten Germanensprößlinge mit der Zeit, besonders nach dem Tatarenkrieg, durch neue Siedler vermehrt. Aus volkreichen deutschen Klöstern strömten Mönche in den Süden und das germanisch-christliche neue Weltideal gewann auch hier Anhänger. Wie schon zur Skordiskerzeit führten die Handelswege und Verkehrswege der Donaudeutschen über die Adria nach dem Westen. Der ganze Balkan war voll mit deutschen Städten. So unterschrieb am 10. September 1280 der Vorstand der deutschen Stiftung in Accon (domus sanctae Mariae Teutonicorum de Accon) einen Stiftbrief des Pfarrers von „Breisgau", welches der deutsche Graf von „Freiberg", zu dessen Gebiet Breisgau gehörte, mit allen Bürgern der Stadt (eiusdem civitatis) bestätigte; Breisgau ist heute Brsko (siehe Urkundenausgaben der Belgrader Akademie, Serie III—1. 1932. Akten von 1278—1301). In Agram finden wir ebenfalls eine deutsche Stadtgemeinde mit deutscher Bürgerschaft (vicus sutorum), deutscher Pfarrgeistlichkeit und Kirche, die Akten darüber hat die Stadt selbst in ihrem 12 bändigen Dokumentarium veröffentlicht und wir gewinnen daraus ein anschauliches Bild über das Leben eines deutschen Bürgers in jener Zeit, besonders über die Opferfreudigkeit für die Kirche, die damals Pflegerin der Kunst, Wissenschaft und des Schönen war. In ganz Ungarn er-

hielten die deutschen Bürger Selbstverwaltung, mußten dafür aber ihre Abgaben zahlen, ihre Beamten, und die Brücken über den Stadtfluß in Ordnung halten; der Tributarius des Königs in Temeswar hat am 9. Februar 1342 mit aller Gewalt versucht, die „Cives de Temesvar" beim König wegen der Brücke zu verschwärzen. Die vornehmste deutsche Familie in Temeswar war jene des Heim; zahlreiche Güter gehörten dieser Familie und ihre Mitglieder bekleideten hohe Stellen.[1] Als der Türke kam, kämpften die deutschen Bürger von den südlichen Städten Nienperge=Novobrdo, Srebernica usw. tapfer und aufopfernd. Die übermacht des Türken konnten sie natürlich nicht aufhalten.

Die Abenteuer des Reener Tischlers Samuel Elsen 1848/49

Von Fritz Keintzel=Schön

Elsens Aufzeichnungen nacherzählt. Näheres über diese in meiner Untersuchung über „die Zerstörung Sächsisch=Reens im November 1848" in der „Siebenbürgischen Vierteljahrsschrift", Heft 1/2, 1936.

1.

Die Sommersonne glüht. Auf fliegt der Staub der Marktstraße unter dem Marschtritt der Bürgerwehr. „Tretet weg!" . . Was will der „Birker Bauernbursch?" Er keucht, das Hemd klebt ihm an der Brust. — Die Sekler Grenzer sind über uns. Die Wiese, uns vom Gericht zugesprochen, die Komitatsbehörden wollten sie uns nicht übergeben, wir haben sie gemäht. Nun wollen sie uns strafen, weil wir unser Recht nicht lassen! — „Auf! Laßt es nicht zu! Es ist unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, den Nachbarn beizustehen!" — Der Leutnant Elsen schreit am wildesten. — Andere aber, die Mehrzahl ists, sie wollen nicht. „Schweig still! Was gehts uns an? Wer dem Feuer zu nah kommt, verbrennt. Für unser Hab und Haus wollen wir streiten. Sie mögen das Ihre schützen."

[1] Als Band 34 der Manusbibliothek ist Dr. Diculescus Werk: „Germanen in Rumänien" erschienen, welches wir unseren Lesern wärmstens empfehlen.

2.

Der Reformationstag dunkelt. War Ruhe heut, an Luthers Tat zu denken? — Und doch brauchen sie heute wie nie Luthers felsenfesten Glauben an den gnädigen Gott. Die Wachtfeuer des Feindes leuchten unten am Mieresch. — Neun Schläge vom Kirchturm. Eingeholt von Leutnant Elsen, betritt Oberstleutnant Urban mit seinen Grenzeroffizieren die Wohnstube des alten Ratsherrn und Bürgerwehrmajoren Thomas Fritsch. Die Führerschar der Bürgerwehr springt auf. „Für Heimat und Herd! Jetzt gilts, meine Herren! Wenn Sie sich halten wie Bürger Elsen hier heut im Treffen bei Gehannes, dann kann es uns nicht fehlen. 300 Bajonettgewehre werden Ihnen ausgeteilt und im Morgengrauen lösen Sie die Grenzer in den Weinbergen ab."

Auch auf dem nächtlichen Rundritt blieb Elsen an des Oberstleutnants Seite. Wo bei der zweiten Miereschbrücke die Wache stand, streckte sich Urban müde aus und zog ein Holzscheit unter den Kopf. Elsen bat er, ihm ein frisches Pferd zu besorgen. Im Fortreiten hörte der Reener noch des Kommandanten Wunsch nach einem Glase Wein. Und schon hielt er mit einem Bürgerwehrmann bei seinem Kreuzgässer Haus. Der Schenker hatte eben sein bißchen Habe im Keller geborgen. Unser Meister dreht den Hahn an einem der dicken Fässer auf. „Stoß an, Kamerad! Noch diese Erfrischung für des Kaisers Feldherrn. Gott weiß, was der Morgen bringt." . . .

3.

Januarkälte spinnt um die Tannen von Toplitz. Elsen läßt das Pferd in den Stall führen und öffnet die Tür der Lietgebstube. In einer Ecke sitzt der junge Präfekt Konstantin Romanu, neben ihm sein Onkel, der Pope von Pintik. „Keine Zeit verlieren, Präfekt! Ich komme aus der Gerijau. Bems Kommen hat das Sekler Blut wieder entzündet. Denk nicht mehr an Säbelschleifen! Bei dem Mann an der Buchenlandgrenze ist jetzt unsere Rettung. Verleihe ihm Gott den Sieg!"

4.

Wenige Wochen später. Der Bauer Tima, sein Sohn Hizi, Meister Elsen und der Weilauer Groß spähen vom Nieder-Eidischer Kirchturm in den weiten ebenen Winterwald hinüber. Schüsse zerreißen die

kalte Luft. Die ungarischen Racheschärler wüten. Heut nacht werden sie Ruß überfallen. Dennoch wird Elsen die Fahrt wagen. — Helles Schellenklingen. Das ist sein Schlitten. Durch muß er. Zu Urban!

5.

Vor dem Haus des Kurschmieds Regius in Bistritz sieht der Oberst Urban auf der Rückkehr aus dem gewonnenen Gefecht bei Baierdorf seinen alten Bekannten Elsen stehen. Er sieht mitgenommen und krank aus. Aber für seinen Führer will er den Aufklärungsritt tun. Kundschafter sind wichtig. Mangel an ihnen hat das Unglück der Heimat verschuldet. — Zwischendurch wird sich der Militärarzt Enzenberg in Schogen um ihn bemühen.

Eine Woche später — es ist Sonntag — hätte ihn eine Schwadron Kossuthusaren schier erwischt. Über Gräben und Schanzen sprengt der Braune — stürzt. Einen unheilbaren Schaden trägt der Reiter davon. Aber er sieht hinter sich Bem in drei Kolonnen anrücken und noch rechtzeitig kann er Feldherrn und Offiziere von der Mittagstafel aufscheuchen.

6.

Nacht nach der verlorenen Schlacht im Borgoer Engpaß. Biwaknot auf hartgefrorenem Schnee. Vorn glühendes Feuer, hinten eisige Kälte. Und der Magen knurrt. Zum erstenmal bittet Elsen am Morgen um ein Kommisbrot.

7.

Watra Dorna. Gewühl von Kriegern. Speisen werden im Gasthaus nur Offizieren gereicht. Nicht einmal Suppe hätte Elsen für teures Geld bekommen, wenn er nicht eine bekannte Köchin getroffen hätte. Und Glück hatte er auch mit dem Führer der ehemaligen Reener Vorweihnachtsbesatzung, Leutnant Bozga. Er nahm ihn mit auf seine Herberge zum Postmeister Kratzer. Da wurde auch er in warmer Stube freundlich aufgenommen.

8.

Der holpernde moldauische Postkarren nähert sich den Häusern von Roman. Ein Bewaffneter mit hoher russischer Pelzmütze steht am Schlag. Und nun schleppt man sie von Behörde zu Behörde, den preußischen Leutnant Heintze, der nach Plojescht zum Feldmarschallleutnant Puchner soll, und seinen Begleiter, den Bürger Elsen.

Konnten die Fremden nicht ungarische Späher sein? Hatten die Russen nicht auch berittene siebenbürgisch-rumänische Flüchtlinge gefangen, im Wahn, es seien Husaren? Doch Elsen konnte ja rumänisch, so wurden sie frei. Darum hatte ihn Heintze schließlich auch mitgebracht.

9.

Im Gasthof Brenner in Bukarest wimmelte es von Bürgerwehrmännern aus den südsiebenbürgischen Städten. (Vgl. die im Verlag Horeth gedruckten Erinnerungen des Schäßburgers Mild.) So war Elsen froh, auf der preußischen Gesandtschaft ein Zimmer zu bekommen. Bunte Menschenmengen füllten die Stadt mit Getöse. Vor Sonnenaufgang schon hub Pfeifen und Lärmen an in den türkischen Kasernen. Ihre Musik klang Elsen übel in die Ohren. Doch zu Omer Pascha ging er trotzdem, ließ sich deutsch von ihm anreden und türkische Taler schenken. Aber besser gefielen ihm die russischen Krieger, mit denen er bald Waffenbruder werden sollte.

Eines Abends tritt der kaiserliche General Gedeon, der Sieger von Neumarkt und Befreier Reens, zu Elsen ins Zimmer. Er hat gerade eine Reise nach Czernowitz vor und ein sprachkundiger Begleiter täte ihm not. So bietet sich Elsen ungezwungen eine Möglichkeit zur Rückkehr.

10.

Mailuft im Dornatal. Rüstig schafft die Arbeitsmannschaft — viele rumänische Pfarrer unter den Flüchtlingen — unter der Aufsicht Elsens. Rasch gilt es, die von Bem zerstörten Straßen wieder herzustellen. Im Rücken drängt das russische Heer. Baumriesen fallen und ersetzen die verbrannten Brücken. Das Holz der Verhaue füllt mit Erde vermengt die quer über den Weg gezogenen Gräben. Fieberhaft geht es vorwärts, bis die buchenländischen Jäger über die letzten Brücken schreiten können und die Kugeln der ungarischen Vorposten um sie pfeifen.

11.

Gewitterschwüle der ersten Julitage. Elsen wird zum Majoren Teutsch in das Hauptquartier Borgo-Ruß gerufen. Der Wege und Landessprachen kundig wird er einer Kundschafterschar von 50 Kosaken und 30 leichten österreichischen Reitern zugeteilt, die nach Reen reiten und wenn möglich Verbindung mit dem Südheer suchen soll. Die Österreicher führt kein anderer als Elsens Fahrtgenosse Heintze.

Gut läßt sich der Ritt an. Bei Schogen jagen sie einer ungarischen Verpflegsbedeckung an die hundert Wagen mit Brot, Hafer, Speck und Branntwein ab und lassen sie mit dem Feldwebel Gitza auf der Thomasstirner Alm zurück.

Zur Vorsicht läßt dann Elsen den Ober-Ripaer Ortsrichter das Gerücht verbreiten, sie seien nur der Vortrab einer 10.000 Mann-Truppe. Und es wirkt. Sie reiten hinunter ins „herrliche Miereschtal". Mit vollen Lungen atmet Elsen die lang entbehrte Heimatluft. Da sieht er die Ungarn bei Gassen das Kukurutzhacken unter Weherufen im Stich lassen und rennen. Er aber beruhigt sie in ihrer Sprache.

Mittagsstille ists. Aller Landsturm lungert in den kühlen Reener Schenken. Da jagen plötzlich seltsame Reiter die Ungarisch-Reener Gasse zum Markt herauf. Wenige Schüsse säubern die Heimat. Und sie laufen, laufen. Der Schreck ist ihnen in die Glieder gefahren. Der Polizeigewaltige Gyalai weiß nicht, wohin sich verstecken. Der kleine Apotheker Emerich, den er jüngst beim Gehanneser Gericht gedemütigt hat, muß kommen, sich ins Fenster seiner Wohnung im Marktwirtshaus legen und ihn schützen. Doch es ist zu seinem Glück. Da unten die Reener, die aus allen Häusern strömen, vor freudiger Überraschung schier aus der Haut fahren und stolz sind, ihrem Retter Elsen die Hand drücken zu dürfen, sie wissen nicht, daß es nur ein kühnes Häuflein ist, fern der großen Heeresmacht, das sich nun mit der Beute (Briefschaften und Gefangenen) zufriedengeben und sich aus dem Staub machen muß, bevor die aus Neumarkt herbeigerufene Verstärkung des Feindes heranrückt. Der Morgen schon brachte neue Verhaftungen, wo ihnen nicht letzte Flucht zuvorgekommen war.

Auf dem Rückritt ertappte Elsen eines Nachts jüdische Späher. Die Juden, klagt er, seien das schädlichste Volk gewesen. Ihnen habe man nichts glauben können. Sie hätten sich für beide Gegner zu Späherdiensten hergegeben.

12.

Ende Juli. Nun ist die Heimat wirklich befreit. Oben im Ziegenwald ist ein fröhliches Treiben. Abends summt der Teekessel ein Lied aus fernen Steppen. Und viel Leid wäre vergessen gewesen, wenn der unmäßige Genuß roher Gurken nicht so manchen bärtigen Helfer in das Russenbegräbnis gezwungen hätte, ein Mahnmal für kommende Geschlechter.

Noch immer wird Elsen, oft nächlicherweile, vor das Hauptquartier General Grotenhjelms im Hause des Kaufmanns Helwig befohlen. Die Kosaken können ihn nicht mehr entbehren. Einmal gilt es einen Streifzug dem Seklerland zu, dann auf die westliche Heide und wieder im Miereschtal Neumarkt entgegen.

13.

Auch auf dem weiteren Siegeszug ist Elsen zu brauchen. Drei Jahre hat er einst in Klausenburg gearbeitet. So kommt er wieder zur Vorhut. Unbemerkt führt er sie in die Stadt hinein, die vor den erbangten Schrecken zittert. Und abermals fühlt er sich am wohlsten als Bringer von Frieden und Ruhe. „Grabesruhe" sagt die ungarische Chronistin, aber sie gibt zu, daß die Russen Zucht hielten. In einem prächtigen Zimmer im Haus des Freiherrn Josika ist auch dem Reener Tischler kurze Erholung vergönnt.

14.

Die Russen verlassen über Bistritz das Land. Als letzte folgen der General mit 3 Wagen und zwölf Kosaken, bei ihnen Elsen, abgehetzt und krank. In Bethlen muß er eine Nacht rasten. Es geht nicht weiter. Der General bringt ihm selbst schwarzen Kaffee ans Bett. Kosaken werden zu seiner Hilfe zurückgelassen. Am nächsten Tag setzt ihm in Bistritz Generalstabsarzt Kumera 24 Schröpfer an den Leib. Das ist der Abschied. Des Generals Adjutant, Rittmeister Johann von Holzt schrieb ihm zum Abschied folgendes Freundeswort: „Sie werden sich auch ohne dieses Blattes vielmal an uns erinnern guter Herr Elsen. — Denn die, welche beisammen, in der Schlacht, dem Tode nahe gewesen sind, vergessen einander nicht so balde. —"

15.

Noch einen Botenritt nach Hermannstadt zu den neuen Machthabern Wohlgemut und Bach. Dann bedarf niemand mehr der Dienste Elsens. Der Krieg ist zu Ende. Sein Haus daheim ist ausgebrannt. Und bei der Entwaffnung wird er wegen Säbel und Gewehren, die er in Ehren für seinen Kaiser geführt, noch Unannehmlichkeiten haben. Es ist dem Deutschen nicht besser gegangen als den Rumänenführern. (Dies zur Abwehr der Angriffe, die von rumänischer Seite, zuletzt mit Blagas „Avram Iancu" von der Bühne herunter, gegen die Sachsen erhoben werden.)

Vor einer deutschen Not kannst du dich nirgends verstecken auf der Erde, wenn du ein Deutscher bist, und das weißt du von dir selbst, und das weiß ich von mir selbst, sie findet dich doch. Und meinst du nicht, daß die Not irgendeines der großen Völker, wenn sie nicht richtig geheilt, sondern nur verhüllt wird, wann die Zeit kommt, von allen anderen Völkern und von jedem Menschen mit getragen werden muß?

Aus Hans Grimms Roman „Volk ohne Raum", der vor zehn Jahren erschien

Rundschau

„Die Frau nach deutschem Artgesetz." Frau Annemarie Schnell gibt im letzten Heft einem meiner Nachsätze zu ihrem im Mai veröffentlichten Aufsatz eine Deutung, die ich nicht anerkennen kann. Ich schrieb dort: „Muttertum und Liebe sind für die überwiegende Mehrheit der Frauen die einzigen, wirklich befriedigenden, notwendigen und gottgewollten Gebiete. Muttertum muß dabei sehr einfach aufgefaßt werden, nicht irgendwie ‚weit und tief', nur als das eigene, das unmittelbare Muttertum. Alles andere ist zweitrangig und, wenn auch noch so ehrlich und voll erfüllt, Ersatz. Die wahre weibliche Leistung und Heldenschaft kann wie jede große Bewährung nur dort erfolgen, wo das unmittelbar Notvolle des Lebens den ganzen Menschen fordert, wo nur Einer da ist, der sich ganz bewähren kann und muß. Und für die Frau ist es das eigene Kind, das sie derart fordert, niemand sonst."

Natürlich halte ich diese Worte voll aufrecht. Frau Schnell meint einen Widerspruch zwischen ihnen und jenem Satze feststellen zu können, worin ich schrieb: die Entwicklung des Frauenrechtes werde davon abhängig sein, daß wir die Urgegebenheiten deutlicher sehen als noch vor kurzem. Frau Schnell fragt, wie könnte ich Gültiges über die Frau aussagen wollen, wenn ich doch selbst erkläre, daß wir die Urgegebenheiten bisher nicht beachtet hätten. Nun — dieser Widerspruch ist keiner! Die Urgegebenheiten habe ich nicht unbeachtet gelassen, sondern jene wenigen Frauen, die, unbewußt bestimmt von zeitvergänglichen sozialen Verhältnissen, alles taten, um das heutige Frauenrecht zu schaffen, das als der Weisheit letzten Schluß die schematische Ausdehnung der männlichen „Rechte" auf die Frau enthält. Diese Rechtsgleichheit ist vergänglich und hätte, wenn wirklich ein nennenswerter Teil der Frauen darauf Gewicht legte, den Lebenszusammenklang der Geschlechter ernstlich gestört; doch dies geschah im allgemeinen nicht, weil die meisten Frauen tatsächlich nur jenen Urgegebenheiten nachleben, die ich in meinem oben mitgeteilten Zitat umrissen habe.

Frau Schnell meint allerdings, ich urteilte von der Lage des gehobenen Mittelstandes aus, wo sich „die reiche Begabung der Frau außer im

Muttertum und in der Liebe, in schöngeistigen Bestrebungen, bei Sport und Geselligkeit erschöpft", und beachtete die übrigen Frauen nicht, die „ebenfalls durch Gottes Willen" ihre Pflicht auf dem Acker, in der Fabrik und hinter dem Pudel tun, „und durch diese Pflichterfüllung ihre volle Befriedigung finden". Diesen Frauen zu sagen, sie sollten nur dem Muttertum und der Liebe leben, wäre entweder eine Verhöhnung oder eine Utopie.

Frau Schnell setzt mit dieser Ansicht Muttertum und Liebe gleich irgendeinem Beruf, den Zustand erfüllter Weiblichkeit gleich einer bezahlten Arbeit, die tiefe Schicksalsaufgabe des Weibes gleich einer befriedigenden „Pflichterfüllung". Sie sieht den Rangunterschied nicht zwischen dem an keine Stunde gebundenen Dienst der Mutter am wachsenden Leben, an der Seele von Menschen, am Heiligen des Daseins, an dem Teil der ihr anvertrauten Ewigkeit, und einer in Geld und Stunden meßbaren Tätigkeit.

Ich habe nie gesagt, daß Frauen nur lieben und — dies grob beruflich aufgefaßt — nur Kinder pflegen sollen. Wohl aber sagte ich, daß Liebe und Muttertum für die Frau die einzigen gottgewollten Gebiete seien, vor denen alles andere zweitrangig ist, denn die wahre Bewährung des Weibes liege dort, wo es allein angefordert ist und sich allein ganz erfüllen kann. Und das ist nun einmal für die Mehrheit das eigene Kind, der eigene Mann und das Gebiet, das um beide aufgebaut ist. Dieses Gebiet ist sehr mannigfach und weit, voll Arbeit und Mühe. Sein unvergleichlicher Wert liegt darin, daß es in tiefstem, durchseeltem Zusammenhang bleibt mit dem Muttertum der Frau und ihrem weiblichen Schicksal. So bleibt die Bäuerin z. B. innerhalb dieser Sphäre, wenn sie den Hof mitbestellt, oder die Handwerkersfrau, die für das Arbeitsgesinde sorgt und in der Werkstatt mithilft. Die Beispiele lassen sich vermehren. Doch die Fabrikarbeiterin verrichtet fern von Mann und Kind eine gleichgültige Lohnarbeit, deren Wert nicht davon abhängt, daß ihr Herz dabei mitschlägt. Die Lohnarbeit ist nur durch Geld mit ihrer Familie verbunden. Und darum wird es keine reife Fabrikarbeiterin geben, die an der Maschine eine echte Befriedigung findet, mag sie sich auch über die wöchentliche Lohntüte freuen. Und keine wird sich sträuben, ihren Arbeitsplatz, der von ihr die Vernachlässigung ihrer mütterlichen Aufgaben geradezu erzwingt, gegen eine volle weibliche Lebensmöglichkeit einzutauschen.

Nichts als Not treibt sie zu ihrem Beruf. Mag sein, daß sie in der Arbeit eine Pflichterfüllung sieht, aber solche Pflicht ist nicht zu vergleichen mit der mütterlichen, auf die das Wort Pflicht anzuwenden beinahe eine Herabsetzung wäre. Es gibt Mädchen, die durch die billige Pflichterfüllung, die nach Amtsstunden bemessen wird, zu einem merkwürdigen Stolz kommen, der sie an der Ehe vorbei in ein leeres Leben führen kann. Sie verlieren damit die Möglichkeit wahrer weiblicher Vollendung, des Anschlusses an das Göttliche, an das Leben. Aber es sind nur wenige, die

sich damit bescheiden. Wäre dem nicht so, so müßten viel mehr Frauen, von denen ja heute zahllose dazu vorgebildet sind, die außerhäuslichen Berufe der Ehe vorziehen, und alle ihnen offen stehenden Gebiete leistungshaft erobern, anstatt, wie es wirklich ist, von ihrer Natur getrieben vorwiegend jene Berufe zu suchen, die weiblichem Wesen möglichst entsprechen. Her gehört auch die Tatsache, daß weibliche Politikerinnen, obgleich ihnen das ganze öffentliche Leben offen steht, fast ausnahmslos das Gebiet suchen, das der Mutterschaft am nächsten liegt, die Fürsorgearbeit. Also selbst bei diesen Frauen ist die Natur stärker.

Mutterschaft ist eben kein Beruf. Sie ist keine Arbeit, sie bringt nur Arbeit ohne Grenzen und ohne Lohn mit sich. Sie ist ein stiller opfervoller Gottesdienst an dem Wunder des Menschen. Darin, daß auch Frauen, die notgezwungen in gleichgültigen Berufen stehen, alles daran setzen, eine Familie und Kinder zu haben, äußert sich die unbezähmbare Sehnsucht der Frau zu diesem wahren — nicht Beruf, nein: Leben. Frauenrechtsfragen entstanden nur, weil diese Sehnsucht in der Neuzeit so oft unerfüllt blieb, und doch ist die Erörterung der Rechtsfragen im wesentlichen ein Selbstgesprächsstoff einer geringen Zahl von Frauen, weil die anderen vollauf damit beschäftigt sind, eine befriedigende Lösung für sich persönlich zu suchen. Grundsätzlichen und allgemeinen Lösungen nachzugehen, sind ja die meisten verhindert, weil sie ihr eigenes weibliches Leben finden wollen. Und haben sie überdies noch Brotsorgen, so sind sie mehr als beschäftigt, Geld zu beschaffen und trotzdem Kraft genug aufzubringen, Mutter zu sein.

Nein, wir wollen aus der Not unserer sozialen Verhältnisse keine Tugend machen! Wie für den Mann das größte Erlebnis der Männlichkeit sein leiblicher Einsatz für eine Sache ist, wo es nicht von ihm abhängt, ob er das Leben verliert oder nicht, beginnt für die meisten Frauen die Lebenserfüllung mit dem gleichen Einsatz und bleibt verknüpft mit der eigenen leiblichen Mutterschaft. Hier sind große, geheime und ehrfurchtgebietende Mächte an ihrem ewigen Werk. Die unendliche Sehnsucht der Frau schwingt mit ihnen mit. Es gibt wenige, die ohne leibliche Mutterschaft die ganze weibliche Lebensfülle und Lebensnot erringen können. Ein Beruf wird sie ihnen niemals ersetzen. Nur eines — und auch dies bloß bis zu einem gewissen Grade: die gleiche Mütterlichkeit, die ihnen an einem eigenen Kinde zu bewähren versagt ist, an anderen Menschen zu bewähren, wieder also in der Liebe. Aber das ist ja auch kein Beruf, sondern ein Zustand des Herzens und ein Gehorsamsein vor dem weiblichen Schicksal. Heinrich Zillich

Der Fall Basch. Der Führer der volksdeutschen Bewegung in Ungarn Dr. Basch sagte in einer Ansprache an seine Stammesgenossen, daß jeder, der seinen Namen madjarisiere, nicht verdient hat, ihn getragen zu haben. Wegen dieser Worte wurde Basch als „Schmäher der ungarischen Nation" angeklagt und verurteilt. Die Kurie, das höchste ungarische Gericht, bestätigte vor kurzem das Urteil, das auf 5 Monate Gefängnis und 3 Jahre

Verlust der politischen Rechte lautet. In der Urteilsbegründung heißt es: Die Namensmadjarisierung sei Sache der Nation. Wer sich gegen diese Aktion wendet, stelle sich gegen die Bestrebungen des Staates. Hiezu ist zu bemerken:

1. Es gibt keinen Ehrenmann, der freiwillig den Namen, den seine Vorfahren mit Ehre getragen haben, in einen fremdsprachigen umtauscht. Wird er dazu gezwungen, so verletzt man sein sittliches Bewußtsein in einem entscheidenden Punkt, an dem der Treue und Ehrfurcht.

2. Kein Volk billigt eine solche Tat seiner Angehörigen, ob sie nun freiwillig erfolgt oder gezwungen. Eine Ausnahme machen die Juden, die sich durch freiwillige Namenstarnung in den Leib anderer Völker einbohren können ohne mit diesem zu verschmelzen. Tarnung ist jüdische Selbstbehauptung. Alle anderen Völker verschwinden, wenn sie das gleiche versuchen.

3. Diese Anschauung teilen auch die Madjaren, denn tauscht ein Madjare Rumäniens, Südslawiens oder der Tschechoslowakei seinen Namen in einen fremdsprachigen um, wird er von seinen Volksgenossen verachtet.

4. Kein madjarischer Volksführer in den eben erwähnten Staaten spricht zu seiner Gefolgschaft anders als es Basch getan hat. Es ist nicht bekannt, daß Budapest sich dagegen gewendet hätte. Ebensowenig hat ein Gericht der drei genannten Staaten einen madjarischen Volksführer deswegen angeklagt.

5. Das oberste ungarische Gericht bestimmt, daß die Ehrbegriffe und Rechte, die die Madjaren selbst vertreten und, soweit es sie angeht, in anderen Staaten auch beachtet sehen wollen, den Deutschen Ungarns nicht zugestanden werden; und fordern diese es, so sind sie der Schmähung Ungarns schuldig. Hievon kann logischerweise keine Rede sein, eben weil die Madjaren selbst das gleiche Recht für sich beanspruchen. Ungarn hält also seine Deutschen für Menschen minderen Rechts.

6. Dies könnte als Schmähung des deutschen Volkes aufgefaßt werden, wüßte man nicht, daß ohne Geist und Blut des deutschen Volkes Ungarn nicht bestände und daß sich Ungarn durch die Madjarisierung Deutscher kräftigen will, deutsches Blut also hoch bewertet.

7. Die Entvolkung anderer ist ein altes ungarisches Ziel. Der große ungarische Staat zerbrach daran. Der Urteilsspruch der Kurie, der die Namensmadjarisierung zur Staatssache erklärt, beweist, daß Ungarn nichts aus seiner Geschichte gelernt hat. Der ungarische Journalist Somody erklärte im November 1934, daß jährlich 30.000 Namen madjarisiert werden. Da dies Staatssache ist, kann man sich die Nötigung vorstellen, die es bewirkt. Vor kurzem wurde ein Führer der ungarländischen Deutschen Dr. Rühl in Bonyhad von Gendarmen gefoltert. Um dies recht einzuschätzen, muß man sich vorstellen, daß in Rumänien etwa Dr. H. O. Roth oder der madjarische Abgeordnete Dr. Szele Bela das gleiche erlitten. Der Vergleich hinkt natürlich, denn in Ungarn gibt es keinen deutschen Abgeordneten. Ebensowenig gibt es für 600.000 Deutsche auch

nur eine einzige Mittelschule, ebensowenig ein auch nur halbwegs genügendes deutsches Volksschulwesen, ebensowenig eine volksbewußte deutsche Tagespresse. Dies alles beweist, daß Ungarn seine Minderheiten, vorwiegend Deutsche, verschwinden lassen will. Die Namensmadjarisierung soll die Spuren dieses Volkstodes verwischen.

8. Die Madjaren außerhalb Ungarns haben viele ungarische Zeitungen, Mittel- und Volksschulen, allerdings in ungenügender Zahl, aber jedenfalls bei weitem mehr als die Deutschen Ungarns. Ungarn hat sehr häufig auf die völkische Notlage der Madjaren in seinen Nachbarstaaten vor der ganzen Welt hingewiesen, ohne zu begreifen, daß das Beispiel seiner Minderheitenbehandlung ihm das moralische Recht zu solchen Mahnrufen nimmt und seinen eigenen Volksgenossen unmittelbar Schaden bringen muß.

9. Was Ungarn dem deutschen Volk verdankt, braucht nicht aufgezählt zu werden; daß es auf dessen Unterstützung größtes Gewicht legt, ist leicht bewiesen. Dennoch achtet es die Deutschen seines Landes nicht. Es rechnet also damit, daß das deutsche Volk sich selbst aufgibt.

10. Der Fall Basch hat die wahren Absichten der ungarischen Minderheitenpolitik erhellt. Es gibt Völker, die es grundsätzlich ablehnen, anderes Volkstum zu verschlucken; dieser Anschauung sind auch Millionen Madjaren, die nicht in Ungarn leben. Es gibt Völker, die die Namenstarnung ablehnen; in Rumänien ist z. B. eine gesetzliche Erschwerung des Namenswechsels in Kraft getreten, wodurch auch madjarisches Volkstum geschützt wird. Der ungarische Staat ist anderer Meinung, soweit es sich nicht um Madjaren handelt. Heinrich Zillich

Ein Denkmal für Stephan Ludwig Roth! Der im letzten Heft des „Klingsor" veröffentlichte Entwurf eines Stephan-Ludwig-Roth-Denkmals von Richard Boege hat in der „Bistritzer Zeitung" einen sehr zustimmenden Widerhall gefunden. C. H. Csallner tritt dort entschieden dafür ein, daß das Denkmal aufgeführt werde. Es wäre zu wünschen, daß sich zum Entwurf Boeges und zu dem Plan eines Denkmals für Stephan Ludwig Roth auch andere Blätter äußerten. Heinrich Zillich

Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland. Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß das Deutsche Auslandinstitut in Stuttgart beschlossen hat, ein Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland zu errichten. Dieses Ehrenmal wird nun am 27. August d. J. im Wilhelmspalast in Stuttgart als auslanddeutsches Volksmuseum eröffnet. Es wird die schöpferischen Leistungen der bodenständigen deutschen Volksgruppen in Europa und Übersee auf den Gebieten der Kunst und Kultur, der Wissenschaft, Technik und Wirtschaft darstellen. Das Ehrenmal zeigt auch den Anteil des deutschen Volkes an dem Aufbau der Erde und die Ausstrahlung des deutschen Geistes auf die anderen Völker. Wir sind überzeugt, daß das Deutsche Auslandinstitut dieses Ehrenmal so vielfältig und eindruckskräftig gestalten wird als überhaupt möglich. Wir freuen uns

vor allem darüber, daß in einem Ehrenraum auch die für ihr Volkstum gefallenen Auslanddeutschen genannt werden sollen.

Im Zusammenhang mit dem Urteil gegen Basch schlagen wir vor, daß in einem Raume auch all jene Auslanddeutschen verewigt werden, die für ihr Volkstum gelitten haben. Am eindrucksvollsten wäre es, wenn neben den Namen dieser Märtyrer in einem Satz ausgesprochen würde, worin ihr Leiden bestand. Also z. B.: Dr. Basch, im Juni 1936 in Ungarn zu 5 Monaten Gefängnis verurteilt, weil er deutsche Menschen ermahnte, die Namen ihrer Väter nicht abzulegen. Heinrich Zillich

Erwin Wittstock Ehrendoktor. Die Universität Heidelberg, die in diesen Tagen ihr 550 jähriges Bestehen festlich beging, hat eine große Zahl um das Deutschtum, um Wissenschaft und Kunst verdienter Männer verschiedener Völker zu Ehrendoktoren ernannt. Uns berührt vor allem freudig, daß unter den Ehrendoktoren der Philosophie auch ein Siebenbürger Sachse ist, Erwin Wittstock, der als Dichter und Vorkämpfer für Festigung und Ansehen des Auslanddeutschtums promoviert wurde und mit dieser Ehrung auch unserem heimischen Deutschtum Ehre eingebracht hat.

Unter den vielen anderen Ehrendoktoren begrüßen wir weiter die nordischen Dichter Verner von Heidenstam und Gunnar Gunnarsson, dann den Pfarrer Gerhard May in Cilli, dem das Ehrendoktorat der evangelischen Theologie zuteil wurde und dessen Bedeutung auch in unseren Heften gewürdigt worden ist, und schließlich den großen Darsteller deutscher Geschichte Professor Dr. Heinrich Ritter von Srbik in Wien.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Die „Junge Reihe". Wir haben schon einmal auf die vom Verlag Albert Langen / Georg Müller in München herausgegebene „Junge Reihe" aufmerksam gemacht, die sich zum Ziele setzt, billige Bändchen für die Jugend herauszubringen und damit wirklich wertvolles Gut zu sammeln. Die „Junge Reihe" hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens weiteste Beachtung und Zustimmung gefunden. Die Jugend selbst hat sie begrüßt und damit ihr hier entscheidendes Urteil gefällt. Vor kurzem kamen fünf neue Bändchen heraus: „Sonnensegler", die Geschichte eines Segelflugzeuges von Klaus Zelter; „Alle Achtung: Männer!", acht Werkmannsgeschichten von Matthias Ludwig Schroeder; „Der Wolfstöter", eine Erzählung von Mikkjel Fönhus; „Die Mutter", ihr Bild in unserer Dichtung, eine Auswahl von Gertrud Grote; „Skagerrak" von Konteradmiral a. D. Friedrich Lützow, mit vier Bildern und Kartenskizzen. Besonders das letzte Bändchen, das auch Erwachsene mit größtem Gewinn lesen werden, sei mit Freude entgegengenommen. Unserer siebenbürgischen Jugend mögen diese Bändchen nicht unbekannt bleiben!

Heinrich Zillich

Gustav Krist. Pascholl Plenny. Verlag L. W. Seidel & Sohn, Wien. — Das Buch enthält die Erlebnisse eines österreichischen Korporals in russischer Gefangenschaft, eine einfache Wiedergabe von Tatsachen und Erlebnissen, ganz ohne dichterischen Ehrgeiz, aber die Tatsachen sprechen für sich; es sind grauenhafte Geschehnisse, unvorstellbare Roheiten, ein entsetzliches Leiden. Der Verfasser berichtet getreulich, was er erlebte; seine abenteuerlichen Schicksale in Rußland sind gewissermaßen der Spiegel, in dem sich das furchtbare Geschick aller in der wahren Barbarei gefangen gewesenen Österreicher widerspiegelt. Darum soll dieses Buch gelesen werden, wenn es auch die Weite und Größe von Dwingers „Armee hinter Stacheldraht", des gewaltigsten dichterischen Dokuments aus der gleichen Hölle, in keiner Zeile erreicht. Heinrich Zillich

F. E. Sillanpää. Menschen in der Sommernacht. Insel-Verlag, Leipzig. — Der berühmte finnische Dichter gestaltet die Geschehnisse einer Sommernacht. Das große Leben ist der Held des Buches; Liebe, Tod, Geburt und Verbrechen — sie sind in die Sommernacht verwoben, sind wie ein Gleichnis der tausendfältigen Natur. Die recht verzweigte Handlung ist in sehr lebendigen, knappen Szenen erzählt, die sich, wenn auch anfangs etwas verwirrend, zu einem schönen Ganzen verbinden, das einen breiten Raum des finnischen Daseins in meisterhafter Beschränkung auf das Wesentliche übergreift. Das Buch enthüllt seinen Zauber erst ganz, wenn man es zum zweitenmal liest. Heinrich Zillich

Deutsche Wende. Das Lied der Jungen. Herausgegeben von Heinz Kindermann. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Der verdienstvolle Danziger Literarhistoriker Heinz Kindermann gibt in einem Reclambändchen eine Auslese der jungen deutschen Lyrik unserer Zeit. Der Geist dieser Dichtung, den die Sammlung getreu und überzeugend zum Ausdruck bringt und den auch ein Geleitwort Kindermanns sehr klar herausarbeitet, ist mit dessen Worten am besten umschrieben: „Selbstverständlichkeit des überindividuellen Grundzuges, vollständiges Abrücken von jeder selbstsüchtig-verschließenden Ich-Perspektive, dieses beseligende Glück des Wir." So steigt hier das Kampf- und Gemeinschaftslied einer Generation auf, „die ihrem notgeprägten Realismus nicht nur den Geist volks- und gemeinschaftsverbundenen Kämpfertums, sondern zugleich auch tiefe Innerlichkeit zu verbinden weiß". Die Spannweite vom politischen Lied etwa Anackers, B. von Schirachs oder G. Schumanns bis zur Naturlyrik J. Linkes, G. Brittings oder M. Reuschles ist groß genug, um den verschiedenartigsten Stimmen und Tonarten Raum zu geben und jede Eintönigkeit auszuschließen. „Auferstehung des Reiches, Verpflichtendes Erbe, Ewige Erde, Deutsche Arbeit, Deutsche Frömmigkeit, Wiedergeburt der Seele, Neuer Sinn deutschen Lebens, Chor der Grenz- und Auslanddeutschen", — das sind die Abschnitte, in die sich das Bändchen gliedert. Daß das Auslanddeutschtum mitberücksichtigt wurde, ist erfreulich; daß das in einem besonderen Abschnitt geschah, hebt die Tatsache

der Beteiligung auslanddeutscher Dichter besonders hervor, schränkt aber den dem einzelnen Dichter gewährten Raum auf das äußerste ein. Weinheber und Zernatto, Zillich und Tumler hätten es wohl verdient, mit mehr als einem Beitrag in diesem Chor junger deutscher Dichtung aufgenommen zu werden. Die Tatsache, daß unseres Landsmannes Alfred Roth ahnenstolzes „Das war nicht ich" auch in der Auswahl zu finden ist, ist weder durch das Alter des 50jährigen Dichters, noch durch das des 1919 entstandenen Gedichtes gerechtfertigt, spricht aber für die jugendfrische Kraft dieses Gedichtes, das, seit es durch die Anthologie „Herz der Heimat" wieder hervorgeholt wurde, einen wahren Siegeszug durch deutsche Blätter und Zeitschriften angetreten hat. — Es sei schließlich auf die äußerst vorteilhafte Ausstattung dieses, wie aller letzten Reclambändchen hingewiesen: der buchkünstlerisch geglückte, mit einer Umschlagszeichnung versehene Kartoneinband läßt die Einförmigkeit der bisherigen Ausstattung zurücktreten und macht einem diese unentbehrlichen Bändchen noch lieber. H. Krasser

Lebendiges Wort. Paul List-Verlag, Leipzig. — In dieser billigen Buchreihe sind fünf neue Bändchen erschienen, denen recht große Verbreitung zu wünschen ist: **Leopold Ziegler. Don Juan.** Eine philosophisch-ästhetische Betrachtung. **Franz Nabl. Griff ins Dunkel.** Eine Erzählung transzendentalen Geschehens. **Hermann Stehr. Das Mädchen vom deutschen Herzen. Drei Geschichten.** Sie bezaubern durch die Klarheit und Einfachheit. Ihr Inhalt ist für Erwachsene und Junge ebenso schön wie tiefgründig. **Stefan Andres. El Greco malt den Großinquisitor.** Eine gewaltige und ernste Erzählung aus der Zeit der Inquisition. **Josef Ponten. Aus dem Eupener Land. Bilder und Geschichten.** Eine Auswahl von Abschnitten aus des Dichters Roman „Siebenquellen", darunter das Stück „Schmuggel" besonders sicher gezeichnet, heiter und sprudelnd.
Kurt Scherg

Hans Joachim Moser. Die verborgene Symphonie. Roman eines deutschen Musikers. Verlag L. Stackmann, Leipzig 1936. Preis in Leinen RM. 3.50. — In geistreicher und doch überaus liebenswürdiger Weise bringt uns der Verfasser die ganze reiche Zeit der deutschen romantischen Musik nahe. Wir erleben sie in der Begegnung mit ihren Hauptgestalten vom späten Beethoven bis zum Wagner Tristans und der Meistersänger. Der Träger dieser Begegnung ist Konrad Rauch, ein schlesischer Kantorssohn, der es zum Hofkapellmeister in Braunschweig bringt und in seiner Lebensbeschreibung die großen Musikergestalten köstlich und ganz lebensnahe kennzeichnet. (Ob Rauch gelebt hat, weiß ich nicht; ich habe seinen Namen auch in den Nachschlagewerken nicht finden können.) Musikgeschichte in dieser Form, geleitet von solchen Führers Hand, läßt man sich gefallen. Das Buch bereichert und erfreut. Ich habe selten ein Buch mit soviel Anteilnahme gelesen und mit soviel Befriedigung aus der Hand gelegt. Hans Lienert

Jarl Hemmer. Die Morgengabe. Roman 1936. Albert Langen / Georg Müller, München. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber-Gottschau. Ein schönes, eindringliches und spannendes Buch. — Das Mädchen eines Leuchtturmwächters und ein junger Fischer kämpfen sich von eingeimpftem Haß zur Liebe durch. So einfach und klar dies Thema liegt, so oft es auch schon in ähnlichen Fassungen abgewandelt wurde, Hemmers Darstellung ist eigenartig. Denn in seinem Buch erhält die ausgezeichnet geschilderte Landschaft die Bedeutung handelnder Wesen und die Bewohner der Alands-Insel sind selbst Meeresbrandung, Eisgang, Sturm und Windstille. Immer wieder bricht das Elementare der Natur durch, als deren Erscheinungsformen hier Meer und Insel und Menschen stehen. Welche ethische Bedeutung aber der Mensch erlangt, lese man in diesem Werk, das voll Spannung verläuft und sehr überlegt geschrieben wurde, das getragen ist von der stärksten Gewalt des Romanes, vom Fischer Valfrid. Neben Finsterem, von wüster Rachsucht Aufgepeitschtem steht die Liebe als Krönung dessen, was ein Mensch im Kampf um sein eigenes Gesetz erringen kann. Die Übersetzung liest sich, als hätte ein Deutscher gedichtet. Kurt Scherg

Hermann Eris Busse. Bauernadel. Romantrilogie aus dem Schwarzwald. 576 Seiten, in Leinen Mk 4.80.

Albert Bauer. Folkert der Schöffe. Roman. In Leinen geb. Mk 5.80. Beide Romane im Verlag von Paul List, Leipzig. — Der Verlag hat in den letzten Jahren eine Reihe von Romanen herausgebracht, die in ihrer Gesamtheit „Volk und Landschaft im deutschen Raum" weithin umfassen. Rheinland, Franken, Harz und andere Landschaften sind in ernsten oder fröhlichen Romanen geschildert, unter denen die preisgekrönte Trilogie H. E. Busses aus dem Schwarzwald besonders hervorragt. Bauernleben in drei Geschlechterfolgen zieht lebendig an uns vorüber, besser noch: ersteht vor uns in seltener Eindringlichkeit und wir erleben hingegeben das seltsame Wesen dieser Schwarzwaldbauern, ja vielleicht der deutschen Bauern überhaupt: den ständig aufflammenden Widerstreit zwischen bewußtem Bauernstolz, seiner adligen Seßhaftigkeit und Verwurzeltheit und zwischen ewigem Wandertrieb und sehnsuchterfülltem Fernweh. Die bildhafte, saubere Sprache des Dichters, die sich im späteren Roman „Peter Brunkant" zu gepflegter Schönheit steigert, ist in dieser Bauerndichtung noch kerniger und erdhafter. Eine Auflage von bisher weit über 50.000 ist bei diesem Buche wohlverdient.

Albert Bauer, der Bauerndichter des Hunsrücks, schreibt um die Gestalt des Dorfrichters Folkert die Geschichte seines Hauses und der Familie, zugleich auch ein Stück Geschichte des Dorfes selbst. Folkert, der Mann mit dem klugen, harten Kopf und der derben zugleich gütigen Faust, zwingt sein Dorf zur Gemeinschaft und zu dadurch bedingtem Aufstieg und wird dafür hinterrücks erschlagen. Der Mord bleibt äußerlich ungesühnt, doch lastet er so schwer auf allen Seelen, daß er in der Errichtung und Auf-

stellung eines Malkreuzes am Schluß gesühnt erscheint, da der Stein, mit dem er erschlagen wurde, in den Grund der Kreuzgrube versenkt wird. So sehen wir, daß auch scheinbar vergeblich gestreute Saat aufgeht und der Segensernte entgegenreift; und es wird uns bewußt, wie schwer und verantwortungsvoll die Aufgabe ist, ein rechter Bauer zu sein. Uns Siebenbürgern fällt es auf, wie wenig eigentlich Evangelium und Kirche in diesem Dorf und seinem Leben wirksam werden, obwohl die Bauern offenbar starke glaubensmäßige Bindungen haben. Ich habe nicht einmal eindeutig feststellen können, welchem christlichen Bekenntnis die Gemeinde angehört. Bei uns gibt es kein Dorfbild, dessen Mittelpunkt nicht die trotzige Kirchenburg bildet.

Hans Lienert

Hans Dittmer. Die beiden Wege und andere Erzählungen. Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen. Kart. Rm. 1.80; geb. 2.40. — Der Verfasser ist bekannt durch einige Romane und Erzählungen. In weitere Kreise drang sein Name durch die beiden Sammlungen von Kurzgeschichten verschiedener Verfasser: „Vom Ewigen im Heute" und „Lichter in der Zeit", die schon in hohen Auflagen vorliegen. Dies Bändchen nun enthält vierzehn kurze Geschichten des Verfassers selbst, die das eine gemeinsam haben: jede erzählte, wenn auch noch so einfache Begebenheit bis dorthin zu führen, wo ein Licht aus dem Gottesraum des Hintermenschlichen, des Ewigen darauf fällt. „Wir wandern an Gottes Hand" ergibt sich immer wieder für den tieferen Blick, — und Dittmer lehrt uns diesen Blick tun. Die Geschichten sind dabei sehr gut geschrieben und eignen sich (auch etwa in ländlichen Vorleseabenden) gut zum Vorlesen.

Hans Lienert

Willi Steinborn. Johann Wegmacher. Erzählung. A. Langen/G. Müller Verlag, München. In Leinen Rm. 2.80. — Das Buch ist eigentlich ein Selbstgespräch, — auch wo der Held des Romanes mit anderen Menschen zusammentrifft, wird meist geschwiegen. Wie jeder Mensch in einem Stückchen seines Selbst ein Eigenes haben will, das er mit keinem andern teilt, ein Ausnahmemensch sein möchte, so auch Johann Wegmacher, der seinen Namen als Sinnbild trägt: Johannes war Jesu Wegbereiter. Er setzt sich in seiner Einsamkeit mit den großen Fragen des Lebens auseinander und gelangt auf Wegen und Umwegen dazu, den „Ausnahmemenschen zu begraben" und sich in der Erkenntnis zu bescheiden, daß es letzten Wert bedeuten kann, Dienst für die Mitmenschen zu tun und in treuer Arbeit in ihrer Gemeinschaft zu stehen. Die Begegnung mit einem lebensfrischen Mädchen, das nachher seine Frau wird, vollendet diese Erkenntnis. Das Buch ist frisch geschrieben und geht alle Fragen in eigenwilliger Ehrlichkeit an. Daß der junge Verfasser, der einer der Preisträger der „Neuen Linie" ist, in bezug auf Gott, Jesus und Kirche noch nicht aus letztem Erkenntnisgrunde schöpft und noch dazu gelangen wird, tiefer zu schauen und wesentlicher zu erkennen, dürfen wir zuversichtlich annehmen.

Hans Lienert

Stijn Streuvels. Liebesspiel in Flandern. Roman. J. Engelhorns Nachf. Stuttgart. — Ein breit ausgeführtes, mit viel Liebe und Verständnis geschriebenes Buch von flandrischen Bauern. Man freut sich an der Darstellung der Menschen, Landschaften und Begebenheiten ebenso wie an der Stimmung, die von Anfang bis Ende herrscht. Träger der Handlung sind Bauernburschen und ihre Mädel, einige Bauern und Bäuerinnen. Greise und Kinder werden nicht gezeigt. Der Jungen Liebeswerben und Spiel ist das große Geschehen von Hof zu Hof. Der Sorglosigkeit und Munterkeit der Burschen steht nur wenig Sorge um die Zukunft entgegen (kaum ernst zu nehmende Gedanken bringen den jungen Burschen Max nach Liebe und Spiel in Ordnung). Des Vaters Wille ist Gesetz, mit dem sich auseinanderzusetzen wenig fruchtet. Volkstum als bindende Gemeinschaft wird überhaupt nicht genannt, denn das eigene Wohlergehen verpflichtet zu geradem oder verbotenem Weg. Streuvels hat besonders die Männer gut erfaßt. Ihr Lieben und Hassen ist glaubwürdiger, als das Leben der Mädchen. Dieser Roman Streuvels' ist mit Recht sehr gelobt worden. Kurt Scherg

Meta Scheele. Stier und Jungfrau. Roman. Paul List-Verlag, Leipzig. Ein in zwei Hinsichten überaus interessanter Roman: Sein Inhalt gestaltet Bürger-, Handwerker- und Herrscherschicksal im mittelalterlichen Trier, bringt die Gestalt des herrlichen Fleischers Zerf. Er ist Freund und Feind dieser Stadt, ihr gemeinster und reichster Einwohner, er ist der Vertreter ungehemmter Natur, die sich nur vor sich selbst beugt. Die Darstellung aber ist so männlich sicher und kurz, daß man im Banne männlicher Kunstleistung zu lesen glaubt. Meta Scheele erregt dadurch Aufmerksamkeit, die sowohl ihr als dem Werke gilt. Man wird sich freuen von ihr noch lesen zu dürfen. Kurt Scherg

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Wir bringen an der Spitze unseres Heftes von Josef Weinheber ein Gedicht, auf das wir besonders unsere jüngeren Leser mit allem Nachdruck hinweisen. Die Erzählung von Peter Barth führt ins Bauernleben des Banats hinein, während der bekannte Banater schwäbische Geschichtsforscher Leo Hoffmann mit seinem Beitrag über die Geschichte der Deutschen im Donaubanat bis zur Türkenzeit ein Gebiet der Vergangenheit aufhellt, das den wenigsten bekannt ist. Beide Aufsätze waren ursprünglich für das von uns geplante, leider ohne unser Verschulden nicht zustandegekommene Banater Sonderheft bestimmt. Willkommen sind uns auch die beiden anderen Beiträge des Hauptteils, die von Julius Bielz verfaßte Betrachtung über die gegenwärtige Lage des Brukenthalmuseums, auf das auch unsere Bildbeilage hinweist, und der Aufsatz von Fritz Keintzel-Schön, der die Abenteuer eines Siebenbürger Sachsen im Jahre 1848/49 darstellt.

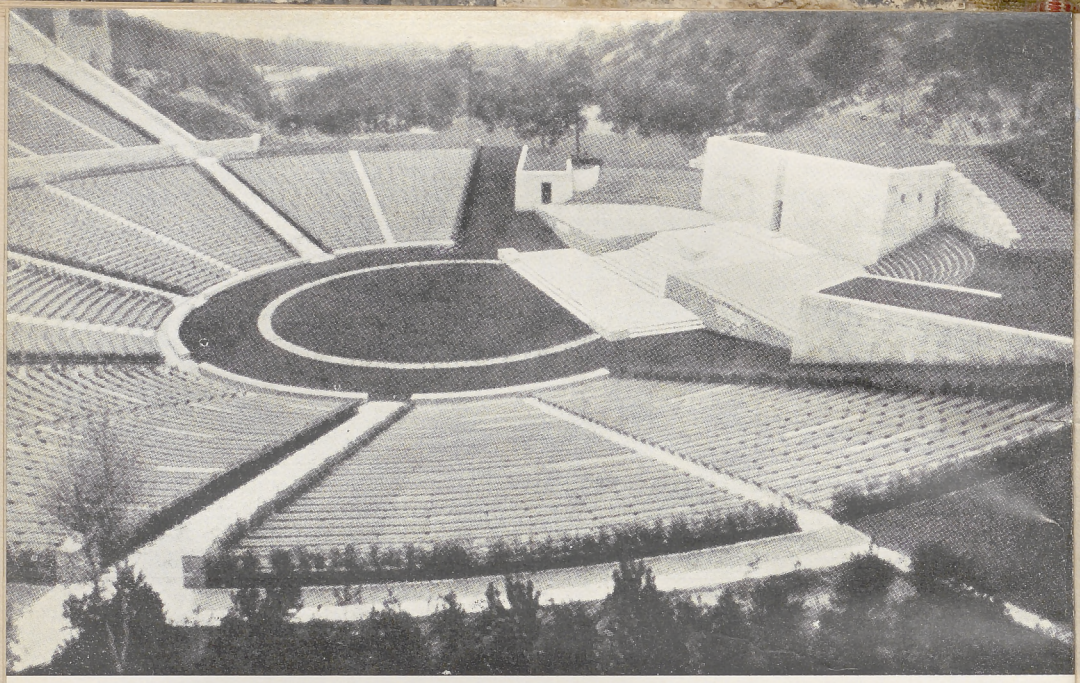
Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Jon-Rațiu-Straße 6
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Freilichtbühne auf der Heidecksburg in Rudolstadt (Thüringen)



Die Naturbühne „Unter den Erlen“ in Hermannsta



Dietrich Eckart-Bühne im Reichssportfeld, Berlin

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR AUGUST 1936 HEFT 8

Siebenbürgische Bauernstickerei

Von Trude Geißler

Mit Händen braun und rauh wie Wurzelstrunk
Führt sie die Nadel und den Faden,
Uraltes Muster lebt aus der Erinnerung
Und unter ihren alten Händen wird es jung.

Die Hirsche wandeln steif auf hohen Beinen.
Geweih verästelt sich in kleinen Treppen.
Schwarz oder rot steht es auf matten Leinen
Und fingergroße Fraun ziehn ihre Schleppen.

Von Nelken, Enzian und Winden
Von Truthahn, Pfau und anderem Getier
Kannst Bild und Spur du finden.
Auf schwerem Roß erhebt ein Reiter sein Panier.

So lebt vom Alltag bis zum seltenen Ereignis
In dieser Arbeit rauher Frauenhände
Des Stammes Wirken als ein Gleichnis
Und mit der Einzelnen geht's nicht zu Ende.

Denn wenn die alte Frauenhand erstarrt,
So nimmt die junge auf den Faden
Und Längstverklungenes wird wieder Gegenwart
Im Aneinanderreihen vieler Nahten.

Siebenbürgische Landschaft

Von Heinrich Zillich

Zwei langgebogene Gebirgsarme strecken sich aus dem europäischen Binnenland vor, schließen sich um die ungarische Tiefe und falten ihre Hände zu einer steil vor die Donauebene gestellten Bergfaust. Wirklich wie bei einer Doppelfaust öffnen sich die Mulden nur nach hinten dem Brustraum Europas zu, während der harte Abfall der Felsenfinger in den Osten vorstößt. Nach Westen fließen die Bäche und Flüsse Siebenbürgens, öffnen sich die Täler, nach Osten steht das Land verschlossen, eine mit langen Gebirgsseilen an das mittlere Europa gefesselte Burg, einem Bug gleich, einem Pflug, der in den Osten hineinbricht und ihn aufschaufelt. Dieses Berglands Oberfläche zeigt zwei versteinte Bewegungen, die eine weit in den Osten einackernde, die mütterlich aufgebreitete dem Westen zu, dem es sein Wasser schenkt, von dem es geistiges Gut, Ordnung und Regel, Menschen und Aufgabe so oft bezog. Ein Bergland wie viele mit Tälern und Halden, Weingärten und Erzgruben, Flüssen und Sprudeln, Wäldern, die fast seine Hälfte bedecken, mit Dörfern und Herden, Bären und Wölfen — aber diese Lebensfülle sagt nichts darüber aus, was dem Lande das Eigengesicht gibt, wenn man nicht weiß, welche Rolle es spielte in der Geschichte, welche Menschen es durchseelen und welches Blut es düngte.

Es ist hier ja nicht wie in anderen Gegenden, wo man die Tannen rauschen hört und nichts weiter, oder den Weizenschnitt sieht und nichts weiter. In jedem Rauschen und Rascheln klingt hier immer das Schicksal mit. Wir fragen hier, wer fällt die Tanne, wer schneidet das Korn, wer frachtet die Garbe, wer drischt sie, wer mahlt, wer bäckt, wer ißt? Denn wir sind hierzulande dreierlei Volk und wissen es wohl, leben und werken miteinander, aber haben das Gesetz der Eigenart bis in den letzten Blutstropfen aufgenommen. Wenn die Tannen rauschen und die Halme rascheln, wissen wir, daß siebenbürgischer Boden sich regt, von dreifachem Menschentum geprägt. Und darum ist unsere Landschaft nichts ohne den Menschen.

Nur oben, wo sich die Südkarpathen in der Ödnis verbranden, wo ihr Wald wild und nie gefällt dem Atem der Jahrtausende willig steht, brechend stöhnt und die Urschauer der Einsamkeit steigen läßt wie Nebel, die an den Zinnen schweben, ist der Mensch Gast und das

Land sein Herr. Hier mag er wandern tagelang und niemand finden als die geheimen Laute der Ewigkeit und ihren Donner. Zwar lecken die Wellen des Städtervolks jährlich immer höher in die Berge hinauf. Die Felsen, die nur das Echo der Hirtenrufe von sich warfen seit jener Zeit, wo die Goten ihr Vieh auf die Almen trieben, und an die manchmal nach Jahrzehnten Kriegslärm tobte, dann wieder nichts als Schweigen und Urlaut, heute werden sie erstiegen, ihre Rinnen sind benannt, ihr Moos trägt den Abdruck vieler Schritte. Doch immer senkt sich die Einsamkeit wieder auf ihre weit in den Osten und Westen leuchtende Helle. Ihre waldigen Tatzen, die das Land umkrallen, schließen sich zu mit Laub und Geraune, wenn Menschengetöse hindurch zog. Wenig Ellen hinter dem letzten Fuß, der sie durchschreitet, steht das dunkelgrüne Stillsein auf, dessen Reich selbst der Schlag der Äxte nur stellenweise niederbricht. Aus den ungeheuren Beständen wächst die Narbe unvermerkt zu, selten pflegt sie ein Förster mit Setzlingen — es wächst über sie weg, über die Strünke und Wurzeln, verschlingt sich mit ihnen und ist wieder Urwald, Wald der Auslese und des Kampfes, wo neben dem Strauch, der hellgrün über dem Boden flammt, der graubezopfte Stamm liegt, der in Fäulnis und Moder zergeht, mit seiner Rinde braunpulvrig umschließend, was nur noch Nahrung der Käfer ist. Hier geht auch der Bär durch den Busch, brummt in den Himbeerstauden, haust gleich dem Wolf kaum gestört. Gemse, Reh, Hirsch, Wildschwein, Luchs und Wildkatze und der großen Vögel herrlichste Könige, die Steinadler und in etlichen Gegenden die Geier, haben hier Heimstatt vor dem Menschen. Selbst der Hirte lebt nur im Sommer in den Höhen und sein Laut ist wie das Blöcken der Schafe ein Ton der Natur, den der Wald entsenden könnte oder die Steine.

Unbeweglich gestützt auf die schulterhohen Stäbe blicken die Hirten in das Ungewisse hinein, das sie nicht benennen, weil sie es so oft erschauen. Ihre Arme verschränken sich auf dem Stab, ihr Kinn ruht auf den Händen, der kleine runde, spitzzulaufende Hut, einst schwarz, hat die Farbe der Erde, und das Hemd, das von einem breiten Ledergurt an die Hüfte geschnürt über die Hose fällt, ist braun wie die Erde. Die Bundschuhe schnäbeln sich vor den Zehen etwas auf, winzige Schiffe, die lautlos über die breiten Wogen der Berge fahren. Einfach wie die Tracht, die schon zur Völkerwanderung die Männer schützte, ist auch der Schafpelz mit den rauhen nach außen gewendeten

Haarflocken, der auf den Schultern liegt. Schließt ein Hirt die Hände um den Mund zum Ruf übers Tal, so beginnt er immer mit einem schwebenden, unendlich weit hallenden „Häj!". Am Abend in der Hürde, wenn sich die gemolkenen Schafe träge von der Flut der Herde wegschieben lassen in das schützende Geflecht des Zaunes hinein und die Molke riecht und der Reisigbrand aufwolkt, den die Hirten aus dem Feuerstein schlugen, wenn die Kühle der Tannen sinkt und die Wärme der Buchen aus dem Tale heraufsteigt, streichen am Rande des Waldes lauernd die Wölfe. In der Nacht, ist die Hürde nicht gut bewacht von den schwerzottigen Hunden, brechen sie ein und rauben ein Tier. Der Hirt erwacht und springt aus der Erdhütte oder dem Bohlenbau der „Stine" mit dem langen Stab brüllend ins Freie; steht und sieht ins Dunkel, kehrt zurück und kerbt den Stab; kerbt ihn auch manchmal, wenn er ein Schaf verlor oder es selbst verzehrte. Hier wird dem Wolf mehr Schuld angekreidet als er auf sich lädt. Mitunter kommt auch der gute Räuber, der am nahen Balkan überall durch Träume und Wälder geht, Bojaren um ihr Zuviel erleichtert und Bauern liebt, kommt, nimmt sich ein Schaf und wärmt sich am Feuer und kerbt vielleicht selbst den Hirtenstab zum Zeichen des Verlustes, denn er ist dem Hirtendasein freund und selbst ein Hirte, der dem gerechten Gotte noch nicht aus den Händen entschlüpfte, die sich voll blauer Nacht über das Gebirge wölben.

Aus tausend Rinnsalen fließen die Wasser der Höhen zu Bächen zusammen, in die Täler hinab, tragen einen Teil des Berges zur Tiefe, Kiesel und Lehm und die winzigen Kutter der Blätter, breiten sich zwischen Feldern und Dörfern dahin und werden dem Menschen untertan. Einer Bergfaust, die in die Ebene hineingelegt ist, gleicht Siebenbürgen, aber die Faust ist runzlig über dem harten Bau ihrer Masse. Unzählige Täler winkeln sie und jedes ist einem der drei Völker, die hier hausen, näher verwandt als den anderen. Vielfach hat die Flur drei Namen, haben die Bäche drei und die Holme, selbst die Dörfer und Städte; zuweilen aber hat ein Volk die Landschaft so restlos in Besitz genommen, daß sich nur in seiner Sprache auch die letzte Rachel benennen läßt; und oft sind die Namen abgerundet wie Steine, die der Bach abwusch und in seiner Mühle zur Kugel schliff, dann stammen sie von fernen Landeshabern, die wir nur wie Gestalten einer Ballade kennen. Hier saßen die Römer, die Slawen, die Germanen. Selten gibt die Erde eine Spur von ihnen frei, doch

ihre Namen übertrug Geschlecht an Geschlecht; niemand empfindet sie als fremd.

Indessen — das Land ist den Heutigen hörig. Sie klopfen sich an die Brust und beweisen ihr Recht darin, die Ungarn damit, daß vor tausend Jahren ihre Herzöge es eroberten, die Deutschen, daß sie hergerufen wurden zur Staufenzeit, die Grenze zu schützen, Burgen zu bauen und den Pflug mit Segen zu führen, damit Europas Geist die Flur belehne. Die Deutschen kamen vom Rhein heran, Diener der Sendung und Herren des Ackers. In einer ihrer alten Kirchen hängt ein Schwert zum Zeichen dessen, daß hier ihre Grenzmark gegen die anderen Völker endete, Sinnbild ihres Geschicks: Kirche und Schwert. Sie brachten das fränkische Haus und seinen Inhalt, die Rebe, das Saatkorn, die Waffenschmiederei, vor allem die Maurerkelle, das Stadtrecht, und ließen für ewig die Hörigkeit fahren. Lange, sehr lange, ehe im Reich Volkstum und Recht zur alle umschließenden Einheit wurden, war hier jeder Deutsche frei und in Freiheit verpflichtet. Das erste allgemeine Volksschulwesen auf unserem Erdteil haben sich diese Deutschen geschaffen, die an den uralten Straßen zwischen Orient und Europa sitzen, ihre Städte an den Paßeingängen zum Osten bauten, woher es immer wieder auf sie niederquoll, Mongolen und Türken. Die „Bollwerke der Christenheit", die sie errichteten, schwächten den Ansturm an den Pässen und an jeder Wegkehre, wo sich eine Dorfbevölkerung in der Kirche verschanzte und diese zur Burg ausbaute. Der Weg war abgeriegelt von Meile zu Meile — erst wenn ein Heer an hundert Speeren entlang schlich, konnte es ausschwingen in die endlose ungarische Ebene gegen das Herzland des Erdteils. Die Burgen wuchsen immer mächtiger, trotzten sogar in den anderthalb Jahrhunderten, wo die Türken im Rücken Siebenbürgens in Ofen saßen. Die deutschen Städte fielen nicht.

Dies alles und noch viel mehr an Schickung und Leistung schwebt in der Landschaft nach und fügt ihre Sprache. Am breitesten steigt aus den Tälern der Laut der Rumänen. Ihre Herdfeuer rauchen hier wie auch jenseits der Pässe. Sie sind das einzige Volk, das sie wirklich überwinden konnte, sich an beiden Seiten des Bergwalls Heimstatt schuf und durch weglose Zeiten in einem Volksleib östlichen und westlichen Geist vereinte, überall dem Boden urverbunden wie der Wald. Ein rumänischer Dichter erzählte: Bei uns daheim sind die Tannen so hoch, daß dir die Fellmütze vom Hinterkopf fällt, wenn du zum

Wipfel hinaufsiehst. Ja, so steigt der Blick zur Höhe in hundert siebenbürgischen Tälern, wo die rumänischen Dörfer unter dem Schatten der Wipfel liegen, hineingewurzelt in den Boden, daß man meinen könnte, die Erde habe sich dort in Dächern und Zäunen selbst in eine menschliche Form gegeben — so unmerklich ist die Naht, die Häuser und Garten mit der Erde verbindet. Überall sind sie da, die Rumänen, in den deutschen Dörfern, in den Städten, die Deutsche einst bauten, in zahllosen eigenen Siedlungen — eine stetig gewaltlos steigende Flut. Wenn in ihren Dörfern der schnelle Glockenschlag zur Kirche ruft, nachher der Küster das Brett schlägt, daß ein Hämmern über die Felder rinnt, schwebt durch die Sprache des Landes die östliche Weite. Die byzantinischen Doppelkreuze am Dachknauf der Bauernhäuser blitzen gleich den russischen und sind doch eine Frucht des heimischen Bodens.

Noch eines mußt du wissen und sehen, ehe du den Wesensschleier der Landschaft heben kannst, mußt wissen, daß hinter der nächsten Talschulter vielleicht ein Städtchen hervortritt, das eine Riesenhand aus Franken herversetzt hat, unverfälscht, mit Katzenköpfen zwischen den Winkelgassen, auf die träumenden Auges die Ladenschwengel in den Geschäftstüren blicken, wo die Laubenbogen schatten, die „Spione" an den Fenstern blitzen. Mit dem silbernen Glockenspiel singt der gotische grünbeziegelte Festungsturm über Dächer und Zeit. So bist du auf einmal im westlichen Abendland; doch hinter dem Flußlauf im siebenbürgischen Osten; jetzt in der weiten staubigen ungarischen Dorfstraße mit grauen geschnitzten Hünentoren. Nur das Dorfhaus ist meist, wohl auch vereinfacht und abgewandelt, dem deutschen ähnlich, und daran erkennst du, was dir ein Tag des Aufenthalts im Gehaben der Menschen schon verrät, daß durch die westlichfreien Täler abendländischer Geist in Kraft und Klarheit eindrang, doch sich milde vermählte mit östlicher Weite und lockender Versonnenheit. Mischung und Sonderung zugleich! Reine Trennung der Völker und Begreifen für einander, Geschenk des einen an das andere, so wie zum Beispiel die Deutschen die ersten rumänischen Bücher schrieben und druckten; harter Kampf auch untereinander um Boden und Sprachrecht, Flußlauf und Viehtrift. Alle Mischung und Sonderung bildet eine überwaltende Ordnung aus; sie zeigt sich im Lande, wo jedes Tal andere Sitte verrät und doch einem Volke nahe bleibt und keinem feind ist. Es ist das merkwürdige, nur spürbare Siebenbür-

gische der Heimat und in der Haltung der Menschen, das wir nicht nur auf die gemeinsame Geschichte zurückführen können, sondern auch auf die unmerklich formenden Kräfte der Landschaft.

Denn das Bergland, das jeder betreten muß, der vom Orient nach dem Westen will, strahlt in der südlichen Breitensonne von Mailand unter einem blauen tiefen Himmel, der zur Herbstzeit die Reben heißer dörrt als in ihrer rheinischen Heimat. Und es liegt zugleich so hoch, daß auch nördliche Kälte das Winterlager beziehen kann. Die russischen Winde, die der Karpathenwall aufdämmt, dringen gewaltsam durch die Pässe, überspülen die Kämme. Sie fegen daher wie durch einen Gewehrlauf gepreßt, eisige Luftströme, die bei uns im Kronstädter Gebiet „Nem erre!" heißen, zu deutsch: „Nicht her! Kommt nicht her!"

Sie kommen doch über das tälergefurchte zum Himmel erhobene greise Antlitz des schneereichen Landes, dessen Rund immer ein Wald blau zeichnet oder ein zackiger Grat. Sie kommen, die fremdesten Winde, wie die Büffel aus unbekannten Fernen in dies Land kamen und sich nun auf jeder Weide mit schuhlederschwarzen abgewetzten Leibern in den Tümpeln suhlen. Und wir melken die Büffel. Ihre schneeige Milch schmeckt besser als die gelbe der Kühe.

Wie soll ich das Geheimnis dieser Landschaft auf einen Nenner bringen? Ich taste und zwinge es nicht. Wo Osten und Westen unter nordischem Eis und südlicher Sonne hundert Täler besetzt halten, bei dreierlei Volk, und das vierte — das noch zu nennen ist — die langhaarigen Wanderzigeuner von Ort zu Ort jagen da ist die Vielfalt so bunt, daß Schwermut und Frohsinn, Reichtum und Kargheit nur durch die Gabelung eines Weges getrennt werden. Schwermut der lehmigen Täler, durch das die Büffelherden ziehen und manchmal die weiße Wolke der Schafe, Hundelaut manchmal und vielleicht der dünne einfältige Ton der Hirtenflöte! Aber unvergleichlich die strotzende Weinlandfülle in jenem Tale der Völkerwanderung, wo die deutschen Kleinstädte Schäßburg und Mediasch liegen. Sie trinken die perlende Rebenflut in sich hinein, die Bottiche schwappen über, die Winzer stehen auf den Wingertstufen und blicken hinunter schweißüberströmt in die Welt, die nur aus Sonne, Grün und einem dunklen Waldschatten zu bestehen scheint in alle leuchtende Ewigkeit hinein und dort in der Ecke einen Förderturm ausströmenden Erdgases duldet. Zwei Stunden Weges weiter gegen Kronstadt rauscht der Geisterwald, trommeln die Spechte, rastet die Stille, leicht bewegt vom Vogelsang,

die fürchterliche Stille, in der hier die Räuber seit ebenso langen Ewigkeiten saßen wie drüben der Frohsinn lachte; sie lauerten auf die Reisenden und sind noch heute nicht ganz ausgestorben. Immer nach etlichen Jahren steht einer auf, der lange schlief, hält die Wagen an, die jetzt oft Autos sind, und raubt sie aus. Angstvolle Stille, das Murmeln einer eisigen Quelle, fernher der Schlag der Holzknechte oder das harte Rattern kleiner siebenbürgischer Gebirgswägen, jener Leiterwägelchen, die in allen Teilen beweglich über jede Unebenheit wegjagen. Ist die Steigung zu schwer, hilft der Fluch und die Pferdchen fliegen wie Vögel.

Und dann du, göttlichste Hochfläche, die ich je sah, meine innigste Heimat, Burzenland, um die Krone der Städte gelagert, um Kronstadt; Talmulde, wo einst ein Meer wogte, das dich zur Ebene spülte — als Kinder bargen wir Muscheln aus den Bächen und meinten, sie stammten aus der See — Talfläche die nur von Rittern zum erstenmal unter den Pflug gedrückt werden konnte, so adlig frei streckt sie sich bis an die Steinbrust der Karpathenmauer, die herüber wuchtet in schwebendem Blau und Weiß. Die Ritter des Deutschen Ordens rodeten die Wildnis und setzten ihre Bauern an, über deren ersten Saatgang die Marienburg schützend aufstieg, die heute zerbröckelt. Die Ritter wurden vertrieben, bauten ihre zweite Marienburg an die Nogat. Die Bauern ziehen weiter die Furchen seit siebenhundert Jahren. Und welche Bauern! Nicht die singenden, milden Winzer des Kokeltales oder die träumerisch-dichtenden des Haarbachgeländes, nein! Ordensbauern sind es, die immer die Grenze vor den Augen sahen. Sie legen das Saatgut wie an der Schnur in den fetten Boden, rechnen den Ertrag bis auf das Quäntchen genau und wissen, daß Gott den Klugen mehr hilft als den Betern. Drum fahren sie auch nicht mit dem ratternden Gebirgswagen, wo am Leiterbaum die Lisse im Ring quietscht; sie fahren mit den doppelt so großen Wagen der Ebene, bretterumzimmert, polternd, haben starke hohe Pferde, haben Knecht und Magd, wissen, wie man Zuckerrübe vereinzelt, die Zichorie erntet, die Pfefferminze sät. Wenn ihre Glocken erklingen im dumpfen langsamen Ruf, schwillt das Geläute neben dem hastigen Bimmeln der rumänischen Kirchen hinaus, und das dünne fernerher tastende Rufen ungarischer Gemeinden hört man nur wie einen Hauch. Dunkel und ernst fällt ihre Tracht, wenig Bänder zieren die Mädchen, während gen Sonnenuntergang in den Weinstrichen Tanz und Jubel in den

Kleidern flittert. Hier fahren sie stumm auf das Feld, die roten Haare der Bauern und die Sommersprossen der Frauen leuchten. Auch der Rumäne ist hier ernster und zog die schwarzen Schaftstiefel an. Das Grün der Felder aber leuchtet heller als sonstwo, leuchtender blendet der Karpathenschnee, reiner dringt das flüssige Erz der Luft aus der Lunge ungeheurer Wälder, die auf allen Seiten in weiter Rundung dies Burzenland, dies Meer der Frucht, umlagern. Die Wälder atmen in die Kronstadt hinein, umschlingen sie mit engen Talwänden, umrauschen sie mit Buche und Tanne und bergen in heimlichen Tiefen noch den kaiserlichen Baum der Edel-Eibe.

In Kronstadt betet die Natur für die Menschen, denn diese bauten Fabriken auf und lassen Schornsteine rauchen: köpften am Galgenberg die Bösen, standen auf den Festungen der Stadt, den heute zerrieselnden und sinkenden, schlugen den Handel um bis Nürnberg und Adrianopel, und haben die Vergangenheit gerettet in ein brausend tätiges Heute voll Arbeit, Gewinn und Geschäft. Aber was heißt das alles mehr als ein Kratzer am Saume der Stille, aus der plötzlich in den Mittag der geschäftigen Stadt das Laub der Buchen schwebt: — vergeßt nicht, es ist Herbst und wir sterben zur Zeit — Vögeln gleich schwebt es und läßt aus den Turmlöchern der Schwarzen Kirche die Tauben aufschwirren, so dicht, daß wir nicht mehr wissen, ob Vögel oder Laub kreisend niedersinken. Der Schnee läßt nicht mehr lange auf sich warten. Ebene und Stadt und die großen Dörfer deckt er zu und vernebelt die Berge, die nie vergessen kann, wer sie sah.

Täler über Täler durch ganz Siebenbürgen — manche dunkelblau vom Tannenschatten und eng, daß uns auf den Straßen die Nadeln die Wangen ritzen. Wenig Seen in vergessenen Gründen! Hörst du es wirklich, ist es ein Traum? — Hier müßten Wildgänse schreien, ein Reiher niedertaumeln mit gebrochenen Schwingen — du weißt nicht, weshalb. Vielleicht muß der schweigende dunkle Spiegel silbrig durchzuckt werden, damit dich das stehende Wasser nicht verzaubert.

Ihr endlos wandernden gemächlichen Hügel, die hinaufziehen nach Norden, immer wieder durchgattert von einem hohen Kamm, wo der Wald rauscht und jählings zurücktritt vor der Öde trockener kaupiger Weiden, stundenlang einsam. Nur das Berggasthaus steht an der holprigen Lehmstraße. Du schlägst an die Klinke; sie rührt sich nicht; die Fuhrleute sind tot, die hier tranken; die Wegelagerer gehenkt, die hier paßten. Fahr weiter. Hinunter ins nächste Tal, wo der Abendstern

näher zu sein scheint als auf der windübersausten Wasserscheide, und ein Glockenton zur Einkehr ruft. Welches Dorf erwartet dich? Wohnen dort Ungarn oder Deutsche oder Rumänen, Evangelische, Orthodoxe, Katholiken, Unitarier, Kalvinisten, Römisch-Katholische? Fahr zu, der Wind weht, es ist kalt! Was trinkt man unten, Bier oder Wein oder Schnaps und welchen? Fahr zu! Wartet geisterfahl im Mondlicht, von Jahrhunderten bemoost, eine Kirchenburg? Begrüßt dich mosel-fränkischer Laut oder das gereihte E der ungarischen Sprache? Schwatzen szekler Frauen im Tor und die Brüste liegen im roten Mieder wie Äpfel im Liebeskorb? Dringt der Gesang rumänischer Mädchen herüber, die beim Maisrebeln sitzen oder das Vieh tränken? Aus den Trögen heben sich die nassen Mäuler. Die Mädchen umfassen mit einem Arm den Hals der Kuh und schreiten mit ihr zusammen heim, ein jeder Schritt der nackten Füße liebkost den federnden Boden.

Sonntags öffnet das Land den Riesenfächer seiner Kleiderwunder; ein jeder Schritt der nackten Füße liebkost den federnden Boden. tupf darauf, keiner gleicht dem anderen. Der gotisch-strenge Umhang der Mädchen deutscher Gemeinden und ihre bändergeschmückten hohen Haarborten, Goldgürtel über dem gefälteten Rock und barocke Mäntel der Männer, die hart zur Kirche schreiten, treten aus dem Fächer hervor, und das leuchtende Weiß rumänischer Burschen nicht minder, wenn sie Wellen von Gelächter ihren Mädchen entgegenschicken, die in weißen Röcken nahen, auf denen vorn und hinten eine quergestreifte schmale durchwirkte Schürze liegt. Und drüben schaukeln die kurzen ungarischen Kittel, rot und grün, stampfen die blutroten Stiefel der Kalotaszeger Gegend, des prachtvollsten Trachtenwinkels, wohin unser Herrgott seinen heiligen Farbenpinsel einmal herunterfallen ließ.

Mit gellenden, vom Dämmerwind herangepeitschten Schreien singen die Burschen in den Dörfern. Das Land birgt die Töne in sich, ach, so mancherlei Lieder und die wilden Kurutzengesänge, die in den Schenken bis zur Raserei noch immer gesungen werden, einst aber jählings aus verzweifelten Herzen aufbrüllten, als die ungarischen Freischärler um die Lagerfeuer frierend tanzten in den düsteren Tannenwäldern, flüchtig und trotzig darauf gefaßt, daß im Tal schon des Kaisers Häscher strichen. Messerstiche des Gesanges, der sich schließlich traurig hinausdehnt und bebend erlischt! Ja, wild ist dies Land des Ausgleiches, wenn solche Töne knallen! Was hat sich hier gewandelt?

Nichts! Die hölzernen ungarischen Häuser stehen grau auf den Lehnen, die Kirchen bücken sich vor den Bergen. Hart und einfach ist Liebe, Haß und Rache, einfach die Sitte, derb der Trunk und die Luft. Auch das Rasseln der Radfelgen auf den schlechten Straßen ist unverändert wie die ewig sich wandelnden Wolken, die ewig sich gleichenden. Aus den Sümpfen schallen die Frösche, im Wald schreit der Tod auf. Die Quelle singt. Nah sind die Städte nur, wenn man sie sieht, sonst wiegt uns das Land, das dennoch zu den Menschen spricht, immer, immer von den Ahnen. Der Erdkern ist nicht erkaltet, ringt sich in heißen Quellen da und dort empor, perlt in zahllosen metallischen Sprudeln, aber zweigt auch Goldadern dick ins Gestein. Gase entweichen und werden genutzt. Manchmal brennt eine Sonde monatelang. Die Vögel können im Lichtschein nicht schlafen. Es ist als zögen wieder Heere vom Osten oder Westen heran und das Blutrot der Greuel wärfe purpurne Schatten weit in die Mark.

Wir sinken nieder ins hüfthohe Gras, rispenumflirrt, vielleicht eine silbergraue Holzkirche mit merkwürdig gefügtem Turm im Auge oder die Fachwerkhärte einer Kirchenburg, trinken den Frieden und das nie endende Wehen. In jeder Luftwoge schwebt Geruch der Ferne und Völkerglut, die sich hier berühren. Plötzlich horchen wir selig auf: ein deutsches Bauernkind läßt ein reines Lied flattern über die Au, einen Falter der Einfalt und Güte. Und du bist bereit, an das nächste Tor zu klopfen. Der Krug ist dir gewiß, welchen Volkes Hand ihn dir auch reicht und welches Brot dir auch geschnitten wird. Ein Kreuz schlägt die Hausfrau darüber, ob sie lesen kann oder nicht.

Ja, dies ist siebenbürgisches Land!

Soll ich noch andere Täler beschreiben, wie kann ich die Mannigfalt greifen, welche Färbung der Saat abtasten? Jede Meile wandelt doch Form und Duft. Soll ich des Gesteins Körnung zeichnen, da jeder Fluß aus anderem entspringt und anderen Wellenschlag hat, andere Flößer, andere Holzfracht, andere Lieder und andere Strudel, Märchen, Sagen und Heimlichkeiten? Welche Bäume soll ich benennen, da alle sich hier belauben unter der Südsonne und der nördlichen Kühle? Welche Weine trinken? Nein, gewiß nicht alle, aber viele, die hellgrünen und die braunen, die an die Erdfarbe des Tokayers gemahnen und vornehmlich die goldenen aus dem gesegneten Tal. Welche Burgen, welche ungarischen Adelssitze, welche Kirchenfestungen, welche Dörfer und unter den Städten der Hermannstadt edle Maße, voll Schätzen der Museen, alten Büchern, alter Sorge und Weisheit?

Nein, ohne Menschen ist dies Land wohl Gottes Antlitz, aber zeitlos und stumm. Erst wo die Bauern die Sensen dengeln, beginnt es wesenhaft zu antworten. Nun stehe ich da, Sohn dieser Erde, Kind seiner Bergwinde, Künder seiner Seele, und weiß nur eines: daß es widerhallt von dem, was in seine Schluchten viele Völker hineinriefen. Es schenkt jedem das Seine und straft auch manchen; des deutschen Schweißes, der es erhöhte, vergißt es nicht. Ich hebe ehrfürchtig nur einen Zipfel seiner Fülle. Er fällt mir aus der zu schwachen Hand. Voll und groß aufschwingend zu den Karpathen, wo einmal die Grenze Europas verlief, liegt es da. Der Wind sät die Sterne an den schieferblauen Himmel, durch den Flüsse zu strömen scheinen, Wälder sich zweigen, Ebenen sich dehnen wie hier unten im Grenzland der Zeiten, der Völker, der Breiten und des Geistes sich viele Pfade kreuzen und immer auf die Sonne warten, die zuerst auf den Gipfeln brennt, ehe sie heruntersteigt.

Erster Weg durch die Nacht

Eine Tiergeschichte

Von Otto Alscher

Freudig folgten die jungen Bären der Mutter zum Ausgange der Höhle. Sie hatten sich zwar schon mehrmals in den vielen Wochen seit ihrer Geburt in dem langen Felsengange vorgewagt, wenn sie hungrig der Mutter entgegenharrten, doch waren sie dabei nie bis zum Ausgange gelangt.

Die Bärenmutter beachtete es nicht, daß die zwei Jungen unruhig witternd die Nasen hoben, als immer stärker die kühle, scharfe Bergluft ihnen entgegenschlug; wie sie aber zum Ausgange kam, sicherte sie erst eine Weile, dann begab sie sich zu einer Felsplatte in der Felswand, wo sie sich wartend niederließ. Denn noch war es nicht völlig Nacht, immer noch sangen mit hellen Flötentönen die Ringamseln im Walde unten, zetterten aufgeregte Schwarzdrosseln und waren die Pfiffe der Alpendohlen hoch oben vom Gipfel hörbar.

Die Wipfel der hohen Buchen, die am Fuße der Felswand aufragten, waren noch unbelaubt. Der Mai war erst wenig vorgeschritten, die Gipfelwinde trugen noch zu viel Schneeluft in sich, um das Ausbrechen der Buchenknospen hier oben zu ermöglichen. Nur ganz

unten in den Schluchten bildete der Wald ein geschlossenes, grünes Gewölk.

Die jungen Bären stehen neben der Mutter und regen sich kaum. Sie starren in den Abend hinaus, sind fassungslos vor der weiten Sicht rings, den vielen Gegenständen, die ihre, bisher nur an das Nahe, Reglose gewohnten Augen noch nicht auseinanderzuhalten und auf Weite und Ferne einzustellen vermögen. Und dann der Lärm! Dieses Flöten und Schäckern, dieses plötzliche, aufdringliche Rufen, ja selbst das Surren des Windes in dem noch wintertrockenen Preißelbeerkraut, ist ihnen erschreckend, da ihre Ohren bisher nichts vernommen haben, als das Schaben von Mäusen in der Finsternis der Höhle, den eintönigen Tropfenfall von Wasser im Gestein oder das Zirpen der Fledermäuse.

Im Abendspiel schwirren Dohlen über ihnen an den Felsen vorbei, da ducken sie sich, blicken schutzsuchend nach der Mutter und merken, daß diese die Vögel nicht einmal beachtet.

Als dann die Nacht völlig gekommen, jeder Vogellaut verstummt ist, sind auch die jungen Bären zuversichtlich geworden. Sie folgen ohne weiteres der Mutter, wie diese ihren Standort verläßt und sich in den Wald hinab wendet.

Nun ist in den jungen Bären die Neugierde erwacht. Das raschelnde Altlaub wird von ihnen beschnuppert, bei jedem Fallbaum bleiben sie stehen, starren ihn mißtrauisch an, bis ein ungeduldiges Brummen der Mutter sie weiterruft.

Noch ist die Nacht nicht völlig erwacht, die Laute des Tages sind zwar schon längst verstummt, die Stimmen der Nacht jedoch haben sich noch nicht erhoben. Nur zögernd beginnt die erste Eule zu fauchen, klappt mit dem Schnabel, wohl rascheln schon die Mäuse, aber sie sind noch nicht eifrig bei der Arbeit, die vorjährigen Buchecker ausfindig zu machen. Nun aber hallt der heisere Schrei eines Fuchses blechern vom jenseitigen Bergrücken herüber und schon kommt auch der dumpfe Ruf eines Uhu tief aus der Schlucht herauf und damit ist die Urwaldnacht gänzlich in ihre Rechte eingetreten.

Unaufhaltsam strebt die Bärin vorwärts. Ständig geht es bergab, dorthin, wo geschützt durch hohe Talwände der Frühling schon ungestört wirken konnte. Nun sind sie die letzte Stelle hinabgestiegen, sie stehen vor einem Bache, durch dessen Uferbäume jenseits eine Waldwiese schimmert. Ohne sich aufzuhalten, überschreitet die Bärenmut-

ter den zwischen Felsblöcken hinschießenden Bach. Drüben aber merkt sie, daß ihr die Jungen nicht gefolgt sind. Sie stehen noch am Ufer, winseln, eines steckt vorschnell die Schnauze ins Wasser, niest und prustet erschreckt, das andere schüttelt die naßgewordenen Pranken, erklettert dann einen größeren Felsblock im Wasser, wo es hilflos stehen bleibt. Da kommt die Alte wieder zurück, faßt es am Nacken und trägt erst das eine, dann das andere über den Bach.

Bevor die Bärin vom Bach herauf die Wiese betritt, sichert sie erst und prüft den Wind. Da geht auch schon links von ihr ein Sprung Rehe flüchtig ab. Die Jungen spitzen die Ohren wie sie das Gepolter den Berg hinauf hören, blicken fragend auf die Mutter, als ihnen aber die Witterung der Rehe in die Nase kommt, streben sie ungeduldig vorwärts und beschnüffeln dann lange die Fährten, bis sie nach dem Beispiele der Mutter die erste Grünäsung versuchen.

Später dann liegen sie in einem Windbruch am Südhange, wo die Knospen der niederen Buchenheister schon die Schuppenhüllen abgeworfen haben und die haarigen jungen Blätter schwer niederhängen lassen. Von hoch oben kommt das feine Zirpen nach Norden wandernder Singvögel, einmal auch das Quarren von Trappen, die zu ihren Sommerstandplätzen zurückkehren. Irgendwo aber trillern Berglerchen über einem Bergrücken.

Herb und kühl ist die Nacht. Die Eulen sind fast ganz verstummt, auch die Mäuse rascheln nicht mehr so unermüdlich und von den Wölfen ist nichts zu hören, denn sie sind in die Vorberge abgezogen und werden sich erst eine Stunde vor Tagwerden mit dünnem, zitterndem Geheul rufen.

Die jungen Bären haben sich an die Mutter angedrückt und schlummern. Sie sind müde geworden von den vielen Eindrücken, der Wald ist ihnen nichts Fremdes mehr, es erschreckt sie nicht mehr, sie haben erkannt, daß alle diese Formen, diese Laute der Nacht nichts Drohendes für sie umfassen.

Kalt und unbewegt schreitet die Nacht vorwärts. Dann aber beginnt sie sich langsam wieder zu regen, wie am Abend quienen die Eulen, rascheln aufgeregt die Mäuse und der Vogelzug hoch oben ist stärker geworden, denn dort ahnen sie schon den kommenden Tag.

Die Bärin mit den Jungen eilt aufwärts den finster verschlossenen Schluchten zu, wo das Gesperre von Fallholz einen guten Tagesversteck bietet. Ein Wind hat sich erhoben, er kommt von Osten, als Vor-

läufer des Tages. Auf dem Kahlrücken links von ihnen sind schon die Felsblöcke, die wenigen, sturmverknorrten Buchen sichtbar geworden.

Plötzlich hält die Bärin an. Sie legt die Ohren zurück, ein zornig fauchender Atemstoß, ein erschrecktes Brummen, ein Zurückstemmen zur Abwehr. So späht sie zu dem Grat hinauf, wo undeutlich eine Gestalt vorbeigleitet.

Auch die Jungen sind stehen geblieben, überrascht und ohne zu wissen, was die Mutter hat. Da trägt ihnen der Wind von dort oben eine Witterung zu. Die ist scharf, aufdringlich und drohend, so daß sich die jungen Bären ängstlich niederducken und näher an die Mutter herankriechen.

Die hochaufragende Gestalt dort oben wird immer kleiner, ist bald nicht mehr zu erkennen. Noch haftet ihre Witterung in der Luft, nach und nach verliert sie sich und bleibt nur mehr als schwache Drohung zurück. Da erst setzt sich die alte Bärin wieder in Bewegung, eilig nun, wie gejagt, um nur recht bald zu den bergenden Klüften zu kommen.

Die jungen Bären hasten der Mutter nach, sie eilen ihr sogar vor, als können sie nicht rasch genug von der gefährlichen Stelle fortkommen. Denn nun erst haben sie sich fürchten gelernt, sie wissen jetzt, daß dieser Wald, so vertraut er ihnen schon geworden ist, doch eine Gefahr für sie birgt, vor der sie nicht einmal die Mutter schützen kann, weil auch sie ihr nicht gewachsen ist.

Die alte Dichtung des sächsischen Volkes in Siebenbürgen

Eine Auswahl mit etlichen Vor- und Nebenbemerkungen

Von Herman Roth

Die in diesem Heft veröffentlichten zeitlosen 8 sächsischen Gedichte gehören mit Ausnahme der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Ballade vom Maler Hanes der deutschen Dichtungsperiode zwischen Otfried und dem beginnenden Minnesang (um 870 bis gegen 1200) an; sie wurden in mündlich überlieferten Fassungen von Fr. W. Schuster gesammelt und im Jahre 1865 in einem gewichtigen Band veröffentlicht, dessen umgearbeitete und vermehrte zweite Auflage, von Gottlieb Brandsch mit großer Sorgfalt betreut, 1931 erschienen ist. (Die Abendmahlslegende ist eine sehr wertvolle Neuentdeckung Brandschs.) Das gewaltigste sächsische Gedicht „Der

Tod" ist, von der Literarhistoriographie völlig unbeachtet, außerhalb jener Sammlung, soviel ich weiß, niemals wieder veröffentlicht worden.

Im Septemberheft werde ich meine Auswahl mit Liebesgedichten aus den Tagen des Minnesanges, mit Waisenliedern, Spinnstuben- und Tanzreimen, Kindergebeten und zwei Trinkliedern aus späterer Zeit fortsetzen — und, wenn der verfügbare Raum es gestattet, auch zugleich abschließen.

Die nachfolgende für den „Klingsor" besorgte Auslese von 23 Gedichten aus den trümmerreichen Beständen einer seit vier Jahrhunderten hinsterbenden Volksdichtung weiß fernab von jedem sprachwissenschaftlichen und volkskundlichen Anliegen die Wiedereinsetzung alter Volksliedertexte in den wortbewahrten Raum der Dichtung — und dadurch in das geistige Bewußtsein der Nation als ihre wesentliche, eigentliche Aufgabe. Vertrauen wir darauf, daß eine lebendige Auferstehung der bedeutendsten Sprachschöpfungen unserer Vorzeit auf dem Wege über die siebenbürgische Zeitschrift „Klingsor" sich heute noch immer vollziehen kann, nachdem der schönen 1865 erschienenen Sammlung Fr. W. Schusters und ihrer durch Gottlieb Brandsch mit hingebungsvollem Fleiß besorgten zweiten Auflage (1931) jede tiefergreifende Wirkung versagt geblieben ist. Denn gibt es mehr als — sagen wir einmal — zwanzig heute lebende Volksgenossen im Alter von 20—70 Jahren, die diese Bücher überhaupt in der Hand gehabt haben, und mehr als ein viertel Dutzend unter ihnen, die mit dem kostbaren Gut unserer Volkspoesie wirklich vertraut sind? Nein, aus solchen durch Hunderte von beiläufigen Varianten beschwerten und unzugänglich gemachten wissenschaftlichen Druckwerken wird, so wertvoll und notwendig ihre Herausgabe auch sein mag, der lebenbringende Strom der Dichtung nicht in die sächsische Seele dringen. Um so mehr sei mit Dank hier rückblickend der wenigen Männer gedacht, die durch frühere diesem gleichgesinnte Versuche mit Mut und Verantwortungsgefühl die schönsten Gedichte dem Vergessenwerden immer aufs Neue entrissen haben, — voran Johann Karl Schullers, der mit seltener, sprachsicherer Kennerschaft die erste Sammlung mundartlicher Gedichte im Jahre 1840 unter kühnen Neuredaktionen zusammengestellt hat, dann der so pläneerfüllten wie planvollen Arbeitsenergie Richard Csakis für sein 1914 erschienenes Buch „Jenseits der Wälder", das manches alte Volkslied, das

schöne Mariengedicht, vor allem aber die lateinischen Verse des Valentin Wagner und des Christian Schesäus, das Hochzeitsgedicht des Königsrichters Zabanius Sachs von Harteneck und Johann Honters siebenbürgischen Spruch wieder in die Blicknähe des Volksbewußtseins gehoben hat, so daß kein künftiger Neuordner der Schatzkammer unserer Dichtung diese Stücke je wieder von dem ihnen zugewiesenen Platz wird wegrücken dürfen, — wobei nie vergessen sei, daß der deutsche Spruch des Reformators erst durch Karl Kurt Kleins wesenstiefe Durchlichtung dem Unverständnis einer kenntnisreichen, aber aus intellektueller Ahnungsfremdheit den eigentlichen Ansatzpunkt verfehlenden Oberflächenbetrachtung entzogen wurde und jetzt erst den nunmehr unverlierbaren dunklen Glanz seines Lebensgehaltes auszusenden beginnt. Dem gleichen leidenschaftlichen Bestreben einer wirklichen Vergegenwärtigung der lebenden deutschen Dichter unseres Landes verdankt das unter Harald Krassers wertvoller Mithilfe für die Buchgilde 1934 herausgegebene Buch „Herz der Heimat" seine Entstehung — und seine weithin ausgreifende Wirkung.

Die „volkserneuernde" Absicht einer Rückführung dieser (im doppelten Sinne) erlesenen Dichtungen als bloße Liedertexte auf einen heute noch gebrauchsfähigen Bestand von singbaren Volksweisen liegt meiner von Wertkriterien der Dichtersprache ausgehenden Sammlung völlig fern: die reine Sprachgewalt dieser Schöpfungen wird in jedem Augenblick vor dem empfänglichen Leser imstande sein, die drohende Usurpation der Melodie zu brechen und die ewige Autonomie der Dichtung zu manifestieren; auch die Verse Homers, die Strophen der Edda, die Heldengesänge und Minnelieder der deutschen Frühzeit haben sich seit langen Zeiten von ihren Melodien abgelöst und allein durch ihre nur der Sprache verbundene Unabhängigkeit erst jene unentrinnbare Macht der reinen Dichtung über das menschliche Herz geübt. Die Melodien der Lieder sind in dem autonomen Bezirk der Sprache uns daher nur dienlich als Hinweis auf Ursprung und Alter der poetischen Motive und Formen. Doch sei nicht verkannt, daß die Singweisen in ihrer beharrenden Kaumveränderlichkeit die rettende Umhüllung waren für vieles Strandgut, das über das Meer der Vergangenheit an unsere Küste trieb. Dieser überliefernden Funktion gegenüber haben allerdings auf dem Weg durch die Geschichte gerade unter dem Schutzmantel der

Melodien mannigfache Veränderungen am Sprachleib des Gedichtes sich vollziehen können, die — meist als überwuchernde Zusätze — die ursprüngliche Gestalt fast bis zur Unkenntlichkeit verdeckt haben. Am wenigsten waren solchen verändernden Einflüssen wohl die starren, melodiefreien Formeln der Zaubersprüche und Kindergebete ausgesetzt, ebenso der chronikharte Bericht der Ballade; dagegen vermochten kraftlose, zu sentimentalischen Zerdehnungen neigende Zeiten die edle Frühform des lyrischen Gedichtes durch poetisierende Überschichtungen manchmal fast völlig zerstören. Und doch werden schon die hier ausgewählten, von verfälschenden Einschüben und Zusätzen befreiten Stücke aus der Vergangenheit unserer Volkspoesie ein vollgültiges Zeugnis ablegen können von Größe, Kraft und Dauer, von der Unvergänglichkeit aller wahren Dichtung.

*

„Fahrt ins Elfenland." Am Anfang war Magie — auch in unserer Volksdichtung. Aus nicht mehr verstandenen, formelhaft hergesagten Kinderversen erheben sich die dunkeln Bruchstücke einer vorgeschichtlichen Welt dämonischer Verzauberung. Die unaufschließbare Ferne und Fremdheit der mythischen Landschaft ist noch durch keinen Schein heimelig-naher Märchenstimmung erhellt. In reglosen Versteinerungen lagern die Zeilen des Gedichtes wie die elbischen Wesen Ziege, Katze und Hund vor dem Eingang zum Bergschloß und geben keine Antwort — bis plötzlich der lange Bann der Stille in eine heidnische Liturgie der Gesänge und Tänze, der Gelage und Trommelschläge jäh abstürzt.

Fahrt ins Elfenland

Se sûle regde frâen
kên der Domenâen.[1]
De Domenâ wôr net derhîm,
de Gîs lâg af dem Štîn,
de Kaz lâg af dem Hierd,
der Heangd lâg fuer der Dir,
se wûle sich och net wiejen
se wûle sich och net riejen,
se wûlen och ned afštôn,
se wûlen och net fuer de Kenenk gôn
se wûlen och net schalmaeren,
wier de Brokte wêren;
se sângen,
se šprângen,
se dreqnken aus de Kqnen,
se schleagen de Beangen
terum! terum! titum! titum!

[1] Domenaen = Land der Zwerge (Däumlinge = Domelank).

„Das Abendmahl." Die Bäume aus Eden und Gethsemane rauschen noch in der Laubkrone des Glaubens (der ersten und zweiten Strophe): Traum der christlichen Seele, Allegorie und Symbol sind noch unteilbar eng verschwistert und an die erlebte Wirklichkeit, an die Existenz des geschichtlichen Augenblicks gebunden, in dessen fast gegenwärtigen Raum (et äs net long...) die dritte Strophe eintritt. Die heilige Handlung beim letzten Mahle ist als Vorgang von einer unbeschreiblichen Größe und Einfachheit: Er bricht das Brot und segnet den Wein, Er nimmt Abschied von seinen Jüngern. Und aller Schmerz dieser Trennung rinnt in wilden Tränen über das zusammengebrochene, laut weinende Antlitz der menschlichsten, weil anfälligsten und gottverlassensten unter ihnen. Das dunkle Gewitter des Wehs verhüllt sogar (auch im Gedicht) Golgatha und Kreuz. Aber Gott ist nahe gerade dem Verzweifelnden; über Berge und Täler verströmt der Schmerz des Petrus in den schmerzenreicheren Schoß der gläubigsten Mutter.

Das Gedicht mit seiner religiösen Unmittelbarkeit steht ganz in der Nähe der Reliefelder der Domtüre zu Hildesheim.

Das Abendmahl

Ech drîmt mer än zwô Naechten nor enen Drûm,
ä menjem gangen Härzen gewôßen e Bûm.

Di Bûm dî haelt de Schâden gor brît,
wol iwer de gûnze Kräftenhît.

Ed äs net long, dat et geschôch,
dat Gôt senje Jangern det Ôwendmôl gauf.

Hî gauf en daut Bruet, gesêjend die Wenj,
niet, êßt ent dränkt, ir Geläifte menj!

Dâê Rieden, dae dêden dem Petrus gor wîe,
dî nûcht senj Hîft, bäs hî geschrîe:

Hî schrîe ent leß hîß blâdije Zêren,
dâ wôren Gott dem Härre gor ugenêm.

Se flusse gor iwer Bärj uch Dôl,
nâ der Maria än de Schîß.

Fünf Balladen. Das erste und einzige Epos des sächsischen Volkes ist zu einer Zeit geschrieben worden, als die Erfüllung dieser Aufgabe mit den geschwächten Gestaltungskräften der Dichtung (auch in Deutschland) nicht mehr zu bewältigen war und der Geschichtsschreiber — nach Rudolf Borchardts Wort — das Amt des Dichters übernommen hatte: im Jahre 1852 erschien der erste Band der „Sachsengeschichte", die dem Dasein unseres Volkes in Siebenbürgen sein Denkmal geschaffen hat. In ihren Blättern stehen die Namen und Taten der großen Männer der sächsischen Nation: Johann Honterus, Michael Weiß, Sachs von Harteneck, Samuel von Brukenthal, Stephan Ludwig Roth. — Der Beitrag aus der heroischen Zeit des Mittelalters an die deutsche Dichtung sind die folgenden fünf Balladen großer Einzelschicksale. Niemals später (die jüngste vom Maler Hones ist gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstanden) ist ihr eherner Schritt wieder durch unsere Dichtung gegangen. Mord, Brautraub, Ehebruch, Rache sind die Themen; in diesen Versen erhebt sich die männlichste Epoche mit harten, wilden, ungebrochenen Herzen. Was im Laufe der letzten vier Jahrhunderte nachgekommen ist, sind bestenfalls gerade noch erträgliche Versifizierungen historischer Begebenheiten. Nur auf des jungen Zillichs Ballade von den reisigen, sächsischen Kaufleuten liegt ein letzter, allerdings schon romantischer Schimmer einstiger Frühzeit.

(Zu den einzelnen Gedichten): Die Erinnerung an die vorsiebenbürgische Heimat am Rhein bricht im Gedicht vom Brautmord durch; zugleich wird mit kühner Unbekümmertheit das Thorenburger Schloß in Siebenbürgen in die düstere Landschaft der Ballade hineingenommen.

Das seit langem dem Gedächtnis der Sprache entschwundene Wort Schlâmchi in der „Werbung" wird von einer Seite mit Schleier, von anderer mit Schweinsblase (Schllmen), die statt Glas das Fenster bildete, erklärt.

Die Ballade vom Maler Hanes behandelt nach neueren Urkundenforschungen das Schicksal des Malers Johann von Rosenau, der von dort nach Hermannstadt eingewandert ist. „Dem Stoff und dem Schauplatz nach gehört das Gedicht Hermannstadt an, wo Wiese und Kleine Erde Teile der oberen Stadt sind und wo allein Bürgermeister und Königsrichter (Komes) nebeneinander bestanden. Die Silbenzahl ganz unberücksichtigt lassend, beruht das Versmaß dieses uns ganz eigentümlichen, schönen Stückes ganz nur auf Hebungen, und ist in seinem Bau und mit dem unverkennbaren Verseinschnitt jeder Zeile der Nibelungenstrophe und der Weise des Kürenbergers sehr ähnlich, nur freier, nachlässiger. — „Zegeaneſcher Hangd" heißt der Scharfrichter, weil dieses Amt seit Jahrhunderten von Zigeunern bekleidet wird." (Fr. W. Schuster.)

Von dem Gedicht der Rache ist nur dieses eindrucksmächtige Fragment bis auf uns gekommen.

Brautmörder

Et frąd e Kenenk genzt dem Reinj,
e frąd e Kenenksdîchterleinj,
hî frąd et gąnzer siwe Jôr,
äm aechte word sae'm zâgesôt.

Frä Motter, gelaeft Frä Motter meinj,
net giet mich dem Kenenk genzt dem Reinj!
Ech hun et gesaen äm Sänneschеinj,
ech sąl net lang îr Dûchter seinj.

Frä Motter, gelaeft Frä Motter meinj,
net giet mich dem Kenenk genzt dem Reinj!
Ech hun et gesaen äm dräwe Môn,
ech sąl et dräinjken î dem Jôr.

Frä Motter, gelaeft Frä Motter meinj,
net giet mich dem Kenenk genzt dem Reinj!
Ech hun et gesaen äm hîdere Štärn,
me Blât sąl špräze wegd uch färn.

Hie begrîf sae u schnîweißer Hąnd
und faert sae durch de graene Wąld;
und do der Wąld en Äinjd hat,
dô wôr är schîn e Graef gemącht.

Hie šteß sae räckläing än det Graef
und schlag en Pôl durch änir Härz.
Hie schwąng sich häinjder sich af det Ruos,
und rąnt zem Torembrich än det Schluos.

„Herr Schwôger, gelaefter Herr Schwôger meinj,
wô hud er gelosse Frä Säster meinj?"
„„Ech hu se gelossen genzt dem Reinj,
Se dräinjkt dies maede, kaele Weinj.""

„Herr Schwôger, gelaefter Herr Schwôger meinj,
wu wat sen ich de Gîren esi feinj?"
„„Ech hu geschôßen en Turteldouf,
en Turteldouf äm graene Wąld.""

„Dae Turteldouf, dae Turteldouf
dąt wird villecht meinj Säſter ſeinj."

Se štąchen en un en glaeniche Špäß
und bråten e wae e graene Fäſch:
„Lot fleſſe, lot fleſſen dąt ädel Blât,
et dît jô nae uch nemi gât."

Werbung

Et ſauß e Mêdchi händerm Schlâmtchi,
et naeit mat ruit uch grąener Seid.

Do kąmen zwî Ritter am Dorf erue
ant ſchlaugn diem Maeitchi det Schlâmtchi uebn.

„Ach Matter, gelaefte Matter mai,
et kąmen zwî Ritter am Dorf eruef
and ſchlaugn mir det Schlâmtchi eruef."

„„Ach Deochter, geląefte Deochter mai,
dąt ſei nat Ritter, dąt ſei Frąelait.""

Kum hątt ſai dąt Weort äusgeredt,
eſu trątn de Ritter zer Dîr eran.

„Wälld îr âßn vu diſem waißn Bruit,
wälld îr drankn vu diſem Wai eſu ruit?"

„„Mîr ſei nat kû am aier Âſſn,
mîr ſei kû, am aier Deochter ze frąen.

Walld îr es ſe gî mat gaudem Walln,
ąber nî mer ich ſe mad aller Gewâlt?""

Wąe ſchlaugn ſei dn Vątter nau duit!
And erſêſte de Mątter am Blaudesruit.

And nąme dąe Schînſte u der Hand,
and faerde ſe an det Ruiſeland.

„O Sqn, gelqefter Sqne mai,
woher hqst däu dîr dis Schînste bekû?"

„„Ich hu se bekû durich blaudich Schwiert,
and îr sollt se hqeldn an ererem Wiert.""

Auf dem Friedhof

Frae Motter, Frae Motter! wuor hud er't geschackt,
det Härzgelaeft meinj?
„Ech hun et geschackt änt Backhaus,
dô sql et dân dqt Brît erous."

Frae Motter, Frae Motter! wuor hud er't geschackt,
det Härzgelaeft meinj?
„Ech hun et geschackt än det Schinkhous,
dô sql ät schinken die Weinj erous."

Frae Motter, Frae Motter! wuor hud er't geschackt,
det Härzgelaeft meinj?
„Ech hun ät geschackt än de Rîsegôrten
dô sql ät brêchen de Rîsen eruof."

Frae Motter, Frae Motter! wuor hud er't geschackt,
det Härzgelaeft meinj?
„Ech hun et geschackt af de Frithôf,
dô sql ät schlôfen de lqnke Schlôf."

Honnes Môler

Nâcht am nenj, bae dem lächte Mônescheni,
dea der Honnes Môler af Gasse geng.

Hie geng, hie geng bäs fiur det läderän Diur,
do drêt sich en hîsch gang Fra erviur.

„Ir gang Mûn, ir gang Mûn as gewäß net derhîm,
dad ir itzt af der Gasse stot ganz ellîn."

Sae begreife sich bae schnîweißer Hûnd,
en lîte sich dae Trâpen die liuse Gung.
— — — — — — — — — — — — —

Et štangd ned un en half Virtelštanjd,
dat der Honnes Môler gefange štânt.

„Härr Kenengsrichter, Härr Borgermîster, erweise se Gnôd,
ze schinke wäll ich môlen de gûnze Rôt."

— — — — — — — — — — — — — —

Af der Wisen, af der Wisen, auf der Klener Jert
dô glänzt des Honnes Môler se bliß Schwiert.

„Ai hâ! Ai hâ! dea zegaeneſcher Heangd!
Nea nemmî loſſ't dich râen dea štulzer Meangd."

Die Rache

Hie ritt bergaf, hie ritt berguof,
bäs e se un em Brannen trâf.

Gâden Dâg, gâden Dâg, ir laef Herrn!
Nâ wîl ech mäd ech riede gern.

Wat huod ech menj Frae uch Kängd gedôn,
dat ir mer se jô huot nedergeſchlôn?

Wat houd ech dae jang Äſchuld gedôn,
dat ſae na štîndît äm Jere lân?

Dien ene štâch hie vum Ruos eruof,
diem Ândre ſchlag e det Hîft eruof.

Dien dräte ſpâlt e wae en Fäſch,
dier virt leſ än de graene Bäſch.

Net ener wûl dô bleiwe štôn,
net ener wûl en Ântfert sôn.

Hie ritt dôhene mät fräſchem Mât,
eſi bezuold em de Fânde gât!

„Der Tod." Das folgende Fragment iſt zweifellos das gewaltigſte Gedicht der ſächſiſchen Dichtung — (übrigens von einer ſo ſinnerfüllten, mangelloſen Geſchloſſenheit, daß die Kennzeichnung als fragmentariſch wieder zurückgenommen werden muß).

Die große Kraft des Sterbenkönnens, die Fragen (über Ende und Be-

stattung) mit ihrer harten, fast richterlichen Strenge und Objektivität, ein unerbittliches Zur-Redestellen und kein bängliches Fragen, die kühle Selbstschau und das mitleidlose Gewahrwerden der äußeren und inneren Vorgänge, dann das willentliche, ruhige Auslöschen des Gedächtnisses an die Freude der Erde in den drei ersten Strophen und schließlich in der letzten die wahrhaft imperative Entscheidung (Ich will fahren zu den Freien) — selbstverständlich, herrisch wie die einstigen Anordnungen dieses Freibauern, wenn er die Pferde zur Ausfahrt an den Wagen anspannen ließ —, sie sind von einer solchen machtvollen Verfügungsgewalt über die Welt des Menschen und seine Seele (und Sprache), daß sich mir aus der gesamten mir bekannten großen deutschen Dichtung kein gleichwertiges Stück zum Vergleich anbietet — und aus der bildenden Kunst der Deutschen auch nur Holbeins „Toter Mann im Grabgewölbe".

Der Tod

Wae kâum dier Duit? Hîe brâch mech nider,
hîe zebrâch mir alle mene Glider;
wae kâum dier Duit ond haûf mech of?

Sai draugen mech aus aus Vuoters Haus,
wuor verschuoren sei mech? — an de kail Jert;
do lauch der Laif schnêwêis ond giel —

Wän dai Klôken îren Schaul verluoren,
esu vergôß ech men Fraud mäd allem Flaiß.

Jr Ingeltcher, bräingt hier den Wäing vor meinj Dür!
Sche'n wal ech aus der Wält,
fäuren wal ech zau den Froien.

Der Tod

Wie kam der Tod? Er brach mich nieder,
er zerbrach mir alle meine Glieder;
wie kam der Tod und hob mich auf?

Sie trugen mich fort aus Vaters Haus —
Wohin verscharrten sie mich? — in die kühle Erd;
da lag der Leib schneeweiß und gelb —

Wie die Glocken ihren Schall verloren,
so vergaß ich meine Freud mit allem Fleiß.

Ihr Engelchen, bringt her den Wein vor meine Tür!
Scheiden will ich aus der Welt,
fahren will ich zu den Freien.

(Übersetzt von Herman Roth)

Theater im Freien

Von Gust Ongyerth

Wenn man heute gegenüber dem Reichssportfeld in Berlin, das mit seinen monumentalen Bauten alle, auch die antiken Vorbilder übertrifft, durch eine Parkanlage zur Dietrich-Eckart-Bühne strebt, muß man nach allem, was man über diese gehört und gelesen hat, Großes erwarten. Trotz dieser Vorbereitung, ist man, an den obersten Platzreihen des weiten Zuschauerrundes angelangt, einfach überwältigt von der Größe und von der adeligen Schönheit dieses überdimensionalen Theaters im Freien.

Die Dietrich-Eckart-Bühne trägt den Namen des früh verstorbenen nationalsozialistischen Vorkämpfers und Dichters Dietrich Eckart. Sie wurde vom Architekten March erbaut, dem es gelungen ist, die Schönheit der Natur und der Architektur zu einer idealen Einheit zu verbinden. Der gewaltige Zuschauerraum und die kubisch strenge Form der Bühne, mit der darüber ansteigenden märkischen Landschaft, verschmelzen hier zu einer Einheit von Zuschauer, Darsteller, der Natur und des Kunstwerkes, wie sie bisher vielleicht noch nie erreicht werden konnte.

Seit drei Jahren suchen deutsche Dichter und alle zum Theater gehörenden Künstler nach einer neuen Form, die dem Erlebnis des deutschen Menschen von heute künstlerischen Ausdruck verleihen könnte. Wenn man, wie der Verfasser, das Glück gehabt hat, in diesem wahrhaft olympischen Theater Proben beizuwohnen, kann man ermessen, welche Möglichkeiten hier gegeben sind.

Ich habe Gelegenheit gehabt, auch das für die Eröffnung der Dietrich-Eckart-Bühne bestimmte chorische Werk Eberhard Wolfgang Möllers „Das Frankenburger Würfelspiel" kennen zu lernen, und glaube, daß dies Spiel, auf dieser Bühne den reinen Geist vermitteln wird, den man sich heute unter dem Begriff des nationalsozialistischen Bühnenschaffens vorstellt. Wenn am 4. August der Sprecher von dieser Bühne vortreten und zu 20.000 Zuschauern seine Stimme erheben wird:

„Zum hohen Ruhme Gottes und im Namen
des Volkes der Deutschen, dessen Stimme spricht:
ihr tausende, die hier zusammenkamen,
hört dieses Spiel, das Spiel ist und Gericht"

wird man bald spüren, daß hier das lange vorbereitete Ereignis einer neuen künstlerischen Weltanschauung zur Tat geworden ist.

Es ist natürlich, daß an diesem Werk nicht nur Künstler, sondern auch Techniker vor neuen Problemen standen, daß für eine Zuhörerschaft von 20.000 Menschen und eine Bühne von so riesigen Ausmaßen, Lautverstärkungsanlagen und ganz besondere Beleuchtungseinrichtungen geschaffen werden mußten. Die Proben haben einen glänzenden Beweis für den Wert der Anlage erbracht: die akustischen und optischen Verhältnisse sind ausgezeichnet und die Wirkung insbesonders von Massenszenen und Bewegungschören (von 1000 Mitwirkenden aufwärts) überwältigend.

Überall im Reich drängen Künstler und Laienspieler in dieser Zeit ins Freie. Wenn auch die großen Ausmaße von Feierstätten, wie der Dietrich-Eckart-Bühne, oder der am „Heiligen Berg" in Heidelberg nicht erreicht werden können, so ist es doch an vielen Orten gelungen, im Freien zu schaffen, was im geschlossenen Theater schwieriger ist: — ein deutsches Volkstheater!

Das Spiel im Freien wird heute gerne als eine besonders deutsche Form der Darstellung bezeichnet; auf den verschiedensten Wegen versucht man damit zu den Grundlagen einer neuen deutschen Dramatik und zu einer neuen Form nationalsozialistischen Kunstschaffens zu gelangen.

Es gibt mehrere Landschaftsbühnen oder Waldtheater,[1] die teils Heimatspiele, teils romantische Spiele bevorzugen. Es bestehen Freilichtbühnen, die sich an Burgen und Schlösser anlehnen und eine heroische Form ihres Ausdruckswillens suchen, der sie zwangsläufig zur Darstellung klassischer Dramen führt; und es gibt Thingstätten, die der großen Festgestaltung des deutschen Volkes dienen. Auf alle diese Abwandlungen des Theaters im Freien ein-

[1] Mit der ältesten Form des Freilichttheaters, dem griechischen Theater, haben diese Bühnen meist nur noch gemeinsam, daß sie nur im Freien spielen. Eher könnte man die großen Thingstätten in eine gewisse Beziehung zu den antiken Amphitheatern bringen, die ebenfalls aus Stein gebaut, auch das Bühnenbild architektonisch und einmalig festhalten — die Urform der Stilbühne.

zugehen, würde zu weit führen; von früher her bekannt sind ja schon Waldtheater (Zoppot), Marktfestspiele (Römerberg), Passionsspiele (Oberammergau) und viele andere.

Zu den reizvollsten Formen gehört sicherlich die Natur- und Landschaftsbühne. Die feste einmalige Bühnenform, in der jedes Zuviel an Dekorationen unter freiem Himmel belanglos wird, in der jede technische Beitat überwunden scheint, bildet einen wundervollen Rahmen für alle Kunstwerke, die nach ihrer Art große Ausmaße erfordern und ins Freie drängen. Zauberhaft ist eine Aufführung des „Sommernachtstraums" oder der „Versunkenen Glocke" im Wald, wenn der Abend anbricht und die Natur mitspielt.

Es ist kein Zufall, daß sich das Deutsche Landestheater in Rumänien, im Zuge der angestrebten Erneuerung des deutschen Theaterwesens, im vergangenen Jahr mit dem Bau eines reizenden Naturtheaters in Hermannstadt auch einen idealen kühnen Rahmen geschaffen hat, der in diesem Jahr weiter ausgebaut werden soll. Ein kleines Wäldchen unter den Erlen, mit einem rings von hohen Bäumen umstandenen Rund, bot den fast geschlossenen Zuschauerraum und eine Kiefern- und Föhrenanlage den prachtvollen Hintergrund der Bühne. In wenigen Tagen konnte die natürliche Anlage zu einem Naturtheater umgeschaffen werden, wo wir die Oper „Der Günstling" unseres Landsmannes Rudolf Wagner-Régeny im letzten Jahre — übrigens zum ersten Male im Freien — herausbringen konnten.

Heuer werden von Mitte August bis Mitte September Festspiele im Naturtheater zu Hermannstadt stattfinden, die nach einigen kleinen Verbesserungen des Zuschauerraumes und der Bühne die Eignung des schönen Theaters im Freien aufs neue beweisen sollen.

Das Deutsche Landestheater geht damit dem Ziele entgegen, das ihm von Anfang an gestellt war: Volkstheater zu werden für alle Deutschen des Landes.

Leben als Gestalt

Von Georg Maurer

Ist auch das Leben ein ewig Fließendes, so ist es in seinem historischen Verlauf doch nicht ganz einem Flußlauf zu vergleichen, der sein ewig-gleiches Element, das Wasser, dahinträgt. Das Leben drängt immer wieder zur Gestalt, die sich bildet und verfällt und

einer neuen den Platz räumt. Das Leben der Menschheit zerfällt in Epochen, die wir in ihrer Besonderheit beschreiben können, die wir entstehen und vergehen sehen. Hinter diesem Wandel der Formen spürt man aber ein Ewig-Gleiches, einen Hintergrund, vor dem sich die Mannigfaltigkeit erst abhebt, an dem wir den Wandel erst erkennen. Man mag dieses Ewig-Gleiche als das eigne unzerstörbare religiöse Ich hinnehmen, das eben den Wandel erkennt und ihm darum wohl auch entgegensteht, man mag es Gott nennen, vor dem die Zeiten wie Wellen vorübereilen — immer wird es einen Menschentypus geben, der dieser geistig-religiösen Vorstellung verhaftet bleibt, den Wandel für Schein nimmt und dem blutigen Verlauf des Formwerdens und Formzerstörens steuern möchte, im Grund ein Paradies auf Erden ersehnend, ein selig-geistiges Leben.

Diesem Typus steht der andere gegenüber, der — ganz dem Wellenschlag des Lebens verhaftet — sich mit den in der Realität sich auswirkenden Kräften eins fühlt, ihr Geschöpf, Diener und Herr ist, und das Wachsen und Zerstören vollzieht und bejaht. Er wird diese Kräfte als die einzig wirklichen annehmen, in seinem Drang die Form, die ihn gerade beherrscht, als die einzige setzen, von der er meint, daß sie sich in Raum und Zeit ewig ausbreiten werde — und darum muß diesen Menschen das weise Wort Goethes entgegengehalten werden: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!"

Wir haben hier zwei Typen, die als Träger der bedeutsamsten Formkräfte des menschlichen Lebens urewig sind und auch in der Geschichte sich schon ewig entgegenstehen und die kurz und allgemein zu bezeichnen wären als Krieger und Priester in ihrer sinnfälligsten Erscheinung. Als Kasten haben sie sich gegenseitig ewig bekämpft und versucht, die Macht einseitig an sich zu reißen — zuweilen haben sie sich auch in der Gestalt einer einzigen Persönlichkeit vereinigt. Für uns erscheint dieser Kampf im Mittelalter geradezu beispielhaft in den Auseinandersetzungen zwischen Papsttum und Kaisertum. Und Papst wie Kaiser haben immer wieder geträumt, in sich selbst beide Mächte zu vereinigen. An diesem geschichtlichen Beispiel zeigt sich aber auch wieder das ewige Gesetz des Lebens, das sich unweigerlich vollzieht. Die Reiche, die die deutschen Kaiser in ihrem unerhörten Drang zu schaffen suchten, zerfielen. Die Macht der Kirche, sobald sie sich in äußere Formen

verlagerte, wurde immer wieder angegriffen. Und gerade die Kirche als Hüterin jenes Bewußtseins des Ewigen und Unwandelbaren wird immer wieder verleitet, auch die jeweilige äußere Form ihrer Religion und Lehre für ewig zu setzen, als gefeit gegen den Wandel, der sich jedoch unbeirrt vollzieht und vollziehen wird.

Diesem allem steht nun jene andere tiefe Sehnsucht des Menschen gegenüber, die die Überwindung der Formen und Unterschiede wünscht oder, wenn sie das auch nicht so ausspricht, jedenfalls die Folgen der Unterschiede, das sind Auseinandersetzungen und Katastrophen, auslöschen möchte. Aber wenn sie die Folgen auslöschen will, dann muß sie auch die Gründe vernichten. Damit aber vernichtet sie den Quell und Treiber alles Lebens, das Geschehen. Und Geschehen ist nur, nach dem Satz des Physikers Ostwald, wo Unterschiede sind.

Beide Glauben, der Glaube an die Ewigkeit einer Form wie der Glaube an die ewige Überwindung der Formen, tragen den tödlichen Keim in sich selbst, sie rufen immer selbst ihren Gegensatz auf den Plan und ein Glaube vernichtet den anderen. Heute stehen wir wieder in einem geschichtlich bedeutsamen Augenblick, wo die Gegensätze scharf auseinandertreten und sich bis aufs Messer bekämpfen. Hier der Glaube an die Bindungen, an Form und Persönlichkeit, dort der Glaube an die Überwindung dieser Mächte, die nur Unterschiede und blutige Auseinandersetzungen hervorzurufen scheinen. In diesem Kampf wird wohl jener Glaube sich am kräftigsten halten, der am schärfsten in die natürliche Gesetzmäßigkeit des Lebens zu schauen vermag, der weiß, daß das Leben immer wieder zur Gestalt drängt, sich immer neu binden und formen will, der aber auch von der tiefen Weisheit erfüllt ist, daß die Form eine Notwendigkeit unseres Daseins ist, die sich am lebendigsten strafft, wenn sie getragen wird vom Bewußtsein ihrer Hiesigkeit, sich also am Ewigen orientiert und nicht unnütze Katastrophen herbeiruft. Jener Glaube muß sinken, der die Formen und Steigerungen und Zusammenballungen alles Lebendigen als lästig und schmerzlich bekämpft, der glaubt, daß man die inneren Strömungen der Menschheit, die sich in den seelisch-räumlichen Bewegungen und Geburten der Völker ausdrücken, nur abzuschnüren braucht, um die ewige Seligkeit auf die Erde zu verpflanzen, und der nicht sieht, daß aus einer vielleicht irgendwie einmal erreichbaren Gleichheit doch sofort wieder die Ungleichheit ihr Haupt — neue Gedanken und Ziele zeugend — erheben wird.

Denn die Gestalt mit all den schmerzlichen Erscheinungen, die ihre Geburt wie ihre Auflösung nach sich zieht, wird doch ewig der Trieb des Lebens bleiben — bei der Einzelperson wie bei den Völkern. Man kann sich nicht gut vorstellen, daß ein mechanischer Ausgleich eintreten wird, der die Unterschiede aufhebt. Es würde Stillstand und Tod bedeuten. Eines aber liegt in der Macht des Menschen: um den notwendigen Vollzug der Gestaltungen zu wissen und möglichst gerecht und weise den Ablauf der gegeneinander- und ineinanderstrebenden Formen zu regulieren. Hierin liegt die ganze Sittlichkeit unserer Zeit, die höher ist als der Glaube an ein Erdenparadies, das nie sein wird.

Neue Bauerngedichte aus Siebenbürgen

Unserer Mutter

Bist verwerkt und doch so lind,
rauh, doch gut sind deine Hände,
bist uns Acker, Saat und Wind,
mühst um uns dich ohne Ende.

Rackerst dich und gehst gebückt,
daß wir einst es besser haben,
selten dich ein Mund beglückt,
selten kannst du dich erlaben!

Immer gibst du dich uns ganz
um dich reiner zu vollenden,
einen hellen Feierglanz
trägst für uns du in den Händen.

Michael Wolf-Windau

Der Vater

Er war doch immer ein braver Mann,
auch wenn er mir manchmal wehgetan,
er ließ doch nie, als ich krank und schwach,
das Gras veralten, den Acker brach.

Er hat mich immer Rechtes gelehrt,
auch wenn sein Wort ein zweischneidig Schwert,
sogar mit Schelten nicht schön und hold,
hat er mir immer nur Gutes gewollt.

Zwar liebte er nicht so sehr das Buch,
dafür um so mehr den Erdgeruch,
und hab' ich von Mutter die Seele zart,
so hab' ich von ihm die Bauernart!

Johann Stierl-Wermesch

Siebenbürgische Episode

Von Heinrich Zillich

Ein Bauer steigt polternd in den Straßenbahnwagen ein. Seine Pelzmütze ist hoch und läßt ihn schwer und erdhaft erscheinen. Auch strömt ein scharfer Geruch aus seinem Fellmantel. Er steht hilflos da und läßt allmählich den Sack auf die Bank nieder.

„Setz dich!", sagt der Schaffner, ehe er klingelt, „Wohin fährst du?"

Der Bauer hebt ruhig sein Auge und antwortet: „Zum Gefängnis!"

Es fehlte in der Antwort nur das Wörtchen „bis" —, keiner der Fahrgäste hätte aufgeblickt, wäre es gefallen, denn beim Gefängnis ist eine Haltestelle. Aber dieser Bauer wollte i n s Gefängnis —

Sie sahen ihn alle an. Ich beobachtete ihre Augen — Staunen erfaßte mich — keines war lauernd oder neugierig. Jedes drückte Mitleid aus.

Einer fragte etwas von oben herab: „Was hast du angestellt?"

„Ich nichts, Herr, aber mein Sohn — Er sitzt schon seit einem Jahr."

Da rückte der feine Herr, ohne Zurückhaltung, auf der Bank zur Seite und sagte: „Setz dich, Alter. Hier ist Platz für dich!"

Er sagte dies wie zu einem Bruder und sagte auch nichts weiter. Aber ein anderer fragte: „Da hast du jetzt ein schweres Leben?" Auch dies ohne Neugier, nur voll Anteilnahme, und der Herr, der gefragt hatte, trug Lackstiefel und eine Bibermütze. Sie sprachen miteinander, der Bauer, von dem der scharfe Geruch ausging, und die beiden eleganten Herren, zwischen denen er dicht saß, wie drei bekümmerte Freunde.

Rundschau

Blick in die große Politik. Der Verständigungsabschluß zwischen dem Deutschen Reich und Österreich, der im letzten Monat zustandegekommen ist, wahrt genau die staatlichen Rechte jedes Partners; er unterstreicht ausdrücklich, daß die inneren Angelegenheiten der zwei Länder von jeder äußeren Beeinflussung frei gehalten werden müssen; er enthält nichts, was auf ein Aufgreifen der Idee des Anschlusses deuten könnte, der mehr als ein Jahrzehnt in beiden Staaten als einzige deutsche Lösung verkündet worden ist. Man könnte, würde man bloß diese Vertragsbestimmungen ins Auge fassen, meinen, der Zwist zwischen den Bruderländern sei beigelegt worden durch eine einvernehmliche und darum noch hartnäckigere Festlegung jener trennenden Gesichtspunkte, die vor Jahren den Streit hervorgerufen haben. Eine solche Auslegung, die auch im Widerspruch stünde mit jenem Vertragspunkt, der Österreichs politische Haltung für die Zukunft als eine deutsche Haltung festlegt, würde den Sinn des Abkommens mißdeuten.

Drei Jahre lang hat die Spannung zwischen den beiden Ländern angedauert, eine Zeit der Not in Österreich, der schweren völkischen Fesselung, eine Zeit auch der geistigen Vereinsamung und künstlichen Abtrennung vom Leben des Gesamtvolkes. All dies ist nun vorbei. Der Vertrag, der die staatlichen Rechte der beiden deutschen Länder unterstreicht, macht die Tore auf für den seelischen und geistigen Verkehr von Mensch zu Mensch im Schoße des einen deutschen Volkes, das in den zwei Staaten lebt. Damit ist zugleich die natürliche Ideenentwicklung in Österreich wieder ermöglicht worden, mag sie heute auch noch von der österreichischen Staatsführung behindert werden. Der Druck, der auf jedem deutschen Menschen Österreichs lag, der den Zwiespalt mitfühlte, ist dahin. Kraft und Eigengesetzlichkeit des deutschen Geisteslebens und der nationalen Bewußtheit können sich nun wieder auswirken. Die Fragen, die der Vertrag noch offen läßt und nicht berühren konnte, werden durch das Abkommen jener Lösung näher geleitet, die im Sinne des deutschen Volkes ist. Darin liegt aber die außerordentliche Bedeutung des Vertrages. Die ganze Welt hat ihn auch von dieser Seite aus bewertet. Seine europäische Auswirkung findet hievon ihren Ausgang. Mitberührt sind alle staatlichen Anrainer des deutschen mitteleuropäischen Siedlungsraumes, einmal deswegen, weil nun die Möglichkeit ernster Auseinandersetzungen auf Grund des bisherigen Konflikts zwischen Deutschland und Österreich wegfiel, und weil zweitens die Linie der von Berlin betriebenen Außenpolitik jetzt ganz deutlich wurde.

Zu diesen Feststellungen sei hinzugefügt:

1. Die Annäherung zwischen Berlin und Wien, die in gewisser Hinsicht als eine außenpolitische Gleichschaltung gelten darf, rückt auch jene Staaten einander näher, die mit den beiden Vertragsländern in guten Beziehungen stehen, bereitet also eine Handlungsgemeinschaft zwischen Deutsch-

land, Polen, Österreich, Italien, Ungarn, Bulgarien vor, die alle besonders scharf gegen die Einschleppung des Bolschewismus in Europa Stellung bezogen haben. Dies bedeutet, rein äußerlich gesehen, eine Flankierung der Sowjetaufmarschlinie in der Tschechoslowakei, damit auch schon einen wichtigen Beitrag zur Befriedung Europas für jeden, der davon überzeugt ist, daß Rußlands Politik darauf ausgeht, ihr trojanisches Pferd durch Bündnisse möglichst weit in die Mitte Europas vorzuziehen, um im günstigen Augenblick, Bündnisfreunde und -Feinde in die Weltrevolution zu stürzen. Die spanischen Vorgänge enthüllen diese Zielsetzung unwiderleglich. Der angreifende Teil ist Sowjetrußland, der gefährdete nicht nur die eben genannten Länder, sondern alle Staaten Europas, besonders auch Rumänien, weil keiner aus einer Revolutionierung Gewinn ziehen kann.

2. In Berlin wurde, zunächst unter fast allgemeinem Unglauben des Auslandes, schon seit langem betont, daß die deutsche Politik friedlich sei, weil sie von dem Gesichtspunkt geleitet werde, daß jedes Volk ein Recht habe, sich selbst zu bestimmen. Die Linie dieser Politik enthüllt sich darin, daß Deutschland jene gewiß großen Fragen, die es innerhalb Europas zur Lösung bringen will, auf einem Wege sucht, der neuartig ist. Es sucht den Weg der unmittelbaren Gegensatzklärung der Beteiligten. Dies zeigte sich Polen gegenüber schon vor zwei Jahren. Dies bewies die Einigung mit Österreich; und dies äußert sich weiter in jenen Verhandlungen, die Deutschland gegenwärtig, wie man vernimmt, mit der Tschechoslowakei und Belgien führt. In allen Fällen — einer durchaus wirklichkeitsgebundenen Diplomatie — sucht Berlin durch Festigung der unmittelbaren Lebensmöglichkeiten zwischen Staat und Staat eine Plattform zu schaffen, auf der dann, nachdem die Streitverhärtungen früherer Jahre abgebaut sind, auch die schwierigsten Fragen einvernehmlich gelöst werden können. Ein solches Friedenswerk bedarf, da es im Osten mühevoller ist, wo natürliche Interessengegensätze bestehen, zur Voraussetzung eine Einigung im Westen, also mit Frankreich. Dem dienen, von England, wenn auch nicht immer geradlinig gefördert, die sogenannten Locarno-Besprechungen, zu denen es im September kommen wird. Gelingt es dort die von Deutschland aufgeworfenen Fragen, zu denen auch außereuropäische gehören wie die Rückforderung der deutschen Kolonien, wenigstens so weit zu klären, daß die heutige Spannung zwischen Paris und Berlin einem einigermaßen erträglichen modus vivendi weicht, so bietet sich die Aussicht, die gesamteuropäischen Angelegenheiten im Osten, deren Hauptfrage, wie sich gar bald herausstellen dürfte, die wirkliche Befriedung der nationalen Minderheiten ist, allmählich auch einvernehmlich zu klären. Daß diese Möglichkeit schon heute nicht mehr von der Hand zu weisen ist, ist eine der wesentlichsten Auswirkungen des deutsch-österreichischen Abkommens, das eine Reihe von Staaten zur Unterstützung dieser Politik, unbeschadet der zwischen ihnen auch bestehenden Gegensätze, vereinigt. Beachtet man andererseits, daß die Bundesgenossen Frankreichs,

weil durch die Friedensverträge gesättigt, bei jeder ernsten Auseinandersetzung ihren Besitzstand gefährden und darum von einer friedlichen europäischen Politik nur Vorteile erwarten können, so erscheinen die hie und da laut werdenden Kriegsweissagungen reichlich unbegründet. Solche Kriegsängste sind darauf zurückzuführen, daß Deutschlands ungeheure Bemühungen in den letzten Jahren, sich politisch wirklich handlungsfähig zu machen, indem es sich aus seinen drückendsten Fesseln selbst befreit hat, natürlicherweise eine gewisse Unruhe und Verlagerung der Kräfte mit sich gebracht haben. Aber das bedeutet keineswegs eine Verschärfung der Kriegslust der europäischen Staaten. Lediglich Sowjetrußland hat ein sich aus seinen gesellschaftlichen Ansichten ergebendes Interesse daran, die zweifellos jetzt mehr als früher zur Lösung drängenden europäischen Gegensätze zu kriegerischen Auseinandersetzungen ausarten zu lassen. Darum ist Moskau der einzige Gefahrenherd unseres Erdteils. Hierüber wächst die Klarheit in allen Ländern. Die Hintergründe der spanischen Ereignisse dienen einer solchen Aufklärung besonders gut. Sollte Europa oder einer seiner Staaten die sich heute bietenden Möglichkeiten friedlicher Vereinigung der europäischen Gegensätze verkennen, was sicherlich nicht aus Kriegslust geschehen würde, aber aus einer im Völkerleben schon oft tragisch auftretenden Kriegsangst und Unfähigkeit zur Erkennung des Notwendigen und Möglichen, so würde Sowjetrußland entweder dahinter stehen oder den Gewinn ziehen.

Ein Anschauungsunterricht ganz anderer Art und zwar für den Weg, menschliche Gemeinsamkeiten bei deutlichster Betonung völkischen Eigenwesens zu aller Nutzen zu beachten, bieten die Olympischen Spiele in Berlin, die in diesen Tagen unter einer Beteiligung wie niemals zuvor ablaufen. Sein ganzes organisatorisches Können hat Deutschland für das große Ereignis eingesetzt. Seine Fähigkeit, Gastgeber und Ordner zu sein, ist beispiellos. Über den sportlichen Kampf hinaus gewinnt die Olympiade gerade in diesem weltpolitischen Augenblick ihr volles erzieherisches Gewicht, das zugleich ein Bekenntnis zu einer weltoffenen, völkerbegreifenden Politik ist.

Deutschen Menschen aber, die wie wir ihre Siedlungen fern von den geschlossenen deutschen Großräumen haben und deren Lebensvoraussetzung von jeher darin bestand, ein reines und befriedigendes Verhältnis zu den Mehrheitsvölkern zu finden, ist die olympische Idee doppelt wertvoll, denn sie umgreift jedes Volk. Sie läßt aber auch jedes Volk bestehen. Und darum können wir Deutschen Rumäniens, von denen noch immer manche die Volksgeschlossenheit mißachten, um ihre Parteilichkeit zu pflegen, nur wünschen, daß auch wir unsere Streitigkeiten endlich beenden und unserer Schicksalsverbundenheit wieder ausnahmslos inne werden.

Heinrich Zillich

Drei Jahre Deutsches Landestheater in Rumänien. Das Deutsche Landestheater in Rumänien hat das 3. Spieljahr unter der Führung von Gust Ongyerth in Hermannstadt im Spätfrühling beendet. Etwa 80 000

Besuchern in 26 Spielorten wurden rund 250 Vorstellungen geboten, die durchwegs ein Ansteigen der künstlerischen Linie bedeuteten. Besonderen Erfolg hatten Schauspiele wie Kleists „Prinz Friedrich von Homburg", Kaergels „Hockewanzel" und Steguweits „Der Herr Baron fährt ein"; die Opern „Der Günstling" von Rud. Wagner-Régeny, „Der Freischütz" von C. M. von Weber und die Operetten „Die Fledermaus" von Johann Strauß, „Der Vogelhändler" von C. Zeller, „Die Vielgeliebte" und andere.

58 Mitglieder beschäftigte das Landestheater in diesem Jahre, nachdem ihm ein kleines Orchester angeschlossen worden war. Die einzelnen Spielzeiten konnten verlängert werden, so daß das Ziel einer Beschäftigung für 10 Monate für alle Mitglieder bald erreicht sein dürfte.

Es mag nicht leicht sein, auf 26 verschiedenen Bühnen den Wünschen aller Besucher nachzukommen. Die Mitglieder des Landestheaters haben auch in diesem Jahre mit voller Hingabe, unter oft sehr schwierigen Verhältnissen wichtige Volkstumsarbeit geleistet, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. D. A. J.

„Die Frau nach deutschem Artgesetz." Mit Schrecken wird mir bewußt, daß Heinrich Zillich und ich in unserer Aussprache über diesen Gegenstand vollkommen aneinander vorbeigeredet haben. Ich muß mich ausdrücklich dagegen verwahren, wenn Zillich aus meinen Ausführungen folgern zu können meint, ich setzte Muttertum und Liebe gleich irgendeinem Beruf! Er glaubt für Muttertum und Liebe eintreten und mich von ihrer überragenden Bedeutung im Leben der Frau überzeugen zu müssen. Da rennt er aber — wie man zu sagen pflegt — offene Türen ein.

Daß Muttertum und Liebe — heilige Urgegebenheiten — im Mittelpunkt weiblichen Denkens und Fühlens stehen und stehen *sollen*, ist eine unanzweifelbar sichere Erkenntnis und Erfahrung; sie bildet aber auch gar nicht den Gegenstand unserer Aussprache, wie sie durch meinen Aufsatz im Maiheft eingeleitet wurde. Dennoch scheint es nötig zu sein, daß ich es einmal ganz deutlich ausspreche: Mit tiefer Dankbarkeit begrüße ich es, daß *uns Frauen* die Sendung zuteil geworden ist, neues Leben in die Welt zu setzen, es zu pflegen und zu betreuen! Ich kenne auch keine noch so wilde „Frauenrechtlerin", die jemals gegen das Muttertum und die Liebe Stellung bezogen hätte. — Jeder Kenner der Frauenbewegung wird mir das bestätigen. — Im Gegenteil! Erinnern wir uns doch der Kämpferinnen, die ja gerade *das Recht auf Mutterschaft und Liebe* forderten, selbst für die ledige Frau! Es hat also niemand — ich am wenigsten — die Bedeutung von Muttertum und Liebe verkannt, oder gar zu schmälern gesucht. Was ich sagen wollte war nur dies: daß der Frau außer Muttertum und Liebe auch *das ganze übrige* vielgestaltige Leben offenstehen solle und ich habe versucht, diese Forderung mit dem Hinweis auf die Art der deutschen Frau zu begründen.

Unbeantwortet geblieben ist die Frage, auf die ich übrigens noch



Die neuen Fialen an der Schwarzen Kirche zu Kronstadt

nie eine wirklich befriedigende Antwort erhalten habe: Warum sich denn wahres Frauentum und die Teilnahme und Mitarbeit der Frau an der Gestaltung unseres gesamten Lebens angeblich ausschließen? Warum die Mutter und Gattin gewaltsam, durch Verbote, also gegen die Natur in der freien Entfaltung ihrer Persönlichkeit zum Wohle des Ganzen gehindert werden muß? Warum denn die Mutter und Gattin unbedingt — entgegen der überlieferten deutschen Rechtsauffassung — minderen Rechtes sein und bleiben muß?

Zillich selbst billigt der Frau ein Gebiet zu, das um das eigene Kind und den eigenen Mann aufgebaut ist. Wäre unsere Aussprache klärend gewesen, so hätte sie ergeben, daß dieses „Gebiet" — wie ich es sehe — das ganze vielfältige Leben ohne jede Einschränkung umfaßt.

Annemarie Schnell

*

Nachschrift. Im Gegensatz zu Frau Annemarie Schnell halte ich unsere Aussprache für durchaus klärend. Auch auf die Frage, die sie als unbeantwortet bezeichnet, findet sich eine Antwort in meinen früheren Ausführungen, nämlich darin, daß die Frau eben ein natürlich gegebenes Wirkungsgebiet hat, dem sie immer wieder selbst zustrebt, auch wenn sie durch besondere Zeitumstände daran gehindert wird. Ich hatte Beispiele dafür genannt, die meiner Meinung nach unwiderleglich sind. Daraus ergibt sich aber ein bestimmtes Frauenrecht, das natürlich zeitliche und volkswesenhafte Einflüsse mitbestimmen. Dieses Frauenrecht als minderes Recht zu bezeichnen ist, nur möglich, wenn man den männlichen Lebenskreis und das dafür entstandene Recht in schematischer Befangenheit überwertet; doch abgesehen davon können wir heute, selbst bei Wahrung eines äußerlich rechtsvergleichenden Standpunktes von keinem minderen Recht der Frau mehr sprechen.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Ungarische Romane: 1. **Kós Károly. Az országépitő**, 2 Bände; 2. **Makkai Sándor: A Táltoskirály** (Der Zauberkönig), I. Band; 3. **Gróf Bánffy Miklós: Megszámláltattál** (Gewogen und zu leicht befunden), I. Band. Im Verlag: **Erdélyi Szépmives Céh** erschienen schon vor einiger Zeit diese drei Romane, eine bedeutende Bereicherung der ungarischen Romanliteratur. Es fällt auf, daß die Werke weitgehende Übereinstimmung der Ansichten und Probleme haben, so daß man von einer ästhetischen Schule sprechen könnte.

So sind die Hauptheldeu der beiden ersten Romane: Stefan der Heilige, „der Staatsgründer", von Kós, und der „Zauberkönig" von Makkay, nämlich Béla IV., der sogenannte zweite Gründer des ungarischen Staates, der nach dem vernichtenden Mongolensturm des 13. Jahrhunderts das verwüstete Reich neu aufrichten mußte, in vielen

Dingen ähnlich. Beide Herrscher haben ähnlich übermenschlich große Aufgaben; beide sind verschlossene, schützende Naturen, die gleichsam von höherer Gewalt getrieben, nicht aus eigenem Wollen allein, ihre Taten vollbringen.

In beide Werke spielt Siebenbürgen, als Heimat der Székler, hinein: als fernes, menschenarmes, in seinen großen Urwäldern unheimliches Land.

Kós Károly erzählt die Eroberung dieses Landes durch Stefan den Heiligen aus den Händen eines allzuselbständigen Woewoden.

Hingegen erzählt Makkai, wie der junge König Béla IV., ferngehalten von Ungarn durch seinen eifersüchtigen Vater, den König Andreas II., in Siebenbürgen residiert und schließlich mit seinem siebenbürgischen Heere Ungarn den Händen ehrgeiziger, verräterischer Adliger entreißt.

Sollten nun in gleichwertigen Romanen andere wichtige Momente der ungarisch-siebenbürgischen Vergangenheit behandelt werden, so entstünde eine Reihe von Werken ähnlich den sechs Romanen, die W. Alexis für die Hauptepochen der preußischen Geschichte geschaffen hat. Er hat es allein getan; hier wären mehrere Autoren, die aber bei aller Verschiedenheit doch etwas Einheitliches schaffen können.

Kós ist in höherem Grade als Makkai nur Künstler. Die Darstellung und Erzählung sind außerordentlich gegenständlich, einfach und ohne Reflexion. Die seelisch sehr komplizierte Gestalt Stefans sucht Kós nicht zu erklären und zu analysieren, sondern er stellt einfach hin. Da ist kein Ringen, kein Besinnen im König; kein Bereuen bei oft schweren Taten; er ist so erfüllt von seiner Mission, daß er wie ein Schlafwandler seinen schweren, gefährlichen Weg geht.

Dabei ist aber Stefan wirklich und lebendig geworden, während der Gegenspieler des Königs, der Woiwode, etwas blaß herausgekommen ist.

Der Künstler Kós ist am stärksten in der gleichbleibenden Stimmungskraft.

Makkai ist eine bewußtere, stärkere geistige Potenz, die den Stoff mit großen Leitmotiven durchkomponiert. So wird immer wieder das Motiv der Rache für die Ermordung der Mutter, der Königin Gertrud (Bánkbán-Drama), welcher König Béla als Kind zusehen mußte, angesetzt in seiner Wirkung auf die Charakterbildung des Königs.

Geradezu meisterhaft ist das Motiv vom drohenden Mongolensturm verarbeitet; zuerst nur in den wirren Reden eines sterbenden Mönches anklingend, dann schon deutlicher werdend durch die gefährliche Gesellschaft am Hofe eines Adligen, der, selbst Heide, Verbindungen mit den Spionen des Mongolenkhans hat; schließlich führt der Dichter mit viel Kühnheit uns in die mongolische Steppe, im Momente, als der Khan den Kriegszug gegen Westen befiehlt.

Der zweite, noch nicht erschienene Band muß nun diesen Mongolensturm behandeln.

Eine wundervolle Schöpfung ist die Gestalt der nie alternden Waldfrau und ihr Zusammentreffen mit dem jagenden König Béla.

Beide Werke aber zeigen uns, wie bunt, interessant und unheimlich diese altsiebenbürgische Welt war, die bei Makkai auch in eine sächsische Stadt und eine sächsische Klosterschule führt.

Graf Bánffy, der Führer der geistig-künstlerischen Bestrebungen des siebenbürgischen Ungartums, hat ebenfalls den ersten Band eines historischen Romans herausgegeben, der in die Jüngstvergangenheit, in die Jahre um 1904 hineinführt und eigentlich eine Geschichte des ungarischen und siebenbürgischen Adels, gesehen unter der Wucht der späteren Ereignisse, darstellt. Nicht auffallend, nicht ein Gerichtstag ist das Buch, denn die Darstellung ist objektiv und zeigt viel erfreulich Menschliches, aber auch viel Gedankenlosigkeit jener Generation.

Graf Bánffy, ein Berufener, berufen durch Begabung und Geburt, stellt den Kampf seiner Standesgenossen gegen den Staatsmann Stefan Tißa und ihr Sichverschließen vor der neu entstandenen bürgerlichen Welt dar, mit welcher Tißa einen Ausgleich und ein Zusammenleben suchte.

Manchmal sprengen Reflexionen und Schilderungen den Rahmen der Handlung, die im wesentlichen die Entwicklung zweier junger Adliger, des vorurteilsfreien Politikers Abády und seines Vetters, der die Standesvorurteile seiner musikalischen Berufung unterordnet, schildert. Ein ungemein geistvolles und unterrichtendes Werk. A. Heltmann

Szerb Antal. Magyar irodalomtörténet (2 Bände, 1934, Verlag: Erdélyi Szépmives Céh).

Dieses etwa 600 Seiten umfassende Werk erscheint dem Nichtfachmann als eine vollständige Revolution in der ungarischen Literaturwissenschaft. Hat man, hingerissen von dem Schwung und von den geistvollen, eigenartigen Übersichten, das Buch in einem Zug gelesen, so bedauert man, daß es nicht in einer der Weltsprachen geschrieben ist, als Beispiel, wie Literaturgeschichte geschrieben werden muß. Wir lernten seinerzeit ungarische Literaturgeschichte und kannten sie als Sammlung von Daten und Tatsachen. Wir können also auch den außerordentlichen Fortschritt ermessen, der im Fehlen jeglichen philologischen Kleinkrams besteht.

Schon die Einteilung der literarischen Epochen ist originell: sie erfolgt aus sozialem Gesichtspunkt, so daß also Zeitalter der Magnaten, der Kleinadligen usw. unterschieden werden.

Szerbs Hauptgesichtspunkt war, zu zeigen, inwieweit die ungarische Literatur mit den westlichen Literaturen verwandt ist und von ihnen beeinflußt wurde, während in früheren ungarischen Literaturgeschichten gezeigt wurde, inwieweit die ungarische Literatur etwas besonderes sei und sich von anderen unterscheide.

Geradezu glänzend und fesselnd sind die Ausführungen über die großen Gestalten der Literatur. Szerb stellt fest, daß die Orientierung nach Westen vorhanden ist, als ein *wesentliches Charakteristikum* der ungarischen Literatur.

Das Urteil Szerbs über die Größen der ungarischen Literatur ist ob-

jektiv, d. h. es bringt Vorzüge und Schattenseiten. Jedenfalls bringt Szerb immer eine scharf umrissene Ansicht.

Mir ist das besonders bei der Behandlung Vörösmartis aufgefallen, den von Willi Koch. Alfred Kröner-Verlag, Leipzig. — Für diesen Aus- als leidenden Patrioten kannten, weil die Revolution 1848 nicht gelungen war. Szerb führt nun aus, daß Vörösmarty in erster Reihe an Todesfurcht litt! Wie viel wird dadurch klar aus Vörösmartys Dichtungen.

Wie schön sind außerdem die Schwächen großer ungarischer Dichter gezeichnet: Z. B. das Biedermeierideal Petöfis in Liebesdingen.

Was Szekfü, der große ungarische Historiker, schon vor dem Weltkrieg über Fragen der ungarischen Geschichte äußerte, das hat Szerb Antal — mutatis mutandis — mit derselben europäischen Unbefangenheit geäußert und damit ein Meisterwerk geliefert, das man lesen muß, wobei man bedauert, daß man nicht jetzt Student ist, um eine solche Vorlesung eines solchen Universitätsprofessors zu genießen.

A. Heltmann

Matthias Claudius. Gläubiges Herz. Sein Werk für uns. Herausgegeben von Willi Koch. Alfred Kröner-Verlag, Leipzig. — Für diesen Auswahlband wollen wir danken. Er enthält, nach einer sehr guten und knappen Einführung des Herausgebers ins Wesen und Leben von Matthias Claudius, in einer Gliederung nach Inhalten eine Auswahl des wirklich Bedeutsamen, Gedanken, Briefe, Aufsätze, Gedichte, all die kleinen unsterblichen Abhandlungen, und schließlich Urteile der Zeitgenossen über Claudius. Es ist wohl das größte Lob für die Ausgabe, daß sich in der gedrängten Fülle des Buches alles finden läßt, was man von Claudius liebt und vieles noch, was man bisher übersehen hat; das Buch ist handlich, seine Stoffeinteilung führt uns unmittelbar an die tiefsten Quellen heran. Eltern sollen es ihren Kindern schenken, wenn diese in die Fremde hinausgehen.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Unser Augustheft trägt der Ferienzeit Rechnung, indem es vornehmlich schöngeistige Beiträge bringt oder solche schöngeistiger Betrachtung. Unbeabsichtigt wurde es dabei zu einem Hefte unserer Heimat, nicht nur stofflich, sondern auch nach der Herkunft der Verfasser, unter denen wir Trude Geißler, eine Kronstädterin, die als Leiterin des Frauenfunks am Münchner Sender tätig ist, besonders vorstellen. Nur zwei Beiträge, eine Betrachtung von Georg Maurer und Gust Ongherths Essay über das Theater im Freien sprengen den siebenbürgischen Heimatrahmen dieses Heftes.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Brașov-Kronstadt, Ion-Maţiu-Straße 6
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR SEPTEMBER 1936 HEFT 9

Milder Herbst

Von Heinrich Zillich

O milder Herbst, der lang das grüne Laub
mit vielen blauen Tagen schützt,
durch Morgentau und Mittagsstaub
noch sommerlich die Zeiten lenkt
und nur im Walde hier und da,
wo sich sein Arm an eine Buche stützt,
verträumten Spiels die ersten Blätter sengt.

Nur hier und da, nur da und dort
streift er die reife Fülle fort,
wird rot der Efeu, rund die Frucht,
und Nebel wiegt sich in der Bucht
an manchen Morgen winterweiß.
Auf unsrer Stirn versiegt der Schweiß.

An schattenlangen Nachmittagen
ruht auch der Wind. Die Berge ragen.
Darüber schweigt ein kühler Flor.
So dringt der Zeiten Wandel vor.
Doch unser Herz wird weiter schlagen.

Der baltische Graf

Novelle von Heinrich Zillich

Sie ritten durch den Paß.

Graf Beussel wandte sich nach den Ulanen um. Sein Atem dampfte dabei über die Schulter hinaus. Die Leute brachten ihre Pferde nur schwer durch den Schnee. Zwischen ihnen schaukelten auch einige Kosaken und Feldwebel der Fußtruppen auf Bauerngäulen. Die Petersburger Ulanen saßen noch am besten im Sattel.

Der Graf stieß seinem Pferd mit den strohumwickelten Stiefeln in die Weichen. Es sprang etliche Längen vor. Dann ritt er wieder allein vor den beiden Herren, denen der Haufen der Soldaten folgte, die Straße hinab zwischen den steilen Wäldern.

Der österreichische Hauptmann vom Regiment Bianchi, der den Russen entgegengeritten war, neigte sich Leutnant Sternberg zu: „Ihr Herr Major", aber er verstummte.

Der Leutnant verstand. „Er ist immer so schweigsam." Nach einer Weile begann er zum drittenmal schon: „Herr Hauptmann, erzählen Sie bitte. Sind wirklich Deutsche in der Stadt? Wie Sie und ich. Und ist sie groß, die Stadt? Wir sahen seit einem Jahre nichts als verlauste Dörfer?"

Ja, Kronstadt, dem sie als Quartiermacher der russischen Hilfstruppen entgegenritten, war deutsch, uralt und reich. Aus den ungarischen Tälern Siebenbürgens drangen seit Monaten schon die Aufrührer gegen die kaisertreuen Sachsen der südlichen Landstriche an mit Feuer und Tod. Das neue Jahr 1849 hatte unter des jungen Franz Josefs Regierung übel begonnen, den Rebellen Erfolg und in General Bem einen guten Führer geschenkt. Der Hauptmann hätte sich die Schmach nicht träumen lassen, einmal die Russen aus dem Donauland zur Rettung der deutschen Sache in das Kronland führen zu müssen. Daß er dabei auf deutsche Offiziere traf, die behaupteten, aus Riga zu sein, irgendwoher an einem Meere, und daß der Russen Offizierskorps zur Hälfte ihres Blutes sei — es schien ihm den Ritt erträglicher zu machen.

„Wie groß ist das Detachement Ihres Generals Engelhardt? Wir kennen nur ungefähre Zahlen."

„Zweieinhalbtausend Mann zu Fuß, fünfhundert Ulanen, hundertneunzig Kosaken und acht Geschütze."

Plötzlich stieß der Leutnant einen Ruf des Entzückens aus. Der Wald war rechts zurückgetreten vor einigen, im Schnee weit hinaufschwingenden Hängen. Er stand als breiter Wall vereister Tannen vor der Steinbrust eines Gebirgsstockes, dessen Kamm sich hoch oben in den Vormittagshimmel schob.

„Der Hohenstein!" erklärte der Hauptmann und zeigte über die Grate. „Sehen Sie dort das zurückgebeugte Antlitz eines liegenden Mannes, das von den Felsen gebildet wird?"

Die Gratlinie vor dem Blau der Ferne fügte sich zu einem riesen-

haften, schweigenden Antlitz, kalt und von Schneefahnen überweht, zu einem Totengesicht von sonnenloser Blässe. Es ging mit den Reitern über dem Walde mit, der sich nun emporhob, so daß einige Minuten lang die Brust des Gebirges völlig verdeckt war, das Gesicht allein darüber ragte, als trüge man hinter den Tannenhängen das Haupt einer urweltlichen Leiche. Dann traten die Waldfelder noch höher und verhüllten es. Die Offiziere senkten die Augen.

„Haben Sie es bemerkt? Es ähnelte Beussel", flüsterte der Leutnant. Der Hauptmann nickte, unheimlich berührt. Sternberg setzte fort: „Wir heißen ihn das Totengesicht. Weil er nie lacht, seitdem er seine Frau verloren hat. Vor zwei Jahren unten im Süden, wo sie ihn besucht hatte, als der Tatarenaufstand beendet schien. Sie trug ein Kind. Bei einem letzten Überfall wurde sie geraubt. Beussel schonte damals keinen Tataren, keine ihrer Herden, nichts. Die Frau konnten wir ihnen nicht mehr abjagen. Gefangene gestanden, daß einer ihrer Anführer an der Unglücklichen Gefallen gefunden hatte. Beussel stürzte, als er es hörte, wie tot zu Boden."

Der Hauptmann wollte fragen, in welchem Süden Tataren hausten, die Frauen raubten, aber es kam ihm zum Bewußtsein, daß diese Männer aus wilden Fernen stammen mochten, wenn sie auch Deutsche waren; sie mußten wohl etwas von den Russen an sich haben.

Das Tal begann sich langsam zu öffnen. Man sah die Hochebene mit Dörfern und Weilern.

Am Purzentor begrüßte der Stadtkommandant Oberst Stutterheim die Herren, die absaßen. Man einigte sich rasch, nachdem die Zahl der anmarschierenden Truppen gemeldet worden war, über die Quartiere. Graf Beussel wurde gebeten, beim Stadtpfarrer Christoph von Greißing abzusteigen, wo für Gesellschaft gesorgt sei. Zwei Kameraden von den Savoyen-Dragonern wohnten schon dort, Wiener, heitere Kavaliere, ein Reichsfreiherr, ein Prinz.

„Ich danke für die Güte", antwortete Beussel. „Ich bitte um ein Zimmer in einfachem Bürgerhaus. Ich liebe die Gesellschafterei nicht, Pastoren noch weniger, adlig bin ich selbst. Gebt mich zu einem Handwerker, der kein Dreckkerl ist."

„O bitte!" Stutterheim verbeugte sich erstaunt. Ein Leutnant der städtischen Freischar übernahm es, dem Major Quartier zu beschaffen. Er führte ihn zu einem Vetter, dem Stadtrat und Leineweber Teutsch in der Oberen Burggasse. Das Haus war nicht still, mehr als zehn

Gesellen, etliche Lehrbuben, Mägde und rumänische Knechte arbeiteten in den Werkstätten des Erdgeschosses. Vor dem Gebäude floß ein Bach in einem schmalen, tiefgeschachteten Holzbett die Gasse hinab, in der viele Weber wohnten und das Wasser nutzten. Unmutig ob dieses Getriebes, über das Gaffen der Leute und ihre freudigen Zurufe, trat der Major durch das breite Tor, fand an dem noch jungen Hausherrn nichts auszusetzen, so daß er ihm die Hand reichte und dann in das für ihn rasch geöffnete Zimmer im Oberstock schritt. Als er beim Eintreten das Viereck der Fenster nur von einem ungeheuren waldüberströmten Berg ausgefüllt sah, dessen Spitze er erst erblicken konnte, nachdem er die Stirn an die Scheiben gepreßt und steil hinaufgespäht hatte, beschloß er endgültig, hier zu bleiben. Er drehte sich um, sah den Meister an und dachte eine Sekunde lang, daß dies schmale Antlitz auf der hohen Gestalt heimatlich vertraut sei, und er fühlte den sauberen Geruch der Stube die Lungen weiten.

„Herr Stadtrat!" sagte er, wie wenn ein Quelläderchen auf dem Brachfeld seines Herzens zu springen versuchte, „bin lange geritten, und müde. Die zehn Mann meiner Begleitung, die bei euch ins Quartier kommen, werden brav sein. Machen sie sich unliebsam bemerkbar, so verheimlicht es nicht. Kein Haar wird euch gekrümmt, kein Faden genommen. Gebt ihnen zu essen, das ist eure Pflicht — und mir auch."

Indessen wurde er noch nicht frei, denn auf der Schwelle erschien die Meisterin, ein blühendes Weib, mit geöffneten Lippen vor weißen Zähnen. Sie streckte dem Grafen die Hand entgegen und lachte: ja, essen solle er jetzt und trinken. In der großen Stube werde gleich gedeckt. Dann möge er erzählen von seinem Ritte, woher er komme und ob die Soldaten auch ordentliche Kerle seien. Man habe vor den Russen ein wenig Angst, meinte sie mit leiser Stimme. Gottlob, er sei ja ein Deutscher, gut, daß er da sei.

Dies heitere Sprechen ging in wenig Atemzügen über den Grafen, der wehrlos stand, den düsteren Kopf etwas geneigt, und die Frau betrachtete, die dabei ihre Unbefangenheit verlor. Seine Augen glitten in einem unwilligen Staunen über ihre helle Haut und die Grübchen in den Wangen, über das tapfere Kinn und den Ansatz der Brüste. Seit zwei Jahren hatte er mit keiner Frau gesprochen.

Aber er kam zum Mahle aus seinem Zimmer hervor, saß wirklich neben dem Meister und der Frau, die schon vorher mit dem Gesinde

gegessen hatten und ihm nun Gesellschaft leisteten. Die beiden merkten bald, daß ihm die Lust nicht nach der Sonne stand, die mit einem Strahle noch ins Zimmer schien. Es wurde ein stilles Beisammensein. Der Wortkarge nahm im geheimen den Anblick des Tischtuches, die gesicherte Ordnung des Raumes in sein Herz, das unruhig wurde. Er erhob sich bald und sagte aus regungslosem Gesicht: „Es hat wie daheim geschmeckt!" Die jungen Menschen lösten die Hände auseinander, die sich während des Sitzens unter der Platte verschlungen hatten. Als der Major nun gehen wollte, drehte sich ein Bübchen, das die Klinke gerade erreichte, um die sich ruckweise öffnende Türe ins Zimmer hinein, stockte vor dem Fremden und begann hilflos zu weinen. Dies ergab einen neuen Anstoß zum Reden, während die Mutter den Kleinen auf die Arme hob und der den Grafen mit trotzigen blauen Augen musterte, den Daumen im Mund. Dem Major wurde der Blick zur Folter. Er fragte nach dem Alter des Kindes, und als er hören mußte, es sei knapp zwei Jahre auf der Welt, stieß er hervor: „Der meine könnte mit diesem jetzt wohl die Kleider tauschen, wenn es ein Junge geworden ist und wenn er lebt und wenn—" Er starrte wie ein Irrer um sich, griff nach dem Becher auf dem Tische, füllte ihn so hastig mit Wein, daß ihm der dunkle Saft über den Handrücken sprang, trank und wandte sich wieder. Seine Hand kam zögernd auf das Haupt des Knaben, wobei ein Tropfen von den Fingern rot über die Kinderstirne lief.

Die Bestürzung, in der er seine Gastgeber zurückließ, vermehrte sich, als sie nach einer Stunde eine fast unvorstellbare Härte des Grafen mitansehen mußten. Einer der Russen, die in der leeren Wollkammer neben dem Stalle Quartier gefunden hatten, wurde von Leutnant Sternberg, als dieser die Unterkünfte besichtigte, dabei ertappt, wie er ein Paar fremde Stiefel in der Satteltasche verbarg. Ehe die Hausleute von dem Diebstahl etwas erfahren konnten, wurden sie auf ein ungewohntes Ereignis dadurch aufmerksam, daß ein Unteroffizier und ein Soldat mit dem Leutnant in die Stube des Majors traten, der schuldige Ulan unter Gewehr hineingeführt wurde, worauf nach kurzem alle herauskamen, der Ulan taumelnd und totenbleich. Inzwischen waren im Hofe vor den neugierigen Gesindeleuten die übrigen Soldaten ins Glied getreten. Der Major verkündete ihnen, er habe als derzeit höchster Offizier der Russen in dieser Stadt den Dieb vor ein Kriegsgericht ad hoc gestellt, daß ihn zum Tode

verurteilt habe. Er werde sofort erschossen. Jetzt erst begriff der Hausherr, den die Neugierde ebenfalls herbeigeführt hatte, worum es ging, aber wenn es ihm auch die Kehle zuschnürte, er merkte noch nicht, daß die Ursache des Spruches ein Diebstahl an ihm selbst war. Da trat der Major vor ihn hin, überreichte ihm die Stiefel, entschuldigte sich, daß ein Schuft unter den Leuten sei, und bat ihn, das Diebsgut dem Eigentümer zu übergeben.

„Es sind meine Stiefel!" schrie der Meister und ließ sie fallen, „ich bitte euch, laßt den Kerl laufen!"

Seine Frau eilte bebend heran und flehte gleich ihm um das Leben des Burschen, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Sie faßte den Major an den Händen, ihr Atem stieß ihm ins Gesicht, die Tränen sprangen ihre Wangen hinab. Wie verzaubert unter dem Anprall schloß er die Augen, dann machte er sich in jäher, wie es schien hilfloser Wut frei und brüllte dem Leutnant einen Befehl aus verzerrtem Munde zu. Die Soldaten marschierten klirrend ab. In dem Hofe, auf den sich die Dämmerung senkte, blieb eine maßlose Stille. Die Lehrjungen drängten durch das Tor hinaus und blickten den Russen nach, die den kurzen Weg zur Stadtmauer hinaufschritten. Der Major hielt, als wäre er auf den Fleck hingebannt, die Augen zu Boden, die Hände auf den Säbel gestützt. Sie lauschten atemschwer. Doch die Salve, die bald herüberpeitschte, wurde aufgenommen vom langhin dröhnenden Vesperläuten des Domes, das in diesem Augenblick einsetzte, als wollte es die Seele des Ulanen in die östliche Ferne hinauswiegen.

Der Major hob das Haupt, während alle noch unter den Erztönen bebend horchten, und sagte aus einem staunenden und in diesem Augenblick gerade darum unheimlichen Gesicht zur Frau: „Solche Glocken hörte ich seit vielen Jahren nicht, o sie sind wunderbar!"

Teutsch führte später Leutnant Sternberg zum rumänischen Popen, der auf seine Fürsprache dem Gerichteten eine Grabstelle freigab. Als sie zurückkehrten, hatte ihm der junge Offizier die Geschichte des Majors erzählt und ihm auch mitgeteilt, daß General Engelhardt jede Verfehlung der Truppen im Freundesland mit dem Tode zu bestrafen befohlen hatte. Eiserne Kriegszucht sei die Ehre des Offizierskorps.

Als der Stadtrat dann allein durch sein Haustor getreten war, ging er langsam über den Hof, wo das Gesinde noch in Gruppen stand.

Er hörte den Russen zu, die in der Wollkammer traurige Töne sangen, ein fremdes auf- und abschwellendes Lied, wie er es nie gehört hatte. Es gemahnte ihn an ein fernes Heulen, herangeweht über endlose Ebenen der Trauer. Oben in der Schlafstube, wo seine Frau mit verwirrtem Gesicht am Bette des Kindes saß, nahm er die Bibel vom Bücherbrett und begann daraus laut zu lesen, bis das Lied verhallte und die Rufe des Nachtwächters in das Haus drangen, darin der Schlaf in vielen Wellen rauschte.

Am nächsten Abend rückte General Engelhardt in die Stadt. Vor dem Rathaus empfingen ihn der Rat, die Geistlichkeit und die kaiserlichen Offiziere. Die Gymnasiasten brachten ihm einen Fackelzug und ein Ständchen, worauf der Wein in großen Kannen in den Saal der Stadtvertretung getragen wurde.

Zwei Tage später schlug Engelhardt die sich heranwagenden Ungarn auf den städtischen Äckern. Bei dem Gefechte wurde Graf Beussel durch den Säbelhieb eines Kossuthreiters an der Stirn verletzt und lag etliche Wochen einsam, nur von den Besuchen des Arztes gestört, im Bett.

Der Weg zu seiner Stube führte durch die Küche, und die Frau sah oft, obschon sie den Wunden nie erblickte, das Innere des Zimmers voll blauem Rauch, wenn ein Soldat das Essen hineintrug. Sie spürte die dunkle Nähe des Einsamen, den sie bedauerte und fürchtete. Schon nach wenigen Tagen war ihr Bübchen einmal in das Zimmer des Offiziers gelaufen. Sie stand derweil mit klopfendem Herzen vor der halboffenen Türe, unsicher, ob sie das Kind zurückrufen solle. Doch dann hörte sie, wie der Graf den Jungen mit spröder Stimme lockte, die, ungewohnt zu Kindern zu sprechen, dennoch von Sehnsucht durchtönt war, und der lauschenden Frau trat das Naß in die Augen.

So geschah es nun täglich des öfteren, daß das Kind in die Stube lief, mit seinem unverständlichen Sprechen den Major wohl erheiterte, denn dessen Stimme drang manchmal in die Küche hinaus wie ein plötzliches Gewitter, von dem man doch nicht annehmen konnte, daß es Zorn bedeute. Der Junge schleppte allerlei Dinge des Grafen aus dessen Stube, ritt auf dem Säbel, den er kaum über den Boden schleifen konnte, durch die Wohnung und weinte, wollte man ihm den Zutritt in des Kranken Zimmer verwehren. Bald rief der Major, der sein Schicksal in den müßigen Tagen und im Frieden des Hauses

kaum noch ertrug, selbst nach dem Kinde. Und die Mutter schickte ihm den Knaben, aus dessen Geplapper dem Fremdling eine verlorene Stimme erklingen mochte

Was die Besuche des Kindes, die sich über drei Wochen erstreckt hatten, für den Grafen bedeuteten, ermaßen die Eltern erst, als der Major wieder genesen über die Schwelle trat und nach einem Gruß an die Frau mit dem Stadtrat zu sprechen begehrte. Nachdem die Männer sich in eine Ecke gesetzt, äußerte er, sein Los sei den Gastgebern wohl schon bekannt geworden, denn unter den Offizieren gäbe es Schwätzer wie den Sternberg. Der Meister nickte. Nun, fuhr der Graf fort, dies erleichtere das Verständnis für sein Anliegen, das vielleicht seltsam erscheine und ungewöhnlich, aber ruhig geprüft werden möge. Er sehe wohl, daß dieses Haus sich wohlbestellt und reich darbiete, doch sei es eben — er erlaube sich es zu äußern, — ein bürgerliches Haus, das neben viel Arbeit und Enge die Ehre der Bescheidung fordere. Jeder Vater freue sich, wenn sein Sohn in ein größeres Dasein aufsteigen könne. Dies aber wolle er dem kleinen Julius ermöglichen, sagte er mit zitternder Stimme. Er sei Herr weiter Güter in Kurland und einiger Schlösser. Kurz, er wolle das Kind an Sohnes Statt zu sich nehmen und zum alleinigen Erben bestimmen. Er plane, wenn ihm dieser Wunsch erfüllt werden könne, den Abschied aus dem Heere zu fordern und mit dem Jungen nach Norden zu reisen.

Der Meister, der gebannt zugehört hatte, erhob sich dunkel vor Empörung. Er möge bleiben, rief der Graf, nun gleichfalls stehend, er möge bleiben und ihn anhören! Ein hundertfach bedeutsameres Leben könne er dem Knaben bieten als dessen leibhaftiger Vater. Die Beussels seien Generale und Minister gewesen, Botschafter und Statthalter. Er sei der letzte seines Stammes. Er habe mit Ehrfurcht bemerkt, daß die Frau des Stadtrates wieder gesegnet sei. Er wolle seinen Antrag fünf oder sechs Jahre aufrechterhalten, warten, bis mehrere Kinder das Haus füllten und dann noch einmal um den Jungen bitten. Und während er den Meister an den Schultern packte, sagte er, bitten wolle er wie ein Bettler um das Brot des Lebens.

Teutsch erwiderte, von Mitleid und Wut durchbebt, Gott werde dem Grafen ein zweites Weib schenken; er sei ja nicht alt —

Doch hier schrie der Major mit rasendem Antlitz: „Mensch, versteht Ihr denn nicht! Sie lebt! Sie lebt jeden Tag, den ich lebe! Und wie,

Meister, und wie lebt sie! Heiraten soll ich, heiraten und dabei täglich vor mir sehen, was sie von den Hunden erdulden muß! Meister, habt Ihr kein Herz im Leibe!" Er beugte sich vor und stöhnte: „Stirbt Euch ein Weib, so ist sie in Gott verewigt. Wenn Ihr sie aber tausendfach verloren habt wie ich und dennoch wißt, sie atmet wie Ihr atmet, dann geht und nehmt Euch eine andere!" Er starrte mit Augen, aus denen das Böse funkelte, an dem Stadtrat vorbei. „Meister, es gibt für jede Tat einen Lohn. Das ist ein Gesetz! Ich habe keine Tat begangen, für die ich hätte so zahlen müssen. Ihr begreift es nicht, Meister, aber Gott ist heute in meiner Schuld. Was immer ich täte, ich habe es schon beglichen." Seine Züge entspannten sich. Er sagte leise: „Gebt mir den Jungen!" Und dann ging er, nachdem er vor dem erschütterten und wortlos steifen Mann einen Augenblick gezögert hatte, aus dem Zimmer.

Mit diesem Zwischenfall war ein Schatten ins Haus gefallen. Die junge Frau, bisher leicht und beweglich trotz der Bürde, die sie leicht empfand, schlich durch die Räume. Sie nickte bloß, unfähig, fortan mit ihm zu sprechen, wenn der Major grüßend durch die Küche ging. Sie hinderte das Kind, wenn sie dessen Absicht bemerkte, in das Zimmer des Grafen zu laufen — und hörte es doch täglich durch die Tür jauchzen, während sie stumm an der Küchenwand lehnte und auf die Klinke blickte, bis die sich endlich bewegte.

Der Major ließ keine Silbe mehr von seinem Wunsche verlauten, er sprach höflich, aber doch immer wie aus einem Nebel, was zu sprechen nötig war; seine Seelenpein durchdrang wie ein Geist Tür und Wort und Gedanken. Zu gleicher Zeit wurden die Nachrichten von den verstreuten Kampffeldern des Berglandes ungünstiger. Der Graf, der zum Verbindungsoffizier der Russen im Stabe des Obersten Stutterheim ernannt worden war, ritt neuerlich gegen die Ungarn aus und kehrte nach siegreichem Scharmützel zurück. Nach dem Fall Hermannstadts trat auch der Meister in die Bürgerwehr und leistete von der ersten Stunde an in den Feldern Vorpostendienst, immer einen Tag und eine Nacht hindurch, ehe er für die gleiche Frist heimkommen durfte. Da saß die Frau oft allein, das neue Leben unter dem Herzen, das zweijährige Kind vor den Füßen und blickte in die Schatten einer Zukunft, die undurchdringlich drohte.

In solches Warten trommelten an einem Nachmittag Mitte März die Schlägel der Bürgerwehr auf die Kalbfelle, straßab, straßauf:

Kund sei getan den Bürgern, daß der österreichische Oberbefehlshaber Siebenbürgens General Puchner vor den Ungarn das Weite gesucht habe und auch die Russen samt den Kaiserlichen aus der Stadt noch in dieser Nacht durch die Pässe abziehen. Ruhe sei geboten. Die Ungarn ständen noch weit. Jeder Bürger verfüge sich unverzüglich an seinen Platz in der Wehr, damit den Ungarn in der Frühe die Stadt ordnungsgemäß und zugleich die Waffen übergeben werden können, bis der Kaiser, der die deutsche Sache nicht verraten werde, neue Hilfe sende.

Hinter den Trommeln schritt die Angst durch die Straßen. Der Meister küßte sein Weib und rannte, die Muskete in der Faust, aus dem Tor, die Knechte hinterher. Im Hofe klirrten die Russen. Als um Mitternacht der Abmarsch begann, stand plötzlich der Major vor der Frau, die sich noch nicht zur Ruhe gelegt hatte, stand und blickte sie mit unbeherrschten Augen wild an. Sie begriff, daß er das Kind zu sehen wünschte. Abwehrend hob sie die Hand. Ehe noch ein Wort über seine Lippen drang, hatte er sich verbeugt und war durch die Tür getreten. Sie atmete mühsam auf und lauschte, die Schläfen in die Hände gepreßt, bis der Lärm der Truppen verhallt war. Dann vergewisserte sie sich, daß der Knabe ruhig schlief und eilte über die Gasse zu einer Nachbarin, weil sie die Stille des nachtönenden Hauses nicht mehr ertrug. Während sie dort am Herde saß, galoppierte ein Reiter die Gasse wieder herauf. Sie hörte es und trat, nachdem der Hufschlag jäh verklungen war, ans Fenster. Da erblickte sie in dem vagen Lichtschein, der auf die Gasse hinausfiel, wie der Major aus dem Tore ihres Hauses stürzte, ein großes Bündel im Arm in den Sattel stieg und davonjagte, wobei er den hell aufblitzenden Säbel in die Scheide stieß.

Mehr tot als lebendig wankte die Frau einen Augenblick später in die Schlafstube ihres Kindes. Die Decke des leeren Bettchens hing auf den Boden herab und leuchtete ihr entgegen.

Sie schrie aus der Zimmertür nach den Knechten, hastete die Treppen hinab in den Hof, zog selbst die Pferde aus dem Stall, und als schließlich ein rumänischer Knecht aus der Tür hervorschoß, stieß sie ihn mit den Fäusten an die Stränge. Mit ihm, einem Greis, der im Hause das Gnadenbrot aß, fuhr sie zum Schwarzgässer Tor. Sie fragte dort, wo die Schar ihres Mannes Dienst tue, und erfuhr, es sei in den westlichen Äckern, fern von dem Passe, durch den die

Russen und Kaiserlichen abmarschierten. „Fahr zu", rief sie und trieb selbst die Pferde durch das für die Nachzügler der Heere noch offene Tor in die Nacht hinaus. In ihr Gesicht wehte der kalte Nachwinterwind und der Glanz der Sterne.

Sie überholte die Nachhut der Reiterei, kaiserliche Husaren. Sie erzählte hastend dem ersten Offizier, den sie sah, ihre Not, aber der verstand sie nicht. Sie lenkte das Gefährt von der Straße ab in den gefrorenen Acker. Undeutlich klapperten die Hufe der Husaren an ihre Ohren. Bald erkannte sie, daß sie Dragoner überholte, dann Fußvolk und Geschütze, aber immer noch waren es Kaiserliche. Sie nahte rasch dem Gebirge, in Angst, daß die Russen schon den Paßeingang erreicht hatten und ein Vorfahren nicht mehr glücken werde. Sie hielt sich wieder näher an die Truppe und rief aus der Gnade der Eingebung: „Wo ist Major Beussel! Er soll halten!"

Und in die Nacht hinein fingen die Soldaten den Ruf auf, als sei er der Befehl eines Hohen an einen Offizier, der vorn reiten mochte. „Major Beussel!" sprang es von Mann zu Mann weiter, sprang schon in der Ferne über auf die Russen, die alle den finsteren Grafen kannten und dessen Namen weitergaben. „Major Beussel!" über das langsam ziehende östliche Heer, das in den Paß eingedrungen war.

Der Graf trabte im Graben der Straße rasch an den marschierenden Abteilungen vorbei. Er wußte nichts als das eine: vorwärts! Er wiederholte immer wieder: „Gott sei's gedankt, daß ich die Frau nicht antraf!" Er trieb sein Pferd. Die Linke tastete oft nach dem Kind, das in einen Pelz gewickelt war, offenen Auges lag und staunend und still. „Beussel, wohin?" hörte er es neben und schon hinter sich, wenn ihn die Fackeln bestrahlten, die hier und da entflammt worden waren. Doch plötzlich bäumten sich die Rufe wie ein Strom durch das Tal herauf, vom Echo der Bergwände gedoppelt und verdreifacht. „Beussel!" durch die Nacht! „Beussel zurück!"

Der Graf hielt erschreckt an. Er blickte über die Schulter nach hinten. Das Tal war eng geworden. Die Tannen lauschten rot im Fackelschein. Hoch oben drückte der Himmel aus dem Hohenstein das Totenantlitz vor dem sich hebenden Mond empor. Der Graf suchte, wo er das Kind verbergen konnte. Er ritt einige Schritte vorwärts. Noch immer flutete der Ruf „Beussel!", eine neue Welle. Er wandte das Pferd und ritt zurück. Er dachte das Kind in einen Troßwagen zu legen. Keiner polterte heran, so weit er blicken konnte in der unklaren

Helle der Nacht. Er ritt rascher nach hinten. Offiziere riefen wieder. Immer noch Fußvolk, endlich einige Wagen. Er spähte in den ersten, er spähte in den zweiten. Die Fahrer waren ihm unbekannt. Er ritt weiter zurück. Wieder Reiterei. Kosaken. Endlich Wagen und dahinter seine Ulanen und hinter denen — er sah es genau in dem sich öffnenden Paßausgang — die Österreicher. Leutnant Sternberg hielt vor ihm.

„Wer rief mich?"

„Von den Österreichern kam es", antwortete der Leutnant und starrte mit aufgerissenen Augen auf das Kind. Seine Hand hob sich, staunend stieß er hervor: „Herr Graf, das ist doch —"

„Sternberg, das Kind bleibt im Troßwagen. Decken Sie es warm!"

Er legte es selbst ins Stroh, befahl dem Fahrer Achtsamkeit, so ihm sein Leben lieb. Er werde gleich wieder da sein. Nachdem er sich aufgerichtet, nickte er Sternberg drohend zu, gab dem Pferde die Sporen und fegte den Österreichern entgegen.

„Sie wünschen mich zu sprechen", keuchte er, vor Oberst Stutterheim haltend. Der verneinte erstaunt. Der Ruf sei von hinten gekommen. Die Herren des Stabes umschlossen ihn, angedrängt von den heranmarschierenden Truppen. Ein Irrtum, meinten einige; aber er möge mit ihnen weiterreiten, und aus den Worten klang es, sein Platz sei als Verbindungsoffizier bei Stutterheim. Bevor Beussel antworten konnte, trieb knapp an dem sich zur Paßenge schließenden Hang ein leichtes Stadtgefährt rücksichtslos vorbei und durch den Graben auf die Straße hinauf. Es hielt. Eine Frau schrie mit heiserer Stimme Beussels Namen.

Der Ring der Offiziere öffnete sich. Auf dem Wagen stand, die hellen Haare ins Gesicht geschüttelt, von den Fackeln wild überstrahlt, die den meisten Offizieren bekannte Frau des Stadtrats. Mit jedem Wort, das sie rief, stieß der warme Nebel ihres Herzens heraus. Sie schien nicht zu wissen, vor wem sie war. Sie sah niemand an. Sie erblickte Beussel nicht, der das Haupt in den Nacken warf und die Augen über die Frau hinaus ins Gebirge richtete. Stutterheim faßte die Mutter an der Schulter, rüttelte sie, rief sie an. Ihr Blick fiel auf ihn. Sie stammelte.

„Beussel hat meinen Buben mitgenommen!"

Hinter den Offizieren staute sich der Vortrab der Österreicher. Stutterheim gab mit erhobener Hand das Zeichen zum Halten, dann

wandte er sich dem Grafen zu. Als der noch immer unbeweglich in die Ferne starrte, reckte sich der Oberst etwas im Sattel und räusperte sich. Da sagte Beussel, ohne das Haupt zu bewegen: „Herr Oberst, schicken Sie bitte einen Reiter zum letzten Planwagen der Petersburger Ulanen. Mein Befehl: Leutnant Sternberg soll das Kind übergeben. Ich bleibe bis dahin in Ihrer Gewalt."

Die kaiserlichen Offiziere saßen steif vor Staunen auf ihren unruhigen Pferden. Durch die Stille, die gleichsam an den Rändern vom entschwindenden Lärm der Russen und dem Gebrodel der Österreicher umfaßt war, klang der Galopp eines Reiters in den Paß hinauf. Als der Mann wiederkehrte ritt er im Trab. Die Mutter sah ihm, noch immer im Wagen stehend, unverwandt entgegen. Die Stille im Kreise der Offiziere lastete. Der Mond schwebte über dem Kamm des Hohensteins in einem Himmel, den der Morgen schon entfärbte. Stöhnend riß die Frau das Kind an sich, drehte es dem Lichte zu, betrachtete es. Die Lippen des Knaben bewegten sich. Er plapperte und regte sich im Pelzbündel. Während ihr die Tränen über die Wangen stürzten, rief die Frau: „Nach Hause, Mihail, wir fahren nach Hause!"

Tief über den Knaben gebeugt, den sie mit dem Gesicht und Schultern an die Brust preßte, die Arme darüber gebogen und die Hände im Haar, setzte sie sich auf die Wagenbank und flüsterte: „Fahre vorsichtig, Mihail!"

Oberst Stutterheim blickte ihr, die Hand am Helm, nach. Als sie in der Dämmerung am Waldrand verschwunden war, erklang seine Stimme sehr kühl und über die Schulter hinweg: „Wir sind Gastfreunde Ihres Zaren, Herr Graf. Das verschließt uns den Mund vor diesem Unbegreiflichen. Wenn Ihre Truppen auch versucht hatten, uns zu helfen, so waren doch die Rollen des Gastes und Gastgebers, denke ich, noch in der Stunde des Abmarsches, umgekehrt auf uns verteilt. Aber — unter Offizieren habe ich wohl nichts mehr zu sagen."

Beussels Körper zuckte, als erlitte er einen Schlag. Seine Rechte bemühte sich, nach dem Säbelgriff zu fassen. Sie sank kraftlos. Die Österreicher setzten sich in Gang. Eine Stimme drang durch den Lärm: „Gott helfe der Frau auf dem Heimweg."

Trappelnd zogen die Savoyendragoner, ein kleiner Beritt. Dann rasselnde Haubitzen, die ächzend mahlenden Räder des Trosses, Fußvolk, das ganze Regiment Bianchi, nochmals Dragoner, zuletzt Husa-

ren. Am Straßenrande so weit zurückgedrängt, daß die Hinterhufe des Pferdes im Graben stampften, ließ der Graf die Kaiserlichen vorübermarschieren. Auch hier riefen ihn manche an. Hinter der letzten Schwadron zog er den Säbel und ritt dem Wagen nach.

Er erkannte in dem Aufsteigen des Tages, daß die Frau die Heerstraße mied und am Waldrand der Stadt zulenkte. Sie mochte daran gedacht haben, daß die Freischärler bald auftauchen mußten. Der Graf hielt das Gefährt im Auge, sich selbst aber im Schutze der Bäume. Auf der Landstraße fern ritten kleine Trupps, doch wußte er nicht, welcher Partei sie zugehörten. Die Sonne fiel über das Land und lag wie Wellen von Glut in dem eisigen Acker. Weit hinter den nördlichen Hügelketten wolkte Rauch in den blauenden Himmel. Langsam fuhr der Wagen, langsam ritt der Graf. Aus dem Walde hauchte es kalt, auf dem Nacken lag manchmal der Sonnenschein wie ein linder Atem. Das Pferd stolperte auf dem steilen Waldrand und versuchte mehrmals, ganz ins Freie zu laufen. Beussel zwang es zurück.

Der Wagen fuhr nun über die Wiesen vor der Krümmung des Schneckenberges, hinter dem die Stadt liegt. Beussel sah den Kutscher die müden Pferde peitschen, um rasch den weit ausladenden Bergfuß hinter sich zu bringen und in die Sicht der Torwachen zu gelangen. Es streiften schon viele Reiter auf der Landstraße. Ein Schwarm Kossuthhusaren zügelte die Pferde an der Stelle, wo der Waldweg die Straße schnitt. Der Wagen fuhr mitten in die Gruppe hinein und hielt.

Graf Beussel gab dem Pferde die Sporen. Er löste sich aus dem Walde, fegte über die Wiesen heran, allein über die verschneiten Äcker, den Säbelkorb vor den Augen, und schrie laut in den echohungrigen Vormittag. Die Kossuthhusaren wurden aufmerksam. Ihre Pferde tanzten. Die Hände an den Brauen, versuchten sie die Kleidung des Reiters zu erkennen. Dann zogen sie blank. Sieben oder acht sprengten Beussel entgegen. Mit wahnsinniger Wut schlug er den ersten aus dem Sattel, riß das Pferd herum, traf den zweiten, schoß die Pistole doppelt ab und fehlte nicht. Einen Augenblick ohne Gegner, erspähte er, daß der Wagen, von niemand begleitet, wieder fuhr. Mit einem Zügelgriff zwang er das Pferd hoch und heulte über das aufgebäumte Roß hinaus ein befreites Brüllen. Auf den Hinterbeinen drehte sich das Tier und sprang los. Beussel senkte das Haupt auf die Mähne und brauste vor seinen Verfolgern in den Wald hinein.

Die Kossuthreiter durchstöberten das Gehölz. Sie versuchten den Waldhang hinaufzureiten. Die Hufe glitten ab. Sie verloren die Fährte auf dem Eisboden. Später sahen sie das reiterlose Pferd des Majors in die Felder hinaustraben. Sie fingen es ein.

Inzwischen wurde die Mutter von einem Rebellenoffizier, den sie um Schutz gebeten hatte, in die Stadt geleitet. Der Offizier nahm gleich Quartier im Hause des Meisters. Es war ein Deutscher aus Kaschau, von den Kaiserlichen entlassen, aus Trotz bei den Ungarn. Auf die Bitte des Stadtrates ließ er den Wald durchstreifen, in dem der Major verschwunden war. Vergebens. Man mußte annehmen, er habe sich zu seiner Truppe hindurchgeschlichen.

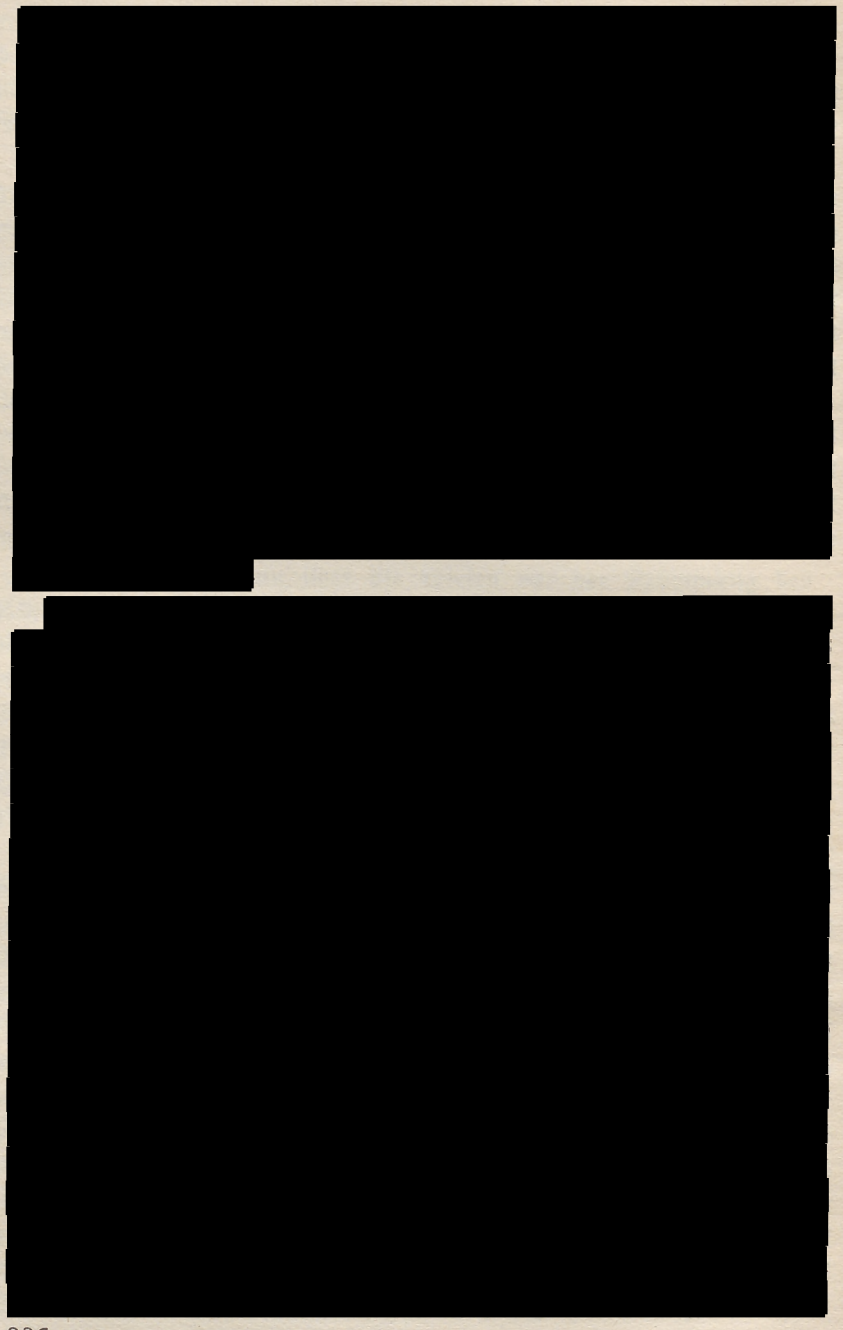
Als im Sommer die Kaiserlichen das Land säuberten und durch die Fluren endlich wieder Kinder laufen konnten, fanden Knaben auf dem Waldkamm vor dem Antlitz des Hohensteins eine Leiche. Die Bürgerwehr barg den Toten, dessen Knochenhand den Pistolenkolben noch hielt. Über dem Herzen war die Ulanka durchschossen.

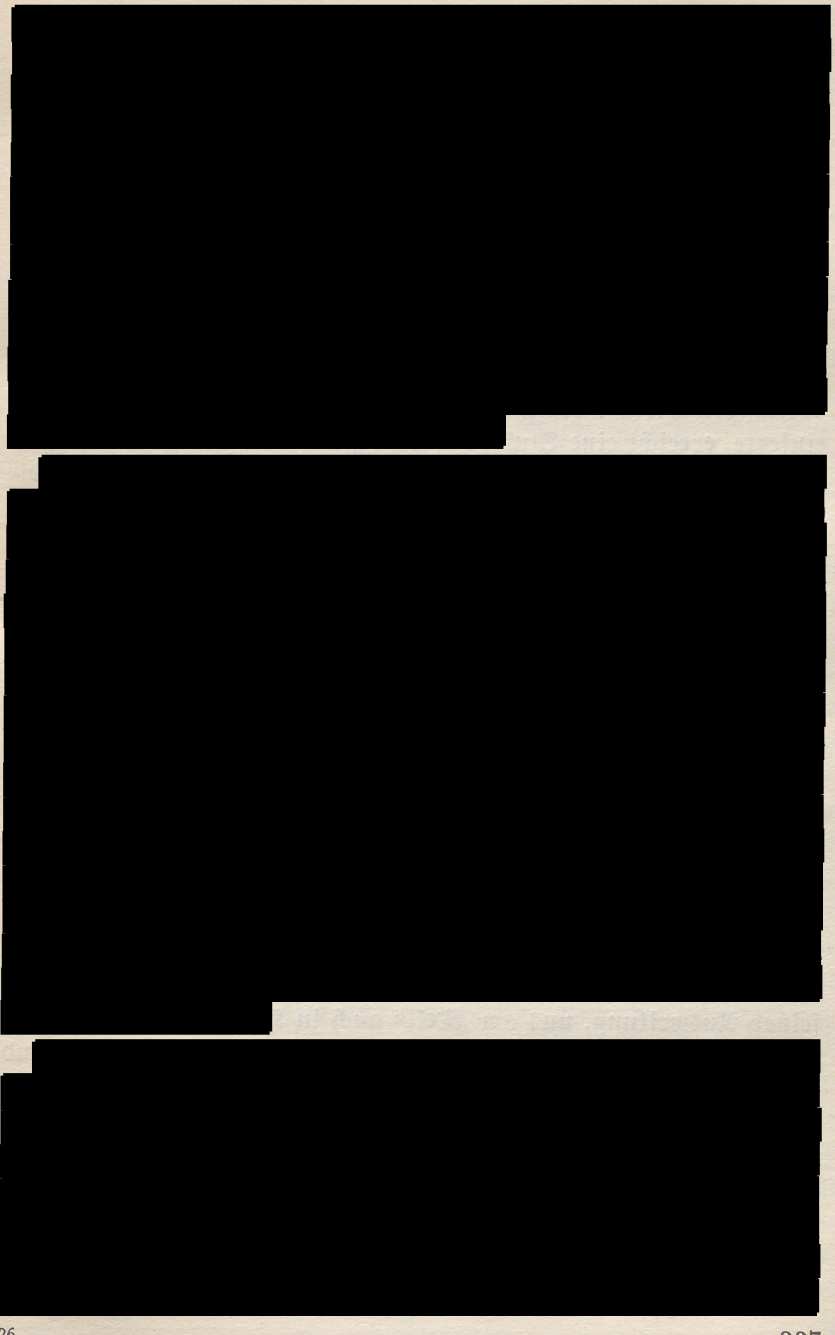
Gruß an Hans Grimm

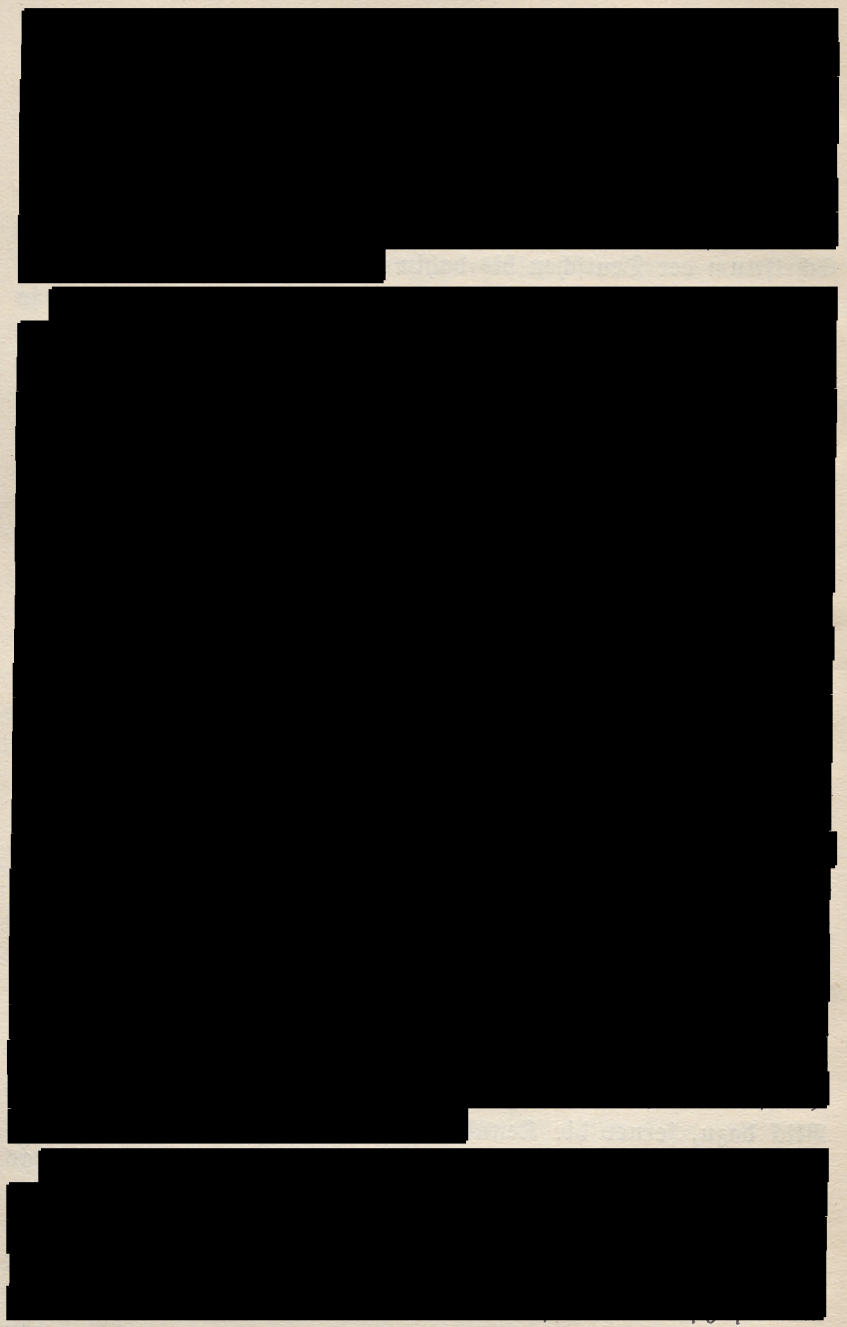
Zur zehnten Wiederkehr des Erscheinungstages von „Volk ohne Raum"

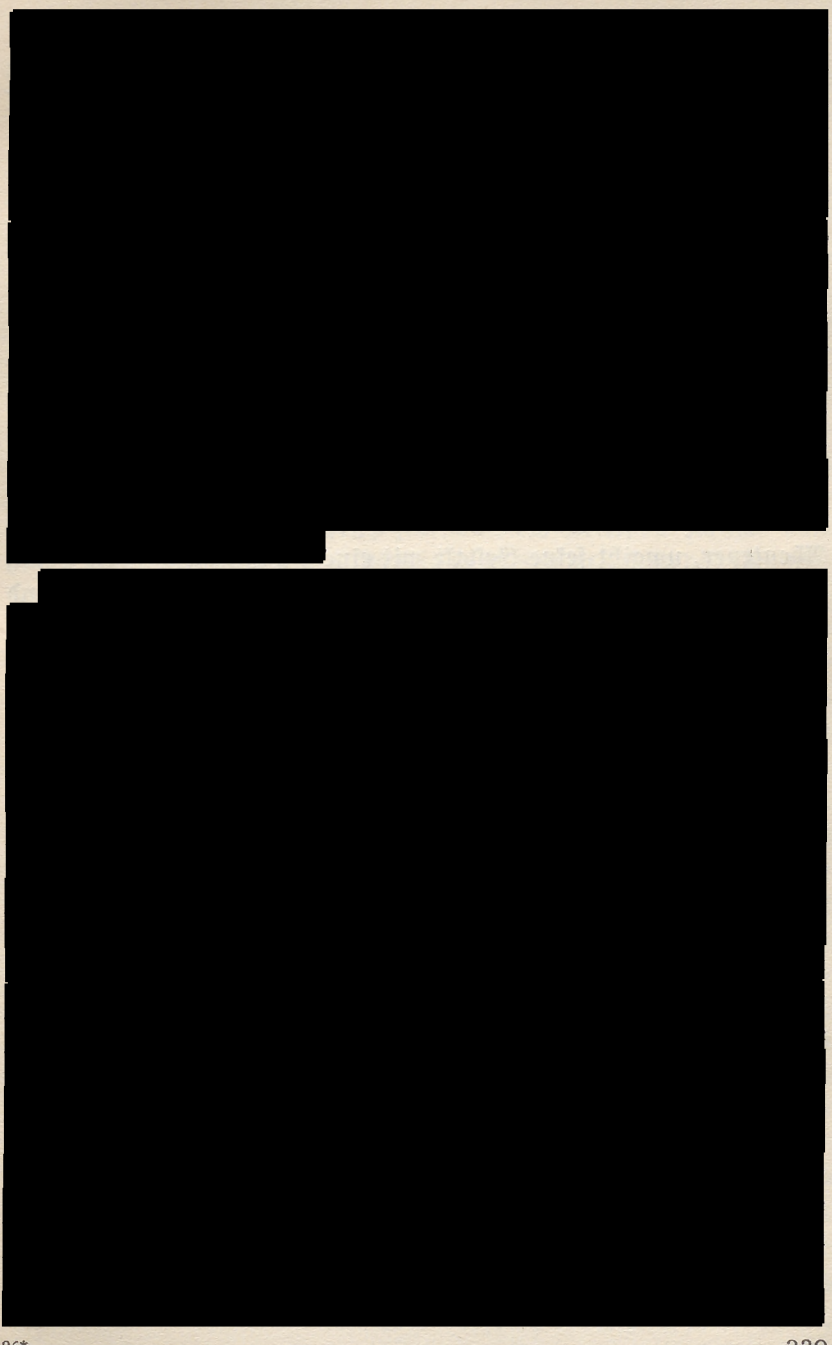
Von Erwin Wittstock









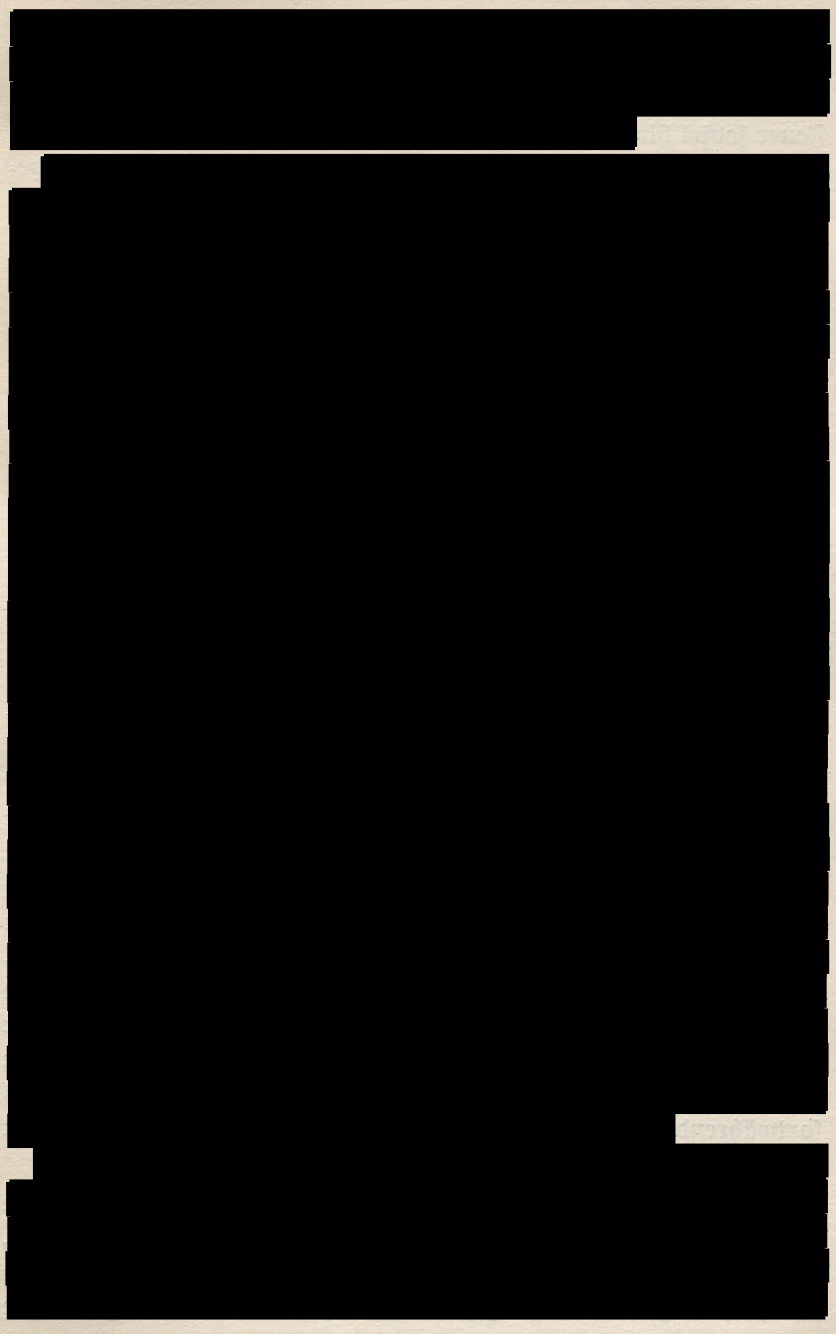


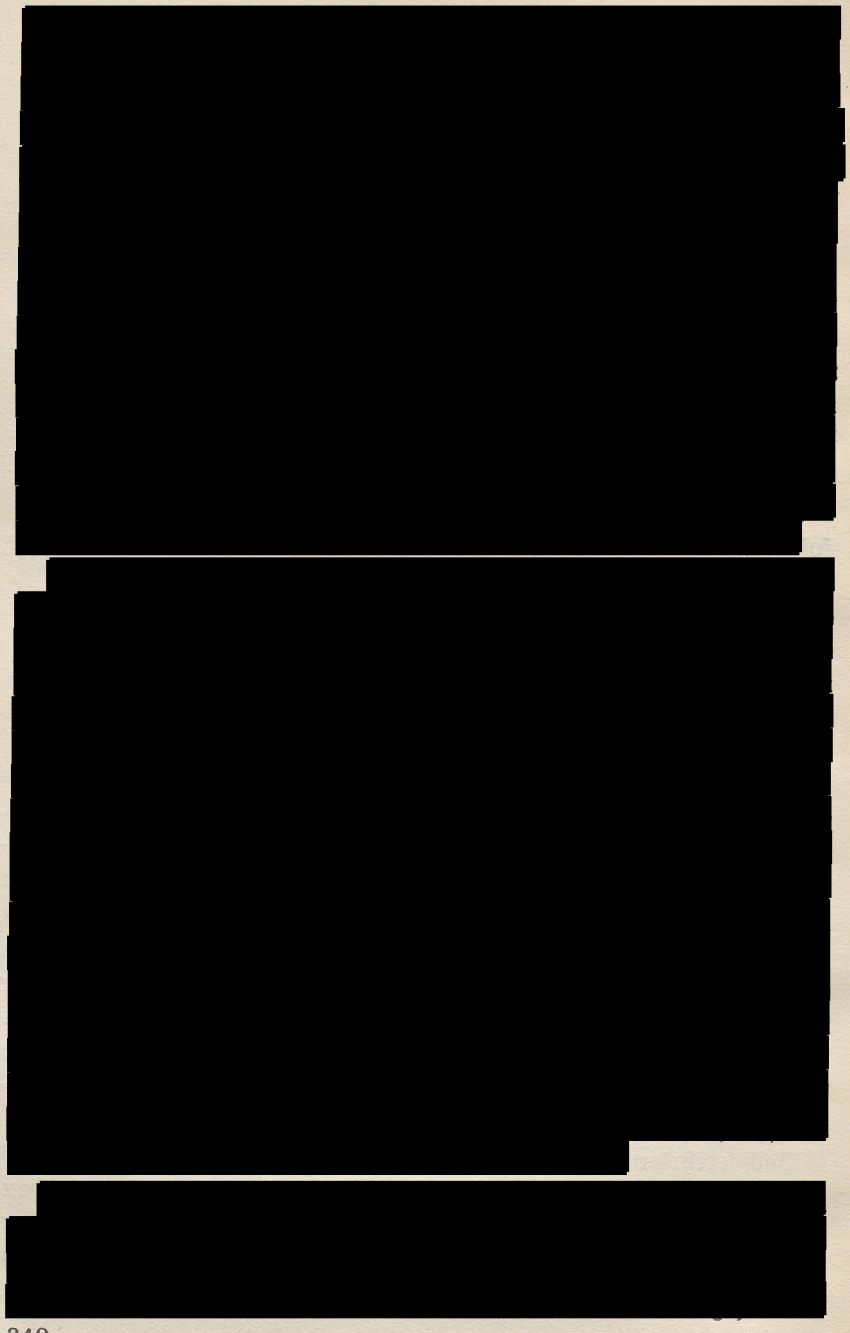


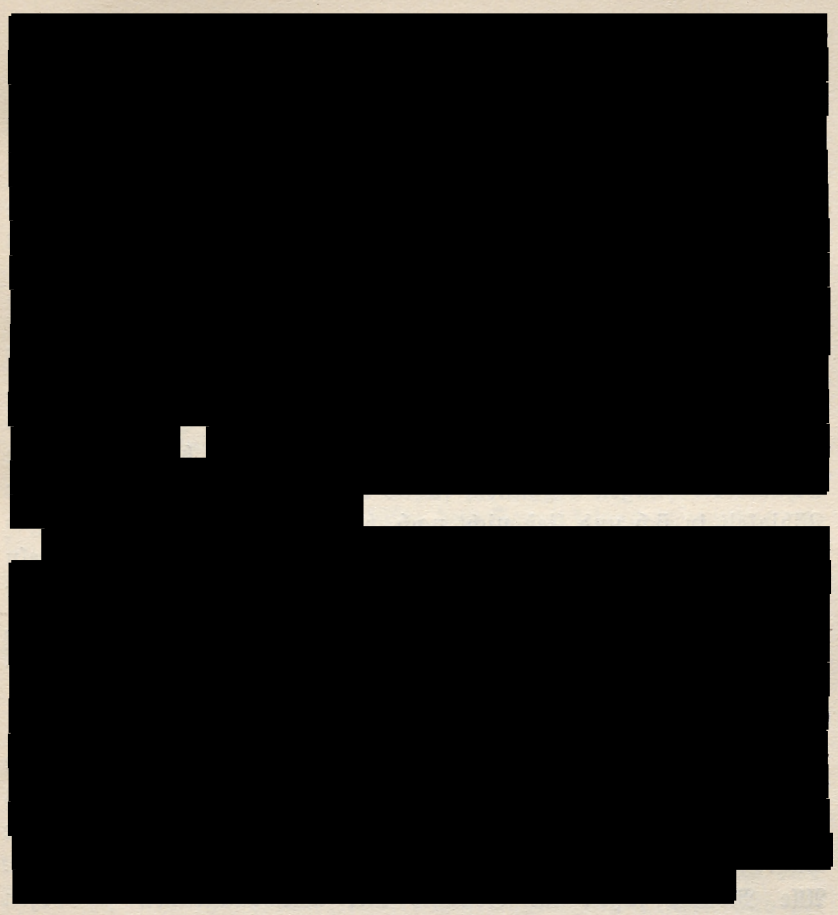


einem Zug des









Der Herbst

Von Jon Pillat

Es wiegen sich goldgelbe Vögel
gewichtlos im Birnbaum am Weinberg.
O nein: der Herbst rüstet wieder
den Schwarm seines flüchtigen Laubs.
So durchsichtig ist heut die Luft wie
im Bergfluß der Spiegel des Wassers.
Und nur eine Wolke noch schimmert
im Dämmern — ein silberner Fisch.

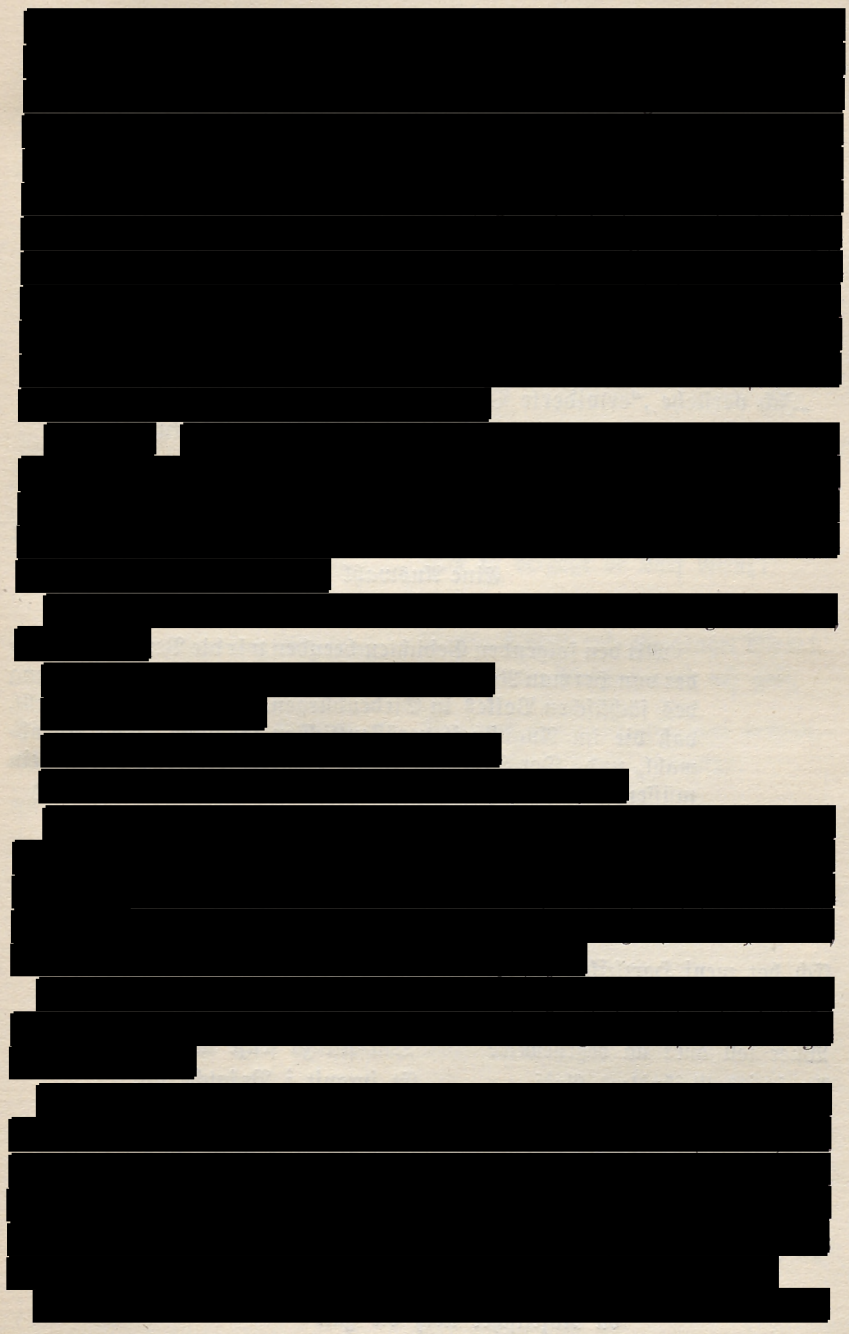
Übertragung von Harald Krasser

Im Kloster

Von Mihail Sadoveanu

Der folgende Abschnitt entstammt der von Harald Krasser besorgten Übertragung des berühmten Romans „Baltagul" („Das Beil") von Mihail Sadoveanu. Dieser Roman erscheint in kurzem in der Romanreihe „Süd-Osteuropa" des Verlags Albert Langen/Georg Müller in München. Die Schriftleitung.

[redacted]





Die alte Dichtung des sächsischen Volkes in Siebenbürgen

Eine Auswahl

Von Herman Roth

Mit den folgenden Gedichten beenden wir die Veröffentlichung der von Herman Roth besorgten Auswahl aus der alten Dichtung des sächsischen Volkes in Siebenbürgen. Es sei noch festgestellt, daß die im Augustheft veröffentlichten Gedichte „Das Abendmahl„ und „Der Tod" im 16./17. Jahrhundert entstanden sein müssen, wie uns H. Roth mitteilt. Die Schriftleitung

Der Liebsten Grab

Ech schmiß zwô adle Rîsen
zem huie Fenster hinous.

Ech hat menj Harzlefken trôfen,
dat ät jô stärwe moßt.

Wuer soll äm't nâ begruewen?
An senjes Grîßvôters Grâf.

Wat stît ze senje lâwe Hîsden?
Dô stît en galda Schräft.

Wat stît dora geschriwen?
Da gruiß Troa am Hous.

Wat stît ze senje lâwe Sejten?
Et stôn zwê Bîmcher zuert.

Daot în daot drît dâ Maschket,
Daot aunder dâ Nâjeltcher.

Wat stît zâ senje lâwe Feßen?
Et spranjt î Bräntche kâl.

Daut dîlt sich än zwê Flêßker,
da drêwe zwê Millerâd.

Daut înt daut milt dâ Maschket,
daut aundert dâ Nâjeltscher.

Dâ Maschket dôcht sich seßer,
dâ Nâjeltscher nôch vîl gât.

Das wild Vögelein

Et ſąß e klî wält Vijeltchen
af enem graenen Naeſtchen.
Et ſąng de gąnz Wänjternôcht,
De Stämm dä moßt em kläinjen.

„Säinj tâ mer mî, ſäinj tâ mer mî,
tâ klenet, wäldet Vijeltchen!
Ech wäll der ſchreiwen af deinje Flijel
mät gielem Gûld uch graener Sekt."

„„Hąlt tâ de Gûld, hąlt tâ deinj Sekt
ech wäll der nemmî ſäinjen;
ech bän e klî wält Vijeltchen,
unt nemmeſt ką mich zwäinjen.""

„Gąnk tâ eruow äm deſen Duoſ,
der Reif wirt dech uch dräcken."
„„Dräckt mech der Reif, der Reif äs kąlt,
Frae Sann wirt mech erkwäcken.""

Tagelied

Sie:

Tâ ſtîſt af und gîſt dervun,
wonî wirſt tâ wederkun?

Tâ verleßt mech, zechſt vu mir,
alle meinj Fruid ſchäcken ech mät dir.

Kîr äm, kîr äm, ſchwuarz Vigeleinj,
wieſch mer ueſ de Trêne meinj

Tâ gîſt ewêch, tâ zechſt dervun,
wunî wirſt tâ wederkun?

Er:

Zâ nicher Ândrer wäll ech giun,
nor dech ä meinjem Härzen driun.

Sie:

Verfleacht ſuol ſen de Süel deinj,
won tâ vergäßt de Lâef meinj!

Er:

Verfleach mech ned, tea ganget Bleât!
ich wäl dir bleiwen trui uch geât.

Verfleach mech ned, ech zaen dervun,
wier wîß, wunî ich wederkun.

Ech zaen ewêch, ech zaen dervun,
meinj treorig Härz meß mät mer kun.

Das Roſenlager

Ât woûl e Mêdche gor frâ afſtôn
unt woal gor frâ nô Riuſe gôn.

Dô begênden em zwîn Gange wäis ugedôn
dier îrſcht, dî häß et ſtäll ſtiôn.

Der zwêt begreif et un der Heûnt,
hie lîet et, dô at Riûſe ſąnt.

Hie liet ät ainjder'n Lainjt verſpreît,
dô wôr e Bät mät Riûſen iwerſprît.

Se leôgen dô de geûnz leunk Nuocht,
ned eint huod un de Morje geduocht.

„Ai häw ich de Schläſſel, dî den Dâg afſchleßt,
ech weil e wierfen, dô det Mier um deſſte' fleßt!"

Drei Mädchen

Et gengen drą Mêdcher af enen Dąnz,
dae în dae had en pärläne Krąnz,
de Pärlen lichten uewen eraus;
de ąnder dae had en Riſeſtrauß,
de Riſen dae gąwen en gâde Gerach;
de drätt, dae hat nor e rîn weiß Dach.
Det Dach wôr weiß, det Dach wôr rîn,
de ôrem Wis wôr de heſcht än der Gemîn.

Erinnerung

Wor vil ſe mer mätenunder gegąngen,
ach înijet Härzke menj,
en ſen es uch äm den Hąls gehąngen,
geſchîde meß et ſenj,
ach înijet Hârzke menj.

Wor vil ſe mer mätenunder geliegen,
ach înijet Hârzke menj,
an Troa uch an Frewiegen,
geſchîde meß et ſenj,
ach înijet Hârzke menj.

Wor vil ſe mer mätenunder geſießen,
ach înijet Hârzke menj,
gor munch än Schlôf hu mer vergêßen,
geſchîde meß et ſenj,
ach înijet Hârzke menj.

Liebe

Ech geng af Gąſſen, en ſchrî af Strôßen,
menj Hârzgelaifter hôt mech verloſſen.

Wun hî mich ſôch af Gąſſe gôn,
ſtând e unt ſôch mir fränjtlich nô.

Wô sôl ich e saken, wô sôl ich e sąnjden?
Angder de Beimen, angder de Wąnjden?

Wô aß e mat säinjem giel kräusen Hôr?
Mer hądden es laef siwe Gôr.

Mer weolen es nien, de Frąnjtch weole net,
mer weolen es scheiden ent kangden net.

Ai Rîse rît! ai Lelsche blô!
Ech hądd en Hârzgelaesten, nor Gott weiß wô.

Ai Lelsche blô! ai Rîse rît!
Ech hądd en Hârzgelaesten, dier aß nâu dît.

Kleiderfreude

Em kûft mer ug en Mąnkel
zâ er Morjegôf;
drangder geng ech schôkelen,
drangder geng ech schôkelen
wä en gäldän Dôk.

Em kûft mer ug en Kîrschen
zâ em Jrepreiß;
drangder geng ech schôkelen,
drangder geng ech schôkelen
wä e gäldä Reiß.

Das Spiel

Dâ ich e klinzich Maedche wâr,
spild ich mät de Gangen,
dâ ich e kitzke gresser wâr,
kûme sâ gesprangen;
wae ich geng zem Âbendriecht,
spild ich mät dem heschte Kniecht.

Zwei Trinklieder

Ach dâ haerzer Weinjgeschmack!
Deinjentwieje gôn ich nackt.

Deinjentwieje gôn ich barbes,
deinjentwieje legden ich Hanger.

Tâ sąlt mir uch net entwechen,
mêr sîl ich der um Kläpeltche nôschlechen.

*

Frände, önzt ſen mir zeſummen,
lod as laſtig ſen!
Dad em bräingd of onſen Numen
och nur en Emerchi Wen.

Leza! Fê dich un ze ſchâjen!
Dat dau danrich bäſt!
Nem de Kôp mät ſumt de Krâjen!
Sonſt beku mer näſt.

Önzt äs nôch der gâd um Zapen,
lûf nur, lûf behânt!
Sonſt kaent bâld det Legl offſchnapen,
lûf unt kam behânt.

Wiegenlied

Schlôf, Hani, ſchlôf.
De Vijel ſäinjen äm Hôf,
de Katze ſpännen af'm Hierd,
de Ratze knäſpern än der Jerd,
te bäſt mer touſend Gälde wiert.
Schlôf, Hani, ſchlôf.

Ein Kinderlied

Härgodaisken, flaich än Himmel!
Sô mer, won de Motter kit,
ſô mer, won der Vôter kit,
ſô mer, won de Tatern ku,
ſô mer, won de Tirken ku;
ich wäll der Bruit brôken,
ich wäll der Mälich gâißen,
ich wäll dich än en gäldän Trun äſchlâißen.

Härgodaisken=Marienkäferchen.

Zwei Kindergebete

Ich huird e Klêkeltchi klangen,
de helij Ängel äm Hemel ſangen,
ech ſchlef bä Got dem Häre ſene Feß,
gor ſeß.
E wiekt mij of,
e ſchakt mij än de Kirch.
De Kirch wôr gekiert,
der Jelter wôr gediekt;
äm den Jelter geng ich,
Krißt den Härn emfeng ich.

Frô dich Sîl!
Frô dich Härz!
Kit me Truißt,
dier mij ouß der Häl erluißt. Amen
Amen

*

Bietklôk —
Hälf es Got!
Got der Vuoter,
Got der San,
Got der helich Gîst.
Amen

Die deutschen Bauern des Burzenlandes

Vorbericht über das Ergebnis einer anthropologischen Untersuchung

Von Albert Hermann

In den Dörfern des Burzenlandes habe ich vor 5 Jahren auf Anregung Herrn Prof. Dr. Eugen Fischers eine anthropologische Untersuchung der deutschen Bauern begonnen. Es wurden nahezu 6000 Personen aufgenommen, und zwar in 3 Gemeinden alle Erwachsenen, in den übrigen rund 25 vom Hundert. Die Arbeit ist nun abgeschlossen. Im folgenden teile ich das Ergebnis kurz mit, ehe die ganze Arbeit erscheinen kann. Doch vorher möchte ich auch an dieser Stelle Herrn Prof. Fischer und Herrn Prof. v. Verschuer für Unterstützung und Förderung meiner Arbeit herzlich danken.

Trotz der Unterschiede, die in bezug auf manche Merkmale zwischen den einzelnen Gemeinden bestehen, macht die deutsche Bevölkerung des Burzenlandes einen einheitlichen Eindruck, den eines für alle Gemeinden ziemlich einheitlichen Rassengemisches. Die Kennzeichnung desselben durch die Mittelwerte der Merkmale und die Hundertsätze der Merkmalsgruppen ergibt folgendes Bild:

Der Körper der Burzenländer ist „mittelgroß" bis „groß". Die Mittelwerte (169,2 cm, 157,6 cm) liegen an der Grenze zwischen diesen beiden Merkmalsgruppen, und weitaus der größte Teil der Einzelpersonen (3/4) muß in sie eingereiht werden. Dabei macht die Sitzgröße 51,5, bzw. 52,1 % der Körpergröße aus. (Wenn nur die Altersgruppe der 21—55jährigen in Betracht gezogen wird, ändern sich die Mittelwerte in 170,0 cm und 158,3 cm). Vergli-

chen mit Bevölkerungsgruppen, die bisher in Deutschland untersucht wurden, zeigen die Burzenländer Männer die meiste Übereinstimmung mit den Männern der Halbinsel Schwansen, den Miesbachern und den Hessen aus Burkhards und Kaulstoß. Der Mittelwert der Frauen ist zwischen dem der Geestbäuerinnen im Elb-Wesermündungsgebiet und dem der Hessinen von Burkhards und Kaulstoß gelegen.

Der Kopf ist mittellang bis lang, die Mittelwerte (188,9 und 181,2 mm) fallen in das Gebiet, in dem sich die beiden Merkmalsgruppen berühren. Die mittlere Breite von 154,6 und 149.0 mm kennzeichnet ihn als „mittelbreit", doch gehören nur wenig mehr als die Hälfte der Einzelpersonen dieser Merkmalsgruppe an. Der Längenbreitenindex läßt die Kopfform als „mittellang" und „kurz" erscheinen. Die Mittelwerte (82,0, 82,3) liegen an der Grenze zwischen den beiden Merkmalsgruppen. Mit Bezug auf die Höhe kann der Kopf im Durchschnitt als „mittelhoch" bezeichnet werden. Doch erweist sich diese aus den Mittelwerten sich ergebende Benennung nur für eine relative Mehrheit als zutreffend. Der Rest hat vorwiegend „niedrige" und „hohe" Köpfe. Bei Zugrundelegung des Längenhöhenindex ergibt sich eine verhältnismäßige Mehrheit „mäßig hoher", doch auch ein beträchtlicher Hundertsatz „stark hoher" und „mittelhoher" Köpfe. Das Hinterhaupt ist in der Regel gewölbt (70,3 %, 81,8%). Steile Hinterhäupter haben 22,1% der Männer und 15,7% der Frauen; stark vorspringende kommen vor, doch verhältnismäßig selten. Die Stirn ist bei Männern meist fliehend (53,0%), bei Frauen meist steil (67,0%).

Bei einem Vergleich mit den in Deutschland untersuchten Bevölkerungsgruppen ergibt sich eine auffallende Übereinstimmung mit Bezug auf alle Kopfmaße und Indices zwischen den Männern des Burzenlandes und den von Prof. Scheidt untersuchten alemannischen Bauern am Bodensee. Die Burzenländer Frauen sind im Verhältnis zu ihren Männern etwas langköpfiger, als es bei anderen Bevölkerungen der Fall zu sein pflegt, und dies zeigt sich auch im Vergleich mit den Frauen dieser Gruppen. Dennoch stimmt Länge und Breite ihres Kopfes im Mittelwert mit den bei den alemannischen Bäuerinnen festgestellten Maßen nahezu überein, in der Kopfhöhe bleiben sie hinter jenen zurück.

Das Gesicht (morph. Gesichtshöhe) der Burzenländer ist bei

einer stattlichen Mehrheit „mittellang". Bei dem Rest überwiegen die langen und sehr langen Gesichter gegenüber den kurzen. Der Jochbogen ist in weitaus den meisten Fällen „mittelbreit" und „breit". Der Mittelwert des Gesichtsindex liegt an der Grenze zwischen „mittelbreit" und „lang". Er vermittelt aber keine richtige Vorstellung von dem Burzenländer Gesicht, denn tatsächlich sind alle Merkmalsgruppen gut vertreten. Den gemessenen und errechneten Zahlenwerten entspricht der Gesamteindruck des Gesichtes. Es überwiegen bei den Männern „ovale" Gesichter, daneben treten „rechteckige", „rundliche", „dreieckige" und „sehr lange" auf. Auch die Frauen haben vorwiegend ovale Gesichter, doch sind bei ihnen rundliche naturgemäß viel häufiger als bei den Männern. „Rechteckige" kommen auch bei ihnen in stattlicher Anzahl vor, „dreieckige" und „sehr lange" seltener. Von einem „Typus" des Burzenländer Gesichts kann bei dieser Verteilung auf Merkmalsgruppen natürlich keine Rede sein.

Ein Vergleich der Gesichtsmaße der Burzenländer mit denen der alemannischen Bauern im Unterseegebiet, mit denen sich hinsichtlich der Kopfmaße weitgehende Übereinstimmung zeigte, ist leider nicht möglich, weil Herr Prof. Scheidt die Gesichtshöhe nur für ein Dorf (Wollmatingen) angibt. Die dort errechneten Mittelwerte stimmen mit denen meiner Marienburger und Wolkendörfer überein. Die allgemeinen Mittelwerte für die Gesichtshöhe der Burzenländer (123,6, bei 21—55jährigen 124,3, 113,8, bzw. 114,3) liegen zwischen denen der Miesbacher und der Bewohner von Schwansen. Längere Gesichter haben außer den Bewohnern von Schwansen die von Friedersdorf und des Elb-Wesermündungsgebietes, kürzere die von Fehmarn, Süderdithmarschen, der Keuperbucht, Friedersdorfs und die untersuchten Hessen von Burkhards und Kaulstoß. Hinsichtlich der Jochbogenbreite zeigen die Männer des Burzenlandes mit denen von Friedersdorf, mit den alemannischen Bauern und den Männern der Keuperbucht Übereinstimmung, die Frauen mit denen von Finkenwärder und Friedersdorf. Der Gesichtsindex der Burzenländer kommt keiner der deutschen Vergleichsgruppen sehr nahe. Dies gilt für die Frauen wie für die Männer.

Die Nase der Burzenländer (Index: 66,0, 65,0) ist vorwiegend mittelbreit und schmal (71,4%, 69,8%). Die restlichen Männer verteilen sich in dem Verhältnis 1 : 3, die Frauen 1 : 1 auf die Grup-

pen. „Sehr schmal" und „Breit". Neben den geraden sind wellige Nasenrücken häufig. Konvexe haben 24,0% der Männer, 14,0% der Frauen, dagegen konkave nur 11,5% der Männer und 25,2% der Frauen. Die Nasenwurzel ist meist „mittel", „hohe" kommen häufiger vor als tiefe. Die Frauen des Burzenlandes haben schmälere Nasen als die Männer. Bei einem Vergleich mit den in Deutschland untersuchten Gruppen zeigt sich, daß die Nasenmasse der Burzenländer für beide Geschlechter niedrigere Verhältniszahlen (Indices) ergeben als die der Miesbacher, Friedersdörfer, Nordmähren und Hessen, aber höhere als die aller anderen Vergleichsgruppen.

Was die Farben betrifft, so ergibt sich folgendes Bild: Etwa drei Viertel der Burzenländer haben braunes und braunschwarzes Haar, doch zeigt die Untersuchung der Kinder, daß die blonde Komponente viel stärker ist, als dieses Zahlenverhältnis vermuten läßt. Aufgefallen ist mir, daß im Burzenland die Blonden früher ergrauen als die Dunkelhaarigen. Die Haarform der Burzenländer ist schlicht, bei 15% der Männer und Frauen wellig, selten lockig. Trotz des geringen Prozentsatzes an Blonden hat die Hälfte blaue oder graue Augen, ein Hundertsatz von 20 grünliche, der Rest hell- und dunkelbraune. Die Haut ist hell, hat in den meisten Fällen jedoch die Fähigkeit unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen Pigment zu bilden; die Fälle jedoch, in denen dies nicht geschieht und sich die Haut nur rötet, sind nicht selten.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Burzenländer in der Körpergröße den Bewohnern der Halbinsel Schwansen, den Miesbachern und den Hessen aus Burkhards und Kaulstoß, hinsichtlich der Kopfmasse den alemannischen Bauern am Bodensee, betreffend die Nase den erwähnten Hessen am nächsten kommen. Was die Farben betrifft, so haben sie etwas dunkleres Haar, aber hellere Augen als die Alemannen. Die Augenfarbe entspricht in ihrer Verteilung ungefähr der der Miesbacher. Die Verteilung der Hinterhauptsformen (gewölbt, sehr vorspringend, gerade) entspricht der von Schwansen und Fehmarn. Der Hundertsatz an geraden (steilen) Hinterhauptsformen ist aber in der Keuperbucht und in Nordmähren größer. Konvexe Nasen sind in Fehmarn, in der Keuperbucht und in Süderdithmarschen häufiger als im Burzenland. Selbstkonvexe kommen in Fehmarn und auf Schwansen häufiger vor. Die Haarform ist in allen Vergleichsgruppen überwiegend schlicht. Im

Burzenland und bei den alemannischen Bauern ist nicht schlichtes Haar etwas häufiger als bei den anderen Gruppen.

Was schließlich die Rassenzugehörigkeit der deutschen Bauern des Burzenlandes betrifft, so ist zu sagen: Der Typus ist eine Rassenmischung. Und zwar ist der Eindruck, den man bei einfacher Beobachtung gewinnt, und der durch die gemessenen, errechneten und anderweitig festgestellten Merkmale bestätigt wird, der, daß es sich um eine Mischung der nordischen, alpinen und dinarischen Rasse handelt. Der Anteil der nordischen überwiegt, der der dinarischen ist am geringsten. Die Beteiligung anderer Rassen an der Zusammensetzung der genannten Bevölkerung spielt jedenfalls keine nennenswerte Rolle.

Rundschau

Chronik. Eine eigentliche Chronik der Ereignisse in unserer Volksgruppe aus den letzten Wochen zu geben, ist nicht nur unerquicklich, sondern auch dem Zweck wenig dienlich, den die zeitkritischen Betrachtungen dieser Zeitschrift verfolgen. Denn sie wollen jeweils eine grundsätzliche Wertung der inneren Lage unserer Volksgruppe versuchen. Sie können deshalb an dem rein mengenmäßig sich Häufenden — und ein solches sind die Versammlungen und Pressefehden der letzten Zeit — vorübergehen, um nach den Anzeichen zu spüren, die statt eines Sich-im-Kreise-Drehens eine wirkliche Fortbewegung des uns zerfleischenden politischen Prozesses ankündigen. Solche sind heute vorhanden, und es scheint, als sei die innervölkische Lage des Deutschtums in Rumänien nun doch an den Vorabend entscheidender Wendungen herangereift. Schon dies lenkt den Blick des Betrachters heute mehr in die Zukunft als in die Vergangenheit. Das sichtbarste und bedeutungsvollste Anzeichen einer Wendung ist die Ankündigung eines „konstruktiven Planes" zur innervölkischen Entspannung durch die Deutsche Volkspartei. Dies ist deshalb bedeutungsvoll, weil diese Partei bisher den Grundsatz des schonungslosen Kampfes, und sollte er jahrelang dauern, vertrat. Ihr Plan liegt noch nicht vor, es läßt sich also auch nicht beurteilen, wieferne er wirklich konstruktiv ist, oder ob er bloß die Aufstellung einseitiger Forderungen unter einem bekannten Wort enthalten wird, das damit zum anmaßenden Schlagwort würde. Wirklich konstruktiv kann er nur sein, wenn er von einer Gesinnungsänderung begleitet ist, genauer von der Einsicht, daß der innervölkische Kampf in seinen bisherigen Formen für die Volksgesamtheit schädlich ist. Es gibt eine ganze Reihe von Tatsachen, die geeignet sind, als Lehrmeister in dieser Richtung zu dienen. Darunter sind solche, die nach außen nicht in Erscheinung treten können, die aber deshalb nicht minder bedeutungsvoll, und man möchte sagen: erfüllt sind von einer völkischen Verbindlichkeit, der sich keiner unserer Volkspolitiker

entziehen kann, selbst die Führer der DVR nicht, die manchmal willens zu sein scheinen, sich über alles hinwegzusetzen. Da ist aber, sichtbar und deutlich zu jedermann redend, die Abneigung des Volkes vor dem es verwirrenden Streit der Meinungen, in dem es besonders die Erscheinung der zwei sich bekämpfenden Richtungen der Erneuerungsbewegung nicht versteht. Da ist heute, wo Versammlungen und Pressefehden kaum mehr Neues bringen, sondern eher zur weiteren Abstumpfung beitragen, die immer lauter werdende Mahnung der nutzlos im Bruderkampf vertanen Volkskraft.

So drängt die Lage von innen her nach einer Entscheidung. All die hier erwähnten Erscheinungen, wahrscheinlich aber auch die angekündigte und in kurzem zur Wirklichkeit werdende Absicht der Volksführung, durch völkische Neuwahlen eine Klärung zu versuchen, haben mit dazu beigetragen, die DVR zu einer Revision ihrer bisherigen Ansichten und zur Ankündigung eines Befriedungsplanes zu veranlassen. Es wirkt allerdings nicht mehr ernst, sondern als unredliches propagandistisches Mätzchen, wenn die „Deutsche Tageszeitung" in einem Atem mit der Ankündigung auch die Feststellung einfließen läßt, daß eben die Volksführung unfähig zu solchen konstruktiven Plänen sei. Es ist doch unmöglich, wenn Leute, die bisher den Gedanken einer organischen Verständigung hohnlachend von sich gewiesen haben, die die zwischen dem Landesobmann und Fred Bonfert angebahnte Vereinigung zerschlagen haben, die auf die Anfragen der Volksführung ausweichend antworteten, sich nun plötzlich selbstgefällig mit Fähigkeiten zu schöpferischen Friedensplänen brüsten. Der Verdacht, daß solche Pläne nur taktische Manöver seien, mit denen man Unterlagen für einen als notwendig erachteten Nachweis der Friedfertigkeit zu erbringen hofft, wird durch eine solche Behandlung der Frage so stark, daß er den Weg zu einer wirklichen Verständigung gefährden kann.

Trotzdem wird die Volksführung diesen Verdacht nicht sprechen lassen, wie dies schon Dr. Otto Fritz Fickeli in der Zeitung „Süd-Ost" ausgesprochen hat, vielmehr jede offen und ehrlich zur Herbeiführung einer entspannteren Lage dargebotene Hand mit derselben Offenheit bereitwillig ergreifen. Sie ist dazu durch die Verantwortung der Volksgesamtheit gegenüber verpflichtet und durch ihre innere Einstellung zu den Fragen der Erneuerung und des Aufbaues unseres deutschen Volkes in Rumänien gedrängt.

Deshalb sei auch hier kurz, aber ernst die Frage darnach gestellt, was geschehen müßte, um eine wirkliche Befriedung in unserem Volke herbeizuführen. Vor allem muß eine endgültige Verständigung alle Gruppen unseres Volkes umfassen, nicht bloß die beiden sich befehdenden Richtungen der Erneuerungsbewegung. Dabei muß mit letzter Klarheit deutlich werden, daß alle Innenarbeit in unserem Volke nach den Grundsätzen der Erneuerung vor sich zu gehen hat, und es hat sich jeder Volksgenosse, der Arbeitsführung beansprucht, endgültig die Entscheidungsfrage zu stellen, ob er im Rahmen solcher Grundsätze arbeiten kann, oder

es vorzieht, auf Arbeitsführung zu verzichten. Bevor ein solcher Zustand nicht erreicht wird, wird es keinen endgültigen Frieden geben, denn man kann heute, wo für jeden Deutschen die kulturelle und soziale Arbeitslinie klar gegeben ist, das Volk nicht mehr rückwärts führen, ohne es an den seelischen Abgrund zu führen. Gelänge es, diese Erkenntnis zum Siege zu führen, dann hätte sie sich in einem eingehenden Arbeitsprogramm sozialen und kulturellen Inhaltes niederzuschlagen, dem sich der Einzelne und die Arbeitsvereinigungen unseres Volkes unterzuordnen hätten. Dann würde die Arbeitsenergie aller Kreise in dieser Arbeit und der Schulung für sie gebunden werden können, während alle politische Initiative, auch die zur politischen Volksversammlung, an die Volksorganisation überginge. Es ist offensichtlich, daß damit auch die Fragen der politischen Parteien ihre organische Lösung gewissermaßen selbsttätig finden würden.

Es ist nicht zu leugnen, daß wir von diesem Ziel, das einen Idealzustand darstellt, weit entfernt sind, und daß es aussichtslos erscheinen muß, es heute schon rein auf dem Verhandlungswege erreichen zu wollen. Praktisch kann ein solcher Friedenszustand wohl nur stufenweise verwirklicht werden, und die erste Stufe ihn zu erreichen, dürfte die Herstellung der Volksdisziplin und des Gehorsams überall dort sein, wo er verweigert wurde. Für die Herstellung der Volksdisziplin ist wohl der Plan der Volksführung der geeigneteste: durch Ausschreibung von Neuwahlen in allen Siedlungsgebieten auf Grund des Volksprogrammes neue Körperschaften zu bilden und damit die Volksorganisation neu zu unterbauen. Um unnötige Verwicklungen zu vermeiden, brauchte hiebei die Frage des Volksprogrammes nicht weiter erörtert zu werden, als es die Durchführung der Wahlen erfordert, während eine grundsätzliche Beschäftigung mit diesem Programm den neuen Körperschaften zu überlassen wäre. Notwendig wäre zu einem wirklichen Erfolge dieser Maßnahme, daß die Beteiligung an den Wahlen allgemein und der Wille, sich den neuen Körperschaften in strenger Disziplin zu fügen, ebenfalls allgemein wäre. Gleichzeitig mit diesem Versuch einer Neuaufrichtung der Volksdisziplin, hätte die Vereinigung des Konfliktes zu erfolgen, in den sich eine Reihe von Pfarrern und Lehrern der ev. Landeskirche aus Parteigründen mit ihrer Oberbehörde begeben haben. Da es klar ist, daß die Oberbehörde mit ihrem Erlaß vollkommen im Rechte war, daß sie tatsächlich gar nichts getan hat, was einer Vergewaltigung gleichkommt, vielmehr die widerspenstigen Angestellten rein aus parteilicher Aufhetzung gehandelt haben, kann dieser Gegensatz nur durch die Rückkehr dieser Angestellten zum Gehorsam bereinigt werden. Nicht vor, sondern erst nach den Wahlen, kann die Wiederherstellung der Volksdisziplin in der Jugendarbeit erfolgen. Sie muß aber vorgenommen werden und hat dadurch in Angriff genommen zu werden, daß die Jugendarbeit wieder vereinheitlicht und der Volksgemeinschaft unterstellt wird, wobei die Jugendführer in der Weise zu entpolitisieren sind, daß Jugendführung mit politischer Amtswalter- und Propagandatätigkeit unvereinbar gemacht wird. Zu dieser

ersten Stufe der Anbahnung geordneter Verhältnisse in unserer Volksgruppe gehört auch die Ausschaltung des persönlichen Haß- und Giftgaskrieges in der Presse auf längere Zeit.

Das ist in kurzen Strichen wohl das, was unerläßlich erscheint und einen Maßstab auch für die Vorschläge der DVR abgeben kann.

Nachschrift. Nach Abfassung obiger Chronik wurde in der „Deutschen Tageszeitung" der konstruktive Plan der DVR veröffentlicht. Er ist zu dürftig, als daß er das Beiwort „konstruktiv" führen könnte. Der Kern dessen, was Fred Bonfert in diesem Plan vorschlägt, nämlich eine Befragung der Urwähler, ist in dem am 15. August gefaßten Beschluß des Volksrates, allgemeine Wahlen auszuschreiben, in viel weitgehenderem Maße erfüllt, als im Plan der DVR. Die letztere will zuerst eine „gesetzgebende" Versammlung von 80 Männern durch die Urwähler wählen lassen, die das Volksprogramm festzusetzen und auf Grund desselben dann Neuwahlen auszuschreiben hätte. Zweifellos ist auch dieser Weg gangbar, aber der des Volksrates hat den Vorzug praktischer und legaler zu sein. Neuwahlen bieten reichlich Gelegenheit, den Volkswillen zum Ausdruck kommen zu lassen und neugewählte Körperschaften haben die unbezweifelbare Berechtigung und Kraft, einen ganz neuen Abschnitt zu beginnen, also auch in der Frage des Volksprogrammes völlig neue Wege zu gehen. Es muß hervorgehoben werden, daß der Plan der DVR keine „Rückkehr zur Legalität" darstellt, sondern ganz neue Wege zu gehen versucht. Das kann sachlich an sich nicht falsch genannt werden, überrascht aber bei denen, die noch vor kurzem so sehr an einer Legalität einseitig ausgelegten Buchstabens glaubten festhalten zu müssen.

Alfred Pomarius

Dank an die Stephan Ludwig Roth-Schar.[1] Schon lange liegt uns der Dank an diese christliche Kampfschar auf den Lippen, die verkündigend durch unsere heimatlichen Dörfer zog, den Gemeinden in den Mauerhöfen der trotzigen Kirchenburgen und in den altehrwürdigen Kirchen mit gläubiger Hingabe das erschütternde Passionsspiel brachte und mit ihr Choräle sang, die die alte, ewig neue Frohbotschaft mit jugendlich-begeisterter Leidenschaft ganz neu in die alten Mauern trugen. Nun ist ein Reif auf die blühende Verkündigung dieser jungen, sich erneuernden Kirche gefallen. Die Schar hat sich aufgelöst und in die verschiedensten Teile unseres Landes zerstreut. Und doch gebührt ihr von ganzem Herzen dieser unser, später Dank. Denn das Wort Gottes, das hier ergriffen ausgestreut wurde in feierlichem Saatgang, es kehrt ja nie leer zurück. Und

[1] Die Stephan Ludwig Roth-Schar, die christliche Kampfschar des Jugendbundes, die mit ihren Passionsspielen und Schulungsvorträgen durch unsere Gemeinden zog und eine lebendige, christliche Missionstätigkeit entwickelte, hat sich, angesichts der politischen Wirren in unserem Volke und der Auseinandersetzungen in unserer Kirche, aufgelöst. Wir glauben, daß diese Auflösung nicht für immer sein wird und daß sich die glaubensstarke Jugend hier oder dort nach einer Zeit der Stille wieder zu gleichem, verheißungsvollem Tun zusammenfinden wird.

wenn auch einiges von dem köstlichen Samen auf steinigen oder dornigen Boden fiel, einiges fiel bei Verkündern und Hörern gewiß auf guten Boden und wird eines Tages hundertfältig aufgehen, wie uns gesagt ist und wie wir es seit Jahrtausenden wieder und immer wieder erleben.

Deshalb müssen wir das Werk dieser jugendlichen Kampfschar — Christ sein, heißt Kämpfer sein gegen eine Welt von Feinden — in das Licht der ewigen, nie vergessenden Liebe heben. Und hier in diesem Lichte geht dem Gläubigen auch der harte Sinn dafür auf, daß auf diese blühende Verkündigung der Reif fallen mußte. Die Jahreszeiten des Glaubens sind ja andere, wie die Jahreszeiten der Natur. Im Frühling der Bekehrung liegt unsere Seele offen da für die Saat Christi. Dann aber folgt der Winter der Bewährung, in der eine froststarrende Welt den strahlenden Verkünder in ihre eisige Öde herabreißen will, in der sich die aufrührerische Natur aufbäumt gegen das heiligende, ewige Licht. Es ist die Zeit der Prüfungen, deren „harte Knoten" uns ja auch aus Luthers Leben vertraut sind. Es ist die alles neu machende, innere Erneuerung, die den Samen unter der Schneedecke aufgehen läßt und dem sich Bewährenden die guten Früchte des Herbstes bringt, der in das gottgeeinte Leben eines ewigen, klaren Sommers übergeht. Wie jeder Gläubige durch diese Jahreszeiten hindurch muß, so muß denn auch die Stephan Ludwig Roth-Schar durch diese frostigen Winterstürme hindurch, der ihnen verheißungsvollen Saatgang unterbricht. Auch der Christ Stephan Ludwig Roth ist immer wieder durch Stürme hindurchgegangen. Die Schar sei aber auch gerade in dieser Zeit der Wirren unserer brüderlichen Liebe voll bewußt.

Dann wird es freilich für die sich Bewährenden eines Tages heißen, den Pflug tiefer noch zu tragen, in das harte Erdreich und den körnigen Samen weiter auszustreuen in unseren Landen. Dann heißt es freilich Fackelträger zu sein im unheimlichen Dunkel unserer gewitternden Zeit und das Licht weiter zu tragen durch die stürmische Nacht und weiter zu geben in seligem Tod noch von Hand zu Hand. Jetzt haben sie unseren wahrhaft brüderlichen Dank; dann aber die ewige Verheißung.

„Ihr nennet mich Licht: So sehet mich doch!
Ihr nennet mich Weg: So folget mir doch!
Ihr heißt mich die Liebe: So folgt doch der Bahn!
Denn wenn ihr mich liebt, habt ihr alles getan."

Dr. Ernst Jekelius

Die neuen Fialen an der Schwarzen Kirche zu Kronstadt. An der Schwarzen Kirche in Kronstadt ist manche schöne Einzelheit der Verwitterung zum Opfer gefallen. Die Außenchorfiguren sind zum Beispiel zum großen Teil mitgenommen. Glücklicherweise sind sie so oft photographiert worden, daß ihre Erneuerung nach den alten Mustern nicht ausgeschlossen erscheint. Zu einer solchen Ersetzung zerstörter Einzelheiten ist es nun bei den Fialen gekommen. Sie sind in den letzten Monaten abgetragen

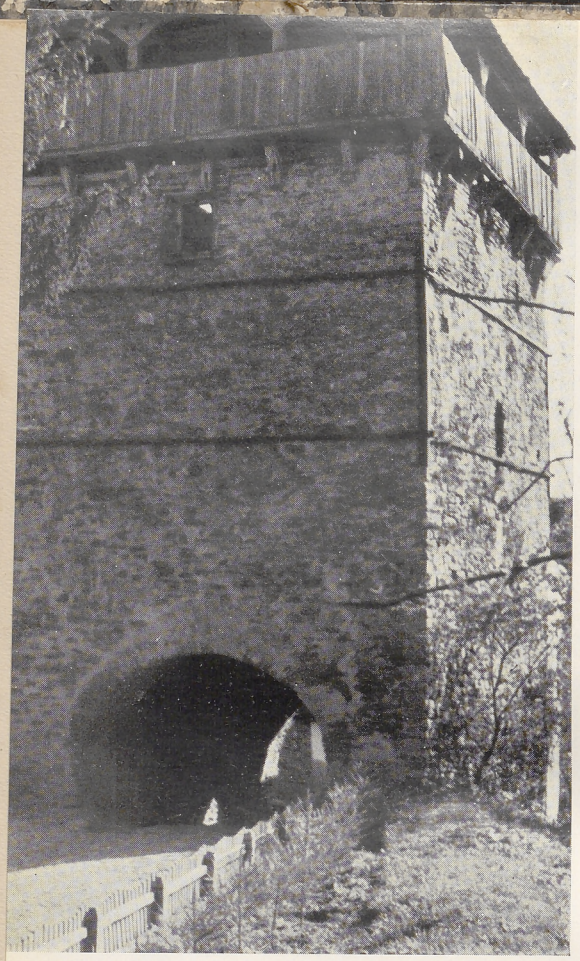
und durch neue, den alten nachgeahmte Fialen ersetzt worden (siehe unsere Bildbeilage). Es gibt manche, die ungehalten darüber sind, daß die neuen Fialen nicht aus dem gleichen Stein gehauen wurden wie die alten, sondern aus Kunststein verfertigt worden sind. Ich kann mich diesen Einwänden nicht anschließen. Unsere Ehrfurcht vor schönen alten Bauten wird keineswegs verletzt, wenn wir bei notwendigen Erneuerungsarbeiten nicht das gleiche Material benützen, das einst verwendet wurde. Wer die neuen Fialen an der Schwarzen Kirche betrachtet, wird nicht darnach fragen, ob aus Kunststein ist, was ihm da oben gefällt; er wird einfach feststellen, daß die Fialen gut sind, daß es ein anerkennenswertes Werk war, sie zu erneuern. Im übrigen ist ja Kunststein dem Stein der Schwarzen Kirche außerordentlich ähnlich. Bei den hoch in den Lüften aufragenden Fialen kann ihre Materialverschiedenheit überhaupt nicht festgestellt werden. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

An unsere Leser! Unser Herausgeber Heinrich Zillich begibt sich im September für längere Zeit ins Ausland. Während seiner Abwesenheit wird Harald Krasser, unseren Lesern seit langem wohl bekannt, die Schriftleitung der Zeitschrift besorgen, mit der Heinrich Zillich als Herausgeber auch in der Zeit seines Fernseins in engster Verbindung bleibt. Die chronologische Betrachtung der innervölkischen Ereignisse im Deutschtum unserer Heimat übernimmt für die gleiche Dauer Alfred Pomarius. Alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben und Einsendungen sind fortan an Harald Krasser, Hermannstadt, Leschkircher Straße 13, zu richten.

Zum Inhalt sind diesmal wenig Erläuterungen notwendig. Unsere Bildbeilage ist schon in der Rundschau erwähnt. Zu dem Aufsatz von Erwin Wittstock „Gruß an Hans Grimm" sei bemerkt, daß Hans Grimms großer Roman „Volk ohne Raum" in diesem Sommer zehn Jahre alt geworden ist. Die Novelle „Der baltische Graf" von Heinrich Zillich ist vielleicht einigen Lesern bekannt; sie erhielt vor einem Jahre den ersten Preis in dem großen Preisausschreiben der Zeitschrift „Die neue Linie" in Berlin; in unseren Blättern wurde sie jetzt auf Wunsch mancher Leser veröffentlicht, die keine Gelegenheit hatten, die Novelle in jenen reichsdeutschen Zeitschriften zu lesen, wo sie seinerzeit erschienen ist.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Schriftleiter Harald Krasser, Hermannstadt-Sibiu, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Marktusdruckerei A. G.



Kirchenburg Trappold



Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR OKTOBER 1936 HEFT 10

Jugendgedichte

Von Michael Albert

Stilles Glück

Hier unter mir blüht die Erde
Voll leuchtender Blumensterne;
Hoch über mir schweben die Wolken
In unermeßlicher Ferne.

Ich schreite durch all' die Wunder,
Und zwischen Himmel und Erden
Trag' ich die süße Gewißheit,
Von dir geliebt zu werden.

Meeresstille

(Gekürzt)

Strahlend bei der Sonne Schwinden
Steh'n die Wolken Turm an Turm,
Und umkost von Schmeichelwinden
Schläft der Sturm.

Wunderherrlich ausgebreitet
Liegst du vor mir, ew'ges Meer,
Groß, wie sich der Himmel weitet
Rings umher.

Wie ein Segel, golden blinkend,
Schwebt im endlos weiten Raum,
Steigend jetzt, dann wieder sinkend,
Still mein Traum.

Heitere Stimmung

Über die Höhen
Frühlingswehen,
Schimmernde Hügel
Im Wasserspiegel. —

Kann nicht rufen und weilen,
Muß fliehen und eilen,
Weil in die Ferne mich zieht
Vogelsittig und Wanderlied.

Zu Michael Alberts hundertstem Geburtstag

Von Harald Krasser

Allenthalben wird gerüstet, den hundertsten Geburtstag des Mannes feierlich zu begehen, der dem Geschlecht unserer Väter als unser größter, der „sächsischeste" Dichter galt. Da ist die Frage angebracht, ob diese Feierlust einem wirklichen Bedürfnis, einem lebendigen Verhältnis unseres Volkes zu diesem Dichter, oder nur einem Gefühl der Verpflichtung entspringt dem Manne gegenüber, der einst so viel gegolten und um den es inzwischen so still geworden ist — wenn man absehen will von seinem bescheidenen Fortleben in Schulbüchern.

Seit Michael Alberts Tagen haben sich die Wertungs- und Wirkungsmaßstäbe unserer Dichtung grundlegend gewandelt. Alberts Geltung ist eines der Opfer dieser Wandlung geworden, sie ist in Frage gestellt, schließlich fast unüberprüft als überholte Meinung der älteren Generation von der Tagesordnung abgesetzt worden. Unser Verhältnis zur sogenannten „Blütezeit" unserer Dichtung ist ein anderes geworden — ja, haben wir Jüngeren überhaupt noch ein Verhältnis zu der Welt der Albert, Traugott Teutsch und Schuster?

Wir haben vor Alberts Zeitgenossen den Vorteil, sein Werk und dessen Stellung in der Zeit aus geschichtlichem Abstand sehen zu können. Um dazu fähig zu sein, müssen wir uns der Befangenheit in den Vorstellungen unserer Tage entschlagen, wir müssen uns hüten, die Maßstäbe von heute zurückzuprojizieren. Unsere Dichtung ist sehr unmittelbar in das Kraftfeld des großen deutschen Schrifttums hineingewachsen. Das ist nicht nur Verdienst unserer Dichter von heute, das ist auch geschichtliche Gunst, das ist die Möglichkeit, seine Stimme in einem viel größeren Resonanzraum zu erproben und die fördernde Wirkung des Widerhalls bei nicht heimatlich Befangenen zu erfahren.

Wir sehen heute die „Blütezeit" nicht mehr als Höhepunkt, sondern als geschichtliche Entwicklungsphase unseres Schrifttums. Das nötigt zur Frage, ob im damaligen Zeitpunkt, ob bei unserer geistigen Gesamtlage in jener geschichtlichen Stunde „sächsische" Dichtung anderswo als im Begrenzt-Provinziellen sich entfalten konnte — oder aber sie verhallte wie Friedrich Wilhelm Schusters edles Bemühen im luftleeren Raum.

Und werfen wir weiterhin die Frage auf nach der Stellung unserer damaligen Dichtung im geistigen Haushalt der Nation. War sie nicht an die Peripherie unseres geistigen Lebens gedrängt durch die mächtige Entfaltung der volkskundlich-geschichtlichen Wissenschaft, die damals Wesen und Weltbild der Nation durchdrang, wie es nur ganz selten dem forschenden Denken beschieden ist? Die Dichtung stand im Abhängigkeitsfeld der volkskundlichen Wissenschaft, es ist keine Übertreibung zu behaupten, daß das Wirken G. D. Teutschs, Haltrichs, Müllers usw. die Voraussetzung war für das Entstehen der Dichtungen der Albert, Traugott Teutsch, Seivert.

Es gibt zwei in ihrem Wesen sehr ähnliche und für die Zielsetzungen und ihre Verwirklichungsformen bei diesen Generationen sehr bezeichnende Tatsachen, die die geistige Lage von damals verdeutlichen: In der Mitte der vierziger Jahre geben sich vier Leipziger Studenten Friedrich Wilhelm Schuster, Friedrich Müller, Josef Haltrich und Johann Mätz das Wort, die Erforschung je eines volkskundlichen Zweiges sich zur Lebensaufgabe zu machen. Wir verdanken diesem Vorsatz jugendlicher Begeisterung die Sammlung unserer Volkslieder, Sagen, Märchen und Bräuche und diese Arbeit fügte sich organisch ein in den großen Aufschwung der Volkskunde und der geschichtlichen Neuprägung unseres Volksbewußtseins. Zu Beginn der sechziger Jahre nahmen sich Albert und Traugott Teutsch vor, in dichterischer Darstellung dem Volke Vergangenheit und Gegenwart zu deuten. Am Ende der Ausführung dieses Planes steht Alberts Resignation unter dem bedrückenden Eindruck der Teilnahmslosigkeit der Leserschaft. Es liegt auf der Hand, wer die tiefer dem Geist der Zeit entsprechenden Anliegen vertrat.

Man hat sich daran gewöhnt, Albert, Schuster und Traugott Teutsch als das Dichterdreigestirn der Blütezeit zusammenzusehen — obwohl Schuster schon durch die Eigenwilligkeit seines Werkes sich sofort aus einer solchen Gemeinsamkeit heraushebt. Die Zusammengehörigkeit dieser drei Dichter scheint äußerer Art zu sein und beschränkt sich fast nur auf die Tatsache, daß ihre umfangreichsten und auffälligsten Werke gleichzeitig in der Mitte der achtziger Jahre erscheinen. Man muß sich gewöhnen, sie getrennt zu sehen — dann wird sich gerade aus ihrer Unterschiedlichkeit ihr eigentliches Wesen verdeutlichen lassen. Schon ihre Ursprünge trennen sie voneinander. Schuster stellt seine Herkunft aus Mühlbach und sein Geburtsjahr

neben Josef Marlin und man lasse sich davon, daß dieser als Fünfundzwanzigjähriger in den Stürmen der Revolution umkam und jener als Patriarch am Vorabend des Weltkrieges ein völlig gewandeltes Zeitalter verließ, nicht über diese Gemeinsamkeit hinwegtäuschen. Beide gehören der in diesem westlichsten Winkel des Sachsenlandes plötzlich hervorschießenden Dichtergeneration der Geltch, Friedrich Krasser, Schuster, Marlin, Melas, Kirchner an, deren Auftreten vielleicht bevölkerungsgeschichtlich zu erklären ist aus dem Ausgleich zwischen altsächsischen und später zugewanderten reichsdeutschen Elementen, der sich damals in Mühlbach vollzieht. Schusters Mutter war eine Reichsdeutsche und diese seine Herkunft aus nicht nur sächsisch-mundartlichen Voraussetzungen ist für eine richtige Erfassung der sprachgeschichtlichen Stellung unserer Dichter im vorigen Jahrhundert nicht ohne Bedeutung, besonders auch für die Erkenntnis der andersartigen Dichtersprache des Bauernsohnes M. Albert, der aus restlos mundartlichen Voraussetzungen kommt.

Aber halten wir uns noch eines vor Augen: Schuster, Marlin und ihre Altersgenossen stehen im Sturm von 1848 als Jünglinge im beeindruckbarsten Alter, ihre Bildungseindrücke auf deutschen Universitäten liegen vor der Revolution, diese aber erleben sie mit leidenschaftlicher Teilnahme, als Mithandelnde. Ihr Heimaterlebnis steht noch im Zeichen einer siebenbürgischen Gemeinbürgschaft, einer engeren Zusammengehörigkeit der siebenbürgischen Völker und einer größeren Weite des landschaftlichen Raumgefühls. (Marlin schreibt den Roman des Rumänen Horia, Melas übersetzt ungarische Dichter.)

Albert hat die Revolution als dreizehnjähriger Trappolder Bauernknabe an sich vorbeiziehen gesehen, für den Jüngling ist sie vollzogene Tatsache, er wächst auf im geistigen Raum jener Schäßburger Gruppe, die unter den Notwendigkeiten der Zeit jene Verengung unseres siebenbürgischen Raumgefühles durchführt, deren entscheidendes Zeichen das Erscheinen von Teutschs Sachsengeschichte 1853 war. Albert wurzelt in kleinsächsischem Denken — wie G. D. Teutsch —, nicht in großsiebenbürgischem — wie etwa noch St. L. Roth oder J. Marlin — (wenn es mir erlaubt ist, nach Analogie von „großdeutsch" und „kleindeutsch", den gleichzeitig in Deutschland aufsteigenden Begriffen, diese Bezeichnungen zu gebrauchen).

Noch ein Trennendes aber ist bedeutsam. Ähnlich wie im großen

deutschen Schrifttum der philosophisch und theoretisch ausgerichteten Geistigkeit der Frühromantiker — die die große französische Revolution als Jünglinge von äußerster Erlebnisfähigkeit erlebten! — dem dinglicheren Realismus der jüngeren Romantiker (Kleist, Arnim usw.) gegenübersteht, so hebt sich der nachmärzliche Albert von der Gedankendichtung der Geltch, F. Krasser und von der auf das Klassisch-Ideale ausgerichteten Formkunst F. W. Schusters durch jenen landschaftlich bestimmten Realismus ab, der entwickelungsgeschichtlich wohl Alberts wichtigstes Merkmal ist.

Adolf Schullerus hat in seinem Michael Albert-Buch, dieser ausführlichsten und liebevollsten Darstellung, die je einem sächsischen Dichter zuteil wurde, schön herausgearbeitet, wie Alberts eigentümliche Begabung in dem landschaftlichen Raum des Weinlandes wurzelt und wie sie sich abhebt von der schwerfälligen Breite und Kronstädter Klobigkeit seines Freundes Traugott Teutsch — der eben noch vor Kronstadts großer und beispielloser Entfaltung ins Formbetont-Künstlerische schafft. Es muß noch eines hervorgehoben werden: daß dieser gleiche Schäßburger Raum das Sammelbecken der bewahrenden Kräfte unseres Volkstums ist und gerade damals in einem besonderen, geistigen Sinn in verstärktem Maße wurde. Schäßburg war damals die Hochburg der geschichtlich-volkskundlichen Durchdringung der Nation, die Bergschule die Erziehungsstätte zu dieser konservativen Haltung; hier liegen die Wurzeln der Tatsache, daß Albert zum poetischen Willensvollstrecker des Kreises um den Schöpfer der Sachsengeschichte wurde, der eigentliche Dichter eines sächsischen Konservativismus in dem Augenblick, in dem die Auflösung der alten Ordnungen einsetzte.

Aber damit stehen wir schon im Mittelpunkt von Alberts dichterischem Werk. Seine Novellen sind es vor allem, die vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte diesen letzten Kampf einer der alten Lebensordnung verbundenen Haltung gegen ein Zeitalter der Auflösung, der Zerstörung jahrhundertealter Werte führen. Man mag heute die Breite ihrer Exposition nicht immer angenehm empfinden — sie sind und bleiben die gültigsten dichterischen Zeugnisse einer Zeitstimmung, in der sich eine der folgenschwersten Wandlungen unseres völkischen Daseins vollzog. Die Welt des sächsischen Dorfes, aus der Michael Albert aufgestiegen, und die Welt der sächsischen Kleinstadt, in die er eingemündet war, sind der Lebensraum, in

dem er diese Wandlungen zu versinnbildlichen sucht. Später hat Bernhard Capesius in seinem Roman „Im alten Land" aus der Perspektive einer späteren Zeit noch einmal die Probleme heraufgeholt, mit denen Albert in seinen Dichtungen aus unmittelbarerem Erlebnis heraus rang.

Dem heutigen Geschlecht sind wohl am fremdesten jene Werke Alberts, denen sein heißestes Bemühen galt, nämlich seine Dramen. In den „Flanderern am Alt" können wir über allem wirklich empfundenen nationalen Pathos die Mängel der künstlerischen Gestaltung nicht übersehen. Der Dichter scheitert an der Absicht, einen epischen Stoff in dramatische Handlung umzusetzen. Die Nebenmotive, die er überbetonen muß, um die dramatische Form zu retten, führen zu sehr ab von dem wirklichen Anliegen, nämlich: das Festspiel von der Einwanderung der Deutschen in dieses Land zu geben. An dem dramatischesten Thema, das die sächsische Geschichte dem Dramatiker stellt, am „Sachs von Harteneck" erweisen sich Alberts dramatische Fähigkeiten erst recht als unzureichend. Und schließlich im „Ulrich von Hutten" wird allzu deutlich sichtbar, was die innerste Gefahr dieser Dramatik war: in der Studierstubenluft einer bühnenfremden Bildungsdichtung hineinzugeraten.

Das Herzstück von Michael Alberts Dichtung und der Teil seiner Leistung, der es am meisten verdient, im Gedächtnis seines Volkes fortzuleben, ist seine Lyrik. Andreas Scheiner hat uns die Augen geöffnet für die Notwendigkeit, die sprachgeschichtliche Lage dieser Lyrik zu sehen, — gerade im Vergleich zu den beiden anderen umfangreichen lyrischen Leistungen des Jahrhunderts, zu F. W. Schuster und Viktor Kästner. Wir sprachen schon von Schusters hochdeutschen Voraussetzungen, die neben seinem außerordentlichen Formtalent eine der Wurzeln seines lyrischen Werkes darstellen. Kästner ist der Gegenpol: er begibt sich nicht des angeborenen Ausdrucksmittels der Mundart und diese, verbunden mit der wohl größten stofflichen Dichte, die einem unserer sächsischen Lyriker im vorigen Jahrhundert gegeben war, läßt sein Werk zu der geschlossensten, und gerade in ihrer mundartlichen Prägung sächsischesten Leistung werden.

Michael Albert geht den schwereren Weg: den des hochsprachlichen Dichters. Es ist begreiflich, daß sein ungefestigtes sprachliches Vermögen den Bildungseinflüssen der spätromantischen Lyrik Hei-

nes und Rückerts erliegt, daß seine frühe Lyrik sich noch des ausgeleierten Vokabulars der biedermeierlichen Liebes- und Natursentimentalität bedient. Trotzdem tauchen schon kleine Gebilde auf, die mit ihren schwebenden Impressionen schon vorausdeuten auf den Impressionismus des frühen Hermann Kloeß. Die große Wende, der Augenblick, wo sich lyrische Formenwelt mit menschlicher Fülle vereint, liegt bei den „Totenkranzgedichten" des Jahres 1872 — (eigentümlich übrigens auch diese Gleichartigkeit mit Rückert, dessen Bedeutung für Albert und Schuster einmal gründlich untersucht werden müßte). Hier verleiht die menschliche Erschütterung dem Dichter die volleren Töne der Reifezeit. Und nun wächst Michael Albert in sein „sächsisches" Dichtertum hinein. Es ergibt sich ihm das Wesen des sächsischen Bauernlebens in lyrischen Gebilden, die manchmal nur die spätromantische Sucht, den Dichter als Verbindungsfigur in das Gedicht selbst hinzustellen, ablegen müßten, um restlos vollkommen zu sein. Bauernstube — Dorfstraße — Erntezeit — das ist der Raum eines lyrischen Realismus, von dem aus er sich das Herz des sächsischen Dorflebens erschließt — eine Vorwegnahme der stärksten Gedichte Eduard Schullerus' aus einer unmittelbareren Verbundenheit mit dem dörflichen Dasein. „Erntezeit auf dem Lande" ist der Höhepunkt auf diesem Weg, wenn man sich die schwächeren Anfangsverse wegdenkt. Hier ist ganz voll und eindrucksstark die brütende Sommerhitze über dem ganzen dörflichen Bereich fühlbar gemacht. Darüber ragt der Kirchturm, der später bei E. Schullerus wieder auftauchen wird, und das Bild formt sich zu einer bis zum Sinnbild gültigen Gestaltung unseres dörflichen Lebensraumes überhaupt. Die einzige Stelle von den nickenden Blumenköpfen, in denen die verstorbenen Kinder des Hauses geisterhaft und freundlich zugleich in die Welt der Lebenden reichen, empfindet man als nicht ganz voll und zu sehr mit den rationalen Merkmalen einer Zeit behaftet, der das Numinose des über- und Unterirdischen in dichterischem Bilde kaum mehr erreichbar war. (Man vergleiche ähnliche Übergriffe ins Geisterreich bei Carossa, um die Schwäche des Albert'schen Versuches zu erkennen.) Auf dieser Stufe gelingt es Albert auch, mit einer bei ihm ungewohnten, sehr fest gefügten Härte formelhaft die Daseinsgesetze seines Volkes auszusprechen („Vom Tage").

Hier aber kehrt unser Weg durch Alberts Dichtung zu seinem

Ausgangspunkt zurück. Der Dichter des Schäßburger Raumes, des sächsischen Konservativismus, der Bauernsohn Albert war zu dem dichterischen Ausdruck gereift, der vielleicht nur von seinen dichterischen Voraussetzungen erreichbar war. Er hatte sein Lebensgesetz erfüllt. Hier liegt sein unvergängliches Verdienst in unserer Dichtungsgeschichte: nicht einen absoluten Höhepunkt darzustellen, aber die dichterische Stimme zu sein jener großen Generation, die die bis in unsere Tage gültigen Grundlagen unserer völkischen Haltung geschaffen hat.

Lyrik der Reifezeit

Von Michael Albert

Aus dem „Totenkranz"

1.

Als du noch sagtest: „Guten Morgen!"
Eh' du zur Schule munter liefst,
Und „gute Nacht!" eh' du geborgen
In deinem weichen Bettchen schliefst; —

Als ich noch auf dem Knie dich wiegte
Wie einen kleinen Reitersmann;
Als ich dein Haupt an meines schmiegte
Und über deine Zukunft sann; —

Da hab' ich dich, vom Glück getragen,
Nur halb geliebt in guter Zeit;
Auch hast du mir in jenen Tagen
Nur halb gelebt, das fühl' ich heut'.

Erst aus der dunkeln Nacht der Schmerzen
Erstand der Liebe vollster Glanz,
Und dieses fühl' ich tief im Herzen:
Erst seit du starbst, lebst du mir ganz.

12.

Ein andres wirst du werden,
Ich weiß es wohl, du Herz;
Sei still! es flieht auf Erden
So wie die Lust der Schmerz.

Du wirst im Rückwärtsschauen
Ihn leise schwinden seh'n,
So wie im fernen Blauen
Die Berge still vergeh'n.

Erntezeit auf dem Lande

(Gekürzt)

Still ist das Dorf; der Sonne heißer Schein
Liegt voll und blendend auf den Häuserreih'n.
Die Schatten sieht man mit der Sonne wandern
Von einem Platze langsam zu dem andern.
Sonst regt sich nichts entlang die breiten Gassen;
Nur eine Schwalbe, die ihr Nest verlassen,
Die spinnt mit unaufhörlichem Geschwätz
Dort in des Baum's Gezweig ein Liedernetz.
Die Höfe dehnen sich wie müde Träumer;
Am Brunnenschwengel dürstend hängt der Eimer;
Früh morgens schon verließen ihre Ställe
Die Rinder und die Pferde mit der Schelle.
Lauscht vor den Fenstern man, so hört man nur,
Wie drinnen sacht und langsam tickt die Uhr,
Ganz so, wie nach dem Sturm von Schmerz und Lust
Gleichmäßig schlägt das Herz in einer Brust.
Wohl nicken hier und dort mit roten Köpfen
Vom Fensterbrette Blumen aus den Töpfen;
Still, still! ich seh' verklärt in ihren Farben
Die Kinder wieder, die im Hause starben;
Sie liegen nun im Fenster, blüh'n und prangen,
Indeß die Eltern weit in's Feld gegangen! —
So einsam ragt der Kirchturm dort in's Blaue,
Daß er das Dorf als Wächter überschaue; —
Ob er wohl wacht? Ich weiß es nicht zu sagen —
Doch ja! Den Glockenhammer hör' ich schlagen:
Zwölf Schläge sind's, sie tönen laut und lang,
Dann hört man wieder nur der Schwalbe Sang.

Vom Tage

Deiner Sprache, deiner Sitte,
Deinen Toten bleibe treu!
Steh' in deines Volkes Mitte,
Was sein Schicksal immer sei!

Wie die Not auch dräng' und zwinge,
Hier ist Kraft, sie zu bestehn;
Trittst du aus dem heil'gen Ringe,
Wirst du ehrlos untergeh'n.

Im März

Nun taut und schmilzt des Eises Bahn;
Natur ist still und lauscht wie ahnend;
Nur fern im Dorfe kräht der Hahn, –
Mich osterlicher Zeit gemahnend.

Die Berge steh'n so hoch und klar;
Der dürre Wald glänzt rötlich helle;
Im Blauen schwebt der Wölkchen Schar,
Und unten blinkt des Stromes Welle.

Ob ein Erinnern mich bewegt,
Ob neues Hoffen und Verlangen,
Ich weiß es nicht; die Seele regt
Die Flügel nur, wie traumbefangen.

Ich auch bin andachtsvoll und still,
Ein Kind mit lauschender Geberde —
Der Schöpfer ist's, der sprechen will,
Und seines Wortes harrt die Erde.

Volkskirche und Volksgemeinschaft

Von Konrad Möckel

Die nachfolgenden Ausführungen bilden — um einige Abschnitte ergänzt — das Schlußkapitel von des Verfassers demnächst in einem reichsdeutschen Verlage erscheinender Arbeit „Heiliges Volk".

Wenn wir nach all dem Vorgebrachten es wagen noch ein weiteres Wort über das Verhältnis von Kirche, im Sinne der Volkskirche, und der sich neu auf uraltem Grunde sammelnden Volksgemeinschaft zu sagen, so geschieht das unter einer doppelten Voraussetzung. Zunächst muß hier nun nochmals ganz deutlich werden, daß ein Siebenbürger Sachse aus seinem eigenen Volkserlebnis heraus redet. Das Gesagte ist also gebunden an ganz bestimmte, örtliche und zeitliche Voraussetzungen und an all die unaufzählbar vielen inneren und äußeren Bedingungen, unter denen gerade diese Gruppe ihr völkisches Leben in der Geschichte gestaltet hat und noch heute gestalten muß. Der Verfasser ist sich also dessen wohl bewußt, daß die Wege und Lösungen, die er selber sucht und sieht,

in gleicher Weise an anderen Orten wohl nicht gegangen und verwirklicht werden können. Es ist aber zweitens hier grundsätzlich zu sagen, daß es sich dennoch nicht nur um praktische Lösung von Einzelfragen, um politische Zweckmäßigkeitsmaßnahmen, sondern wie in dieser ganzen Arbeit um das Suchen nach einer grundsätzlichen Linie im Zusammenleben der beiden Größen „Volksgemeinschaft" und „Kirche" handelt. Es geht uns nicht um einen vorläufigen Vergleich zwischen Volksgefühl und Kirchenbekenntnis. Es ist grundsätzlich nicht volkskirchlich gedacht, wenn man mit irgendwelchen „Konkordaten" die Machtbefugnisse gegen einander abgrenzt. Die Regierenden werden hüben und drüben wohl immer wieder Verträge schließen und Grenzen ziehen müssen. Das Denken in den Kategorien der verfaßten Kirche und der ihr gegenüber stehenden irdischen Staatsgewalt oder völkischen Obrigkeit kann nie aufhören. Uns aber beschäftigen hier nicht staatsrechtliche oder kirchenrechtliche Probleme. Uns geht es — wenn man so will — um eine „biologische" Frage, um die allgemeinen seelischen Gesetzmäßigkeiten, unter denen eine segensvolle Entfaltung kirchlichen Lebens möglich ist. In diesem Sinne geht es allerdings um ein endgültiges und grundlegendes Verhältnis, das wir suchen.

Wenn in dem unverbildeten sächsischen Dorf mit guter alter Volkssitte sich am Sonntag die ganze Jugend als Bruderschaft und Schwesterschaft in der Kirche zum Gottesdienst einfindet, so ist das für unser Volksempfinden eine weitgehend selbstverständliche Sache. Auf dem monatlichen „Zugang" der Jugend (dem Apell der Bruder- und Schwesterschaften zur Rechtsprechung und Erledigung aller wichtigen Angelegenheiten innerhalb der Jugend selber) wird nicht nur das unentschuldigte Fernbleiben vom Gottesdienst unter Strafe gesetzt, sondern auch schon ungehöriges Betragen während der Feier (etwa Sprechen mit dem Nachbar) geahndet. In vielen Gemeinden haben die Mädchen die Reinigung des Gotteshauses zu besorgen. Diese Arbeit ist genau auf alle Mädchen aufgeteilt und ihre Durchführung wird gleichfalls auf dem Zugang genau kontrolliert. Oder ein anderes Beispiel. Es gehört zu den Pflichten unserer dörflichen Nachbarschaften, geschlossen den Begräbnisfeierlichkeiten der Kirche für alle erwachsenen Mitglieder, die aus dem Kreis der eigenen Nachbarschaft beerdigt werden, beizuwohnen. An vielen Orten gibt es ferner den Brauch, daß am Richttage der Nachbarschaften, der

einmal im Jahre in der Faschingszeit gehalten wird, alle Männer und Frauen der Dorfgemeinde „unter Strafe" den feierlichen Eröffnungsgottesdienst mitzumachen haben.

Man könnte solche Beispiele noch sehr vermehren. Sie bezeugen alle eine Welt der engen Verflochtenheit des ganzen Gemeinschaftslebens mit der Kirche, wie sie wohl in ferner oder naher Vergangenheit überall unter den Deutschen zu finden war. Aufklärung, Individualismus und moderne Technik haben diese alte Ordnung fast überall hinweggefegt. Sie entspricht aber in ihrer grundsätzlichen ernsten Bejahung der Gemeinschaft, die den einzelnen in Zucht nimmt, in vielen Stücken dem Geiste unserer Zeit. Was wird dort sein, wo sich so alter und neuer Geist begegnen und ihre innere Verwandtschaft erkennen? Dem ganzen Bereich volkskirchlicher Sitte ist es eigen, daß eine überlieferte Zucht in kirchlichen Dingen vorhanden ist, mit der der Pfarrer unmittelbar nichts zu tun hat, die auch nicht — oder doch nur sehr mittelbar — von den Kirchenbehörden gehandhabt wird. Wenn man die Dinge vom Standpunkt einer vom Volksganzen gelösten missionierenden Kirche ansieht, so wird es geradezu als bedenklich erscheinen müssen, wenn die ganze Dorfjugend ohne Rücksicht auf die religiöse Einstellung des einzelnen in jahrhundertelangem Gleichmaß der Sitte Sonntag für Sonntag (an vielen Orten sogar zweimal!) unter Kontrolle und Strafmaßnahmen gegen die Säumigen in die Kirche kommt. Eine lebendige Kirche weiß immer bloß von einzelnen in der Volksgemeinschaft, die zur Ekklesia, zur Schar der „Herausgerufenen" gehören. Ein solcher Massenauftrieb müßte entweder ein seltenes Wunder von begnadetem Strömen des Geistes oder — schlimmster Mißbrauch des Heiligen sein. Beides ist möglich, wenn „die Kirche" selber die Antriebe gibt und von sich aus das Leben so weitgehend beeinflußt. Wenn es wahr wäre, daß es sich bei diesen Erscheinungen um rein kirchliche Erziehung handelte, so müßte man vor der Umsicht und Geschäftigkeit, der Gabe zur Seelenführung und geschickten Volksbeeinflussung unserer evangelischen Kirche in Siebenbürgen die größte Achtung haben. Die ungeheuersten Erfolge des Katholizismus könnten damit verglichen werden und würden vielleicht in manchen Dingen in den Schatten gestellt.

Aber nun ist ja die ganze Gedankenkette, die in dieser Richtung führt, grundsätzlich auf einer falschen Voraussetzung aufgebaut. Un-

ser ganzes reich entfaltetes „kirchliches Leben" ist in einem bestimmten Sinne keine „kirchliche" Sache, sondern eine Angelegenheit des Volkslebens im eigentlichen Sinne des Wortes. Wir haben uns angewöhnt von „kirchlicher" Jugend, „kirchlichen" Nachbarschaften und dergleichen mehr zu reden. Damit ist ein unser öffentliches Denken tief und unheilvoll verfälschendes Mißverständnis in unser Volksleben eingedrungen. Verhältnisse aus Teilen des deutschen Reiches, in denen das Volksleben längst schwer geschädigt, vielleicht weitgehend aufgelöst war, sind dabei sinnlos auf unsere Verhältnisse übertragen worden. Von „kirchlicher Jugend" oder „konfessionellen Verbänden" kann man dort reden, wo es neben dem rasch pulsierenden, völlig säkularisierten öffentlichen und privaten Leben als geistige Organisation unter vielen anderen auch die verfaßte Kirche und die verschiedenen Formen der inneren Mission gibt. Wenn diese Mittelpunkte geistlicher Bestrebungen auf dem Evangelium ruhen, so werden sie sich wohl selber grundsätzlich tief und ehrlich als Volkssache empfinden. Aber den tatsächlichen Verhältnissen nach bedeuten die Einrichtungen der Kirche im Ganzen des Volkslebens, zumal in vielen großen Städten, häufig nicht viel anderes wie etwa eine Antialkoholbewegung, eine Liga für den Frieden, eine Tierschutzvereinigung und ähnliches mehr. Die Menge der Millionen, die gott- und noch mehr kirchenferne „Gesellschaft" ist das Missionsfeld. Hier werden Eroberungen gemacht und um die Behauptung des errungenen Gebietes im öffentlichen Leben gekämpft. Der soziologische Lebensraum der Kirche muß abgegrenzt und bewußt festgehalten werden. Das ergibt die häufig so krampfhaft verteidigten konfessionellen Schranken und die auf solche Verteidigung eingestellten kirchlichen Verbände. Neben ihnen her und über sie hinweg entwickelt sich das sonstige Leben des Volkes. Kirche bleibt eine Angelegenheit bestimmter, eng umgrenzter Kreise.

Mit vollem Bewußtsein wurden hier besonders ungünstige Verhältnisse ins Auge gefaßt. Sie sind gewiß im heutigen Deutschland nicht allzu häufig zu finden. Aber grundsätzlich muß wohl nicht selten die Lage der Kirche so angesehen werden. Ansätze zu einer solchen Entwicklung gibt es bei uns höchstens in den Städten. Auch da sind aber — trotz weitgehender Entkirchlichung in manchen Kreisen — die Verhältnisse auch heute noch ganz andere. Diese grund-

sätzliche Verschiedenheit liegt nicht etwa schon in einer größeren Geltung der Kirche an und für sich. Die glaubensmäßige Bedeutung der Kirche ist vielfach auch bei uns schwer geschädigt. Aber ihre größere Bedeutung liegt in einer andersartigen Haltung der Menschen zur Kirchenfrage überhaupt: die Kirche ist eben Volkssache. Wenn man also das beliebte, aber so falsche Schema: Volksgemeinschaft oder Kirche anwenden wollte, so müßte man zu der etwas paradoxen Feststellung gelangen, daß unser kirchliches Leben und kirchliches Brauchtum nicht auf der Kirchenseite des Schemas, sondern auf der Volksseite gelegen ist. Unser kirchliches Leben ist Volksleben im Vollsinne des Wortes. Will man die Volksgemeinschaft der Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart kennen lernen und verzichtet darauf, dem kirchlichen Leben seine Aufmerksamkeit voll und ganz zuzuwenden, so steht man vor einem unmöglichen Unterfangen.

Dies Volksleben ist durch verschiedene Einflüsse und wohl nicht zuletzt auch durch unsere eigene Schuld vieler Gebiete verlustig gegangen und immer mehr eingeschrumpft. Es gab eine Zeit, da nicht nur weitgehender Arbeitsdienst, eigene Rechtsprechung und eine reiche Fülle verschiedenartigsten Brauchtums unser eigen war, sondern da wir im Zunftwesen, in der Wehrmacht der Städte und Burgen, im ausgedehnten Handel artgemäßes Wesen reichlich entfalten konnten. Das alles ist weitgehend verloren gegangen. Was aber hätte erhalten werden können, ist verzagt und unentschlossen nicht weiter entwickelt worden. So ist das Volksleben weitgehend ins Stocken geraten, eingerostet und verkalkt und an eine internationale, nivellierende Zivilisation verloren worden. Dieser Entwicklung hat sich vor hundert Jahren der unvergeßliche Stephan Ludwig Roth entgegengeworfen und uns bis zum heutigen Tage mit seinem leuchtenden Vorbild Wege der Gesundung gewiesen.

Ein Restbestand völkischer Sitte ist unser kirchliches Leben. Der Schrumpfungsprozeß ist hier an der lebenswichtigsten Stelle am langsamsten vorwärts gegangen. Was wir an völkischem Leben noch behaupten konnten, haben wir in die Kirche hineingerettet. Dadurch ist es zu einer scheinbaren oder wirklichen Umkehrung des Verhältnisses gekommen, das in der Reformationszeit klar vor uns steht. Man könnte auch sagen: die Kirche hat dem Volksleben die Treue gehalten und vergolten, mit der vor vier Jahrhunderten die

Nation der Sachsen sich zur Kirche der Reformation bekannte. Auf dem Landtag von Weißenburg, der in seiner Bedeutung für die Reformation in Siebenbürgen mit dem Augsburger Reichstag 1530 verglichen werden kann, vertrat der Kronstädter Stadtrichter, Johannes Fuchs, allerdings ausgerüstet mit der „Apologie des Reformationsbüchleins" unseres Reformators Honterus und in Begleitung einiger Pfarrer die neue Lehre. Honterus selber hatte man, ähnlich wie Luther seinerzeit vor Augsburg, aus naheliegenden Gründen nicht zum Landtag ziehen lassen. Die endgültige Durchführung der Reformation in Siebenbürgen wurde aber 1550 durch die Nationsuniversität, die weltliche Zusammenfassung der Volksgemeinschaft, auf Grund der „Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen", die Honterus 1547 verfaßte, durchgeführt. Ein Werk der Volksgemeinschaft und nicht der Kirche war somit die Glaubens- und Kirchenerneuerung. Man hatte rechtzeitig erkannt, daß es hier um eine Volksfrage allerersten Ranges ging. Von da an haben wir eine volksbewußte Kirche, die zum vornehmsten Bestande völkischen Lebens gehört, und wir haben ein völkisches Empfinden, in das die Kirche als ein Stück von ihm selber tief eingesenkt und in ihm verankert ist. So konnte es weder unheilvolle Machtkämpfe mit der Kirche noch auch innere Verkrampfungen des Glaubenslebens geben, denn die Volksseele hatte freien, unbehinderten Pulsschlag und Atemzug.

Unter solchen Bedingungen ist es nicht ein Zeichen von „Verkirchlichung" und „klerikaler Vormundschaft" oder gar von „konfessioneller Verhetzung", wenn die Bedeutung des volkskirchlichen Lebens so sehr wuchs und das Volkstum in schwerer Zeit Schutz und Halt in seiner Kirche suchte und fand. Die kraftvollen Bischöfe des vorigen Jahrhunderts, unter deren Führung die Kirche an Bedeutung für unser Volksleben außerordentlich gewann, waren Volksmänner ersten Ranges. Ihr Denken und Fühlen hatte durchaus das Gepräge der Volksführung und nicht der kirchlichen Beherrschung einer Volksmenge, um deren Beeinflussung mit einer weltlichen Führung gerungen werden muß.

Es ist unter den geschilderten geschichtlichen Bedingungen verständlich, daß sich die volkskirchliche Geschlossenheit der Sachsen vor allem auf dem Gebiete des gesamten Bildungs- und Erziehungswesens, soweit dies völkisch sein konnte, geltend gemacht hat. Wenn

ein Volk in sein Gemeinschaftserlebnis bewußt sein evangelisch-kirchliches Leben einbezieht, dann ist es selbstverständlich, daß es seine Kinder in diesem Geiste erziehen will. Wenn wir also bei uns seit Jahrhunderten die konfessionelle Schule haben, so hat das einen ganz anderen Sinn, wie wenn irgendwo sonst in der Welt eine Kirche unter ganz anderen Verhältnissen und in andersartiger Umgebung durch die Erziehung der Jugend für ihr Bekenntnis wirbt und ihre Stellung zu festigen sucht. Es ist vielmehr so, daß unsere deutsche Schule, deren Charakter als Volkssache stets über jeden Zweifel erhaben war, innerste Beseelung und geistige Führung durch den Protestantismus erhielt. Aber diese Zusammengehörigkeit von Kirche und Schule war nicht nur eine formale, sondern ganz wesentlich im Leben der Schule begründet. Es gab gar keine scharfen Trennungslinien zwischen dem Erziehungswesen und dem innersten Leben der Volkskirche. Es bedeutet eine Quelle der Kraft für uns, daß diese Überlieferung auch heute nicht ganz abgerissen ist, wenn auch eine unheilvolle Aufspaltung des volkskirchlichen Lebens sich gerade im Schulwesen und mit ihm im Zusammenhang entwickelt hat. Konfessionelle Schule ist auch in dem Sinne denkbar, daß die Geistlichkeit die gesamte Leitung in Händen hat und das Erziehungswerk bloß dem kirchlichen Geiste im engeren Sinne des Wortes unterstellt wäre. Unsere Schule ist aber volkskirchliche und nicht klerikale Schule. Nicht die Priester und Theologen beherrschen den Unterricht und die Erziehung, sondern die durchaus völkisch eingestellten, „weltlichen" Lehrkräfte genießen eine theologische Ausbildung und erwerben eine theologische Qualifikation. —

Von da aus gilt es unsere Lage ins Auge zu fassen und den Blick in die Zukunft zu richten. Wir stehen allenthalben vor der schweren Gefahr, daß ein neuer Gemeinschaftsaufbau in Angriff genommen wird, der im Namen des Volkes geschieht, bei dem aber das entscheidende Anliegen der Kirche nicht verstanden und daher mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein überhört wird. Damit ist aber für das Volksleben eine doppelte Gefahr heraufbeschworen. Auf der einen Seite verschanzt sich das kirchliche Interesse hinter die feste Organisation, hinter Rechte und Stellungen im Volksleben und richtet sich vielleicht „im Raum der Kirche" zu erbitterter Verteidigung und zur Möglichkeit des Angriffes und der Eroberung ein. Wo das aber nicht geschieht, weil die Einsicht in das Wesen der



Der Altar der heiligen Sippe in Schaas

(Haupttafel)



Der Altar der heiligen Sippe in Schaas

(Predella)

Gemeinschaft Jesu Christi eine solche kirchenpolitische Kampfstellung unmöglich macht, da verkrampft sich das Anliegen des Glaubens in der Volksseele und es entsteht ein seelisches Heimatgefühl, das sich außerhalb der politischen Volksgemeinschaft weiß, wenn es sich auch mit klarer Gewissensentscheidung zu den Pflichten für Volk und Vaterland bekennt. Beide Möglichkeiten bedeuten letzten Endes nicht eine Schädigung der Kirche, sondern des freien und harmonischen Volksaufbaues. Denn die Kirche steht auf ewigem Grund. Ihre Fundamente reichen bis tief hinab unter den Boden der Geschichte und des gegenwärtigen Volkslebens, wenn auch ihr Bau über dem Erdboden oft brüchig, veraltet und verstaubt sein mag. Aber das Volksleben und seine unversehrte Weitergabe an kommende Geschlechter ist in unsere Verantwortung gelegt.

Die völkische Erneuerung rechnet leider an vielen Orten nicht mit der Kirche im Sinne der Volkskirche. Man wird einwenden, daß dies die Kirchen selber nicht tun und damit die Gefahren und Schwierigkeiten für das Gemeinschaftsleben heraufbeschwören. Diese Feststellung ist leider weitgehend richtig. Es wurde schon ausgesprochen, daß die Kirchen viele Fehler gemacht haben und immer noch machen. Überall gibt es kleinere oder größere Kreise theologisch oder kirchlich interessierter Menschen, die bewußt oder unbewußt dem Gedanken der Volkskirche entgegenarbeiten. Ihre Schuld und Verantwortlichkeit vor der Geschichte soll nicht verkleinert werden. Aber die Initiative für den Gemeinschaftsbau ist von Gott in unserem Zeitalter der völkischen Bewegung übergeben worden. Damit steht sie nun auch selber im hellen Lichte der Verantwortung. Sie hat ungeahnte Möglichkeiten der Gestaltung. Sie darf vor keiner Aufgabe der Volksführung und Gemeinschaftsbildung zurückschrecken und darf keine lebenswichtige Seite des Volkslebens vernachlässigen.

Eine völkische Erneuerung, die positiv zum Christentum steht, kann auf die Dauer auch zur Kirchenfrage keine andere Haltung einnehmen. Unter der entgegengesetzten, negativen Haltung ist nicht etwa ein grundsätzliches Nein zum Dasein und zur Arbeit der Kirche, wie das im Bolschewismus der Fall ist, zu verstehen. Das grundsätzliche Ja auch zur Kirche ist in unserer Zeit im deutschen Volkstum vielfach und unüberhörbar ausgesprochen worden. Trotzdem hat diese Haltung insoweit ein negatives Moment in sich, als man von der Kirche viel zu wenig fordert. Man nimmt ihre Aufbaumöglich-

keiten nicht so in Anspruch, wie es den inneren Möglichkeiten einer echten Kirche entspricht, man verlangt zu wenig, daß sie Volkskirche sei. Der gewöhnliche Gedankengang ist doch meist der, daß man die Kirche möglichst auf ihre rein „religiöse" Lebensbetätigung beschränke und alles, was die Seelen der Menschen im eigentlichen Sinne in Bewegung setzt, was zur Lebensgestaltung führt, ganz allein vom Idealismus aus gestalten möchte, der bloß mit den innerweltlichen Kräften rechnet. Jede Auswirkung des Glaubenslebens, die Gemeinschaftsbildung und soziale Betätigung im weitesten Sinne des Wortes, jede über das rein Innerlich-religiöse hinausgehende Erziehungsarbeit ist ohne jeden Vorbehalt in den weltlich-politischen Volksaufbau einzuordnen. — Nun mag es gewiß richtig sein, daß in sehr vielen deutschen Siedlungsgebieten, innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen die Aufgabe der Volksführung den Kirchen gegenüber nicht schwierig genug gedacht werden kann. Aber es ist heute wirklichkeitsfremd, wenn wir mit einer bewußten und klaren Einordnung des Glaubenslebens und der kirchlichen Gemeinschaften in das Volksleben darauf warten wollten, daß uns die deutsche Nationalkirche geschenkt werde. Wo immer heiliges Erleben ist, das sich nicht selber als Fremdkörper im Volksleben empfindet und darum selber vom Fluß des geschichtlichen Geschehens abschließt und das heißt, laut oder leise das völkische Erleben verneint, da gilt es das kirchliche Leben als positiven Faktor in den Gemeinschaftsbau einzustellen.

Dies gilt aber vor allen Dingen in den volksdeutschen Gruppen, die eine eigene Staatlichkeit im Rahmen ihres Volkstumes nicht besitzen können. Sie stehen und fallen mit dem inneren Verständnis für ihre Volkskirche. Sie erleben in gesteigertem Ausmaß die Innenseite völkischen Daseins, weil diese Innenseite für sie lebenswichtiger ist, als der Versuch, der Staatsmacht des volksfremden Staates mit einer eigenen „Staatlichkeit" zu begegnen. Diese inneren Quellen des Gemeinschaftslebens müssen von ihnen, wenn sie nicht untergehen wollen, viel mehr gepflegt werden, als das für die Volksgemeinschaft nötig ist, die sich im eigenen Staate behaupten kann.

Der Osten Europas hat in den letzten Jahrhunderten unerhörte Mengen deutschen Lebens in sich aufgenommen. Wieviel deutsches Volksleben ist daraus geworden? Es ist gewöhnlich dort schon in

den Kindern der Eingewanderten erloschen, wo die Bindung an die Kirche gefehlt hat. Sicher aber hatten die Enkel in solchen Verhältnissen schon ihr deutsches Volksbewußtsein eingebüßt. Keine vorzügliche Lebensstellung im Handel oder der Industrie des Fremdlandes, kein geselliger oder politischer Zusammenschluß kann hier auf die Dauer das artgemäße Leben bewahren, wenn ihr der heilige Mittelpunkt, der als seelischer Heimatboden empfundene deutsche Gottesdienst und die innere Bindung an die eigene Kirche fehlt. Wo aber in der fremden Umwelt die eigene Kirche steht und gepflegt wird, da kann man dessen gewiß sein, daß auch dauernde völkische Gemeinschaft sich behauptet.

An solchen Erfahrungen darf das völkische Erleben unserer Tage nicht vorübergehen. Solche Erscheinungen zeigen es ganz deutlich, daß man das Wesen der Sache verkennt, wenn heute immer wieder die Ansicht vertreten wird, daß zuerst „der Volksaufbau" erfolgen müsse — dann erst werde man auch die Kirchenfrage lösen. Der Volksaufbau erscheint dabei als die grundlegende Arbeit, durch die Mauern aufgerichtet, Traversen eingezogen und das Haus in seiner ganzen Anordnung und Gestalt geschaffen wird. Das Leben der Kirche ist dann die feinere Innenausstattung, die zum Schlusse kommt, wenn alles andere vollendet ist. Diese Auffassung geht am Wesen der Kirche und — was in diesem Zusammenhange ausschlaggebend ist — an ihrer Bedeutung für das Volksleben völlig vorbei. Kirche kann entweder in das Volksleben bewußt eingebaut werden, oder sie steht als Fremdkörper stets beunruhigend und Verwirrung stiftend neben dem Strom des Gemeinschaftslebens, wenn dies Leben ein geschlossenes und den ganzen Menschen umschließendes sein soll. In einer rein individualistischen Gesellschaftsordnung kann es freilich auch anders sein.

Das völkische Leben der Bauerngemeinden Siebenbürgens ist ein volkskirchliches Leben. Die Jugend heißt Bruder- und Schwesterschaft. Die Gemeinschaftsordnung des Dorfes heißt „kirchliche Nachbarschaften", der Volksdienst der Frauen heißt „evangelischer Frauenverein" und die Schule ist die „konfessionelle" evangelische Schule. Das Ganze aber ist Leben der Volksgemeinschaft im eigentlichen Sinne des Wortes. Der seelische Mittelpunkt der volksbewußten Gemeinschaft liegt infolgedessen auch heute meistens bei dem Manne, der für die Kirche verantwortlich, am meisten verant-

wortlich ist: beim Ortspfarrer. Er führt dies Leben, weil er eben durch die Kirche am tiefsten seiner Volksgemeinde verpflichtet ist. Neben ihm stehen die Lehrer der Schule und je nach der Örtlichkeit noch der deutsche Notär, Kaufmann, Kreisarzt und einer oder der andere führende Mann aus der Bauernschaft. Die verantwortlichen, weltlichen Männer der Kirche: Kurator, Kirchenväter, Presbyter erfreuen sich bedeutenden Ansehens und Einflusses auch weit über das eigentlich „kirchliche" Leben hinaus. Sie alle dienen dem völkischen Leben in dem Maße, als sie sich offen erweisen für die Anliegen der Volkskirche. Wo das nicht der Fall ist, entstehen oft Sonderbestrebungen ehrgeiziger Wirrköpfe, die der Volksgemeinschaft nichts als Schwächung und Schaden bringen.

Worin hat hier, in diesem geschlossenen Leben eine Erneuerung zu bestehen — das ist die Frage, die dringend und drängend vor uns steht. Es gibt auch die Meinung unter uns, daß eine Erneuerung überhaupt nicht notwendig sei. Wenn dies volkskirchliche Leben unserer Dörfer in seiner Einheitlichkeit für sich bestehen könnte, wäre die Meinung richtig. Es trägt in sich selber alle Voraussetzungen gesunden Volkslebens. — Solange solches Leben wirklich in bewußtem, starkem Kreislauf sich bewegt, mag diese Ansicht auch zu Recht bestehen. Aber nun ist es doch leider Tatsache, daß an sehr vielen Orten die organischen Bindungen auch in der ländlichen Gemeinde sich gelockert haben und alle Einrichtungen ins Stocken geraten sind, auch wenn sie noch durchaus für das Gemeinschaftsleben unserer Tage von Wichtigkeit sein sollten. Sehr vieles von dem, was in unserm völkischen Leben gestern noch lebendig war, ist heute bereits nur noch ein Objekt der Volkskunde und der Museumspflege. Das Leben der Städte, die auf allen Gebieten wegweisend für das Land sind, hat sich grundlegend verändert. Die Auflösung des Alten nimmt von daher ihren Lauf. Aus den Städten und den intellektuellen „städtischen" Kreisen des Landes war die individualistische Zersetzung gekommen. Das Landvolk trug und trägt noch weitgehend seine Volkstracht. Der Intellektuelle auf dem Lande, bis zum gehobenen Handwerker hat es für selbstverständlich empfunden, die Volkstracht abzulegen. Er stellt sich in sehr vielen Dingen neben und nicht in die altehrwürdige Ordnung. Man sah z. B. gar nichts besonderes darin, daß die Kinder der „Gebildeten" sich nicht mehr in die als bäuerisch empfundene Volksordnung der

Jugend, in die Bruder- und Schwesterschaft einordneten. Man ehrt wohl noch so manchen alten Brauch, aber man sieht doch eine sehr deutliche Trennungslinie zwischen dem Leben des „modernen" Menschen und der als altväterisch qualifizierten Ordnung des Dorfes. In den Städten aber kannte man wohl noch den politischen Verband, man kannte auch in großen Umrissen die Bedeutung der Volkskirche, aber weithin war die tatsächliche, den einzelnen bindende Gemeinschaftsordnung verloren gegangen. Die leergewordene Stelle müssen notwendig politisches Parteiwesen und die Bildung zufälliger Interessengruppen einnehmen.

In diese Verhältnisse tritt der neue völkische Idealismus ein. Er findet auf dem Lande und sehr viel blasser auch in den Städten eine alte Volksordnung in Gestalt des volkskirchlichen Lebens. Er findet ein durch schwere innere Kämpfe und eine recht schwierige Stellung dem Staate gegenüber belastetes volkspolitisches System, in dem versucht wird, die weltliche Einigung der Deutschen des Landes zu erreichen. Unvergleichlich tiefer im Volke verankert ist das volkskirchliche Leben. Aber es muß als ein abbröckelnder Restbestand einer umfassenderen Volksordnung angesehen werden. In den Städten findet sich eine wohl bewußt deutsche Gesellschaft, die aber in großen Teilen nur noch ein allgemeines idealistisches Bewußtsein der Volksverpflichtung besitzt, die alte organische Gliederung aber weitgehend verloren hat. Was am tiefsten in die Seelen geprägt ist an entscheidenden Gemeinschaftszusammenhängen, das führt auch hier noch stets in die Kirche. Die Volksdisziplin und Leistungsfreudigkeit wird weitgehend mit Recht am Eingang der Kirchensteuer gemessen, deren Bezahlung letzten Endes auf der freien sittlichen Entscheidung jedes einzelnen beruht. Letzte Bindungen des Gemeinschaftslebens führen zur Kirche.

Was soll nun geschehen? Kann man das Dorf in der Tradition seines evangelisch-kirchlichen Gemeinschaftslebens erhalten, während man in der Stadt nach ganz anderen Gesichtspunkten zu organisieren beginnt? Oder soll man tun, als ob die Kirche kein Aktivposten des Gemeinschaftsbaues sei und an ihr vorüber die Verkehrswege des neuen Volkslebens anlegen? Wenn man letzteres tut — und die Neigung dazu ist in manchen Kreisen sehr groß — schafft man gewissermaßen künstlich in den Städten und notwendig später auch auf dem Lande „kirchliche Kreise", die einen Fremdkörper in der Volksord-

nung bilden müssen, wenn die Kirche nicht ein Schattendasein führen soll. Namentlich auf dem Lande muß es so zu einer unheilvollen Aufspaltung der Volksgemeinschaft kommen. Ein Beispiel. Bisher war Frauenvolksdienst, wenn auch nicht unter diesem Namen, was der evangelische Frauenverein tat. Es mag stellenweise recht mangelhaft sein und eines frischeren Geistes bedürfen. Aber hier waren und sind eben die sächsischen Frauen des Ortes gesammelt zu gemeinsamem Einsatz vorhanden. Was wird werden, wenn nun neben diese Arbeit ein eigener völkischer Dienst tritt? Es kann in einer kleinen Gemeinde hüben und drüben immer nur das Gleiche erstrebt und geleistet werden. Man wird je nach der Art der Gemeinde bescheidenere oder ausgiebigere soziale, volksbewußte Hilfs- und Aufbauarbeit treiben, die dem Ganzen dient. Im volkskirchlichen Rahmen ist die einheitlich vorhanden. Wenn die Kirche sich ihrer Volksaufgabe bewußt bleibt und wenn das Volkstum sich dem Anliegen der Kirche nicht verschließt, kann diese ganze Arbeit als ein Dienst im großen Volksaufbau weiter geführt werden. Im anderen Falle gibt es ange seelische Verwirrung und mehr oder minder große Spannungen und Reibungen des Gemeinschaftslebens. Ähnliches wird man auf den verschiedensten Gebieten in unseren Volksgruppen feststellen können.

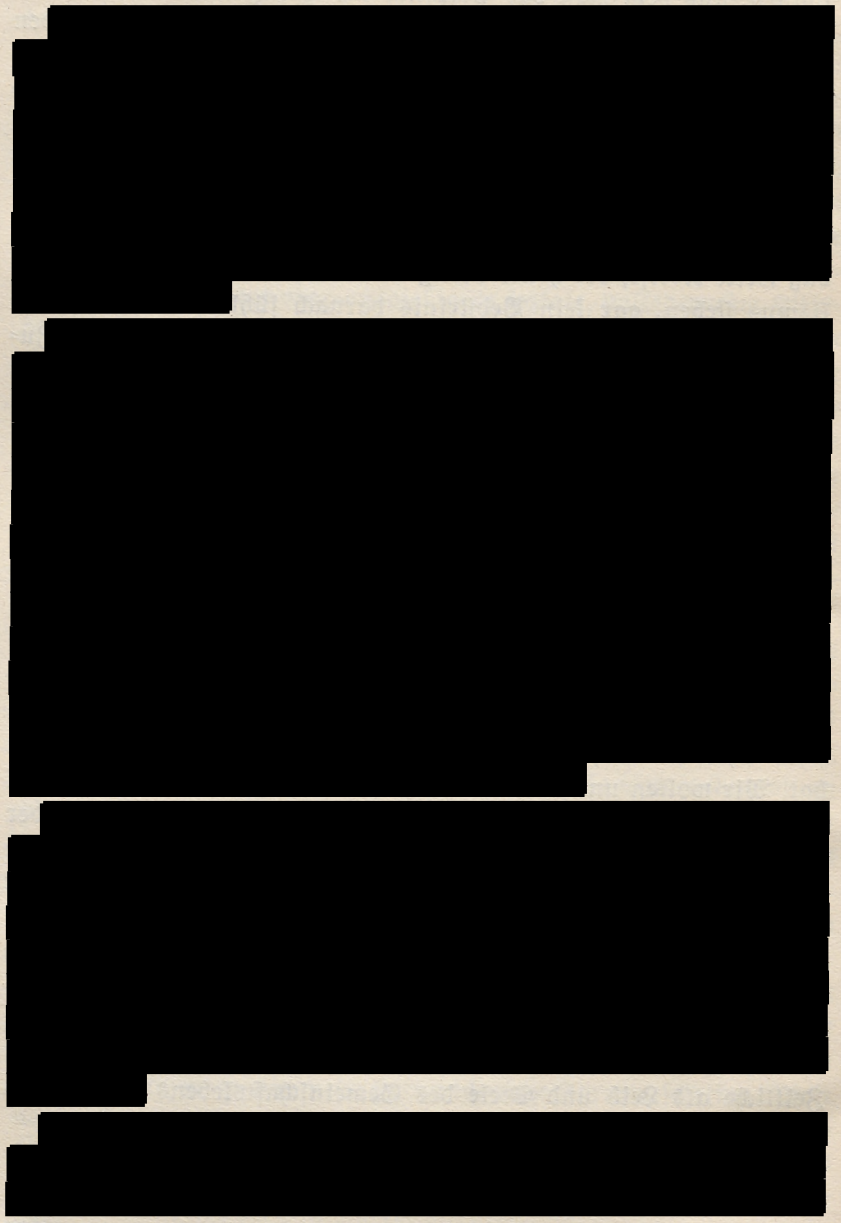
Es ist gewiß, daß der Arbeitsdienst und sehr vieles andere, was sich auch unter uns an neu erwachender Volksordnung zu regen beginnt, in eindeutiger Klarheit zum Wirkungskreis einer völkisch-weltlichen Obrigkeit gehört. Es ist auch ebenso gewiß, daß in unserem, mit viel Tradition belasteten Kirchenwesen noch so manche Wandlung wird geschehen müssen, wenn wir den Forderungen einer neuen Zeit gerecht werden wollen. Dabei wird für die Kirche selber mehr als in manchen Zeiten der Vergangenheit einziger Maßstab des Geschehens in ihrem Raume das Evangelium zu sein haben. Einen anderen kann es für sie nicht geben. „Erneuerung" kann auf dem Gebiet der Kirche immer nur heißen: Ernst machen mit dem Wort der Bibel. Aber darum gerade wird die Kirche sich nicht politisch zu verteidigen, sondern mit ganzer Hingabe dem Volksleben zu dienen haben. Dafür wird eine neue Zeit auch neue Formen schaffen. Diese neuen Formen sind heute noch nirgend im Lebensraum der Deutschen auch nur in annähernder Klarheit zu sehen. Aber das eine ist gewiß, das Gemeinschaftserlebnis des Heiligen wird nur in der

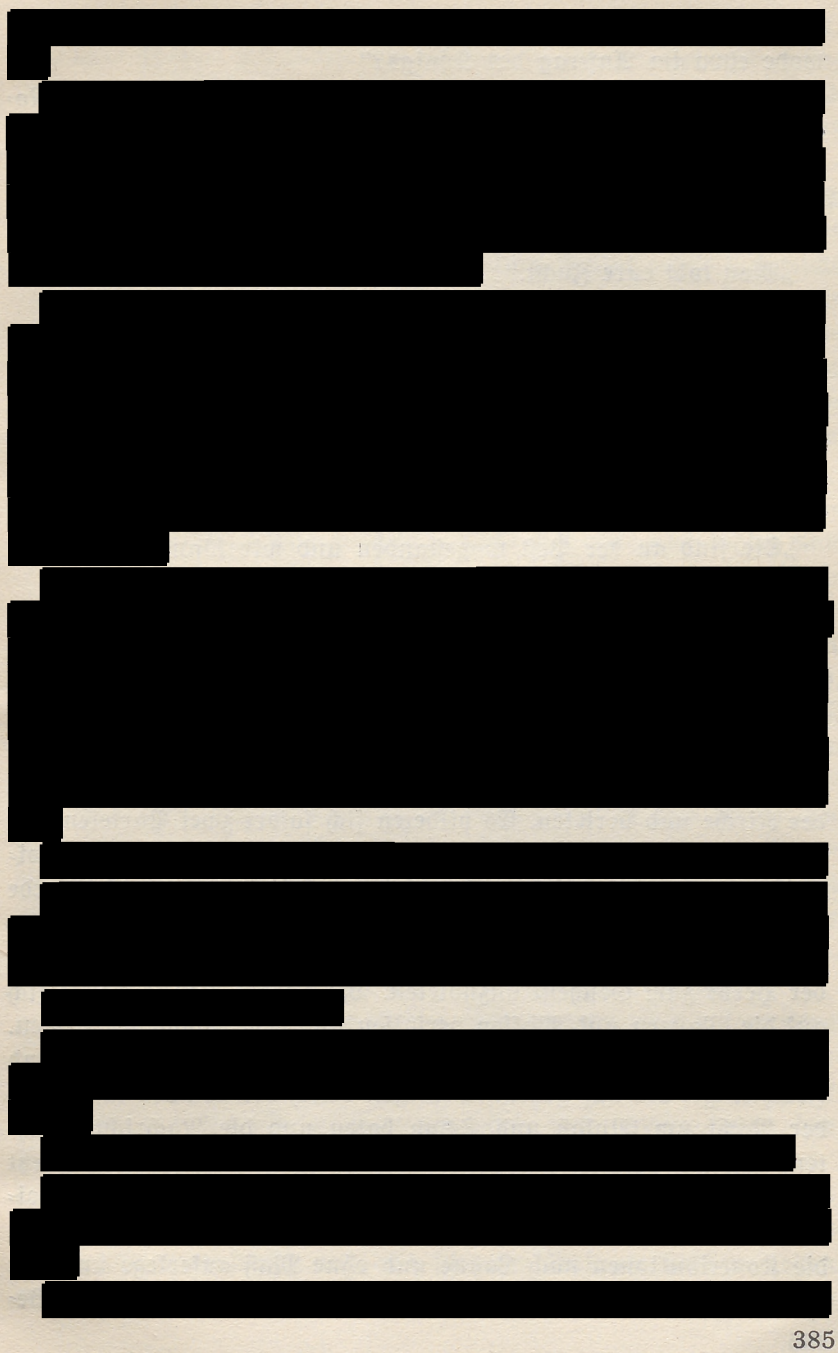
grundsätzlichen Form der Volkskirche in den Volksaufbau mit einbezogen werden können. Es wird keinen echten Volksaufbau geben können, aus dem man das Erlebnis des Heiligen in der Gemeinschaft der Kirche ferne hält. Wo man es anders hält, da werden vielleicht sehr gut arbeitende Organisationen, Obrigkeiten und sonstige Formen des Gemeinschaftslebens entstehen, es wird wohl auch Kirchen geben, aber das eigentliche Volksleben mit seinen heimlichen, schöpferischen Tiefen, das Volksleben, nach dem unser Sinn und unsere Sehnsucht steht, wird so nicht erschlossen werden können.

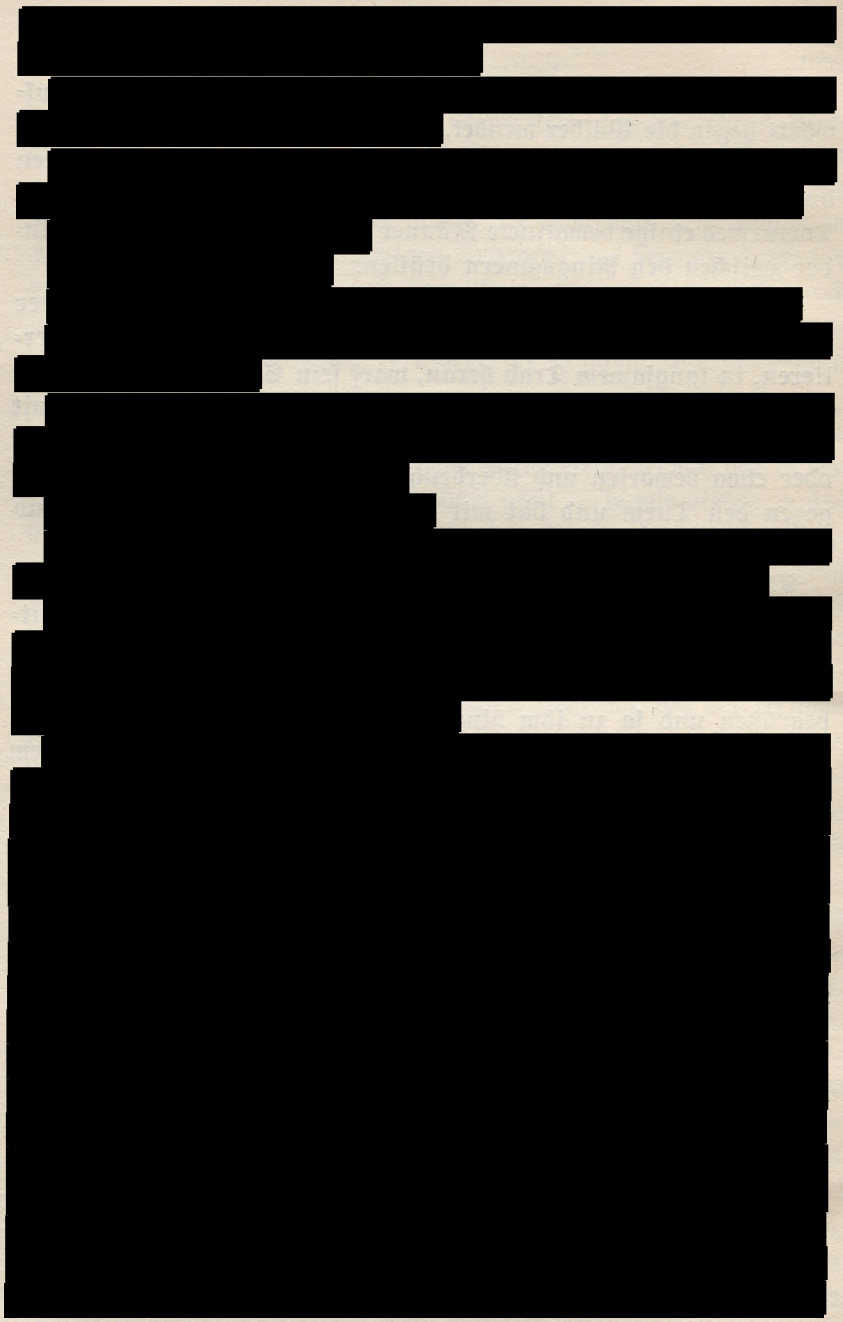
Über diesen Sachverhalt kann die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß weite Kreise, die heute völlig im Dienste des politischen Idealismus stehen, gar kein Bedürfnis darnach fühlen, die Kirche irgendwie in ihr Gemeinschaftserlebnis mit einzubeziehen. Im Zustand besonderer Erregung — die Erregung mag in der Zeit selber und nicht im einzelnen liegen — übersieht man nicht alle Bedürfnisse eines auf sehr weite Sicht eingestellten, ruhigen und stetigen Lebens. Aber von den Gesamtfragen und -bedürfnissen des Volkslebens und nicht von der Meinung des einzelnen ist hier die Rede. Es kann nicht deutlich genug hervorgehoben werden, daß diese Ausführungen bei klarer christlicher Haltung des Verfassers es nicht mit theologischen oder dogmatischen Fragen und Feststellungen zu tun haben. Gewiß wird vom Glaubensinhalt der Kirche auch immer die Art ihrer Gestalt und das Verhältnis zur Welt bestimmt werden. Auch ist ja davon ausführlich die Rede gewesen, wie evangelisches Christentum sein Verhältnis zu Welt und Menschen zu sehen hat. Wir wollen uns darüber keiner Täuschung hingeben, daß wohl in den heikelsten Fragen des Gemeinschaftslebens Bekenntnis wider Bekenntnis in heißem Kampfe steht. Uns aber geht es hier um die innerste Wahrheit des Volkslebens, um das „heilige Volk". Es ist zu suchen im bunten Strom der Geschichte, wo es oft und oft als ungestillte Sehnsucht und für den, der es zu sehen vermag, wohl auch als Gemeinschaft erscheint, die nicht etwa in paradiesischen Zuständen lebt, die aber gewisse Tritte tut zu einer sinnvollen Erfüllung ihres Lebens. Das aber kann nur dort sein, wo das Ewige und das Zeitliche als Leib und Seele des Gemeinschaftslebens ein Ganzes ergeben.

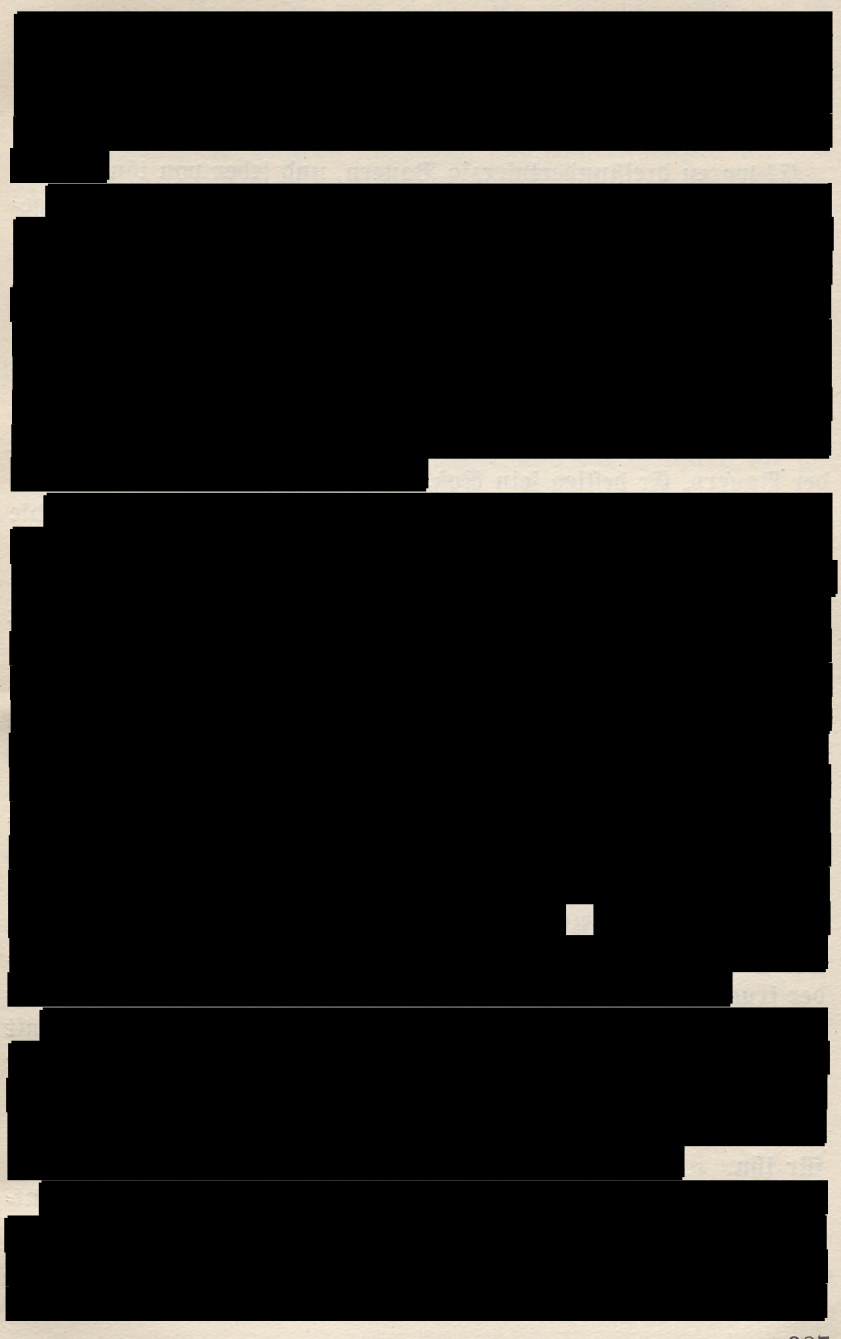
Das Turnier

Von Erwin Wittstock



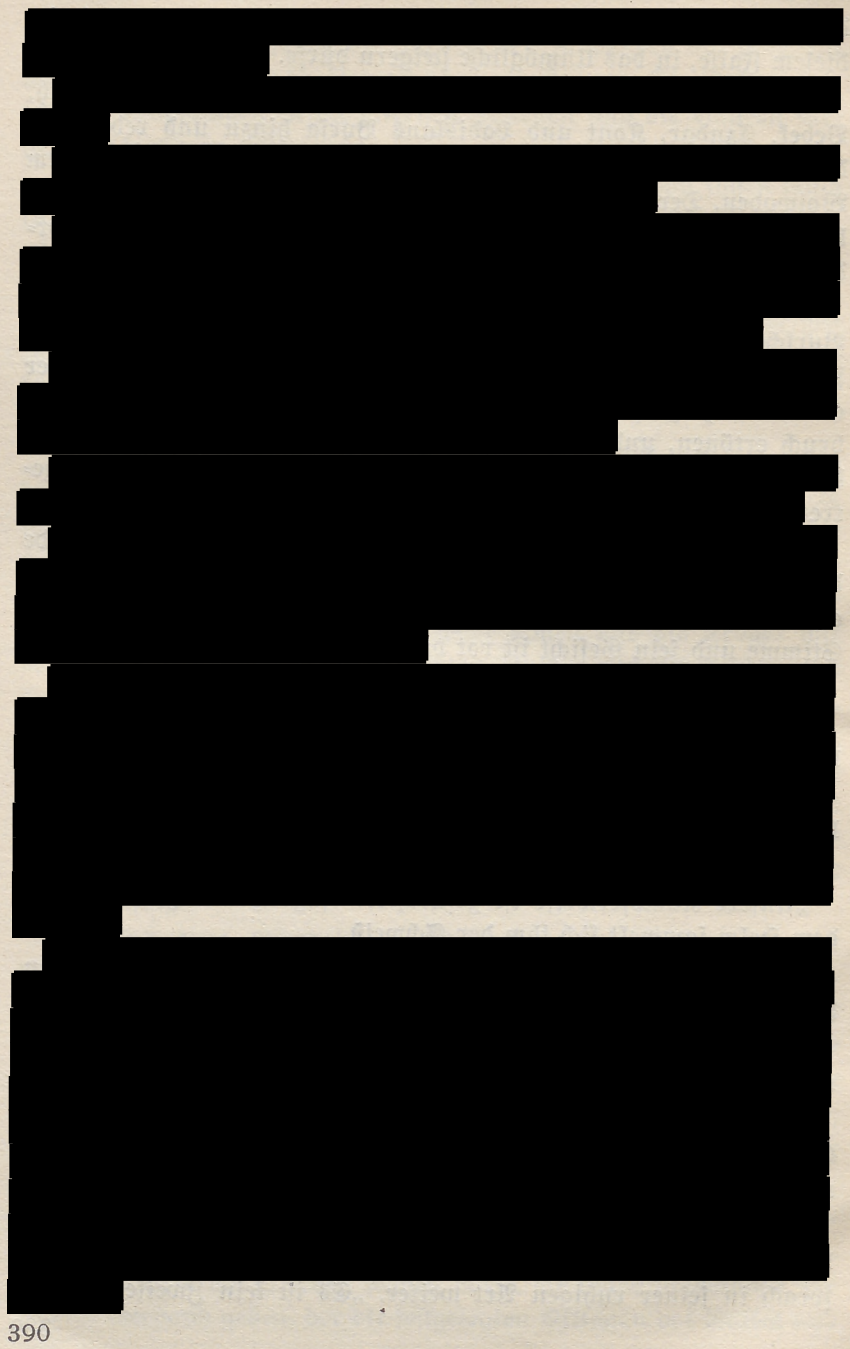


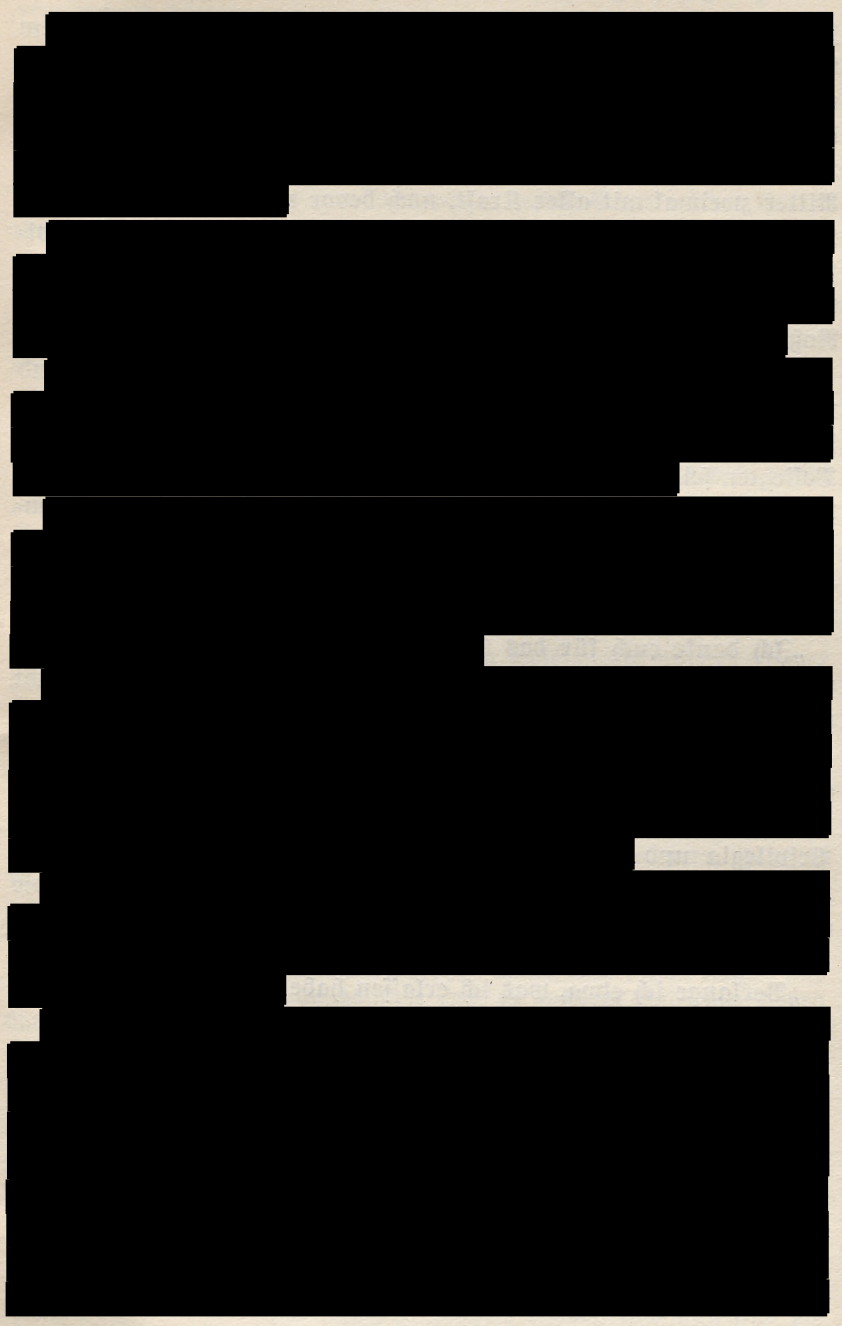


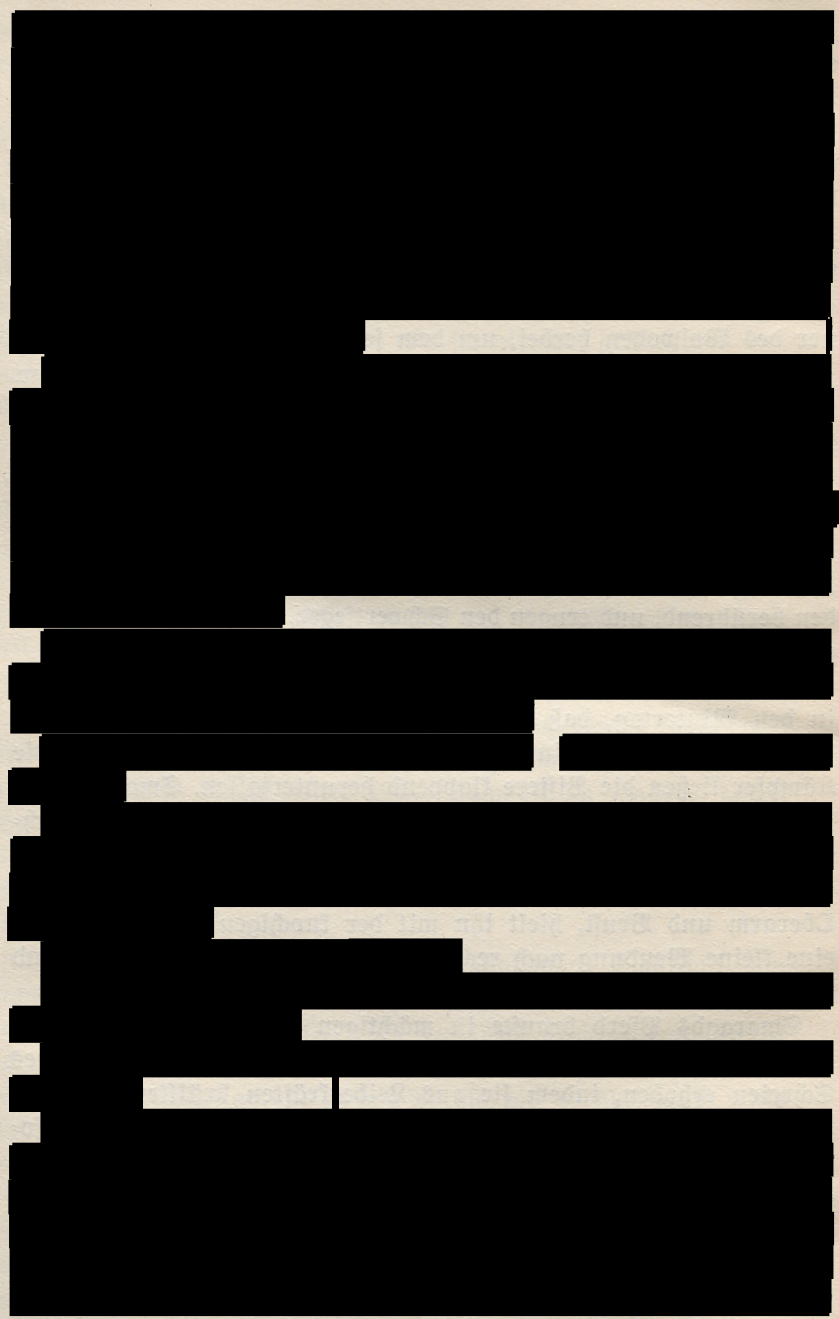


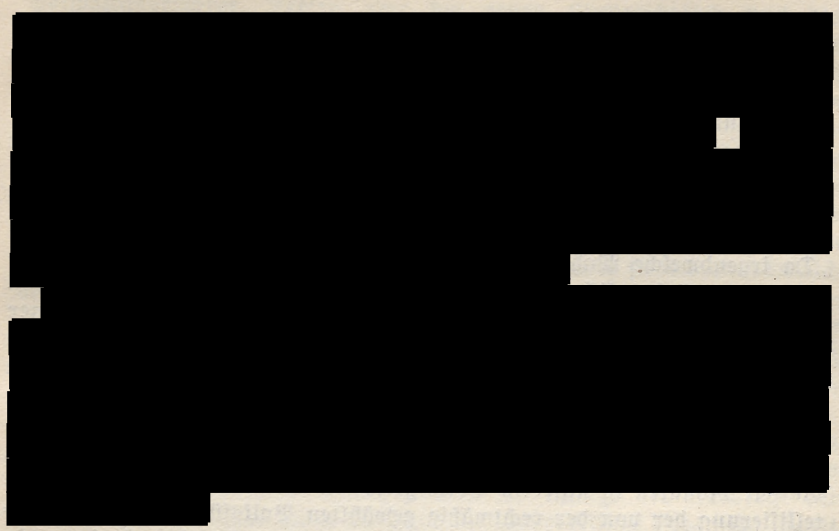












Rundschau

Chronik. Was sich heute in der deutschen Volksgruppe unseres Landes abspielt, muß jedem ehrlichen Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben. Denn diese Volksgruppe ist so weit gekommen, daß in ihr sich ernst nennende Männer und sich idealistisch nennende Jugend in einer Stunde folgenschwerster Entscheidung für die Volksgesamtheit keine höhere Haltung aufbringen, als die unreifer Oberflächlichkeit. Wenn eine Gruppe unseres Volkes die sittliche Pflicht hatte, sich an den für den 4. Oktober angesetzten völkischen Neuwahlen zu beteiligen, so war es die Deutsche Volkspartei. Denn sie ist es gewesen, die durch den Treubruch an ihrem Führer Fritz Fabritius den sinnlosesten Bruderkampf unter uns heraufbeschworen hat, der in der jetzigen Zeit denkbar ist: den Kampf zwischen zwei Gruppen der Erneuerungsbewegung. Wenn man diesen Kampf und die ganze ungeklärte weltanschauliche Lage in unserem Volke vor Augen hat, so gibt es einfach kein schwerwiegenderes Anliegen in unserer Volkspolitik, als die Beendigung dieses Kampfes, oder zum mindesten seine Verlegung auf die Ebene der Gesittung und der sachlichen Auseinandersetzung. Die DVR hat bisher so getan, als ob auch sie den Ernst dieses Anliegens begriffe. Sie hat einen heftigen Feldzug für die Notwendigkeit einer Volksbefragung geführt und die Forderung nach Klärung der Lage durch Neuwahlen mit großer Wortaufmachung zu einer tragenden Grundidee ihrer Politik erhoben. Noch vor kurzem haben führende Köpfe der DVR, wie Pfarrer Staedel und Arnold Roth, erklärt, daß die Partei bei Neuwahlen sich stellen werde und im Falle des Unterliegens sich diszipliniert der Volksorganisation einfügen werde. Und nun sind die Wahlen ausgeschrieben, das Volk bis zum letzten Mann zur Willens-

äußerung aufgerufen, der DVR die Entscheidungsschlacht, die sie so sehr zu wünschen vorgab, angeboten, — und sie weicht aus, sie übt Wahlenthaltung, sie verweigert die Entscheidung, sie kämpft nicht. Jede dieser Verneinungen ist ein Schlag ins Gesicht der eigenen Losungsworte der Partei, das ganze aber ein völliges sittliches Versagen dem wirklichen Gebot der Stunde gegenüber. Auf das Ausmaß dieses Versagens wirft nichts ein grelleres Licht, als der Wortlaut der Verlautbarung, mit der die Leitung der DVR die Wahlenthaltung bekannt macht. Es ist folgender: „Da irgendwelche Wahlen auf der Grundlage des ungesetzlichen „Volksprogrammes" der sich „Volksgemeinschaft" nennenden Deutschen Partei (Partidul German) der Herren Roth, Muth und Fabritius in keiner Weise zur Klärung der innervölkischen Lage beitragen und eine interne Angelegenheit dieser Partei bilden, kommt eine Beteiligung der Deutschen Volkspartei an denselben selbstverständlich nicht in Frage". Es ist der Ton ironischer schnodderiger politischer Tagespolemik, in dem hier die Leitung der Volkspartei die wichtigste politische Entscheidung niederlegt, die seit Monaten in unserem Volke getroffen werden konnte. Die Bagatellisierung der von der rechtmäßig gewählten Volksführung ausgeschriebenen Wahlen ist nicht bloß eine lächerliche Überheblichkeit, sondern ein so folgenschwerer Schritt, daß er auf jeden Fall unter Wahrung äußersten Ernstes erfolgen mußte. Denn diese Wahlen verkörpern das Eigensein und Eigenleben unserer Volksgruppe nach innen und außen in einem Maße, daß sie zu einem ganz grundlegenden Akt unseres politischen Daseins als Volksgruppe macht. Wer dies nicht mehr sehen will, beginnt leichtfertig und mutwillig die Grundlagen unseres ganzen Volkstumskampfes zu verschleudern. Und wenn er dabei nicht einmal mehr ernst bleiben kann, setzt er damit an Stelle verantwortungsbewußter sittlicher Entscheidung ein frivoles Bubenspiel.

Es fehlt selbstverständlich nicht an Rechtfertigungsversuchen von seiten der Partei. Aber sie tragen so durchsichtig den Stempel von Ausflüchten und Vorwänden an sich, daß sie an obigem Urteil nichts mehr ändern können. Von all den angeführten Rechtfertigungsgründen verdient nur jener eine Erwähnung, der davon spricht, daß die Wahlen auf Grund des Volksprogrammes vom Oktober 1935 erfolgen sollen, das die Volkspartei ja abgelehnt habe. Dies ist auch der Grund, den die zitierte Parteimitteilung anführt. Der Wortlaut ist so gefaßt, daß man annehmen muß, die Volksführung wolle die Wahlen so abhalten, daß sie eine verkappte Anerkennung des Volksprogrammes darstellen, wodurch in der Volksprogrammfrage die DVR entweder übertölpelt oder in ihrer Parteiehre gedemütigt werden solle. Dies ist falsch und wo die DVR in ihren Äußerungen ausdrücklich oder nur zwischen den Zeilen den Verdacht einer solchen Sachlage zum Ausdruck bringt, lügt sie. Denn es wurden die Punkte des Volksprogrammes, die die Wählbarkeit oder Wahlberechtigung an die Anerkennung des Volksprogrammes binden, für die Wahldauer außer Kraft gesetzt. Die jetzige Volksorganisation wirkt also bei den Wahlen nur mehr als der bei allen Wahlen unentbehrliche technische

Verwaltungskörper. Treten aber die neuen Körperschaften nach den Wahlen zusammen, so steht es bei der gewählten Mehrheit über das weitere Schicksal des Volksprogrammes zu befinden. Hier wirft nun die DVR noch den Einwand ein, daß sie verlangen müsse, es sollten auch die obersten Vertretungskörper aus Urwahl hervorgehen, nicht bloß Orts- und Kreisräte. Da aber die Wahlvorschriften bestimmen, daß die Entsendung in die höheren Körperschaften in dem Verhältnis der Zusammensetzung der niederen Vertretungskörper zu erfolgen habe, ist auch diesem Einwand die Spitze abgebrochen. Denn praktisch ist der Erfolg genau derselbe. Im Grunde genommen sind diese Schlußfolgerungen alle so selbstverständlich und einfach, daß es geradezu beschämend wirkt, sie lehrhaft vortragen zu müssen. Die Unverfrorenheit der Verdrehung und die Unredlichkeit der Ausdrucksweise ist aber bei der DVR gerade in dieser Frage so groß geworden, daß auch Selbstverständlichkeiten immer wieder wiederholt werden müssen.

Die Wahlen finden selbstverständlich statt. Gerade in Siebenbürgen müßten sie auf alle Fälle abgehalten werden, da die Mandate der jetzigen Körperschaften ablaufen. Leider werden sie infolge der Sabotage der Volksgemeinschaftsidee durch die DVR die innervölkische Lage nicht soweit bereinigen, als es nötig gewesen wäre. Denn es wäre nötig gewesen die Wahlkraft der DVR festzustellen und die Einordnung dieser Partei in die Volksorganisation zu vollziehen. Die Wahlenthaltung von dieser Seite beweist, daß man vorhat noch drei Jahre außerhalb der Volksdisziplin und Volksgemeinschaft ein Sonderdasein zu führen und die Trennung des Volkes in zwei Teile womöglich zur Wahrheit zu machen. Dies alles aber unter dem Losungswort die wahre Volksgemeinschaft aller Deutschen dieses Landes zu schaffen! Die Verwirrung ist wahrhaftig nicht mehr zu überbieten.

Alfred Pomarius

Versäumte Gedenktage. Mit einem von ganz vereinzelten Stimmen kaum unterbrochenen Stillschweigen ist unser einstmals so gedenktagfrohes Volk über zwei Gedächtnistage hinweggegangen, auf die wenigstens in diesem an Michael Alberts 100. Geburtstag erinnernden Heft hingedeutet sei: Am 14. Februar waren es 50 Jahre seit Friedrich Franz Fronius', am 17. Mai seit Josef Haltrichs Tode. Sind diese Namen dem heutigen Geschlecht schon völlig gleichgültig geworden?

Sie gehören jener großen Epoche unserer Geistesgeschichte an, in der das in auslanddeutschen Bereichen wohl einzigartig reiche Gebäude unserer volkskundlich-geschichtlichen Wissenschaft aufgerichtet wurde, jener im Schäßburger Raum verwurzelten schöpferischen Generation, die — in verjüngtem Maßstab ein Gegenstück zu der reichsdeutschen Generation der Arnim, Brentano, Görres, der Savigny und Grimm — das geistige Ahnenerbe in geschichtlicher Überlieferung, in Sprache und Brauchtum, Märchen, Sage und Lied heraufhob und dem Bewußtsein des Volkes einprägte, die den geistigen Raum schuf, in dem auch Michael Alberts Dichtung steht. Eine Zeit, die den Wurzeln alles völkischen Gemeinschaftslebens im Bauerntum nachgeht, sollte den Verfasser der „Bilder aus dem säch-

fischen Bauernleben", eines der reizvollsten Bücher siebenbürgischer Volkskunde, nicht vergessen und sich auch manchmal dessen erinnern, daß wir ihm eine der erheiterndsten Zeitsatiren unseres Schrifttums verdanken: die „Litterae obscurorum virorum", jene küchenlateinischen Briefe von den siebenbürgischen Nöten der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Größer noch ist der Anspruch von Haltrichs Leistung auf das dankbare Gedächtnis seines Volkes. Sie strahlt heute in der berühmten Sammlung siebenbürgischer Volksmärchen, die noch den Beifall der Brüder Grimm gefunden hat, aus bis in die Kinderstuben und in die Schulzimmer der Kleinsten, wirkt fort in dem langsam, aber allen Widerständen zum Trotz vorwärtsschreitenden Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch, zu dessen Begründern Haltrich gehört, und sollte auch heute noch unmittelbar erlebt werden im Lesen von Haltrichs volkskundlichen Schriften, aus denen über alle wissenschaftliche Belehrung hinweg das eine deutlich wird: daß Haltrich einer der wenigen großen Prosaschriftsteller unseres Volkes gewesen ist, in dessen Wort sich eine der lautersten und feinsten Persönlichkeiten unserer Vergangenheit offenbart.

Mit jenem Todesjahr 1886 beginnt dieses Geschlecht der Begründer unseres geschichtlichen Volksbewußtseins, der Erneuerer unseres Volkserbes abzutreten. Im Beginn der neunziger Jahre räumt sie den Jüngeren das Feld und nur die greisen Bischof Müller, Friedrich Wilhelm Schuster und Traugott Teutsch ragen noch wie erratische Blöcke in die sich wandelnde Zeit am Vorabend des Weltkrieges hinein. Heute, da sie alle selbst Geschichte geworden sind, wäre die Stunde gekommen zu einer zusammenfassenden Darstellung ihrer geistesgeschichtlichen Leistung und ihrer unvergeßlichen Rolle in unserer Volksentwickelung.

H. Krasser

Die Tagung des Deutschen Auslandinstitutes in Stuttgart. Wenn in diesem Jahr die Tagung des Deutschen Auslandinstitutes in Stuttgart mit besonderer Feierlichkeit begangen wurde und in der Einweihung des „Ehrenmahles der deutschen Leistung im Ausland" einen eindrucksvollen Höhepunkt fand, so bedeutete das den Erfolg einer Tätigkeit, die sowohl für das als auch von dem Auslanddeutschtum geleistet wird. Es ist nicht ganz leicht, sich heute durch die zahlreichen nebeneinander bestehenden Organisationen für auslanddeutsche Belange durchzufinden. Der älteste Verband, der „Volksbund für das Deutschtum im Ausland" (VDA, früher „Schulverein") treibt wesentlich eine Betreuungsarbeit, geleistet von einer breiten reichsdeutschen Mitgliederschaft für die deutschen Volksgruppen, die als Bürger anderer Staaten im Ausland leben, insbesondere für ihr Schulwesen. Die Auslandorganisation (AO) der NSDAP umfaßt alle im Ausland lebenden Reichsdeutschen, sofern sie Mitglieder der Partei sind. Von ihnen verlangt, wie Gauleiter Bohle auf der diesjährigen Tagung in Erlangen sagte, heute der Staat eine Leistung, indem sie ihre Pflichten der Heimat gegenüber auch im Ausland erfüllen. Die „Deutsche Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums" in München wieder hat sich die Pflege

der Beziehungen zwischen deutscher Kultur in fremden Staaten und der Kultur der staatsführenden Völker zur besonderen Aufgabe gesetzt.

So sehr auch alle diese Organisationen heute der eine große gemeinsame Gedanke der deutschen Erneuerung gesinnungsmäßig verbindet und in ein und dieselbe Richtung zusammenzwingt, sind es doch organisatorische und staatsrechtliche Gesichtspunkte, die der Arbeit im einzelnen ein verschiedenes Gepräge geben. Die Vielfalt der Aufgaben drängt ja natürlich auch zur Arbeitsteilung, die größere oder geringere Durchschlagskraft der einen oder anderen Persönlichkeit bedingt wieder den größeren oder geringeren Fortschritt der einen oder anderen Leistung. Und wieder — wenn für den im Ausland lebenden Reichsdeutschen vom Staate aus heute seine politische Schulung im Geiste des Nationalsozialismus vordringlich erscheint, so muß für den „Volksdeutschen" vielfach gerade alles vermieden werden, was seine „deutsche" Haltung als „machtpolitische" Auswirkung der deutschen Erneuerung den fremden Staatsvölkern verdächtig machen könnte. Natürlich können und sollen diese Unterschiede keineswegs mit haarscharfen logischen Begriffen festgelegt und betont werden. Wichtiger ist der gemeinsame Klang des bei allen im Tiefsten gleich schwingenden Gefühls: Deutscher zu sein.

Die Bedeutung der diesjährigen Tagung des D. A. J. lag nun wie gesagt darin, daß sie einen Berührungs- und Brennpunkt bot für alle diese Arten auslanddeutscher Arbeit. Unmittelbar voran ging eine Tagung der im Ausland wirkenden reichsdeutschen Lehrer, die im wesentlichen ihrer erzieherischen Ausrichtung im Sinne des neuen Reiches gewidmet war. Dabei hatte das Auslandinstitut durch Veranstaltung einer Ausstellung für die deutsche Auslandschule mitgewirkt. Hier kam jenes praktische Fließen der Grenzen zwischen theoretisch getrennten Gebieten sinnfällig zum Ausdruck: für Europa wurde nur das Schulwesen berücksichtigt, das von Reichsdeutschen im Ausland geleitet wird (wohin hätte auch die Masse deutschen Schulwesens in Österreich, in der Tschechoslowakei und der Schweiz, in Polen, Rumänien, Jugoslawien und Ungarn „ausstellungstechnisch" geführt!), während aus Übersee auch die dortigen bodenständigen Kolonistenschulen (in Brasilien, Argentinien, Paraguay) Berücksichtigung fanden.

Eingeleitet wurde die eigentliche Tagung des Auslandinstitutes durch einen Vortrag über die Weltreise des Kreuzers „Karlsruhe" (eine eigenartige uns fremde Note ist die Bedeutung der deutschen Marine für das Auslanddeutschtum), der seine Aufmerksamkeit natürlich auch mehr den Reichsdeutschen in Übersee zuwandte. Dann aber folgte die Arbeitstagung für auslanddeutsche Sippenkunde, bei der nun vorwiegend Auslanddeutsche sprachen (aus Südafrika, Chile, Jugoslawien, aus Siebenbürgen Dr. Hermann und Dr. Hienz). In den Festtagungen des Institutes schließlich kam diese enge Verbundenheit und Gleichrichtung des Binnendeutschen, Reichsdeutschen im Ausland und Volksdeutschen dadurch am sinnfälligsten zum Ausdruck, daß der eigentliche

Träger der Arbeit und die treibende Kraft einer ist, der Auslanddeutscher war und geblieben ist, unser Landsmann Dr. Richard Csaki, während die finanzielle Grundlage des Institutes in binnendeutschem Boden verwurzelt ist (Stuttgart wurde dabei vom Führer zur „Stadt der Auslanddeutschen" ernannt) und die Patenschaft über das neue Ehrenmal dem Gauleiter der A. O. übertragen wurde.

Dieses „Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland" selbst nun ist gedacht als „sinnfällige Darstellung der naturgegebenen, unzerstörbaren Einheit unseres Gesamtvolkstums in aller Welt." Es ist ein Mittelding zwischen Museum und Ausstellung, wandlungsfähiger und schlagkräftiger als jenes, dauernder und wertbeständiger als diese. Es umfaßt eine geographische Gesamtübersicht, eine Schau der deutschen Leistung und eine volkskundliche Abteilung. In der Mitte befindet sich ein „feierlich hoher Ehrenraum", wo „das Gedächtnis der für ihr Volkstum gefallenen Auslanddeutschen seine würdige Stätte finden soll." Untergebracht wurde dies Ehrenmal im Wilhelmspalast, dem Wohnschloß des letzten württembergischen Königs, und es hat eine großzügige Ausgestaltung unter Leitung des Malers Geist und eine im Stile großer Kundgebungen aufgezogene Einweihung unter Teilnahme des Außenministers Frh. von Neurath, sowie der maßgebenden Persönlichkeiten von Staat, Partei und Wehrmacht erfahren.

Wie wir wissen, sind damit die Pläne des D. A. J. und seines Leiters noch nicht erschöpft. Noch weiter ausgreifend hat es die Darstellung des Auslanddeutschen auch innerhalb seines fremden Lebensraumes und der Auswirkung deutschen Geistes in allen fremden Kulturen ins Auge gefaßt. Damit werden Bestrebungen in allergrößtem Maßstab übertragen, die dem „Klingsor" für Siebenbürgen schon lange am Herzen liegen. Sollte sich da nicht durch den Träger dieser Gedanken siebenbürgisches Lebensgefühl auswirken? Bernhard Capesius

Neue Bücher und Schriften

Dr. Heinz Schullerus. Adolf Meschendörfers Siebenbürgische Zeitschrift „Die Karpathen" 1907—1914. Bernhard Sporn, Buchdruckerei und Verlag, Zeulenroda, 1936. — So ist denn die erste, in ihrer Abgeschlossenheit und in ihren Wirkungen schon der Geschichte angehörende Hälfte von Meschendörfers literarischer Tätigkeit schon Gegenstand einer Doktordissertation geworden. Heinz Schullerus legt eine saubere und gewissenhafte Arbeit vor, die mit einer nahezu erschöpfenden Gründlichkeit und einer geschickten Einteilung ihres Stoffes eine klare und übersichtliche Darstellung der Zeitschrift und ihres Lebensweges bietet, ohne in die lederne Trockenheit mancher Dissertationen zu verfallen. Man hätte neben den beiden Einleitungskapiteln über das siebenbürgische Zeitschriftenwesen und über Meschendörfers Lebensgang — die übrigens beide besonders dankenswert sind — gerne auch eines über die Lage des siebenbürgisch-deutschen Schrifttums, die Meschendörfer vorfand und die nur

in ihrer Spiegelung in den „Karpathen" sichtbar wird, gesehen, es wäre klarer die Neuartigkeit von Meschendörfers Haltung und Einstellung sichtbar geworden. Aber vielleicht wäre das über die Ziele der Arbeit hinausgegangen, die offensichtlich mehr registrierender und einordnender, als selbständig bewertender Art sind. Dem Betrachter unseres neueren Schrifttums ist mit dieser auch sprachlich erfreulich wohlgelungenen Arbeit ein in Zukunft wohl unentbehrlicher Behelf in die Hand gegeben.

Harald Krasser

Georg Müller. Die deutschen Landkapitel in Siebenbürgen und ihre Dechanten 1192—1848. Hermannstadt 1936, im Selbstverlag des Verfassers (Druck und Auslieferung: Krafft & Drotleff, Hermannstadt). Gr.-8°, Preis 160 Lei. — Im Augustheft 1935 haben wir Müllers Schrift über die „Landkapitel" in längerer Besprechung gewürdigt. Damals waren erst 180 Seiten, also der kleinere Teil des Werkes, gedruckt. Nun ist das ganze Werk, 532 Seiten stark, im Druck erschienen. Was wir damals über den Wert und die Bedeutung dieses Buches zu sagen hatten, als nur ein Teil vorlag, gilt natürlich um so mehr für die ganze reichhaltige Arbeit.

Fritz Schnell

Oskar Netoliczka. Per aspera ad astra! Aufsätze und Reden aus dem gymnasialen Lebensbereich. Kronstadt, Markusdruckerei 1935. 85 S. Oktav. 90 Lei. — Das Buch bedeutet die Wiedergabe eines bedeutungsvollen Lebensabschnittes unserer Honterusschule. Die Reden von Oskar Netoliczka weisen über sich selbst hinaus und deuten die Zeit, deren Inhalt der gute alte deutsche Humanismus eigentlich immer noch gewesen ist. Wir, die wir die Schüler dieser Anstalt gewesen sind, und uns heute noch dankbarst zu dem Bildungsziel jener Tage bekennen, wissen sehr wohl, was wir dem einstigen Rektor zu verdanken haben. Wie manche dieser Reden haben wir selbst zum ersten Mal im Original vernommen, wie manchen warmen Impuls für das zukünftige Leben daraus geschöpft. Wir danken für die Neuerscheinung im Druck und wollen sie gerne wert halten.

E. H.

A. Artur Kuhnert. Die große Mutter vom Main. Roman. Verlag Paul List, Leipzig. Gebunden Rm. 3.80. — In einer Reihe deutscher Landschaftsromane, in der Paul Ernst, Hermann Stehr, Hermann Eris Busse und Wilhelm Weigand zu uns sprechen, tritt uns auch Kuhnert entgegen mit seinem Buch über diesen fränkischen Main, den Fluß und seine Ufer, sein Bild und seine Menschen. Ein Mädchen, eine Frau ist plötzlich da, man weiß nicht, woher sie kommt; sie fährt mit den Mainflößern und mit den Schiffern, lebt ihr Leben mit ihnen, ist Natur und Kraft ohne den Zwang sittlicher Fesseln und wird in ihrer sagenhaften Größe von allen schließlich wie eine Heilige verehrt. Sie verstreut die Schar ihrer neun Kinder in die Mainorte durch Franken, gibt jedem vor ihrem Abschied noch reiche Lebensmöglichkeiten in die Hand und entschwindet dann dem Blick der Lebenden, sich mit dem Main vermählend und so zu seinem Sinnbild emporwachsend, ein Sinnbild auch

der herrlichen Landschaft am Main, der großen Mutter seiner Kinder. Es ist eine Freude zu erleben, wie der Dichter die Stimmung, das Duftig-Schwebende und doch zugleich Erdhaft-Kernige, [illegible] und uns in seiner erfüllten Sprache bis zu Ende fesselt. Wenn Kuhnert tatsächlich noch jung ist, wird man noch viel Gutes von ihm erwarten dürfen. Hans Lienert

Josef Friedrich Perkonig. Nikolaus Tschinderle, Räuberhauptmann. Albert Langen/Georg Müller, München, 1936. — Wie ein Schneider aus verschmähter Liebe zum Räuberhauptmann wird und doch immer nur ein Schneider bleibt, der, statt den sehnsüchtig erstrebten Ruhm des Böse-wichtes zu ernten, nichts als die Narrenkrone erringt, das hat der Kärntner Dichter in dieser köstlichen Erzählung geschildert. In ihr mischt sich die tolle Komik der Handlung mit dem breiten, verstehenden und menschlich freien Humor der Darstellung zu einem Buche, das in jeder Hinsicht ein Volksbuch ist. Es enthält alle Werte, die es dazu bestimmen. Der Held, der da im Mittelpunkt steht und ein Kerl sein will und doch nichts ist als ein sich selbst betrügender armer Teufel, ist so echt gesehen und gezeichnet, daß man die erheiternde Gestalt nicht ohne Mitgefühl erlebt; sie ist überdies eine sich ewig wiederholende Spielart des Menschen und darum jedermann verständlich. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Dieses Heft ist zu gutem Teil dem Gedächtnis des Dichters Michael Albert gewidmet. Die Auswahl seiner Gedichte, die mit dem Gedächtnisaufsatz an sein halbvergessenes Werk heranführen will, ist der auf Albert entfallende Teil einer Anthologie der gesamten deutschen Lyrik Siebenbürgens, die Herman Roth besorgt hat und die im nächsten Jahr in einem führenden reichsdeutschen Verlag erscheinen wird.

Auch die Bildbeilagen dieses Heftes stehen im gleichen Zusammenhang: Trappold ist die Heimatgemeinde Michael Alberts, im Schatten dieser Kirchenburg verbrachte er seine Jugendjahre. Das benachbarte Schaas ist die Dorfgemeinde, in der der große Volkskunde- und Sprachforscher Josef Haltrich das letzte halbe Menschenalter seines Lebens als Pfarrer wirkte. Der Altar der Heiligen Sippe in der Pfarrkirche ist um 1520 entstanden und gehört jener Werkstätte an, der auch der Birthälmer Altar zu verdanken ist. Die Aufnahmen sind von Hans Schwarz, Hermannstadt, gemacht worden, aus dessen schöner Sammlung wir noch öfter Aufnahmen siebenbürgischer Kunstdenkmäler bringen werden.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Schriftleiter Harald Krasser, Hermannstadt-Sibiu, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.

Durchsicht



Hans Eder, Bildnis Nichifor Crainic

Photo-Reproduktion: O. Netoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR NOVEMBER 1936 HEFT 11

Gedichte

Von Lucian Blaga

September

Durch die grüne Stunde des Walds
Weht Hauch von vergessenen Giften.
Ihr spätes Leben hebt an
Herbstzeitlose an einsamen Triften.

Noch einmal bemüht sich der Quell
Den alten Gesang zu erlernen.
Es steigt aus durchfeuchtetem Moos
Gedenken der Jugend, der fernen.

Große Herden gehn mit Geläut
Durch den Schatten der mächtigen Eichen —
Es hallt, als ob Klänge den Wald
Aus versunkenen Kirchen durchstreichen.

Das schlanke Einhorn hält an
Um lautlos ins Dämmern zu lauschen.
Unter tiefen Gewölben erdrückt
Mich der Wald mit vielstimmigem Rauschen.

Der Haiduck

Er tritt in den Wald, in sein grünes Reich,
Hält an eine Weile, den Bart in der Hand,
Denkt anderswohin, an Gold, an Blut,
Sieht, Grasringe windend, ins Land.

Er wird jetzt die Fußpfade schneiden müssen,
Das Land in der Quere durchmessen,
Im Gebirg sich verlieren, verlieren,
Die Mutter, den Tod vergessen.

Immer weiter gehn bis zum Fels,
Unter dem im Herbst die Schlangen verschwinden.
Er wird das Wehen im Walde
Und die schwarzen, singenden Quellen ergründen.

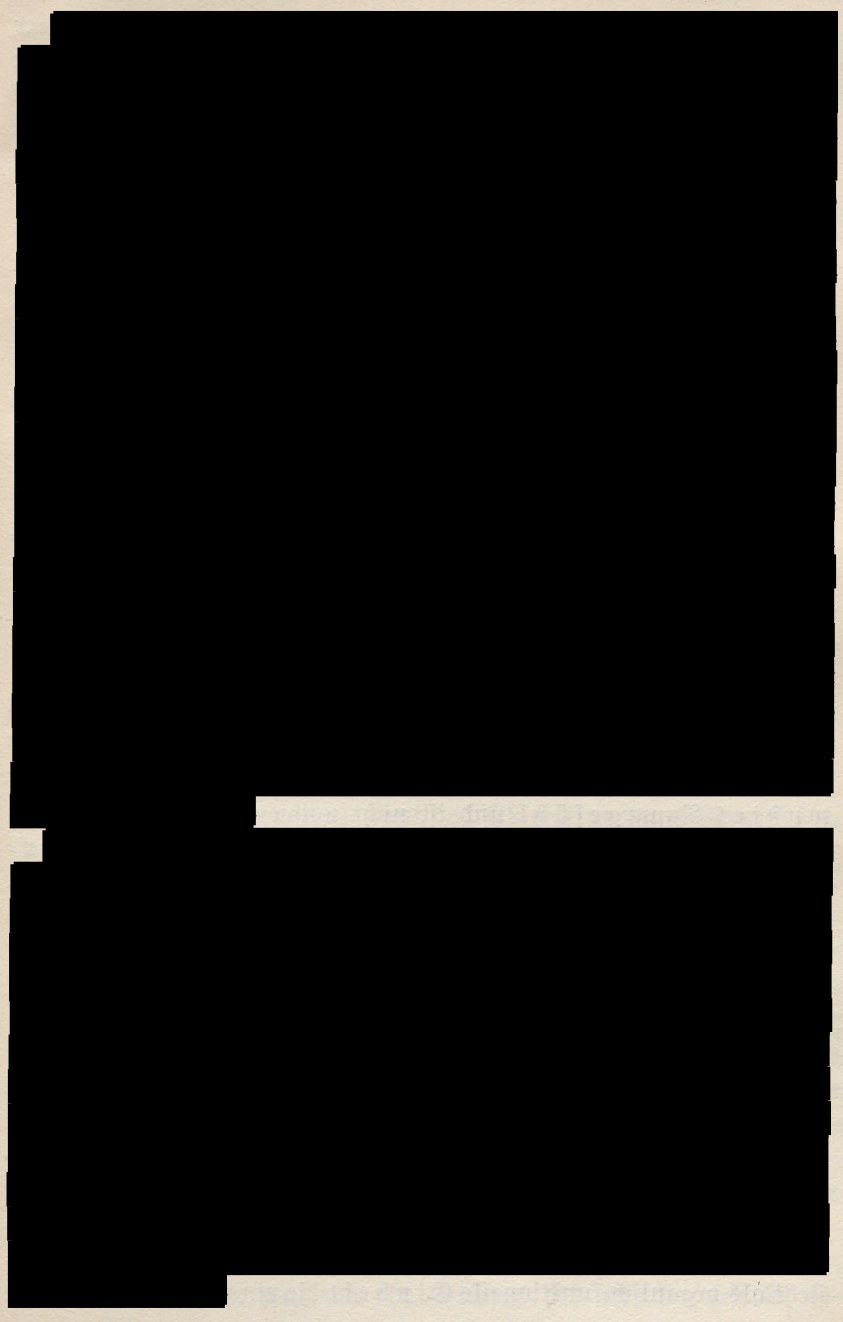
Ihn wird niemand mehr sehn mit den Jahren.
Nur der Sperber wird ihn ansagen
Von oben mit schrillen Schreien
Und die Eule mit spärlichen Klagen.

Übertragung von Harald Krasser

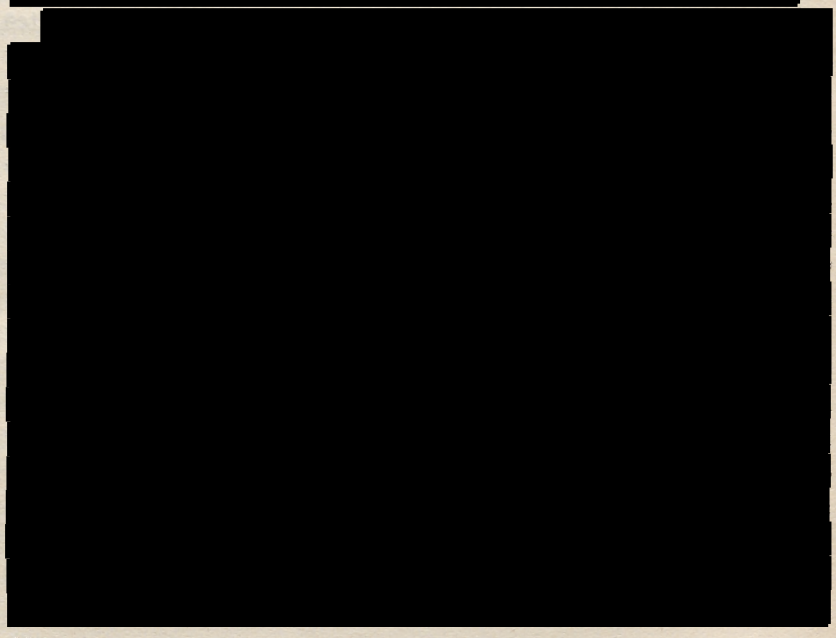
Lucian Blagas völkischer Apriorismus

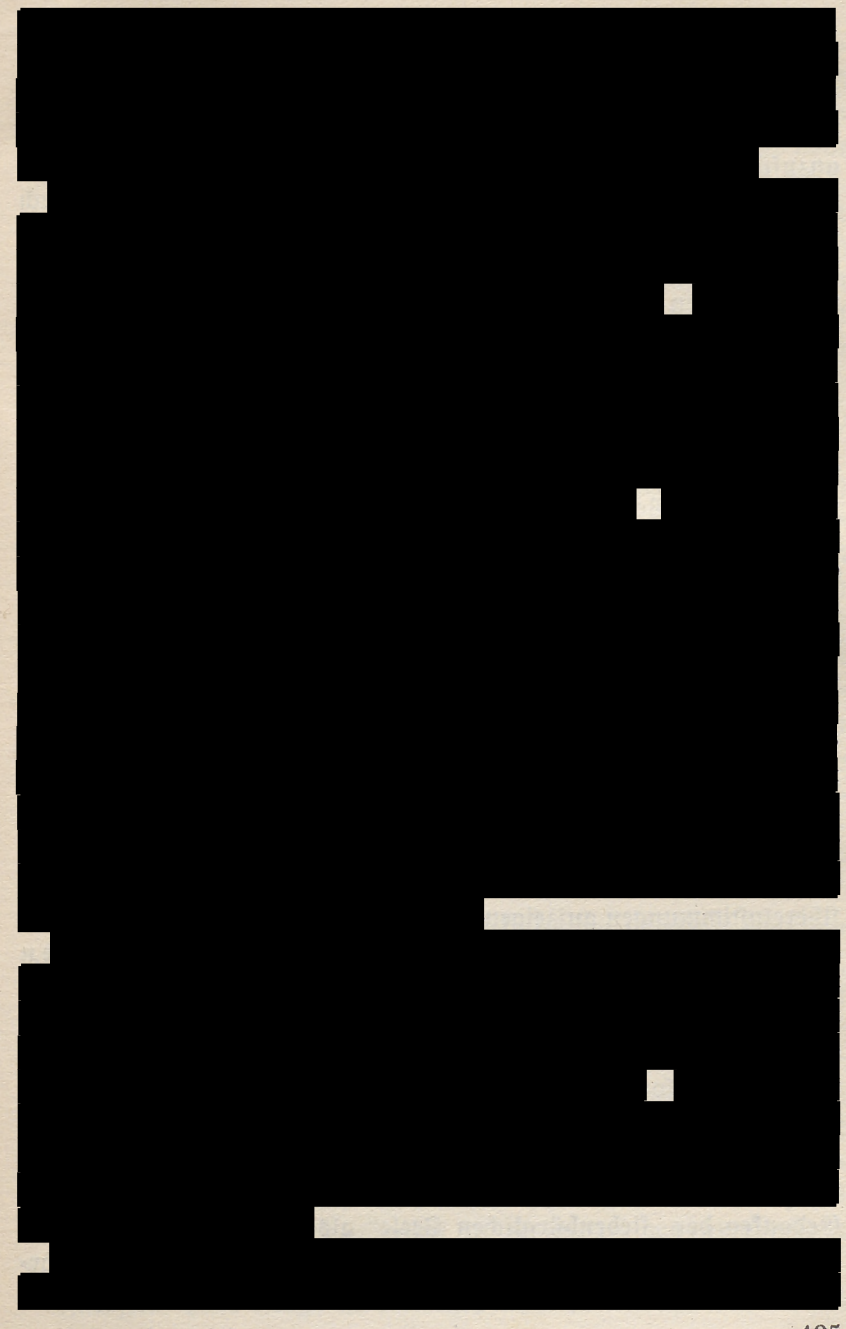
Von Gustav Barthmes

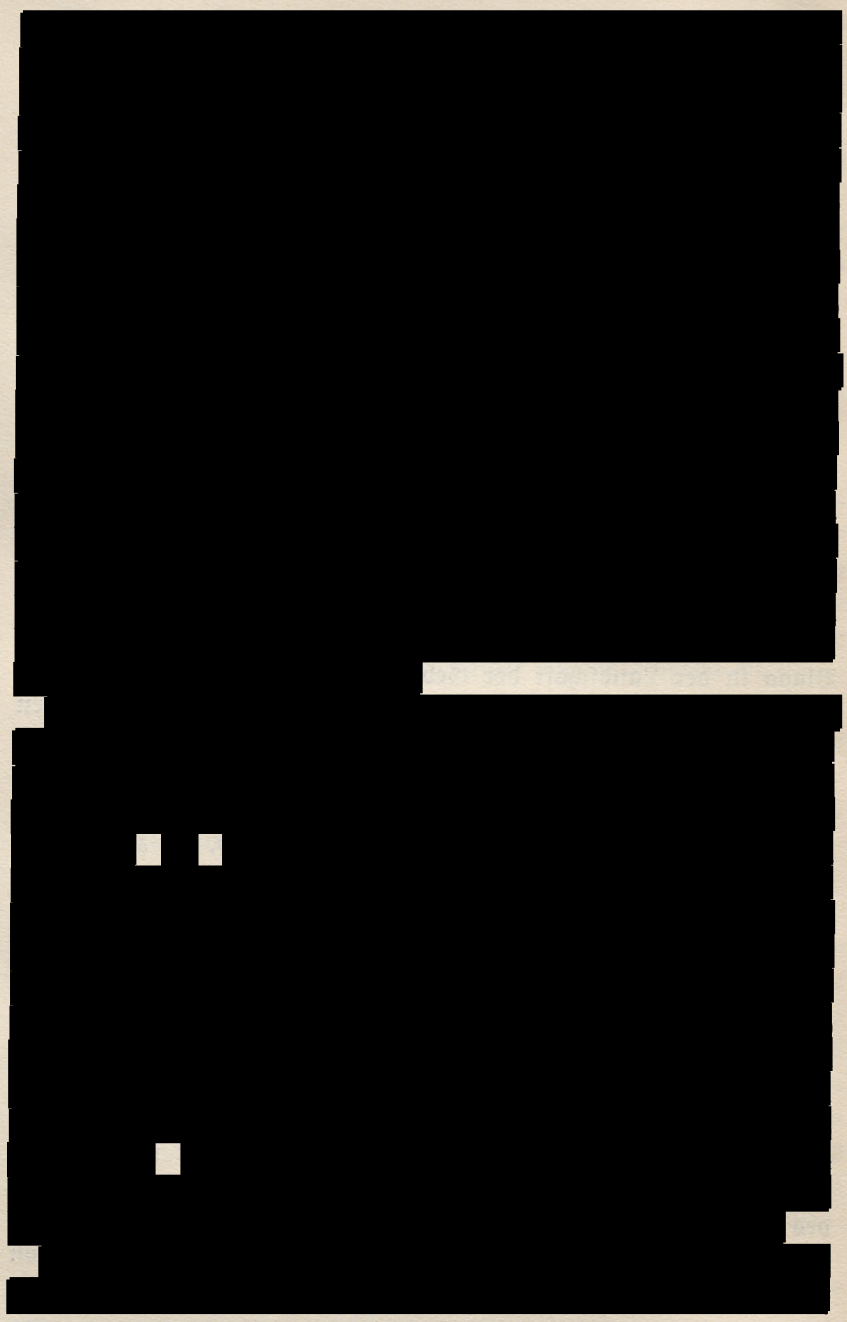
[redacted]

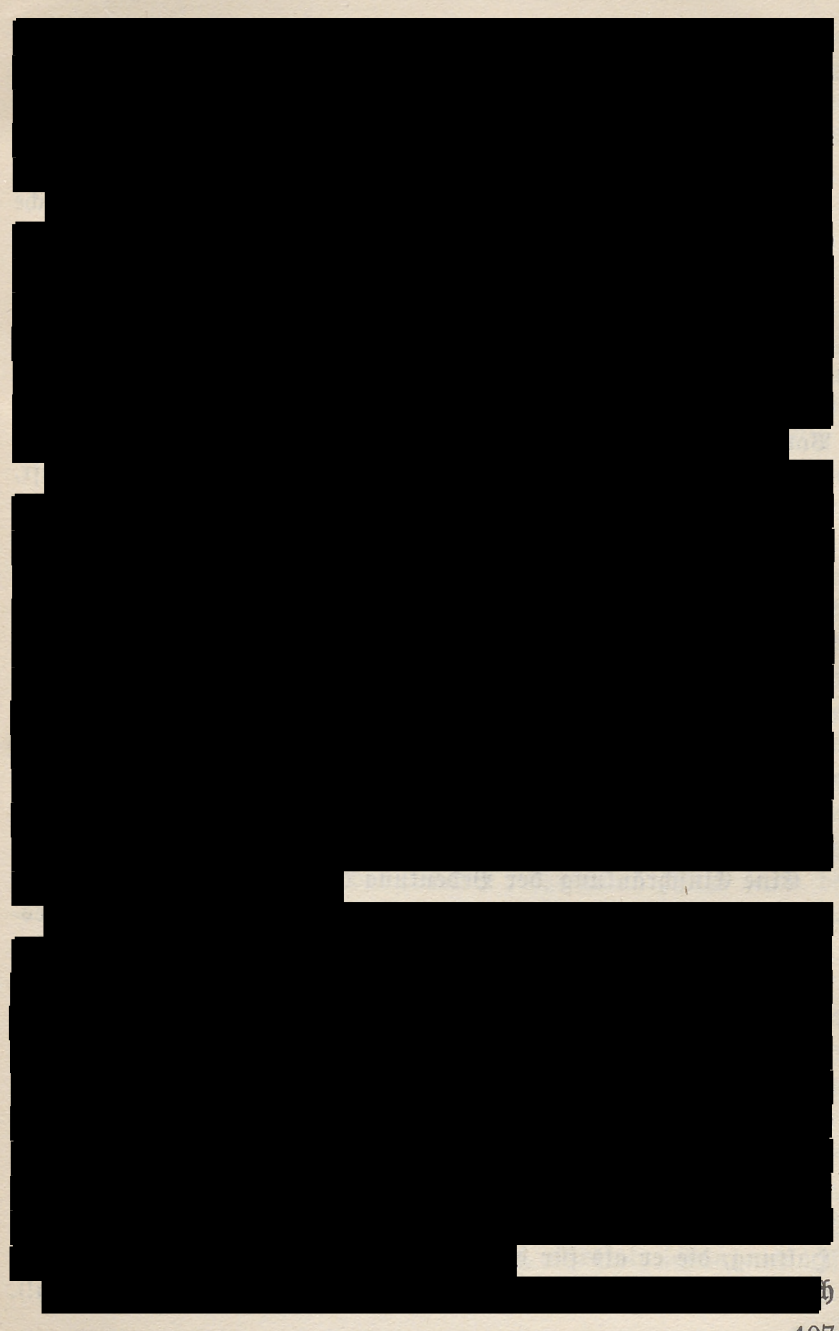
















allein es sich im Sinne seines völkischen Apriori entfalten kann.

Das Waldmädchen

Von Cezar Petrescu

Das nachfolgende Bruchstück aus dem ersten Band („Luceafărul") von Petrescus Eminescu-Roman schildert des späteren Dichters erste Begegnung mit dem Mädchen, dem nach Jahren seine erste Liebe gilt.

Die Hofhunde des Waldhegers Pătru Toader Gânj gaben keinen Laut. Sie hoben die Schnauzen, schnupperten, und schweifwedelnd kamen sie heran und gaben ihm stummes Geleit.

Mihai ging immer langsamer dem Haus zu. Dann blieb er stehen.

Vor ihm erhob sich ein Märchenbild. Auf dem Rasen vor dem Haus stand im flutenden Sonnenlicht ein unbekanntes Mädchen. Das zarte Wesen, eingepreßt an den engen Hüften in die Bauernschürze, trug einen kleinen Spinnrocken im Gürtel und drehte den Faden auf ein lächerliches Ding von Spindelchen. Niederblickend lachte das Mädchen und hatte Grund zur Heiterkeit; denn zu seinen Füßen spielte ein Kätzchen mit dem Schatten der kleinen Spindel, bald bäumte es lauernd zurück, bald schoß es vorwärts, um den flirrenden Schatten mit den Pfoten festzuhalten. Jetzt schob das Mädchen die Spindel nach rechts und der Schatten huschte weg unter der Katze. Noch ein Sprung! Jetzt einer nach der Seite!

Mihai konnte das Lachen nicht zurückhalten.

Das Mädchen blickte auf, das Gesichtchen wurde flammend rot, das Mädchen war erschrocken. Dann aber schämte es sich seiner Angst und fragte mit entschiedenem Ton: „Wer sind Sie und wen suchen Sie?"

Der strenge Ton paßte nicht zum zarten Wesen. Der Herumstreicher antwortete leise und schelmisch: „Wer soll ich denn sein? Schaut man mir's nicht an? Ich bin Niemandes Kind... Der Waldgeist. Und ich suche ein gewisses Feenmädchen, und mir scheint, ich habe es auch schon gefunden."

Das Mädchen blickte finster. Wie gefiel dem Mihai dieses verärgerte Zusammenstoßen der Augenbrauen!

„Geh deiner Wege", rief das Feenmädchen. „Sonst werde ich dir die Hunde auf den Hals hetzen. Vorwärts! Etwas schneller!"

„Sonst nichts, du Feenkind?", rief der Herumstreicher, der kopfschüttelnd immer näher kam. „Wie du siehst, brauche ich mich vor den Hunden nicht zu fürchten. Die habe ich besprochen. Sie halten mit mir. Schau nur, Feenkind, wie sie mir gehorchen. Also! Cuciu, Duman! Her zu mir, Ursulache! Dolca! Burduf!"

Die Hunde wedeln, sie springen an ihm hinauf, setzen ihm die Pfoten auf die Brust und füllen die ganze Waldlichtung mit lustigem, kräftigem Gebell.

Die gestreifte kleine Katze hatte sich auf ein Bäumchen hinaufgeflüchtet, von dem sie einen Regen weißer, durchsichtiger Blüten auf das Paar schüttelte.

Der Herumstreicher blähte sich auf wie ein polnischer Graf:

„Gesagt und bewiesen, Feenkind! Es scheint mir, als ob sie mir besser gehorchen, obwohl sie mich noch nie vor Augen gehabt haben."

Das Mädchen schloß die langwimprigen Augen halb zu. So musterte sie ihn; dann schien sie nur noch mit Spinnrocken und Spindel befaßt zu sein. Jetzt wußte sie, mit wem sie es zu tun hatte.

„Wunderst du dich nicht darüber, wie ich sie bezaubert habe?", fragte Mihai hartnäckig weiter.

„Das wundert mich nicht. Vielmehr wundert es mich, daß du hier mit Lügen kommst, obwohl du dich nicht verstehst auf diese Kunst. Du sagst, du habest die Hunde noch nie gesehen . . . Du sagst, du seiest der junge Waldgeist... Aber wir kennen dich jetzt. Du bist der Mihăiță, der Sohn des Căminar von Ipoteschti. Gerade genug haben mir im Winter Onkel Pătru und Tante Prohiritza von dir erzählt... Freilich, sie dachten, du seiest in Czernowitz, in der deutschen Schule, du treibest dich nicht im Wald herum."

Der Ausreißer senkte den Blick reuevoll zu Boden. Nicht weil er im Wald herumlungerte, anstatt in der deutschen Schule in Czernowitz zu sitzen, sondern weil ihm schien, er habe zu viel des Guten getan mit seinem Scherz, indem er ein solches Juwel von Mädchen anlog. Dieses aber zeigte ihm keine Feindschaft mehr. Sie sagte leise, die tiefen Augen aus dem dichten Schleier der Augenbrauen erhebend:

„Kannst du nun nichts mehr sagen? Versuch mir zu beweisen, daß das alles nicht wahr ist, was ich gesagt habe..."

Mihai seufzte bekümmert:

„Es ist wahr, Feenkind. So wahr, als wenn du es aus dem Buch vorgelesen hättest."

„Ich habe es von den Leuten gehört", belehrte ihn das Mädchen. „Lesen kann ich nicht ... Und Feenmädchen sollst du mir nicht mehr sagen. Mein Mütterchen, die arme, war keine Fee. Gott sei ihr gnädig. Ich bin das Kind armer Leute. Onkel Pătru und Tante Prohiritza haben mich aus Erbarmen zu sich genommen."

Unterdessen besah sich der Flüchtling die langen, schwarzen Fingernägel. Er fühlte eine Beklemmung. Er fand nicht die richtigen Worte, um zu sagen, wonach ihm der Sinn stand. Das Mädchen kräuselte lächelnd die Mundwinkel. Dann flüsterte es: „Mich heißt man Leana... Onkel Pătru sagt mir Leana die Elster, weil ich schwarzes Haar habe und viel rede."

Mihai verlor jede gute Meinung von der Fähigkeit des Waldhegers Pătru, über die Schönheit solcher Weiblein zu urteilen. Wie konnte man nur einen solchen Beinamen erfinden, für einen solchen Schatz von Mädchen? Fleana die Elster! Verstohlen schaute er sie an. Die großen Augen beider trafen sich einen Augenblick. Beide wurden rot. Es durchdrang beide eine bisher unbekannte, schmerzhaft süße Wärme. Scheu blickte jedes zur Seite. Unterdessen hatten sich die Hunde, die Schnauzen auf den Pfoten, ausgestreckt und das Kätzchen oben auf dem blühenden Bäumchen sträubte noch immer unruhig den buschigen Schwanz.

„Ich dachte den Onkel Pătru zu treffen", sagte schließlich Mihai, in schülerhafter Weise einen Knopf drehend, der an einem altersschwachen Zwirn an seinem österreichischen Spencer herabhing.

„Du hast es schlecht getroffen, Mihai... Onkel Pătru ist beim Waldmessen und die Tante Prohiritza ist in Botoschani. Sie muß Einkäufe machen zum Frühjahrsreinemachen... Das Frühjahr hat uns überrascht..."

Besorgt und beschämt, wie eine richtige Hausfrau, schaute sie auf die noch ungeweißten Wände des Hauses, die freilich weiß wie Schnee waren, im Vergleich zu den grauen Mauern, aus denen Mihai geflüchtet war.

„Dann gehe ich", entschloß sich der Flüchtling verärgert. Mit erhobenen Augenbrauen schalt ihn das Mädchen:

„Wer schickt dich weg? Selbst ganz fremde Leute gehen nicht weg aus einem christlichen Haus, ohne vorher die Hitze abzukühlen mit einem Krug Wasser und einem Tropfen Honig . . . Bitte!"

Sie ging voraus. Mihai fühlte ein närrisches Verlangen, verstohlen die schwarzen, freihängenden Zöpfe mit den Lippen zu berühren. Kaum konnte er sich beherrschen. Er wischte sich die Schweißtropfen mit dem Handrücken von der Stirne. Im Vorzimmer blieb er stehen, umringt von den Hunden, die ihm gefolgt waren und ihm sanft in die Augen sahen.

Viel hatten sich die Kinder nicht zu sagen. Diese neue, ungekannte Scheu war zu stark. Ein paarmal versuchte Mihai, die Leidensgeschichte von dem k. u. k. Obergymnasium aus Czernowitz loszuwerden, aber das Mädchen hatte kein Verständnis dafür. Nie hatte sie eine Stadt gesehen, nicht einmal Botoschani. Sie wußte nicht, was eine Schule ist. Sie fragte ihn, warum er so schwarze, häßliche Kleider trage, solche wie die kleinen Teufel auf den Wandmalereien des Klosters. Weiter wunderte sie sich darüber, daß die Deutschen sich in einer so seltsamen Sprache untereinander verständigen könnten, und gestand schließlich, daß sie selbst einfältig und unwissend sei. Dann schwiegen beide wieder.

Als er nun aufbrach, begleitete sie ihn bis zum Rande der Lichtung, dann folgten ihm ihre Augen, bis ihn der Waldsteg verschlang. Der Flüchtling kehrte sich manchmal um und winkte ihr zu . . .

(Übertragen von Adolf Heltmann)

Ein Brief Rainer Maria Rilkes an Jon Pillat

(Mitgeteilt von Harald Krasser)

Die Vorgeschichte

Der rumänische Dichter Jon Pillat, in dessen Werk man an manchen Stellen Spuren Rilkeschen Einflusses zu spüren glaubt, der seinen Marienzyklus „Povestea Maicii Domnului" dem deutschen Dichter des Marienlebens zugeeignet hat und dem wir nicht nur wertvolle Übersetzungen aus Rilke, sondern auch zwei schöne Essays über ihn verdanken, — Jon Pillat hatte gemeinsam mit Oscar Walter Cisek

„Die Weise von Liebe und Tod des Cornet Cristoph Rilke" übertragen und 1924 in der Zeitschrift „Cugetul Românesc" veröffentlicht. Dieses Heft übersandte Pillat mit einem Begleitschreiben (in französischer Sprache) dem deutschen Dichter. Rilkes Antwort, bisher noch unveröffentlicht, — sie würde chronologisch in den Bereich der letzten der im Inselverlag erschienenen Sammlungen Rilkescher Briefe, der „Briefe aus Muzot" gehören — ist bedeutungsvoll durch die Äußerung des gereiften Dichters über sein Frühwerk, darüber hinaus aber auch, weil hier Beziehungen Rilkes zum rumänischen Geistesleben sichtbar werden.

Der Brief

Der Brief, dessen französischer Urtext in Rilkes eigener Handschrift in der Faksimilebeilage nachgelesen werden kann, lautet in deutscher Übersetzung:

Mein Herr und lieber Dichter,

zwischen zwei Reisen nur für wenige Stunden nach Muzot zurückgekehrt, muß ich mich darauf beschränken, Ihnen dieses Mal in wenig Worten die Freude und die Überraschung auszudrücken, die ich beim Lesen und Wiederlesen der großmütigen Zeilen empfand, die gekommen sind, um mir den Beweis Ihrer vollkommenen, Ihrer tätigen Aufmerksamkeit zu überbringen: glauben Sie an meine lebhafte Dankbarkeit.

Die Hefte Ihrer Zeitschrift zeigen mir das Ergebnis Ihrer großen und liebenswürdigen Bemühung: ich bin glücklich da drin zu stehen. Was meine sprachlichen Fähigkeiten betrifft, so übertreiben Sie sie, leider! Ich ahne jedoch, daß Sie sich meinem Text mit einer glücklichen Gründlichkeit und mit dichterischem Gehorsam angenähert haben. Wenn ich etwas bedauere, so ist es die Tatsache, daß es diese Jugendarbeit ist, die die Ehre in Anspruch nimmt, in fast alle europäischen Sprachen übersetzt zu werden. Die Seiten, geschrieben einstmals in einer einzigen Herbstnacht, haben kein anderes Verdienst, als ihre der ersten Eingebung folgende jünglingshafte Haltung ... aber man muß glauben, daß die Jugend in allen Formen im Recht ist —, und daß sie es ist, die durch die unbefangen aufrichtigen Rhythmen sich so sehr den wohlwollenden Lesern mitteilt. Da mir das Handwerk des Übersetzers nicht fremd ist, fürchte ich übrigens, daß ich mich

mit meinen reiferen Arbeiten mehr und mehr von der Möglichkeit von Übertragungen entferne.

Wie sollte ich Rumänien nicht lieben, mein lieber Herr, seit „Isvor"! Während eines ganzen Jahres war dieses mein Lieblingsbuch, und ich bin sicher, daß ich immer mit dem gleichen Staunen, der gleichen Zärtlichkeit zu ihm zurückkehren werde. Meine Bewunderung für die Prinzessin Bibesco war vollkommen, seit ich ihren „Alexandre asiatique" kennen gelernt hatte; aber in „Isvor" ist es ihr mit der Anschauung des großen Dichters gelungen, einen der tiefsten menschlichen Zusammenhänge darzustellen. Und welches Glück ihn in der geheimen Seele seines eigenen Volkes zu entdecken!

Wollen Sie dem Herrn Nicolas Lahovary sagen, daß ich ihn tatsächlich hier erwartet habe, von einem Monat zum anderen; ich gebe mich nicht mit dem Bedauern zufrieden, sondern ich rechne mit seinem Besuch, ebenso wie mit dem Ihren, für später. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß ich während dieses Winters oft abwesend sein werde; auch hätte ich es vorgezogen, Ihnen dieses walliser Land, das ein wenig das meine geworden ist, in seiner Sommer- oder Herbstpracht zu zeigen. Der Winter läßt ihm immer eine gewisse Größe, aber dann wendet sich das Licht von diesen Hügeln ab, und das beraubte Land wundert sich über die Herrschaft von etwas Fehlendem.

Vergessen Sie bitte nicht, Ihrem Herrn Mitarbeiter ein wenig von der Dankbarkeit weiterzugeben, die ich für Sie empfinde; und empfangen Sie selbst, mein Herr und lieber Dichter

den Ausdruck meiner ergebenen Sympathie

Rainer Maria Rilke.

Nachwort

Wollte man diesen Brief in die Sammlung der „Briefe aus Muzot" chronologisch einordnen, so müßte man ihn neben einen anderen stellen, mit dem sich sein Inhalt merkwürdig berührt. Zwei Monate vor dem Brief an Pillat, am 18. September 1924, sah sich Rilke, angesichts des Wunsches, er wolle eine Widmung in ein Exemplar des „Cornet" schreiben, zur Äußerung über dies Jugendwerk veranlaßt:

„Fräulein Schreier denkt besonders an „Die Weise von Liebe und Tod . . ." diese (fast in geometrischem Sinne genommen) „Parabel" einer jugendlichen Bewegung, im Schicksalstraum eines Vorfahren

ausgezogen . . . In einer Nacht, einer Herbstnacht vor fünfundzwanzig Jahren, hingeschrieben, stellt diese Arbeit nicht viel mehr vor als eine Improvisation —; sie bestünde schlecht vor meinem heutigen Urteil. Aber in ihrer Allüre hat sie den Schwung ihrer Entstehung bewahrt, und das gibt ihr wohl immer noch eine gewisse Macht über die verwandten Erregungen eines glücklichen Alters.

Daran meinte ich, in meiner Einschrift für Fräulein Schreier erinnern zu dürfen, — mich selbst, wie Sie sehen, in einem gewissen Sinne zu den gleichen Ergriffenheiten bekennend . . ."

Und die „Einschrift" selbst lautet:

„Für Fräulein Eva Schreier
Es muß wohl sein, daß jugendlicher Schwung
zur Jugend spricht. Da ich in einer Nacht
(wie lang ist's her), vom Nachtwind angefacht,
aufglühte so, daß dieses Lied von Schlacht
und Lust und Mut und Untergang
aus meinem Blut in seine Gußform sprang —:
was war ich jung!
Und nun seid ihrs. Oh seids! Oh seids!
Ohne Bedenken, ohne Geiz.
Ich bin es noch. Und bin sogar noch Kind.
Fühlende bleiben, was sie fühlend sind."

(„Briefe aus Muzot". S. 297 und 298)

Die Dichterin, der Rilke seine von ihm selbst bezeugte Liebe zu Rumänien verdankt, ist Prinzessin Marthe Bibescu, die in französischer Sprache schafft. Ihr auf rumänischen Volksüberlieferungen aufgebautes Werk „Isvor" stellt ihr Bekenntnis zum Land ihres Ursprungs dar.

Ob Rilke den erwarteten Besuch seines rumänischen Bekannten N. Lahovary noch erhalten hat, ist uns unbekannt. Zu einer Begegnung zwischen ihm und Pillat ist es in den zwei Jahren bis zu seinem Tode nicht mehr gekommen.

Der Weg des Dichters Rainer Maria Rilke

Von Jon Pillat

Aus dem im Band „Portrete lirice" enthaltenen Essay „Valéry, Rilke und die reine Dichtung".

Die deutsche Dichtung ist — wenn wir ein Bild gebrauchen wollen — im Vergleich zu der romanischen im allgemeinen und zur französischen im besonderen, das, was das Wasser im Vergleich zum festen Lande ist. Während das Ufer von Marmor, von Stein oder von Ton unverändert im Raume verharrt und, wenn es die Zeit umgestaltet, Jahrhunderte braucht, um seine Formen wesentlich zu verändern, ist das Wasser nicht nur in ständigem Fließen — immer wieder ein Anderes im gleichen Flußbett — schlägt nicht nur mit immer veränderten Wellen ans unveränderte Ufer, sondern verwandelt in der Sommerhitze selbst seine Gestalt in Dampf, um am Himmel luftige Wolken aufzubauen, und wird im Winter zu gläsernem hartem Eis. Das im Raume flüchtige Wasser findet sein wahres Gleichgewicht nur in der Zeit. Sein letztes Wesen ist gerade diese Flüssigkeit, die bewirkt, daß es sich wiederfindet in dem Augenblick, in dem es sich zu verlieren scheint. Eisscholle, Welle und Wolke — ihr Wesen ist das gleiche.

Das ist in einem Bild die gesamte Dichtung Rilkes im Vergleich zur Dichtung Paul Valérys. Das Gedicht des Franzosen ist scharf umrissen, abstrakt und musikalisch, aber in einem soliden, architektonischen, fast geometrischen Sinn: wie ein griechischer Tempel, dessen vom Traumlicht der Dämmerung vergoldeter Marmor, dessen vollkommene Maße die Augen begeistern. Aber dieser Tempel bleibt trotz aller Unterschiedlichkeit, die in jeder Stunde von einer anderen seelischen Beleuchtung bewirkt werden, immer der gleiche nach Stoff, Absicht und Dichte der Form. Valérys Dichtung ist statisch. Das Gedicht des Deutschen ist für den Blick nicht umrissen von Anbeginn, sondern es sammelt sich in der Seele auf dem Wege über das Gehör. Es enthält eine ganze Tonleiter musikalischer Klänge, den ganzen Erguß des Gefühls im Einklang der Worte. Es ist in fortwährendem Werden; es ist, vor allem anderen, dynamisch.

Bei einer unendlichen Vielfalt der Tonarten ist es unsagbar fließend. Solcher Art sind Rilkes erste Verse, die Lieder aus den „Ersten Gedichten" und aus den „Frühen Gedichten". Dann gräbt sich Rilkes Dichtung, getragen vom reinen Gefühl, wie das ewige



Hans Eder, Bildnis Octavian Goga

Photo-Reproduktion: O. Netoliczka, Kronstadt

Murmeln der Wellen von den Wassern der Tiefe, einen immer geheimnisvolleren, immer tieferen Weg durch die Zeit und durch die Seele auf der Suche nach dem jenseitigen Tal des Herrn. Das ist die Lyrik des „Stundenbuches", dieses Breviers der modernen mystischen Seele, geschrieben unter orthodoxem Einfluß und Frucht der russischen Reise des Dichters und seiner Begegnung mit Tolstoi.

Aber in dem Augenblick, in dem diese Lyrik des Werdens — im Gegensatz zur französischen Lyrik des Seins — Gefahr läuft, sich aus Mangel an Festigkeit der Form, im Irrealen zu verlieren, rettet sie das erste Wunder. Unter dem Einfluß Rodins, des Bildhauers und Beherrschers der Formen, dessen Sekretär Rilke jahrelang war und über dessen Kunst er ein deutendes Buch geschrieben hat, wird alles das, was bis dahin nur Gefühl, Überströmen und musikalische Harmonie — ewig fließendes Wasser war, mit einem Mal zu Eis, zu durchsichtiger Form, hartem Kristall. Rilkes Dichtung lernt Stofflichkeit, Festigkeit, Form im Räumlichen, — und noch mehr als Raum, denn ihr Wesen ist nur verfestigte Zeit — stoffgewordene Seele. Das ist die Lyrik des „Buchs der Bilder" und der „Neuen Gedichte".

Jetzt aber, da Rilkes Dichtertum aufs Neue sich zu verlieren droht, dieses Mal in der vereisten Härte der Form, rettet sie das zweite, das große Wunder. Nach sieben Jahren des Schweigens in den Bergen, löst sich das, was gebunden war. Was unbeseelter Stoff war, wird beseelt. Das Eis von der Erde wird in den Höhen zu Wolken. Aber obgleich völlig vergeistigt, bewahrt diese letzte Lyrik Rilkes aus der ersten der beiden vorhergehenden Stufen das Geheimnis der Harmonie und aus der zweiten die Harmonie der Form. Das sind die Gedichte, in denen er das Erbe des Hölderlin der letzten Hymnen antritt, das sind die „Sonette an Orpheus", das sind vor allem die „Duineser Elegien", dieser reine Gipfel der neueren europäischen Lyrik. Rilke der Mensch konnte jetzt sterben, er hatte sich für alle Ewigkeit in seinem Werk vollendet, und in diesem Werk hatte sich der Genius seiner Rasse vollendet. Er war in die große deutsche Überlieferung eingemündet — so wie Valéry in die große französische Tradition. Die „Duineser Elegien" bleiben — auf anderer Ebene, auf einer anderen Spitze des gleichen Gipfels — in ihrer Reinheit die Zwillingsschwester von Valérys Dichtung „Le Cimetière Marin".

(Übersetzt von Harald Krasser)

Deutschland und das Ausland

Von Bernhard Capesius

Wenn wir hier von Deutschland sprechen, so meinen wir den deutschen Geist, wie er heute im Deutschen Reich seinen einheitlichen und eindeutigen Ausdruck findet. Wir wissen, daß sich der Geist eines Volkes — und nun gar der des deutschen! — niemals in seinen staatlich gebundenen Äußerungen erschöpfen kann, aber er erhält seine Prägung nach außen, insbesondere in den Augen des Auslandes, doch immer in hohem Maße durch diese. Das aber in besonders nachdrücklicher Weise, wenn der Staat den Anspruch auf „Totalität" so weitgehend erhebt, als es im Dritten Reich der Fall ist. Es geht also um eine Auseinandersetzung zwischen dem deutschen Geist und dem Ausland, die vielleicht noch nie so scharfe Formen angenommen hat wie in der Gegenwart.

Verschärft wird diese Auseinandersetzung heute noch durch den Umstand, daß es sich um einen „weltanschaulichen" Kampf handelt. Nicht nur der jüdische kommunistische Bolschewismus fühlt sich durch die nationalsozialistische Weltanschauung bedroht, sondern die Grundlagen des ganzen „westlichen" Denkens, wie es durch die französische Revolution zur Weltherrschaft kam, sind in Frage gestellt. Die Vernunft als ausschlaggebendes gestaltendes Prinzip, die Freiheit des Einzelnen als Mittelpunkt staatlicher Gesetzgebung, die Gleichheit und Einheitlichkeit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, die Verherrlichung des Fortschrittes an sich — das sind, nach Ernst Krieck, die wesentlichen Züge dieses Weltbildes, an dessen Stelle der Nationalsozialismus das Gegenteilige gesetzt hat. Nicht aus der Vernunft lebt der Mensch, sondern aus dem Glauben, der in völkischer und rassischer Gebundenheit wurzelt. Grundlage des Staatslebens sind die Erfordernisse der Gemeinschaft, daher stehen die Pflichten an erster Stelle in der Gesetzgebung. Es gibt keinen Menschen an sich, sondern nur den einzelnen, einem Volk schicksalmäßig zugehörigen, dadurch genau bestimmten Menschen, der nach dem Grundsatz „Jedem das Seine" beurteilt und behandelt werden muß. „Fortschritt" an sich ist wertlos, denn viele Werte sind schon lang vorhanden und können durch keinen materiell-technischen Fortschritt ersetzt oder erst hervorgebracht werden. Nicht aus Mutwillen oder Zerstörungssucht hat der Nationalsozialismus das

alte Weltbild umgestürzt, sondern aus einer tieferen Erkenntnis der Wirklichkeit der tatsächlichen Kräfte, die menschliches Leben und Zusammenleben gestalten und dessen Mißachtung die Menschheit in den heutigen Zustand gebracht hat, wo sich alle jene schönen „Ideen" als nutz- und hilflos erwiesen haben.

Oft und gerne werden jene Gedanken, sofern sie sich auch in deutschem Geistesleben ausgeprägt haben, als „Geist von Weimar" gegen den angeblich militärischen „Geist von Potsdam" ausgespielt, der sich im Nationalsozialismus verkörpere. Das sind entweder gedankenlose oder bewußt böswillige Zuspitzungen und Verfälschungen der Tatsachen. Gewiß hat das klassische Weimar zum Teil unter der Herrschaft des Humanitätsgedankens gestanden, der eben damals der absolutistischen Staatsform und dem erstarrten Klassenaufbau gegenüber einen wertsteigernden Fortschritt bedeutete, aber ebenso wurzelt Goethe auch im Gedanken eines naturhaft-organischen Werdens alles Völkischen und stellt Schiller die Vaterlandsliebe höher als alle Träume von allgemeiner Menschheitsbeglückung durch die französische Revolution. Andererseits ist der „Preußengeist" von Potsdam zunächst wesentlich Unterordnung des einzelnen im Dienst am Ganzen und als solcher wohl eine Vorbedingung zu militärischer Schlagkraft — aber weder beschränkt er sich auf militärische Leistung, noch muß er Ursache kriegerischer Angriffslust sein. Weimar und Potsdam schließen einander nicht aus, sondern ergänzen einander wie Delos und Olympia.

Nichtsdestoweniger wird im Ausland gern die Trennung vollzogen und man gibt vor, nicht das deutsche Wesen an sich, sondern nur seine Ausprägung im Dritten Reich zu bekämpfen. Das geschieht hauptsächlich im Hinblick auf fünf Punkte: Die Rassegesetzgebung, die angebliche Religionsfeindlichkeit, die Rechtlosigkeit in der freien Meinungsäußerung, die Wehrhaftmachung als Bedrohung des Weltfriedens, die angebliche Kulturfeindlichkeit. Für jeden, der einigermaßen mit dem nationalsozialistischen Gedankengut vertraut ist, fallen diese Angriffe leicht in sich zusammen. Durch die Rassegesetzgebung soll nichts anderes erreicht werden, als das artfremde, insbesondere jüdische Blut ein- für allemal auszumerzen. Gewiß ist dieser scharfe Schritt für viele einzelne von schmerzlicher Wirkung. Aber er ist einmalig und wird in Zukunft die Entstehung unglücklicher Zwitterwesen ebenso unmöglich machen, wie die Entartung

des Geisteslebens in Literatur und Presse. In einem Staate, dessen Führer sich so eindeutig auf den Boden positiven Christentums stellt, kann nur blinder Haß von Religionsfeindlichkeit sprechen. Die freie Meinungsäußerung ist, nach einem Wort des Referenten im Reichspropagandaministerium Diewerge, jedem anständigen Menschen auch heute gewährleistet, aber sie muß von vollem Verantwortungsgefühl für die Notwendigkeiten des Staates getragen sein — diese Grenze besteht allerdings. Daß Deutschland eine starke Wehrmacht braucht, um seinen und den Frieden Europas gegen die Gefahr eines bolschewistischen Angriffes zu sichern, ist ebenfalls jedem klar. Wer aber die schöpferischen Leistungen in Wissenschaft und Kunst, die sich auch im Dritten Reich frei entfalten können, insbesondere die großartigen Neubauten, die Theaterfestspiele usw. gesehen hat, wird auch im Vorwurf der Kulturfeindlichkeit nur einen böswilligen Angriff sehen.

Was tut nun Deutschland gegenüber diesen Angriffen und mit welchem Erfolg? Wenn wir von den großen öffentlichen Kundgebungen und den dabei gehaltenen Reden der führenden Männer absehen, deren Form und Inhalt ebensosehr von innen- wie von außenpolitischen Rücksichten bedingt sind, können wir ein weitgehendes Bemühen feststellen, bei aller selbstbewußten Wahrung eigener Würde, dem Ausland Verständnis für das neue Denken und Wollen beizubringen. Vortragsreihen für Ausländer, die Gastfreundschaft bei den Olympischen Spielen, die Reisebegünstigungen für Ausländer, Studentenaustausch u. ä. dienen alle dem einen Zweck, zu zeigen, wie Deutschland heute wirklich ist, und daß es nichts anderes will, als auf seinem Boden nach seiner Art in Frieden leben zu können.

Die ungeheure Schwierigkeit für den Erfolg einer solchen Arbeit liegt nun auf theoretischem Gebiet darin, daß das neue Weltbild vielfach noch keinen festen und ihm gemäßen Ausdruck in begrifflicher Hinsicht gefunden hat. So wendet sich zum Beispiel die neue deutsche Wissenschaft überall ab von der rationalistischen Weltanschauung, die seit der Aufklärung das Denken beherrscht. Aber um den Rationalismus zu bekämpfen, stehen der Weltanschauungslehre nur rationalistische Begriffe als Mittel zur Verfügung. Will man z. B. beweisen, daß es keine „objektive", auf die Vernunft sich gründende Wahrheit gibt, sondern daß Wahrheit „eine Sache des Glaubens" sei, so muß man es dennoch mit Vernunft-

gründen tun, sofern der andere nicht von dem gleichen Glauben erfüllt ist. Und darin liegt eben die Schwierigkeit: der Nationalsozialismus verzichtet bewußt darauf, andere Völker zu seiner Weltanschauung zu bekehren — und verlangt doch Verständnis für sich. Aber er ist nur aus dem Glauben zu verstehen. Nur so ist es z. B. zu erklären, daß der doch so intelligente Herausgeber des „Curentul", der auch nicht kommunistenfreundlich ist, behaupten kann, die „nationale Rechte" habe bisher keine „konstruktiven Ideen" für den Aufbau des Staates hervorgebracht, ohne daß dies Heuchelei sein muß.

Etwas anderes ist es, wenn man mit Anrufung von Goethes Wort: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr" das als die „größte Wahrheit" bezeichnet, „wo die Tat dem Wort am meisten entspricht". In tatsächlichen Leistungen wird das heutige Deutschland auch am ehesten vom Ausland erkannt. Dabei denken wir nicht an Technik, Organisation und Disziplin, denn das hat es auch früher in Deutschland gegeben, sondern es sind die ausgesprochen nationalsozialistischen Schöpfungen des Arbeitsdienstes, der staatlichen Jugenderziehung, des Winterhilfswerkes und der „Kraft durch Freude", die überzeugend wirken. Zweifellos haben die Olympischen Spiele durch die Bewältigung der ungeheuren Menschenmassen im Verkehr auch viel mitgewirkt, daß fast jeder Ausländer, der sie mitgemacht hat, des Lobes voll ist — aber wichtiger noch ist, daß sie so viele Ausländer angezogen haben, nach Deutschland zu kommen, die dann auch ein richtiges Bild von den dem Nationalsozialismus arteigenen Leistungen bekamen.

Was für das Ausland und die Ausländer im allgemeinen gilt, trifft natürlich auch auf die Rumänen zu. Wie das oben bereits angeführte Beispiel zeigt, läßt sich mit reinen Vernunftgründen wenig anfangen. Es sind vielmehr nach der Äußerung eines anderen Rumänen „nichts anderes als einfache Gefühlskundgebungen", die für oder gegen Deutschland sprechen. Und ein solches Gefühl für Deutschland „gründet sich" nach dem gleichen Gewährsmann „vollständig auf die Art und Weise des deutschen sozialen Lebens", also auf die tatsächlichen Leistungen des Nationalsozialismus.

Natürlich kommen dazu außenpolitische und wirtschaftliche Erwägungen, von denen aber hier nicht die Rede sein soll, da wir uns

allein mit der geistigen Einstellung des Auslandes Deutschland gegenüber beschäftigen.

Was ist nun unsere Aufgabe in dieser Auseinandersetzung? Zunächst einmal müssen wir uns ohne Rückhalt zum Gedankengut des Nationalsozialismus bekennen. Denn die Tragik des Deutschen liegt ja zugleich in dem, was sonst sein Vorteil ist, nämlich in seiner Zerstreuung über die ganze Welt. Die Millionen Deutscher außerhalb Deutschlands, die durch ihre Sprachzugehörigkeit ohne weiteres Dazutun Träger der Weltgeltung deutscher Kultur sind, bilden zugleich eine ungeheure Gefahr, wenn sie sich nicht rückhaltlos hinter das Mutterland stellen. Durch die hunderttausend Kanäle der Gespräche mit Nichtdeutschen und der Aufsätze und Nachrichten in der deutschgeschriebenen Auslandpresse kann die Auseinandersetzung zwischen deutschem Geist und Ausland so oder so entscheidend beeinflußt werden. Die starke und gefährliche Wirkung der Emigrantenpresse und -literatur spürt man ja allenthalben.

Nun ist aber im Sinne der obigen Ausführungen die Schwierigkeit des Verständnisses bei anderen immer im Auge zu behalten und daher großer Takt vonnöten. Es kann sich nicht darum handeln, gewisse Kraft- und Selbstbewußtseinsäußerungen, die zur Stärkung ängstlicher Gemüter im innervölkischen Leben gelegentlich notwendig sind, an Stelle von Beweismitteln den Fremden gegenüber zu verwenden.

Vor allem aber wird auch hier jede Tat und Leistung wirkungsvoller sein als eine noch so schöne Theorie oder gar als Maulheldentum. Den deutschen Auslandlehrern wurde zugerufen: „Es genügt nicht, daß Sie stolz auf den Führer sind, sondern der Führer muß auch auf Sie stolz sein können!" In diesem Wort ist ein wichtiger Hinweis darauf enthalten, wie auch wir Auslanddeutsche in der großen Auseinandersetzung dem deutschen Geist zu dienen haben: indem wir durch Haltung und Tat, durch Gesinnung und Leistung auch unseren andersvölkischen Mitbürgern beweisen, daß wir es für unsere Pflicht und Ehre zugleich halten, ein Deutscher zu sein.

Rundschau

Deutsch-rumänische Kulturbeziehungen. Die Geschichte der Beziehungen zwischen deutscher und rumänischer Kultur ist noch nicht geschrieben worden. Es gibt zwar das außerordentlich anregende Buch E. Fischers über die Kulturarbeit des Deutschtums im Altreich, es gibt K. K. Kleins unter dem Titel „Deutsch-rumänische Literaturbeziehungen" zusammengefaßte Abhandlung — es fehlt jedoch noch das große, übersichtliche Werk, das all die vielfältigen Erscheinungsformen dieses kulturellen Austausches umfaßt. Es müßte in weit ausgreifender Darstellung mit einschließen die ersten durch Deutsche erfolgten Städtegründungen in der Moldau, wie die verwaltungsrechtliche Entwicklung des rumänischen Städtewesens, die gotischen Stilelemente an moldauischen Klöstern, wie die Wirksamkeit des Sohnes Veit Stoß' am Fürstenhof zu Curtea de Argeş, die vielfältigen Beziehungen rumänischer Fürsten zu siebenbürgisch-sächsischen Städten, wie die reformatorischen Bemühungen der Kronstädter Richter, dem Rumänentum die Heilige Schrift in seiner Sprache zu geben, die segensreiche Erziehungsarbeit der siebenbürgisch-sächsischen Schule an unzähligen Söhnen des rumänischen Volkes, die auch mancher heute noch einflußreiche Mann erfahren hat und die der große Bischof Şaguna mit so schönen Worten zu rühmen wußte, und die Beeinflussung der Wirtschaftsformen des rumänischen Bauerntums durch das deutsche im Umkreis aller deutschen Siedlungsgruppen des Landes, die Ausstrahlungen Wiens besonders auf das griechisch-katholische Rumänentum Siebenbürgens und die der österreichischen Universität Czernowitz in den buchenländisch-moldauer Raum, die Befruchtung des rumänischen Schrifttums durch das deutsche von Eminescu und Maiorescu bis auf I. Pillat und L. Blaga, reichsdeutsche Einwirkungen besonders unter der Regierung König Karls I. und jene Industriegründungen, die von Kronstadt aus in den altrumänischen Bereich vorgetragen wurden. Man könnte diese Aufzählung natürlich noch ins Uferlose fortsetzen. Am Beginn dieser Betrachtung stehe sie — so unvollständig sie auch sein mag — als Maßstab dessen, was die Gegenwart an Leistungen in ähnlicher Richtung aufzuweisen hat, und dessen, was sie vom heutigen Geschlechte fordert.

Werden wir uns zunächst der veränderten Umstände bewußt, unter denen sich in der Nachkriegszeit alle deutsch-rumänischen Beziehungen abspielen. Es fällt ins Gewicht, daß sich heute die unmittelbare Berührung zwischen deutschen und rumänischen Volksgruppen überall auf rumänischem Hoheitsgebiet ereignet. Denn besonders auch damit ist sie stärker als je vorher unter das Diktat politischer Erwägungen getreten — innenpolitisch ein Gegenstand der Minderheitenpolitik der verschiedenen Regierungen, außenpolitisch aber mitbestimmt durch Rumäniens Stellung im europäischen Kräftespiel an Frankreichs Seite.

Man kann sich diese politisch bestimmte Lage des deutschen Kultureinflusses in unserem Lande besonders an einem Beispiel sehr überzeugend

klarmachen: deutsche Schulbildung bei Rumänen, früher eine der wesentlichsten Grundlagen deutscher Kulturgeltung in rumänischen Kreisen, ist heute durch dawiderstehende gesetzliche Bestimmungen fast völlig ausgeschaltet. Der Besuch deutscher Schulanstalten durch rumänische Schüler ist bis auf verschwindende Ausnahmen unmöglich geworden. Statt dessen ist das deutsche Schulwesen des Landes, soweit es staatlich war, fast völlig romanisiert worden, soweit es den Minderheitenkirchen gehört, in seinem materiellen Bestand durch Nichteinhaltung staatlicher Verpflichtungen aufs Äußerste gefährdet, in seiner pädagogischen Entwicklungsfreiheit aufs Äußerste eingeschränkt worden. Der Deutschunterricht an den Staatsschulen ist, trotz mehrfachen entschlossenen Eintretens Prof. S. Mândrescus und seines Germanistenverbandes, sehr zurückgedrängt.

Seien wir uns auch dessen bewußt, daß neben den deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen alle die kulturellen Bestrebungen der übrigen westeuropäischen Staaten laufen, während all dieser Jahre politisch günstiger unterbaut, als das bei der deutschen Kulturwerbung der Fall sein konnte, zum Teil unterstützt von der nationalen Ideologie der Stammesverwandtschaft und der Bundesgenossenschaft. Die französische Kulturwerbung hat schon seit langer Zeit ihr Institut zur Verfügung, mit Sprachkursen, Lehrgängen und Vortragsreihen, Lesehallen und Büchereien, sie hat für sich die rumänische Presse, die sich nach allen Richtungen für das französische Buch, das französische Theater, für französische Besucher und Vortragende und alle kulturellen Ereignisse in Frankreich selbst einsetzt. Der französische Sprachunterricht in der Schule, schon von den staatlichen Lehrplänen gefördert, konnte mit Hilfe besonderer Stiftungen selbst auch an solchen Schulen eingeführt werden, an denen er nicht verpflichtend war. Unter so günstigen Umständen konnten sich die französisch-rumänischen Kulturbeziehungen entfalten und vertiefen.

In den letzten Jahren ist daneben besonders die italienische Kulturwerbung vorgestoßen, die ihr äußerlich sichtbarstes Wahrzeichen in der prachtvollen, in der Bukarester Hauptstraße gelegenen italienischen Buch- und Kunsthandlung besitzt. Der fortschreitende Ausbau der akademischen Beziehungen, der italienischen Lehrstühle an rumänischen, rumänischer an italienischen Universitäten, die auffällige Zunahme italienischer Vortragsredner, die vor allem in der rumänischen Rechten einer begeisterten Zuhörerschaft sicher sein konnten, sind Zeugnisse eines zielbewußten Vorschreitens der italienischen Kulturwerbung in Rumänien.

Demgegenüber ist die deutsche Kulturwerbung weit zurückgeblieben — durch Ungunst der politischen Lage und wohl auch durch Versäumnisse, die nicht immer unbedingt nötig waren. Die Frage des deutsch-rumänischen Kulturinstitutes hat eine lange und an Vergeblichkeiten reiche Geschichte. Mehrere Versuche, ein arbeitsfähiges Institut zustandezubringen, mißglückten schon bei der Gründung oder bald darauf. Endlich steht es da und entfaltet eine beachtliche Tätigkeit. Prof. Simion Mândrescu ist es zu verdanken, der schon vorher die rumänischen

Germanisten zu einem Verband zusammengeschlossen und ihnen in der „Revista Germanistilor Români" ein Organ gegeben hat, das besonders die Beziehungen zwischen rumänischem und deutschem Schrifttum pflegt. In Kronstadt wurde bald eine Sektion des Kulturinstitutes errichtet, Vorträge, Sprachkurse, Studenten- und Schüleraustausch stehen auf seinem Programm und werden in Angriff genommen. Inzwischen sind — ein Zeichen des wachsenden Verständnisses für das neue Reich — noch eine „Gesellschaft der Freunde Deutschlands" und eine rumänisch-deutsche akademische Vereinigung entstanden, ohne daß heute schon ihre Tätigkeit zu übersehen ist.

Stellen wir nun die Frage, wie es um den geistigen Austausch auf den verschiedenen Gebieten der Kunst bestellt ist, so muß auf musikalischem Gebiet wohl die ungestörteste und uneingeschränkteste Zusammenarbeit festgestellt werden. Zwar kam das Bukarester Konzert der Berliner Philharmoniker am Anfang dieses Jahres nicht ohne Hindernisse zustande und ein großes Bukarester Blatt stellte fest, daß manche Kreise demonstrativ ferngeblieben seien, die rumänische in Berlin wirkende Sängerin Viorica Ursuleac mußte sich, als sie in ihrem Vaterland auftrat, von gewissen Kreisen Verdächtigungen gefallen lassen; aber was bedeuten diese wenig erfreulichen Ereignisse im Vergleich zur Tatsache, daß deutsche Musiker große, überwältigende Erfolge vor rumänischer Hörerschaft errungen haben — ganz abgesehen von der Selbstverständlichkeit, daß die großen deutschen Komponisten im Konzertsaal und in der Oper eine überragende und ungeschmälerte Stellung einnehmen — daß der Hermannstädter und Kronstädter Bachchor zu seinen großen Bach- und Händelaufführungen nach Bukarest gerufen wird, daß der Bukarester deutsche Organist Stadelmann mit seiner Tätigkeit über die Grenzen des hauptstädtischen Deutschtums hinaus auch auf rumänische Zuhörerschaften, besonders auch durch den Rundfunk zu wirken Gelegenheit hat.

Auf dem Gebiet der bildenden Kunst ist immerhin auf die Erfolge hinzuweisen, die siebenbürgisch-sächsische Künstler in Bukarester Ausstellungen hatten, besonders aber auf die angesehene Stellung, die sich der wohl bedeutendste deutsche Maler des Landes Hans Eder in Bukarest errungen und für die Nichifor Crainic anläßlich der Kronstädter Eder-Ausstellung so begeisterte Worte gefunden hat.

Die Geltung des deutschen Schrifttums beim rumänischen Volk im Wandel der letzten Jahre steht am meisten im Zusammenhang mit den großen Wandlungen des deutschen politischen und geistigen Lebens in unserer Zeit. Im letzten Jahrzehnt wurden fast ausschließlich die Romane und biographischen Werke der erfolgreichen jüdischen Literaten übertragen, Emil Ludwig und Stefan Zweig, Wassermann und Schnitzler, daneben allenfalls noch Remarque und Gläser, Heinrich und Thomas Mann. Die rumänischen Buchhandlungen der Hauptstadt standen bis vor kurzem, soferne in ihnen überhaupt deutsche Bücher zu finden waren, zum großen Teil im Zeichen des Emigrantenschrifttums, die Zei-

tungen besprachen, wenn neben zahlreichen Besprechungen französischer Bücher auch einmal solche deutschsprachiger Werke zu finden waren, vorwiegend Machwerke, die mit dem Geistesleben des heutigen Deutschland nicht das geringste zu tun haben, oder es bekämpfen (siehe die Erfolge von H. Manns „Haß" und E. Ludwigs „Hindenburg") — zumal die Blätter, die sich politisch bejahend zum neuen Reich einstellten, für seine geistigen Bestrebungen merkwürdig wenig Aufmerksamkeit zeigten.

Hier rächte sich ein großes kulturpolitisches Versäumnis, das auch von wohlgesinnter rumänischer Seite empfunden und uns zum Vorwurf gemacht wurde: der Mangel einer großen, repräsentativen deutschen Buchhandlung in Bukarest, die die Pflicht gehabt hätte, der bewußten Irreführung der rumänischen öffentlichen Meinung durch jüdisches und Emigrantenschrifttum das wirklich deutsche Buch entgegenzuhalten. Auch für die Zukunft ist sie, selbst nachdem sich die Haltung der rumänischen Buchhandlungen zum Teil geändert hat, eine elementare Notwendigkeit.

Ein trauriger Beweis dafür, daß dem heutigen Deutschland gegnerische Kräfte auf die rumänische Kulturpolitik Einfluß haben, ist weiterhin das unverständliche Vortragsverbot, das trotz der Bemühungen einflußreicher rumänischer Persönlichkeiten dem deutschen Dichter Will Vesper im Frühjahr erteilt wurde und das durch die Genehmigung seiner demnächst stattfindenden Vorträge nur halb wieder gutgemacht wird.

Rühmend muß hervorgehoben werden, daß es neben diesen von politischen Strömungen und nicht von sachlich freien Werturteilen abhängigen Kreisen rumänische Menschen gibt, die sich fruchtbar mit den ewigen Werten der deutschen Kultur auseinandersetzen. Es sei — mit dem Bewußtsein, daß es auch andere, hier nicht angeführte Persönlichkeiten innerhalb des rumänischen geistigen Lebens gibt, die ein klares und bekenntnisbereites Verhältnis zur deutschen Bildung haben — auf den Kreis um die Zeitschrift „Gândirea" hingewiesen. Ob Nichifor Crainic die deutsche Mystik des Mittelalters zu deuten versucht, ob Lucian Blaga sich mit der deutschen Philosophie auseinandersetzt, ob Ion Pillat in meisterhaften Übersetzungen und in eindringlichen Essays die deutsche Lyrik von Goethe und Hölderlin bis George und Rilke seinem Volke erschließt, — jedesmal geschieht es mit einem sachlichen Ernst und auf einer hohen Leistungsstufe, daß man selbst dort, wo die Ergebnisse deutschen Erkenntnissen widersprachen, diese Bemühungen den Geist eines fremden Volkes zu deuten anerkennen mußte.

Einer Persönlichkeit muß noch besonders gedacht werden: Prof. Ion Sân-Giorgius. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß er der erste gewesen ist, der die Dichtung des neuen Reiches seinen Volksgenossen nahegebracht hat, der die Namen Grimm, Kolbenheyer, Johst usw. in öffentlichen Vorträgen, in Zeitungsaufsätzen nannte, der sich ausführlich auch mit unserem siebenbürgisch-deutschen Schrifttum befaßte, aber auch über das Literarische hinaus für die deutsche Kultur in ihrer neuen Ausprägung eintrat. Wenn er jetzt mit der Übertragung von Johsts

„Thomas Paine" beschäftigt ist, so ist das der erste Versuch das neue deutsche Drama der rumänischen Bühne zu gewinnen.

Wenn wir nun kurz die Kräfte überblicken, die auf deutscher Seite dem Gedanken einer kulturellen Annäherung zwischen den beiden Völkern dienen, so sind im Reich wohl an erster Stelle zu nennen Prof. Ernst Gamillscheg, der in seinem Berliner Romanischen Seminar öffentliche Vortragsreihen veranstaltete, in denen bedeutende rumänische Gelehrte über rumänische Probleme sprachen, und die Deutsche Akademie in München, die in anderen Städten des Reiches rumänische Persönlichkeiten sprechen ließ. Sie ist es im Verein mit dem Verlag Langen/Müller, die jene Buchreihe Südosteuropa herausgibt, in der in diesem Jahr nun auch ein rumänischer Roman, Sadoveanus „Baltagul" — unter dem Titel „Nechifor Lipans Weib" übertragen von H. Krasser — erscheint. Prof. Franz Babinger, der Kenner der türkischen Geschichte, der vortragend und forschend viele Monate in Bukarest wirkte, dient ebenso einer Verständigung auf kulturellem Gebiet, wie die Deutschen, die als Universitätslehrer an rumänischen Hochschulen wirken, Gustav Kisch und, mit jüngerer und vielseitigerer Arbeitskraft, Karl Kurt Klein, wie der preisgekrönte Eminescuübersetzer Konrad Richter und schließlich unsere Zeitschrift mit ihren verschiedenen Mitarbeitern.

Die Buchausstellung, die die größte Bukarester Buchhandlung „Cartea Românească" in diesen Tagen gelegentlich der deutschen Woche des Buches veranstaltet hat, in Ausführung und Auswahl gleich vorzüglich, kann als Symptom einer immer deutlicher sichtbaren Wandlung in der öffentlichen Meinung Rumäniens genommen werden: das Verständnis für das neue Reich und seine kulturellen Ziele, die Einsicht auch in die Unterschiede, die zwischen dem wirklich Deutschen und dem bestehen, was gewisse Kreise im Land als deutsch kolportieren, wächst zusehends. Es gibt vieles nachzuholen auf beiden Seiten. Deutschland muß mit dem gleichen Einsatz wie andere Nationen die wahren Werte seiner Kultur dem rumänischen Volk mitzuteilen verstehen, Rumänien manches von den Zeiten überholte Mißtrauen ablegen; dann erst wird deutlich sichtbar werden, was beide Völker einander zu geben vermögen. Uns Deutschen des Landes ist — wie je und je — eine von uns noch nicht ganz erfüllte, echt auslanddeutsche Aufgabe gesetzt: Mittler zu sein nach beiden Seiten.

Harald Krasser

Gemäldeausstellung Hans Eder in Kronstadt. Oktober 1936. Hans Eder, bis vor kurzem einer der wenigen sächsischen Maler, die in ihrer engeren Heimat wirken, ist vor Jahresfrist nach Bukarest übersiedelt. Nun gab er seiner Heimatstadt Gelegenheit, sein Schaffen während dieses Zeitabschnittes in einer sorgfältig zusammengestellten Ausstellung kennen zu lernen. Zugleich hatten wir die Freude aus dem Munde eines hervorragenden Vertreters des Bukarester Kunst- und Geisteslebens zu

hören, eine wie geachtete und bedeutende Stellung sich Hans Eder in Bukarest schon geschaffen hat.

Seine Kunst hat, wie zu erwarten war, trotz der neuen Umwelt ihr bisheriges Gesicht bewahrt. Sie erhält ganz wesentlich von der Farbe her ihren Charakter: vom Farblichen ausgehend sucht Eder die Lösungen, gestaltet er den Aufbau seiner Werke. Ein feines Empfinden, eine starke Phantasie im Raum der Farben legitimieren dies Vorgehen. Freilich erscheinen bei so ausgedehnten Funktionen der Farbe auch Schattenseiten: Werke, in denen ein Rest von Ungelöstheit geblieben ist, kranken gewöhnlich an einer gewissen Übersteigerung des Farblichen. Die Ruhe, die vornehme Beherrschtheit von Eders Temperament geraten dann in Gegensatz zu dem Üppigen, Schnellfließenden der Farben. Durch das Fehlen farblicher Beruhigungspunkte entsteht eine nervöse Spannung, der Rhythmus von Zeichnung und Farbe fallen auseinander. Das Gegenständliche wieder verliert zugunsten des Allzufarbigen seine wirkliche Struktur, seine natürliche Stofflichkeit. Die Gefahr dem Dekorativen zu verfallen ist akut. So weit aber kommt es selten: Eders Reife meistert immer sicherer all diese Gefahren.

Die ausgestellten Bilder kann man im wesentlichen in zwei größere Gruppen zusammenfassen: in die Stilleben mit landschaftlichem Hintergrund und in die Bildnisse. Die Stilleben bringen bis auf eine Ausnahme, die aus dem Heimaterlebnis geschöpften Ausblicke auf das Rathaus und die Schwarze Kirche zu Kronstadt, im Vordergrund Früchte, Schalen, Gläser und Blumen. Sie stellen vielseitige Aufgaben und geben Eder Gelegenheit alle Seiten seines reichen Könnens spielen zu lassen. Manchmal verraten Früchte und Gefäße einen gewissen Manierismus in der Wiederholung eines scharfen, glasigen Lichteinfalls, der ihnen ihre körperliche Unmittelbarkeit raubt. Sehr frisch und duftig sind die Blumen gesehen und wiedergegeben. Am stärksten zeugen für Eders Kunst die Ausblicke ins Freie, die wunderbar leichtflüssige Luft und das farbdurchtränkte Licht, das von einem überglänzten Himmel auf Plätze und Bauten fällt. Besonders das große Stilleben mit Rathaus ist hier hervorzuheben. Die starke Auflockerung der Farben, die atmosphärische Weite und das helle, wolkenschimmernde Licht geben ihm ausgesprochen impressionistischen Charakter.

Im Mittelpunkt von Hans Eders künstlerischer Tätigkeit in Bukarest stehen die Bildnisse, durch die er in besonderem Maße die höchste Anerkennung der maßgebenden rumänischen Kunstkritik errungen hat. Ein Auswerten farblicher Charakterisierungsmöglichkeiten bis ins Äußerste, die Vornehmheit der Haltung, das sichere Erfassen und liebevolle Einfühlen in das Wesen der Dargestellten, fern von allen krampfhaften psychologischen Überspitztheiten, zeichnen diese Gemälde aus. Der erste Platz gebührt wohl dem Bildnis Nichifor Crainics: die Lösung der Beziehungen zwischen der plastischen Gestalt und dem sie umgebenden Raum erscheint hier besonders glücklich.

Otmar Richter

Die Deutsche Akademie in München hat die siebenbürgischen Gelehrten D. Friedrich Müller und Dr. Oskar Netoliczka, sowie den Bukarester Universitätsprofessor Dr. Jon Sân-Giorgiu zu ihren korrespondierenden Mitgliedern gewählt. Die großen Verdienste Müllers als Historiker und Leiter unseres Landeskundevereins, als Theologe und Schulmann, ebenso die Netoliczkas als Germanist, Honterusforscher und langjähriger Rektor der Honterusschule kennen wir alle genügend, um dieser Ehrung freudig zuzustimmen. Mit Jon Sân-Giorgiu wird sie einem Manne zuteil, der in seiner akademischen und wissenschaftlichen Tätigkeit, mit Übertragungen, Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen und Vorträgen unermüdlich nicht nur für die großen Kulturwerte der deutschen Vergangenheit, sondern auch für das neue Reich und seine richtige Bewertung in rumänischen Kreisen eingetreten ist und für eine kulturelle Annäherung zwischen dem Reich und Rumänien auch in Deutschland selbst gewirkt hat — ein Einsatz, der auch in rumänischen Kreisen auf wachsendes Verständnis rechnen darf. Die Ehrung durch die Deutsche Akademie ist eine wohlverdiente Anerkennung dieser Bemühungen.

H. Krasser

Neue Bücher und Schriften

Lutz Korodi. Deutsche Bilanz in Südosteuropa. Preußische Jahrbücher, Schriftenreihe. Verlag von Georg Stilke, Berlin. — Korodi geht in seinem dankenswerten Werk ein Problem an, das zwei deutlich voneinander unterschiedene Seiten hat: eine deutsche Bilanz in Südosteuropa ziehen heißt doch erstens das Verhältnis des Reiches zu den südosteuropäischen Staaten und zweitens die Lage der deutschen Volksgruppen im Südostraum untersuchen. So umschreibt denn Korodi im ersten Drittel des Buches die Einstellung der Staaten der Kleinen Entente zu Deutschland und untersucht die politischen Gegebenheiten, die zu einer Annäherung oder Entfremdung dieser Staaten dem Reich gegenüber führen können. Im zweiten, doppelt so starken Teil gibt er die Gewinn- und Verlustliste der in Südosteuropa bodenständigen Deutschen Rumäniens, Ungarns und Südslawiens. In erster Linie behandelt Korodi hier das Verhältnis zwischen Staat und Volksgruppe und unterstreicht dabei vor allem die Schul-, Kirchen- und Sprachenfragen, in zweiter Linie hebt er die wichtigsten Erscheinungen kultureller Betätigung der Volksgruppen und des Staatsvolkes hervor, soweit diese die Beziehungen zum deutschen Volk fördert. Der zweite Teil kann nicht ganz befriedigen: er gibt kein geschlossenes Bild von den Volksgruppen; ihre ganze, zum Teil recht unerquickliche, innervölkische Entwicklung und die Wirtschaft, Fragen, die im Vordergrund stehen müßten, bleiben fast ganz unberücksichtigt. Diese Unvollkommenheiten hindern es aber nicht, daß das Buch mit großem Gewinn, besonders auch von Binnendeutschen, denen die Südostprobleme fremd sind, gelesen werden kann.

Günther Krasser

Friedrich Bischoff. Die goldenen Schlösser. Roman. Im Propyläen-Verlag, Berlin. — Ein breitausgeführtes und seltsames Werk. Bischoff bemüht sich um nicht weniger als um die schwierige Darstellung des schon märchenhaften, unwirklichen, Zauber und Zittern ausströmenden Lebens, wie es wohl zwischen einfach, abgesondert siedelnden Menschen einmal auftauchen kann. Dies Leben wandelt in der Gestalt des Mädchens Agnete durch das Dorf als eine Erscheinung unbekannten Ursprungs, eben „aus den goldenen Schlössern" her, die das Mädchen auch wieder aufnehmen, nachdem es sich durch Erfüllung seiner Sendung an den Menschen verzehrt hat. Denn es führt ihren Ziehvater, den Fendlerwirt, aus Trauer und Verzweiflung wieder dem Leben zu... Bischoff greift tief in die Menschenseele, er weiß um Stürmen und Raunen der Natur, er kennt die Zusammenhänge zwischen ihr und den Menschen, er kennt auch die Zusammenhänge der Menschen untereinander und was sie trennt. Daraus schöpft er wirklich dichterisch manche Begebenheit und viel Schönheit, wenn ihm auch die Darstellung des fast unwirklichen Lebens trotz aller Breite und trotz ausgezeichneter Natur- und Menschenschilderungen nicht immer gelingt. Ich möchte den Roman gerne gekürzt und überarbeitet lesen.

Kurt Scherg

Hermann Eris Busse. Peter Brunnkant, Roman. Paul List-Verlag, Leipzig. Leinen 5.50 Rm. — Busses dreiteiliger Roman „Bauernadel" ist von Hans Friedrich Blunck mit dem Schünemann-Preis ausgezeichnet worden. Den Roman „Peter Brunnkant" hat kein Geringerer als Hermann Stehr mit Worten höchster Anerkennung in die Öffentlichkeit geleitet. Der Verfasser und sein Buch bedürfen daher keiner besonderen Empfehlung von uns und wir können uns Lobeshymnen billig ersparen. Doch wollen wir mit Freude bekennen, daß man gerne mit dem frohen, hellsichtigen, begeistert-ergriffenen Wanderer durch die Berge und Täler des Schwarzwaldes und am Rheine mitgeht, die Gassen, Plätze, Kirchen Freiburgs im Breisgau erlebt und die Weite der Gestade des Bodensees atmet. Alles steht klar und greifbar vor uns, leuchtet und spricht, klingt und schwingt. Auf Wegen und Irrwegen begleitet man die suchende Liebe zweier junger Herzen und leidet mit darunter, daß sie das zitternd ersehnte Glück schließlich doch nicht finden. Und wenn man das Buch aus der Hand legt, ist alles wie ein schöner, schwebender Traum, der im Sonnenlicht der Ferne verfliegt und eine süße Sehnsucht zurückläßt.

Hans Lienert

Karl Röttger. Dämon und Engel im Land. Paul List-Verlag, Leipzig. Röttgers Gedankengut und Kunst liegt in einem neuen Werke vor. Nach den Legenden „Opfertat" folgt nun dieser Roman, breit und bis ins Einzelne entwickelt. Was bisher enggefügt und aufs Wichtigste zusammengedrängt war, macht auch in diesem Werk das Wesentliche aus. Man gerät in den Bann evangelischer und zugleich katholischer Frömmigkeit, alles Menschliche ist zugleich deutsch und das in den Nebel

der Mystik Entrückte wird in demselben Ausmaße klar, als man sich an das Mystische gewöhnt. Trotzdem bleibt des Dichters „Opfertat" unerreicht, darin bei Knappheit mehr Überzeugung steht und darin Landschaft, Gestalt und Begebenheit so verbunden sind, wie eben nur in einem einmaligen Kunstwerk.

Kurt Scherg

Rudolf Brunngraber. Radium, Roman eines Elements. Rowohlt-Verlag, Berlin. Preis kart. Rm. 5.—, in Leinen Rm. 6.— — Das Radium hat die Welt, nicht nur die der Wissenschaft, stark in Bewegung gebracht. Es ist einer der kostbarsten Stoffe unserer Erde, zugleich auch einer der geheimnisvollsten. Da ist es begreiflich, daß sich ein guter Kenner all der Tatsachen und Möglichkeiten, die im Strahlenbereich des „Strahlenden" liegen, gedrängt fühlt, einen Roman darüber zu schreiben. Es ist ein Buch geworden, das ungemein fesselt, spannend und belehrend zugleich, Einblicke und Ausblicke ungewohnter Art gewährend. Dadurch, daß diese Spannung nicht unbeabsichtigt erscheint und oft an das „Sensationelle" streift, ist der rein künstlerische Wert des Buches doch wesentlich beeinträchtigt, die Ausdrucksweise gelegentlich gesucht und nicht immer glücklich gefunden. Ich finde auch nicht, daß das Buch unbedingt in Antiqua hätte gedruckt werden müssen.

Hans Lienert

H. Schulz von der Mark. Draußen ist Wind, Roman. Verlag Rowohlt, Berlin. Preis kart. Rm. 3.80, in Leinen 4.80. — In einer kleinen Stadt am Meer ist ein Landschulheim, das von Mädchen „aus aller Welt" bevölkert wird. Sie sind in dem Alter gegen zwanzig, wo die Herzen Träume der Liebe in irgendeiner Form zur Wirklichkeit möchten werden lassen. Diese Versuche werden gemacht an dem tumben, hochaufgeschossenen Jungen Sönke, dem Hotelier Hoysen, der zugleich Philosoph und Privatdozent ist, dem rätselhaften Bankdirektor mit dem schönen Auto, der aus unbekannten Gründen einige Wochen im Städtchen weilt, — und es zeigt sich, daß der scharfe Wind des Lebens zwar alle anweht und ihnen zum Bewußtsein bringt, wie ernst das Leben sein kann, daß aber für keines der jungen Mädchen dabei eine ernste Entscheidung fällt. Es ist eine Sommergeschichte, die einige Stunden gut unterhält.

Hans Lienert

Hanns Weltzel. Erk Alburger. Roman. Rowohlt. Berlin. — Erk Alburger ist das Kind des reichen Gastwirten Max Alburger in einem kleinen Nest Deutschlands. Der Vater ist so reich und einflußreich, daß er und sein Sohn sich alles erlauben dürfen, worüber sich Bürger und Obrigkeit empören. Der Vater stirbt bald nach der Mutter und der junge Erk wächst von einer Tante falsch erzogen gedankenlos auf. Mit zwanzig Jahren begeht er Streiche, die ein vierzehnjähriger Bub kaum noch unternimmt, mit dreißig Jahren — nach einigen kleinen Erlebnissen in einem anderen Dorf — kehrt der junge Mann Erk als ein Greis zurück. Dazwischen liegt Wandlung und Erfahrung, leider zu wenig, um den Leser

zu fesseln, um die Entwicklung über das Maß des zu oft Gelesenen zu erheben. Man hat den Eindruck, daß mit viel Fleiß ein braves Buch geschrieben wurde, das Ansätze begabten Könnens zeigt, jedoch nicht mehr.

Kurt Scherg

Franz Franzis. Wir von der Somme. Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau, 1936. — Es werden zu viele Kriegsbücher geschrieben und manche in einem sehr unangenehmen Telegrammstil, als ob die Aneinanderreihung von Ausrufen den Mangel an Sprachgestaltung ersetzen könnte. Auch das vorliegende Werk, das sich die Aufgabe stellt, die ganze Front mit allen Räumen und Waffenarten, mit Stäben und Etappe zu umgreifen — selbst Visionen werden eingeschaltet — ist in einem Stil verfaßt, der unerträglich ist. Der Verfasser erstrebt Vollständigkeit. Er will alles sagen, was über die Sommeschlacht gesagt werden kann. Aber die rasend wechselnden Blitzlichtaufnahmen, die er uns vermittelt, sind kein Verfahren, um uns wirklich zu erschüttern.

Heinrich Zillich

Ilse Molzahn. Der schwarze Storch. Roman. Rowohlt, Berlin. — Erzählung der inneren Kämpfe eines überreifen Kindes, das in sich das schöne und häßliche Leben eines Gutshofes mit allen Sinnen aufnimmt. Nach Inhalt und Ausführung zu wenig für ein Werk.

Kurt Scherg

Hermann Hoster. Pfarrer Johannes Beutler. Die Geschichte einer Adoption. Paul List-Verlag, Leipzig. — Ein sehr vernünftiges Buch, dessen Grundgedanken jeder bejahen wird. Die Bedeutung der Erbmasse wird an einem Beispiel gezeigt. Und doch: eben nur vernünftig und nicht dichterisch ist dies Buch, dessen Verfasser ein Arzt ist.

Kurt Scherg

Jules Romains. Die guten Willens sind. Bisher 4 Bände. Rowohlt. Berlin. — Der bekannte französische Schriftsteller unternimmt den interessanten Versuch, das tausendfache Leben einer so großen Stadt wie Paris einzufangen. Er sucht seiner Aufgabe nicht durch eine Handlung gerecht zu werden, von der wie von einem Stamm die Zweige der verschiedenen großstädtischen Lebensäußerungen auswipfeln, sondern er stellt uns im ersten Band — „Am 6. Oktober" — eine Unzahl von Personen gleichsam vor, schweift von ihnen wieder ab und gestaltet so zwar das Leben eines einzigen Großstadttages unmittelbar vor dem Weltkrieg, aber er verwirrt uns dabei; der Eindruck bleibt vorherrschend, daß seine Schilderungsweise, die bewußt einen neuen Stil sucht, zu willensgeschaffen ist, um zu befriedigen. Es muß Romains zugestanden werden, daß er seinen Stoff kennt und auch geistig beherrscht. Paris ist ihm mit den Menschen aller Stände vertraut; er kann überdies, wenn er eine Einzelhandlung verfolgt wie zum Beispiel die Tat des Buchbinders im 2. Bande, in „Quinettes Verbrechen", sehr spannend schildern, tief ins Seelengeheim-

nisvolle vordringen, aber dann verliert er sich wieder an Einzelheiten wie in den endlosen Gesprächen der jungen Leute im 3. Bande „Junge Liebe". Sein Werk, ein großangelegter, höchst bemerkenswerter Versuch, eine aus Willen und Wissen entstandene, von Empfinden und Erlebnisfähigkeit getragene, schriftstellerische Leistung, aber keine Dichtung.

Heinrich Zillich

Tarjei Vesaas. Die schwarzen Pferde. Roman. Ins Deutsche übertragen von Helen Uhlschmied-Woditzka. Verlag Styria. Graz. Leizig. Wien. 1936. — In diesem echten Kunstwerk sind Herz, Seele, Stärke und Schwäche des Lebens als grandiose Offenbarung aufgetan. Es jagen die herrlichen Pferde des großen Säufers, Rennfahrers und Gutsbesitzers Ambros mit ihm und von ihm getrieben von Festen zu Abgründen, sommers und winters, sie ziehen in der Arbeit und tanzen zum Spiel. Aber immer sind sie Seele des Menschen, immer Teil des Jagenden oder Fliehenden, Lorbeer oder Frucht erringenden Menschen. Man zittert um ihr Schicksal nicht weniger als um das Schicksal der Männer, Frauen und Kinder, denn unmittelbar erschüttert uns das Geschehen, offen und laut ist aller Sprache und was verschwiegen werden muß, tragen auch wir vom Schicksal beschwert. Die Handlung fliegt sicher und straff, Unwichtiges wird der Hauptsache unterordnet und es gibt kein Geschwätz. Man spürt den Dichter als erfahrenen Rosselenker. Kurt Scherg

William Faulkner. Licht im August. Roman. Rowohlt. 1935, Berlin. — Auseinandersetzungen zwischen Weißen und Negern, Morde, Prügelei, Verfolgungen. Alle Menschen sind von sich restlos überzeugt, wenn auch restlos überspannt und danebengeraten. Im Buch ist keine einzige Gestalt anzutreffen, die wirklich Herz hat und im Leben mehr sieht, als Negerblut und Haß der Weißen ausmachen. Man ist entsetzt diesen Film zu lesen und sich sagen zu müssen: Amerika. Man kann es nicht glauben und darf es nicht glauben. Ich habe den Eindruck nicht los werden können, daß alles Geschehen in diesem Buche wegen der Regie geschieht und nichts aus der Tiefe des Blutes oder aus menschlicher Leidenschaft. Man nehme Dostojewski oder Joseph Conrad um zu wissen, was es heißt, Menschen aus ihrer Tiefe handeln zu lassen. Kurt Scherg

Haus- und Volksbuch deutscher Erzählungen. Herausgegeben und eingeleitet von Max Mell. L. Staakmann, Leipzig. — Die Herausgabe dieses ausgezeichneten Buches war einem sehr Berufenen anvertraut: Mell, der große österreichische Dichter, hat mit einem sicheren Gefühl für das Unvergängliche und mit einem tiefen Wissen um das wesenhaft Deutsche eine Auswahl getroffen, und mit einer Einleitung versehen, die nicht unebenbürtig neben Hofmannsthals berühmte Auswahl „Deutsche Erzähler" gestellt werden kann. Sehr schön und sinnvoll leitet das Märchen vom Froschkönig die Reihe ein, und die Sage vom Rosenstock in Hildesheim beschließt sie, und wie sich Mell in der Einführung aus der Begründung dieser Wahl eine Wesensschau deutscher Erzählkunst ergibt: ihr

Bedürfnis nach einer Welt eigener Gesetze, ihr Unterschied von romanischer Kunst, ihre metaphysische Gebundenheit und ihre Musikverwandtschaft — das ist ein kostbares Stück Deutung deutschen Wesens überhaupt und seiner Verwirklichung in der Kunst. Die Auswahl reicht von Hebel bis zu den Meistern unserer Tage (unter denen leider — das muß trotz des Herausgebers Hinweis auf den beschränkten Raum, der ihm die Erfüllung manchen Aufnahmewunsches verwehrte, gesagt werden — Wilhelm Schäfer fehlt). Sie umschließt die Vielfältigkeit deutscher Landschaft und deutschen Stammestums. Sie holt Werte herauf, derer sich unser Volk kaum bewußt ist. (Wer kennt z. B. Hebels unbeschreiblich schlicht und groß erzähltes „Unverhofftes Wiedersehen"?) Kurz, diese Sammlung verdient es, das zu werden, worauf ihr Titel zielt: ein Buch, das überall im deutschen Haus und Volk zu finden sei. Harald Krasser

Neue Inselbücher. Fünf neue Inselbücher liegen vor mir, ein jedes in den wenigen Stunden, da ich es las, zum lieben Besitz geworden. Zunächst seien die „Anekdoten von Friedrich dem Großen" erwähnt, die mit 12 Holzschnitten von Menzel und einer Einleitung von Reinhold Schneider eine Neuauflage erfahren haben. Viele der bekannten Anekdoten sind hier gesammelt und geben zusammen ein lebendiges Bild des großen Königs. Es hätte nicht geschadet, wenn auch einige der Anekdoten aufgenommen worden wären, die etwas schärferer Tobak sind. — Auch die „Reden der Unterweisung von Meister Eckhart" sind nun in die Inselbücherei eingegangen; sie eignen sich, wie der Herausgeber Friedrich Schulze-Maizier ausführt, vielleicht am besten dazu, in Eckeharts Lehre und Wesen einzudringen, weil sie einfach geschrieben sich unmittelbar an jeden aufgeschlossenen Leser wenden. — Ein Verdienst hat sich der Inselverlag mit der Ausgabe der „Römischen Charaktere von Theodor Mommsen" errungen, weil die unerhörte Darstellungskraft Mommsens hier überwältigend hervortritt. Ein kluges Vorwort von Helmut Berve leitet über zu der hinreißenden Lektüre. Die Darstellung Heinrich von Treitschkes vom „Wiener Kongreß", die aus dem 1. Band seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" entnommen wurde, ist eine preußisch gefärbte, außerordentlich lebendige Schilderung des Kongresses mit all seinen Hintergründen und Unzulänglichkeiten. Das letzte Inselbüchlein enthält wundervolle kleine Skizzen von Helene Voigt-Diederichs unter dem Titel „Sonnenbrot"; in dem Titel fühlt man schon den Inhalt der strahlenden, menschlich tief verstehenden schönen Geschichtchen vom Sommer und seiner landschaftlichen und gärtnerischen Fülle. Die Holzschnitte von J. L. Gampp sind eine glückliche Beigabe. Heinrich Zillich

Neue Schaffsteinbändchen. Schaffsteins blaue Bändchen haben sich um drei wertvolle Auswahlbändchen vermehrt, die nicht nur Jugendliche mit Gewinn lesen können: „Kindheitserinnerungen erzählt von Dichtern unserer Zeit" — eine schöne Auslese aus den Werken

der Voigt-Diederichs, Schieber, Miegel, aus H. Claudius, Carossa, Britting, Halbe und Schmidtbonn — „Der Weltkrieg in Dichtung und Bericht" — eine Auswahl kleinerer Abschnitte aus Kriegsbüchern von der Goltz', Mecholos, Alverdes, Otto Fuchs', Carossas und Brehms — und schließlich die Weihnachtskapitel aus Heinrich Wolfgang Seidels Roman „Die Barnholzer", die überzeugend für den über seiner Frau übersehenen Mann Ina Seidels werben. Eine Reihe, die schon wegen ihrer mit Leistungshöhe gepaarten Wohlfeilheit Förderung verdient.

Harald Krasser

Harald von Königswald, Potsdam. Das Zeugnis einer Idee. Mit 6 Abbildungen. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, 1936. — Mit diesem Büchlein aus der „Jungen Reihe" wird mehr gegeben als ein ausgezeichneter Eindruck von der städtebaulichen Entwicklung, die Potsdam im Zeitalter der großen preußischen Könige zum formgewordenen Ausdruck preußischen Geistes durchgemacht hat. Denn die Bauten werden hier als Gleichnisse und Sinnbilder einer aus männlicher Disziplin und Pflichterfüllung erwachsenen politischen Macht erkannt, in der sich Wesen und Eigenart des preußischen Geistes in seiner Gesetzmäßigkeit und ewigen Größe offenbaren. So lehrt dieses Bändchen das Preußentum in seiner ganzen Tiefe begreifen.

Haliday Sutherland. Erleben und Bewahren. Rowohlt, Berlin. — Der bekannte, auch hier schon erwähnte schottische Arzt legt ein zweites Buch seiner Betrachtungen und Erlebnisse vor, das sich ebenso leicht lesen läßt wie „Bogen der Jahre". Eine Fülle von Erinnerungen werden uns dargeboten aus der Kindheit und aus den Mannesjahren des Verfassers, der sich uns hier auch von einer bisher so klar noch nicht bemerkten Seite zeigt, von seiner religiösen, die mit voller Bewußtheit eine katholisch-kirchengläubige ist, aber gerade diese Ausführungen befriedigen nicht ganz.

Heinrich Zillich

John Habberton, Helenes Kinderchen und Anderer Leute Kinder. Mit 32 Bildtafeln und einem Nachwort von Ruth Schaumann. Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig. — Das Buch des Amerikaners Habberton von den Kindern Bob und Teddi, das schon unsere Väter und Mütter entzückte, legt der Reclam-Verlag in einer außerordentlich reizvollen neuen Gestalt vor. Ruth Schaumann, die Dichterin, bildende Künstlerin und Mutter, hat das Buch mit Rötelzeichnungen ausgestattet, die in ihrer eigenartigen zarten Einfalt sicher dazu beitragen werden, den alten Ruhm dieses Kinderbuches, mag man ihm auch in manchem seine Zugehörigkeit an vergangene Zeiten anmerken, neu zu festigen.

Harald Krasser

J .E. Neale. Königin Elisabeth. Übertragung von Georg Goyert. Mit 11 Bildseiten. H. Goverts Verlag, Hamburg, 1936. — Eine der prachtvollsten Biographien, die sich überhaupt denken lassen! Eine Lebens-

darstellung der Königin Elisabeth von England, nach der eine der wichtigsten Zeiträume der englischen Geschichte benannt wurde, ein Zeitraum, der zugleich für die abendländische Kultur und für die weltpolitische Entwicklung von größter Bedeutung war, fehlte bisher, soweit ich unterrichtet bin. Hier nun ist nicht nur der Mensch Elisabeth, dessen Wesen außerordentlich bemerkenswert ist, in aller Vielfalt dargestellt, sondern auch die außergewöhnliche Zeit, in der die Königin gelebt hat. Das große Bild der englischen Renaissance mit ihrem Reichtum an eigenartigen und bedeutenden Menschen ist tief aufgehellt. Die Königin war ein sehr menschliches Weib, voll Verständnis und Nächstenliebe, zugleich, bei aller Vorsicht, die ihre Regierung auszeichnet, in entscheidenden Augenblicken von durchgreifender rücksichtsloser Kraft. Sie hatte Blick und Fingerspitzengefühl für das Volkstümliche, für den weiten Umkreis der Renaissancekultur und für die politischen Möglichkeiten ihres Reiches, die sie unbeirrbar wahrnahm; mit hausmütterlicher Sparsamkeit legte sie den Grund zu der Weltmacht- und Seestellung Englands, die bis heute dauert. Geradezu ergötzlich ist die trotz mancher Liebesbindung lediglich von politischen Erwägungen geleitete, nie zu einem Schluß führende Geschichte ihrer Eheplanungen, in die von Spanien bis Österreich und Frankreich so ziemlich jedes damals in Betracht kommende Land einbezogen wurde. Eine großangelegte, geniale, durchaus weibliche Königin. Auch das Verhältnis zu Maria Stuart gewinnt überzeugende Darstellung. Der Verfasser hat mit seinem Werk dem riesenhaften Stoffe alles gegeben, was er verlangen kann. Eine unerhörte Fülle von Vorarbeiten sind in die Gestaltung eingeschmolzen, nahtlos, so daß die Lektüre nicht nur aufklärend, sondern auch spannend bleibt von der ersten bis zur letzten Zeile.

Heinrich Zillich

H. S. Thielen. Der Medicus Engelbert Kämpfer entdeckt das unterhimmlische Reich. Verlag Paul List, Leipzig. Geb. Rm. 3.20. In Geschenkausgabe, mit 8 Tiefdruckbildern, Leinen Rm. 5.80. — Engelbert Kämpfer ist der erste Japanforscher und damit der eigentliche Entdecker dieses merkwürdigen Landes. Der westfälische Pfarrerssohn, einer der gebildetsten Menschen seiner Zeit, Arzt und Naturforscher, dem seine Vaterstadt Lemgo ein Denkmal gesetzt hat, ist den meisten Deutschen auch heute noch kaum dem Namen nach bekannt. Seine wertvollen Reiseberichte liegen fast alle noch unveröffentlicht im Britischen Museum, das sich auch seine reichen Sammlungen zu erwerben verstand. Im Jahre 1691 drang er unter tausend Lebensgefahren in abenteuerlichster Fahrt ins Innere des östlichen Inselreiches und brachte der Welt Europas sichere Kunde aus jenem Land der glühenden Herzen, der Märchen und Heldengesänge, der Kirschblüte und ritterlichen Künste, der Ahnenverehrung und der todbereiten Vaterlandsliebe. Mit dem scharfen deutschen Forscherauge schaut er nicht nur die Oberfläche, sondern findet in der Durchschau durch die Welt der Erscheinungen die Seele Japans. Und da die Seele dieses „Preußens im Osten" so große innere Verwandtschaft hat mit dem Wesen des

Dritten Reiches, ist es wohl kein Zufall, daß gerade in unseren Tagen Engelbert Kämpfer wieder zu uns spricht. Thielen hat es verstanden, uns in ganz eindringlicher Art dieses Japanerlebnis zu vermitteln und man legt das Buch dankbar und innerlich bereichert aus der Hand.

Hans Lienert

Zwei Bücher über Sowjetrußland. Die ungeheure Verstärkung der sowjetrussischen Armee zieht den Blick der ganzen Welt auf das Angriffsmittel, das sich Moskau, von seinen Nachbarn in dieser Hinsicht bisher viel zu wenig beachtet, nicht schaffen will, nein, schon geschaffen hat. Vor einem Jahre erschien in Wilh. Gottl. Korn Verlag in Breslau ein Buch des bekannten deutschen Berichterstatters in Moskau, W. Just, „Militärmacht Sowjetunion", das auf Grund genauer Kenntnisse Aufbau und Wesen der Sowjetarmee darstellt. Es fallen uns Schuppen von den Augen, wenn wir vor den nackten Tatsachen stehen, die Just zusammenträgt und in sachlicher, knapper Darstellung erläutert. Besonders wertvoll sind auch seine außenpolitischen Betrachtungen, die die Lage der Sowjetunion beleuchten. — Wenn dieses Buch eine gewaltige und bedrohliche Kraftzusammenballung der Sowjetunion beweist, gibt das kürzlich im Wilhelm Braumüller Verlag in Wien erschienene Erlebnisbuch von Olga Dimitriewna, „18 Jahre Sowjetherrschaft" ein bedrückendes Gemälde der nicht wie das Heer privilegierten großen Volksschichten Rußlands. Die Verfasserin, die als Tochter eines zaristischen Diplomaten ihre Arbeitskraft den Bolschewisten zuerst zur Verfügung gestellt und eine Universitätsprofessur bekommen hatte, wurde 1923 wegen ihrer religiösen Einstellung verhaftet, nach langem Warten in den Gefängnissen der Tscheka ohne Urteil in ein Konzentrationslager gesteckt, wo sie Entsetzliches viele Jahre hindurch erleben mußte. Es ist eine völlige Sklaverei, was sie erlebte, eine Sklaverei, durch Bestialität von Untermenschen ins unvorstellbar Gemeine verschärft. Der Gefangene ist nur ein Tier, die Frau eine Ware, die Strafen sadistische Ausschweifungen sondergleichen. Die Verfasserin, der es schließlich gelang, aus Rußland zu fliehen, gibt im zweiten Teile ihres Buches eine kurzgefaßte Darstellung der wichtigsten Einzelheiten des Sowjetlebens. Die Folgerungen der Schilderung sind eindeutig: der Bolschewismus ist nicht nur das Ende jeder Kultur und Gesittung, sondern auch der bescheidensten sozialen Sicherheit. Ausgenommen von der Sklaverei ist nur der kleine Kreis der Parteioligarchen.

Heinrich Zillich

Paul Bauer: Kampf um den Himalaya. Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H. München, Leinen RM 4.80. — Nicht als die „bestausgerüstete Expedition", nicht als Vergnügungsreisende haben unter der Führung des Notars Paul Bauer aus Kusel (Rheinpfalz) neun Bergsteiger sich unvergängliche Verdienste um die Erschließung der Himalayabergwelt errungen, sondern Kameradschaft, Opfergeist und restlose Unterordnung konnten sie zu Höchstleistungen anspornen, konnten ihnen, bei äußerster

Beschränkung der Ausrüstung, im Kampf um den zweithöchsten Berg der Erde, den 8579 Meter hohen Kangchendzönga am 3. Oktober 1929 die Erreichung der 7400 Meter Höchstgrenze ermöglichen. Ein weiteres Vordringen sollte ihnen aber versagt bleiben. 48 Stunden schneite es ununterbrochen; sie waren in ihrem Höhlenlager in 7000 Meter Höhe eingeschlossen. Am 8. Oktober 1929 mußten sie einsehen, daß sofortige Rückkehr das einzige war, was ihnen in dieser verzweifelten Lage Rettung bringen konnte. Unter unsäglichen Mühen und Qualen, (tagelang war ein Lager vom anderen abgeschnitten), begann der Abstieg. Es gelang das Unglaubliche. Ohne Verlust an Menschenleben erreichten Bauer und seine Mitarbeiter das Hauptlager. Zwei Jahre später wurde ein neuer Versuch unternommen. Wieder war der „Kantsch" das Ziel. 2 Todesopfer, Hermann Schaller und der Träger Pasang, warfen zwar die Arbeiten tagelang zurück, aber der unerschütterliche Wille, den Kangchendzönga zu bezwingen, trieb wieder in die hohen Eiswände. Unter ungeheuren Anstrengungen wird der Sporngipfel in 7700 Meter Höhe erreicht. Hier machte frischer Pulverschnee auf den Eishängen ein weiteres Vordringen unmöglich. Nochmals mußten sie schweren Herzens umkehren. Wenn Paul Bauer bei den Olympischen Spielen in Los Angeles für seine Schilderung des ersten Angriffes auf den „Kantsch" die goldene Medaille, also die höchste Auszeichnung erhielt, so hat die in der ganzen Welt als d e u t s c h e T a t gefeierte Bergsteigerleistung nur die gebührende Anerkennung gefunden. Die vielen wundervollen Lichtbilder der zwei Ersteigungsversuche, die Kartenskizzen und Profilzeichnungen, welche dem Buche beigegeben sind, runden den Eindruck des Werkes so ab, daß man ohne Übertreibung es als das schlichteste, wahrste und größte deutsche Bergsteigerbuch hinstellen kann.

Gerhard Albrich

Oswald A. Erich und Richard Beitl. Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 872 Seiten mit 158 Abbildungen und 6 Karten. Leinen RM. 6.50. Alfred Kröner Verlag, Leipzig, 1936. — Der Verlag Kröner, dessen Taschenausgaben nicht mehr wegzudenken sind aus der Reihe notwendiger Bücher des deutschen Volkes, hat mit diesem Taschenlexikon der deutschen Volkskunde ein Buch geschaffen, das sich nicht nur an Gelehrte wendet, sondern vornehmlich an das Volk selbst, an jeden, der Einblick sucht in den Reichtum volkskundlichen Guts. Die wissenschaftliche Zuverlässigkeit ist hiebei eine selbstverständliche Voraussetzung. Besonders erwähnenswert erscheint es uns aber, daß in den weit über tausend Artikeln des Buches eine Darstellungsform gefunden wurde, die den Leser packt, nicht mehr losläßt und ihn immer tiefer in die überströmende Fülle des eigenen Volkswesens hineinzieht. Einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Inhalts zu geben, ist unmöglich. Wir finden alles darin, was man sich in weitem Sinne als mit der Volkskunde verbunden denken mag. Auch wir Siebenbürger Sachsen sind ausführlich behandelt. Das ganze Brauchtum des deutschen Volkes, seine Sprache, Kunst, sein Handwerk, sein Gerät, Schmuck, Feste, Spiele, Hausformen, Trachten, all das ist hier geschildert, vielfach

durch Abbildungen erläutert. Dabei ergeben sich Ausblicke und Verbindungen zu anderen Wissenszweigen, wie zur Vorgeschichte, Rassenkunde, zur altgermanischen Religiosität und dem gesamten germanischen Vorstellungsleben, wie es sich in Kunst, Dichtung, Sprache, Recht und Lebensforschung ausprägte. Daß bei allen Artikeln das darauf bezügliche Schrifttum genannt wird, ist ein besonderer Vorzug Heinrich Zillich

William Beebe. 923 Meter unter dem Meeresspiegel. Verlag F. A. Brockhaus, Leinen RM 9.50. — In einer Stahlkugel von nur 1.37 Meter Durchmesser. Gewicht 4540 Pfund und $3^4/_5$ Zentimeter Wandstärke, ließ sich William Beebe 923 Meter tief in das Meer versenken. Die Wunderwelt, die er als erster Mensch in diesen Tiefen erblickte, die ihn, wie er sagt „fast den Atem verlieren ließ, so viel Aufregendes gab es zu sehen", läßt ihn zu der Erkenntnis kommen, daß man sich noch immer (auch in Fachkreisen), ein völlig falsches Bild vom Reichtum des Lebens in diesen Tiefen macht. Ein geschichtlicher Überblick über die verschiedenen uns überlieferten Versuche, in die Meerestiefe hinabzusteigen, — angefangen von Alexander dem Großen, bis zu den modernen, wissenschaftlichen Tiefseeforschungen des „Neuyorker Zoologischen Institutes" in der von Beebe getauften „Bathysphäre," — bilden den Inhalt des Buches. Während der Dauer seiner Tiefseefahrt, stand Beebe mit der Oberwelt durch den Fernsprecher in Verbindung. Doch meint er, es sei ihm sehr schwer gefallen, das durch das kleine Quarzglasfenster Beobachtete, in richtige Worte zu kleiden, denn eine Schilderung all dieser Licht- und Farbeneindrücke verblasse bei weitem neben der Wirklichkeit. Auf 128 bunten und einfarbigen Tafeln, einer Karte und der wissenschaftlichen Zusammenfassung der beobachteten Tiere im Anhang, zieht ein Teil des Geschauten und Erlebten an uns vorüber. Jedermann sei das Buch bestens empfohlen. Gottlieb Albrich

Erwin Peter Eloſe. Dominium. Albert Langen Georg Müller-Verlag, München, 1936. — Der sicherlich sehr junge Verfasser schneidet in diesem romanhaften Buch die Frage an, ob Großgrundbesitz gerechtfertigt sei. Was dabei herauskommt, ist ein Beispiel dafür, wie solche Bücher nicht geschrieben werden können. Die Handlung, in einer unerträglichen gehetzten Sprache vorgetragen, ist die einer Moritat. Der Grafensohn bringt die Knechtstochter ins Elend, die Grafentochter liebt — na wen? — natürlich den Inspektorssohn, doch der lehnt herzzuckend ab, weil er ein sozialer Schwärmer ist, der zwar eine Ohrfeige des Grafen hinnimmt, aber erkannt hat, daß Graf und Knechte allesamt eigentlich Bauern sind und bloß durch das große Gut verhindert werden glücklich zu sein. Von dieser Erkenntnis wird auch der Graf ergriffen, unmittelbar nachdem ihm der rote Hahn aufs Dach gesetzt worden ist.

In diesem Roman stimmt alles nicht: der Graf ist kein Herr, die Knechte sind keine Knechte, alles sind Schemen eines unfreien und unreifen Schwärmens, das sich auch vom Wesen des Bauern ein ackerfremdes Bild zusammengeträumt hat. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Dieses Heft steht im Dienst der geistigen und kulturellen Verständigung zwischen dem deutschen und dem rumänischen Volk. Mit dichterischen und betrachtenden Äußerungen, in kritischer Auseinandersetzung und im Bild des deutschen Künstlers, das selbst ein lebendiges Zeugnis deutsch-rumänischen geistigen Austausches ist, werden unserer Leserschaft bedeutende Persönlichkeiten des rumänischen Geisteslebens vorgeführt.

Cezar Petrescus Romanausschnitt ist der Trilogie „Luceafărul", „Nirvana", „Carmen saeculare" entnommen, in der der erfolgreichste Romanschriftsteller der jüngeren Generation das Leben des größten Dichters seines Volkes darstellt.

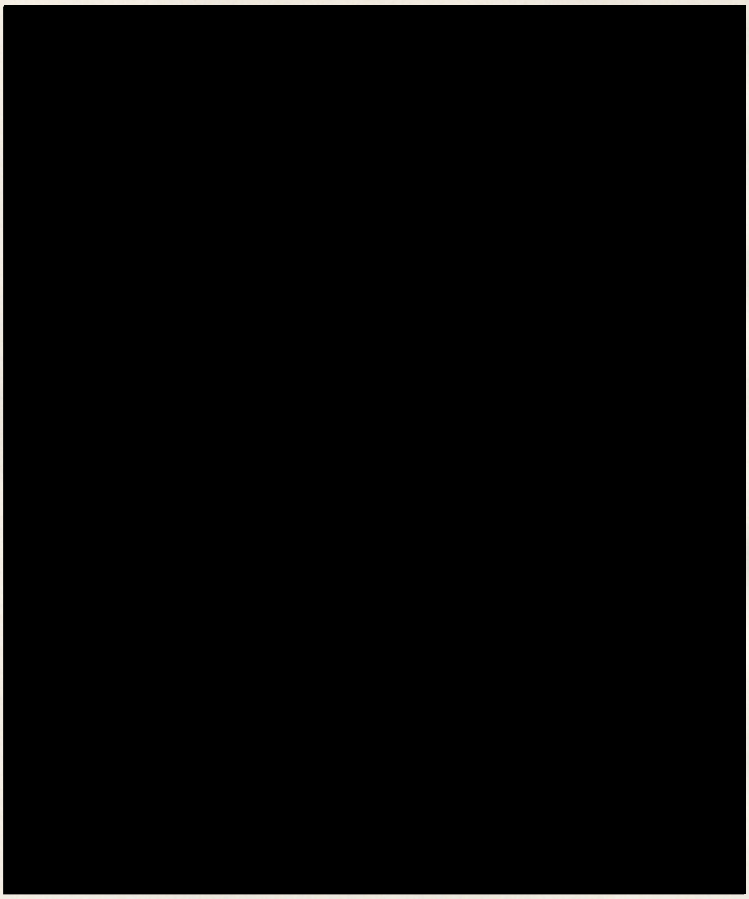
Lucian Blaga, der siebenbürgische Dichter und Philosoph, dessen dichterische Anfänge von Nietzsche und Alfred Mombert mitbestimmt waren, gehört der gleichen Generation und dem Kreis um Nichifor Crainics Zeitschrift „Gândirea" an, ebenso wie der Lyriker Jon Pillat, der die Freundlichkeit hatte, uns den Brief Rainer Maria Rilkes zur Verfügung zu stellen. Der Auszug aus seinem Rilke-Essay stehe daneben als ein weiterer Beweis seiner liebevollen Beschäftigung mit der deutschen Dichtung und besonders mit Rilke, an dessen Todestag, der sich im Dezember zum zehnten Mal jährt, diese beiden Beiträge erinnern mögen.

Petrescu, Blaga, Pillat und Crainic sind übrigens auch in früheren Heften unserer Zeitschrift schon zu Worte gekommen.

Der Aufsatz Bernhard Capesius' erörtert wichtige grundsätzliche Vorbedingungen der geistigen Beziehungen zwischen dem neuen Deutschland und dem Ausland, während Harald Krasser an Chronik statt versucht, den gegenwärtigen Stand des kulturellen Austausches zwischen Deutschtum und Rumänentum zu umreißen.

Die beiden Gemälde Hans Eders entstammen seiner letzten, Bukarester Zeit (siehe O. Richters Ausstellungsbericht) und stellen den Herausgeber der Zeitschrift „Gândirea", den bedeutenden Lyriker und Essayisten Nichifor Crainic und den großen nationalen Dichter des siebenbürgischen Rumänentums Octavian Goga, der heute als Politiker eine große Rolle spielt, dar.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Schriftleiter Harald Krasser, Hermannstadt-Sibiu, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Fritz Kimm, Zeichnung

Photo-Reprod.: O. Netoliczka

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
13. JAHR DEZEMBER 1936 HEFT 12

Eintracht

Von Gerda Mieß

Ihr ruft mich wieder und wieder:
Ich kann nicht mit euch gehn,
solange vielhundert Brüder
im andern Lager stehn!

Ob noch so stolz ihr schreitet,
ihr habt und habt nicht recht,
solange ihr kämpft und streitet
gegen euer eigen Geschlecht.

Sind wir nicht eines Blutes,
nicht Reiser vom selben Stamme,
nicht Hüter des gleichen Gutes,
der gleichen heiligen Flamme?

Mögt noch so laut ihr schreien,
ich höre das gleiche Wort,
es tönt aus euren Reihen
gleichlautend hier und dort.

Demselben Boden entsprossen,
verhaftet dem einigen Gott,
zum gleichen Ringen entschlossen
gegen die gleiche Not:

Was schreibt ihr auf eure Fahnen
nur Zwietracht und Neid und Haß:
Wird im Gedenken der Ahnen
nicht eure Lippe euch blaß? —

Ich stehe in eurer Mitte
voll Liebe und voll Weh.
Ich habe nur eine Bitte,
wenn ich zum Himmel seh':

Schick' endlich mächtiger Walter,
ein brüderlich Verstehn.
Laß' nicht, du Allerhalter,
so schmählich uns untergehn!

Nimm von den Augen die Binde
und füge Hand in Hand,
daß wieder dein Volk sich finde
in seiner Eintracht Band!

Petri Berufung

Aus einem Laienspiel von Hans Lienert

Andreas: Doch sieh, wer kommt? Ist das Herr Uria nicht,
der Priester, und mit ihm der Levit?
Uria: Preis dem Hochgelobten, der uns den Tag
gesund erleben ließ! Er geb' euch Frieden!
Andreas: Dank, Euer priesterliche Gnaden, Dank dem Herrn!
Simon: Er geb uns allen Heil!
Uria: Ich find' euch noch daheim zu dieser Stunde?
Andreas: Dem Bruder ist nicht wohl; die Nacht
gab ihm nicht Ruh und Kraft zum Tagewerk.
Simon: Was führt Euch, Herr, zu meiner niedren Hütte?
Uria: Was mich hierhergeführt?
Simon: In aller Früh, da kaum die Nacht verblaßt?
Es müssen wicht'ge Dinge sein!
Uria: O ja, gewiß! Wir halten sie für wichtig.
Sie zu erkunden haben wir Befehl,
denn ihre Kunde drang zum hohen Rat,
drang bis zur Davidstadt, der hochgebauten;
und ihr, so heißts, ihr wißt darum Bescheid.
Andreas: Bescheidne Männer sind wir, Herr,
geringe Leute, niedre Fischer, —
gering wird sein, was wir Euch sagen können.
Simon: Was wollt Ihr wissen, — wenn man fragen darf?
Uria: Es soll da jüngst, vor drei-vier Tagen wohl,
ein junger Mann gewesen sein; aus Nazareth,
aus armem Haus, Handwerker seines Fachs...
Ihr spracht mit ihm?

Andreas: Er sprach mit uns,
wir wagten kaum zu reden.
Uria: So, so!
Simon: Wir waren Auge nur und Ohr für ihn.
Uria: Er soll sich ja besondrer Kräfte rühmen,
geheimer, göttlicher? Habt ihrs gehört?
Andreas: Er hat mit keinem Worte sich gerühmt.
Simon: Von sich mit keinem Wort hat er gesprochen,
doch was er sprach, war unerhört,
und was er tat — voll heil'ger Wunderkraft.
Uria: So, so! Für heilig hältst du seine Kraft?
Und wenn wir ihn als Schwindler nun entlarven,
wenn er als ein Betrüger sich erweist?
Andreas: Das glaub ich nicht. Er sah darnach nicht aus.
Simon: Ein Schwindler, meint Ihr, ein Betrüger?
Wen hat er denn betrogen, möcht ich wissen,
wen angelogen, wem auch nur geschadet?
Uria: Den Hochgelobten, den allmächt'gen Herrn,
den hat er dreist betrogen und beraubt!
Den heilgen Namen unsres Herrn
hat sein unflät'ger Mund besudelt,
hat ihn, wie eklen Speichel, ausgespien,
hat Vater ihn genannt, der eitle Narr!
Habt ihrs nicht selbst gehört?
Andreas: Ich müßte lügen, wollt ich das behaupten.
Simon: Nein, Herr, Ihr irrt. Es muß ein Irrtum sein!
Den heilgen Namen unsres höchsten Herrn
hat er unnützlich nicht im Mund geführt,
geschworen hat er nicht dabei und nicht
in Zauber oder Lug ihn schnöd mißbraucht.
Uria: Mag sein, daß ers in Worten nicht gewagt,
vor eurem Ohr nicht, daß ihrs nicht gehört, —
allein der Zauber, den er ausgeübt,
der grauenvolles Werk ans Licht gezogen, —
aus wessen Vollmacht ward ihm der zuteil?
Raubt er dem Höchsten seine Kräfte nicht?
Hält er in seinem Dienste nicht den Bösen?

Andreas: Die Frage, die uns hier gestellt, Eur Gnaden,
wie könnten wir darauf die Antwort finden?
Simon: Nein, Bruder, nein! Wenn dir die Antwort fehlt,
mir ist die Sonne klarer nicht, als dies:
läßt auch der Hochgelobte, unser Herr,
sich Kräfte rauben, die er nicht erteilt?
Wer will in Vollmacht wirken solches Werk,
wenn er vom Himmel her sie nicht empfing?
Herr, hättet Ihr gesehn, was wir gesehn,
erlebt, was wir erlebt, — Ihr wärt, wie wir,
von Eurer Sünden Last ins Knie gebrochen!
Uria: Von meiner Sünden Last? Oho!
Erwache, Freund, du sprichst noch aus dem Traum,
dein Priester steht vor dir, — er kommt
vom heil'gen Altar her und hat
das Morgenopfer eben angezündet;
die Nacht der Sünden, wenn er sie durchschritt,
zerrann im Licht der reinen Opferflammen.
Ich bin ein Zöllner nicht, — ich bin kein Sünder!
Andreas: Verzeiht dem Bruder, Herr, Ihr sprecht,
ich sagt Euch schon, mit einem Fieberkranken.
Uria: Dem Fieber will ichs denn zugute halten!
Simon: Ja, fiebernd brennt mein Herz, verzehrt
im Fieber sich, seit ich ihn sah und hörte.
Wie schwindet all Gerede, all Getu'
am Altar, in Gebeten, in der Schule,
vom priesterlichen Amt uns abgehaspelt,
denk ich an seinen Blick, sein Wort,
an seiner Hände Wink, sein Schreiten...
Uria: Du redest irr, mein Freund. Schweig still
und werd' gesund. Um solche Worte
zu hören stieg ich nicht herauf.
Ich wünschte nur Bericht, zwar klar und einfach,
von dem, was mit dem Gaukler ihr erlebt.
Erzähle mir, Andreas, laß uns hören!
Andreas: Was kann ich Euch erzählen, Herr...?
Uria: Von einem sonderbaren Fischzug wird berichtet,
von einem Sturm auch, den der Mann beschwor...

Simon: Jawohl, ein Sturm, ein Sturm, den er beschworen,
vielmehr ein Sturm, den er heraufbeschwor,
und der nur ihm allein gehorchen mag!
Uria: So sprich, Andreas.
Andreas: Wahr, 's ist alles wahr.
Wir lagen drüben, wohl fünf Meilen weit,
am jenst'gen Strand des Meers. Die Sonne
bot letzten Gruß uns hinter Nazareth
und sank hinab. Wir eilten heim
und hatten unsre Segel schon gesetzt,
da kam der junge Mann....
Simon: ..... er war
ermüdet von dem Werk des Tags,
ich sahs ihm an...
Uria: Der Nazarener wars?
Andreas: Der, den Ihr meint. Er bat, ihn mitzuführen,
daß er den weiten Weg zu Land erspare.
Simon: Ich war beglückt, daß er mich angesprochen.
Uria: Ihr nahmt ihn mit ins Schiff?
Simon: Und achtern,
der Steuerbank zunächst, leg ich ein Kissen,
aus Segeltuch und Leinen weich bereitet,
drauf streckt er seinen müden Leib und schläft.
Andreas: Der Abendwind, den uns Arabiens Wüste
um diese Stunde sendet, legt sich prall
in unsre Segel und beschwingt die Fahrt.
Doch da wir auf der Höhe segeln,
Bethsaida schon zur Rechten schimmert,
da fährt, als obs den Satan zu verschlingen gälte,
vom Süden her ein Sturm, vom Süden,
vom toten Meere, von Jerusalem,
aus jener stickig-sumpf'gen Niederung,
die allen Stank und alle Pest uns brütet;
da fährt er auf und gattet sich dem Ost,
in tollem Wirbel wühlen sie das Meer
bis in den Grund und bis zum Himmel auf.
Wir raffen rasch die Segel ein, wir rudern
aus aller Kraft und rudern doch vergeblich;

nicht wellenbreit beförderts unsern Kahn;
wir stehn, und stehen wie verwünscht.
Turmhoch jetzt werden wir geworfen,
und jetzo schlingt die Hölle bergetief
das Schifflein in den Schlund. Die Wogen
verdecken schon das Schiff und jeder sieht
dem Tod in seinen aufgerißnen Rachen...

Uria: Da, — was geschieht? Was tut der Gaukler?

Simon: Er schläft, Herr! Wißt Ihr, was das heißt?
Er schläft! Nichts ficht ihn an! Das Tosen nicht
des Sturms und nicht die Wellen,
die sein Gesicht und seinen Leib zerpeitschen;
nicht weckt ihn auch der Männer Fluchen und Gebet, —
er schläft wie unterm Schirm des Höchsten,
daß uns in der Verzweiflung noch
ein Grausen packt und unsre Glieder schüttelt....

Andreas: Da wird der Himmel finster. Wolkenwände
verhängen uns die Sicht. Wir wähnen schon,
daß uns die Zeit zum letzten Seufzer
gebrechen muß...

Simon: ..... da treibt es mich zu ihm,
dem stummen Schläfer, denn ich weiß nun plötzlich
wie auf des Himmels klar gegebne Weisung:
bei ihm ist Hilfe, Rettung nur bei ihm!
Ich weck' ihn auf, ich reiß' ihn aus dem Schlaf...

Andreas: Wir sehn es kaum, sind kaum der Sinne mächtig;
schon greifen wir nach dem, was Rettung
uns zu verbürgen scheint, ein Stückchen Holz,
ein leerer Ziegenschlauch, und weiß der Himmel,
was noch in solcher Not sich bietet...

Simon: Da hebt er sich, — da bricht ein Leuchten
aus seinen schlaferfüllten Augen,
den bloßen Arm streckt er dem Sturm entgegen
und stillt mit einem Wort sein Wutgeheul....

Uria: Und dieses Wort, — sag, welches Wort er schwört?

Simon: Ich hör ihn kaum, — kaum zu vernehmen ist's
im Sturmgebraus. „Schweig und verstumme!"
so sagt er und nichts andres ist zu hören.

Uria: Nichts anderes? Kein Fluch? Kein Höllenschwur?
Simon: Nichts andres, nein. Kein Wort ist mehr vonnöten;
er steht als Herr mit vorgestrecktem Arm
und dem Gebot gehorchen Wind und Wogen.
Andreas: Wie weggefegt im Nu ist die Gefahr.
Die Wellen fliehn wie fortgescheuchte Schafe,
wie eine blumige Wiese glänzt das Meer
im Abendschein, der durch die Wolken bricht;
Arabiens Hauch verlangt aufs neu die Segel
und bläst uns leicht zum heimatlichen Strand.
Simon: Und wie der Sturm ist unsre Angst erstickt.
Doch faßt uns Grauen vor des Mannes Macht,
der stärker ist als Wirbelwind und Meer,
und den die Bretter meines Nachens tragen.
Eh sich indes ein Laut von unsern Lippen löst
umspielt ein Lächeln seine holden Züge,
da er das Zagen sieht, das uns zerreißt,
und mahnt uns mild: „Wie seid ihr furchtsam!
Wie kommt es, daß ihr keinen Glauben habt?"
Uria: Vom Glauben spricht er? So? Vom Glauben?
An wen wohl meint er, daß ihr glauben sollt?
Simon: Nichts hört ich mehr, das war sein letztes Wort.
Andreas: Da waren wir am Strand.
Uria: Und er?
Simon: Er dankte still und ging.
Uria: Er ging — wohin?
Simon: Ich weiß es nicht.
Andreas: Die Nacht verschlang
so seine Schritte wie auch die Gestalt.
Uria: Ein Gaukelspiel, ein tolles wars,
das euch den Sinn verrückt, da ihr
in Todesangst nicht eurer selbst mehr mächtig;
das euch den Sturm vielleicht bloß vorgegaukelt,
vielleicht geschickt den Zufall ausgenützt,
da sich der Sturm von selbst gelegt.
Andreas: Kennt Ihr den See, Herr, wenn er wild bewegt
den Sturm des Abends in dem Morgen wirft?
Wer hat gehört, daß er ein einzigmal

durch Zufall seines Wütens Kraft verlöre,
eh er sich ausgetobt?

Uria: Willst du die Macht
des Allgewaltigen erforschen, ihr
in deiner Menschenohnmacht Grenzen setzen?

Simon: Das ist es, Herr, da habt Ihr recht gesprochen!
Wer mag bezweifeln, daß der Allgewalt'ge
einmal im Wort des Menschen wirksam wird,
im ausgestreckten Arm, den er erheben läßt?
Wer kennt des Herren Weg und seinen Willen?
Er sprach aus des Elias Mund, er wirkte Wunder
am Karmel und am Bache Krith,
Propheten sandt' er seinem Volk und Helfer,
wenn es in höchster Not vor'm Abgrund stand
und riß es jäh zurück auf rechten Pfad...

Uria: Vor Zeiten, ja, vor Zeiten ist's geschehn!
Doch heute — nein! Wozu in dieser Zeit?
Wir haben Gottes Wort in den Gesetzen,
wir beten, fasten, zehnten haargenau,
wir bringen reine Opfer nach der Ordnung,
nichts wird versäumt und nichts verfehlt, —
in Gottgefälligkeit erwarten wir das Heil,
das er dem auserwählten Volk verheißen.

Simon: O, sagt das nicht! Wie sollte nicht der Herr
auch heute sprechen! Rief er nicht erst jüngst
durch des Johannes Mund zur harten Buße,
zur Taufe die Beladenen und Sünder?
Und hat er nicht durch seinen heil'gen Ruf
des Heiles Nahn dem Volk schon angekündigt?

Uria: Und hat er nicht des Fürsten Schwert gezückt
und hat des Lästerers losen Mund gestopft?

Simon: Es ist Prophetenlos, das ihn getroffen.
Das ew'ge Schicksal ist es, in die Sterne
geschrieben jedem, der die Wahrheit kündet!
Hat doch Jerusalem von je getötet
die Propheten und gesteinigt, die zu ihm gesandt.
Drum habet acht, ihr Hüter unsres Heils,
daß ihr den Ruf des Herrn, wenn er erschallt,

in Selbstgerechtigkeit nicht überhört!
Habt Acht auf diesen Mann von Nazareth!

Uria: Laß das nur ruhig unsre Sorge sein.
Wir haben Acht! Drum kam ich ja zu dir,
zu hören, was geschah, was ihr erlebt.
Von einem wunderbaren Fischzug war
im Volk die Rede, — sprecht, was ist geschehn?

Andreas: Vor wenig Tagen wars. Mißmutig wuschen
am Strande wir die Netze, die vergeblich
wir durch die ganze Nacht gezogen;
nicht eine einzige Flosse hatte sich
darin verfangen. Müde schwiegen wir ...

Simon: Da drang ein Haufen Volks heran,
umringt' ihn und begehrte stürmisch,
ein Wort von ihm zu hören.
Nun trat er in mein Schiff, das just
im Sand mit seinem Schnabel steckte.
Ich stieß zwei Ruderschläge ab vom Land,
der Meister setzte sich und lehrte.

Uria: So, so! Was lehrt' er denn? Was war's?

Andreas: Verzeiht mir, Herr, ich weiß es nicht;
ich hing an seinem Munde wie gebannt,
ich hört' und hört', doch ich verstand ihn nicht.

Simon: Vom Reich der Himmel sprach er, das gekommen,
vom Heil der Armen, von der Seligkeit,
die Hungernden und Dürstenden verheißen,
und viel-viel andres, das ich nicht behielt.

Uria: Vom Reich der Himmel also sprach der Mann?
Daß es herbeigekommen sei, — vielmehr,
daß er's herbeigeführt, nicht wahr,
so sagt er doch?

Simon: Nein, Herr, das sagt' er nicht.

Uria: So hat er's doch gemeint; was heißt es andres,
was konnt er meinen, da er also sprach?

Simon: Ist dieser Jüngling ein Prophet,
vom höchsten Herrn mit Vollmacht ausgerüstet,
wärs nicht unmöglich, daß er solches kündet.

Uria: Und drauf das Volk, — was hat das Volk getan?

Andreas: Es horchte still und staunte seiner Worte,
und als ers mit dem Wink der Hand entließ,
ging jeglicher verträumt in seine Hütte.
Nur wir, Simon und ich und unsre Vettern
Jakobus und Johannes, blieben unten
am Strand und wuschen unsre Netze.

Uria: Und er, der Mann von Nazareth?

Simon: Blieb stehn bei uns und folgte der Hantierung;
drauf fragt er nach dem Fang der Nacht,
doch da er leer die Körbe sah
gebot er: „fahret auf die Höhe, werfet
die Netze aus, daß einen Zug ihr tut."
Ich klagte: „Herr, die Zeit ist um,
es wird vergebne Mühe bleiben, —
doch will ich auf dein Wort es wagen."
Er fuhr nun selbst mit uns zum Fang hinaus,
und wie wir kaum das Netz zum Ring geformt,
da gabs ein Springen, Schlagen, Zappeln, Reißen,
wie wirs noch nie erlebt. Das Netz,
von seiner Ueberlast zum Platzen fast
gespannt, droht uns ins Wasser selbst zu ziehn,
und hätten meine Vettern nicht geholfen,
so wäre nimmer uns der Fang geglückt.
Die Schiffe beide füllten wir zum Rand.

Andreas: 's ist wahr, Eur Gnaden, wie's der Bruder sagt.

Uria: Wer, sagt ihr, war dabei? Die Vettern
Jakobus und Johannes?

Andreas: Diese, ja.

Uria: Sie halfen mit, da ihr das Netz gehoben?

Andreas: Sie halfen mit und teilten unsern Fang.

Uria: Und was hat er für seine Wundertat,
für seinen Zauber sich an Lohn gefordert?

Simon: Wie, Herr? Gefordert? Lohn? Was meint Ihr auch?

Uria: Daß er für nichts, für bloßen Himmelslohn
die Fische rief und eure Netze füllte,
habt ihr doch sicher nicht erwartet...

Simon: Meint Ihr? Nein, Herr, gefordert hat er nichts.

Uria: Doch habt ihr dankbar euch auch so gezeigt, —
was gabt ihr ihm? was nahm er von euch an?

Simon: Was wir? Was er? Nichts, Herr, nicht das Geringste!
Er scheint so reich, so unermeßlich reich,
daß ich, ein Stückchen Brot ihm nur zu bieten,
mich nimmermehr getrauen würde.

Uria: Ihr ließt ihn also schweigend gehn?

Simon: Vielmehr,
in meinem Schreck, im furchtbaren Entsetzen,
das alle uns erfüllte nach dem Zug,
brach ich vor ihm — ich sagt Euch schon —
von meiner Sünden Last gedrückt, ins Knie,
und bat ihn flehend: „Herr, verlaß mein Schiff,
ein Sünder bin ich, deiner Huld nicht wert."

Andreas: Wir alle, Herr, wir alle taten so,
wir fielen flehend vor ihm auf die Knie
und baten ihn, uns gnädig zu verlassen.

Uria: Da tatet ihr nicht recht, denn das Gesetz
gebietet klar, ihr wißt es wohl:
„Du sollst anbeten Gott den Herrn,
und ihm, dem einz'gen, dienen."

Andreas: Ob recht, ob unrecht kann ich nicht entscheiden;
wer überwältigt wird, hat keine Wahl.

Simon: Warum solls Unrecht sein? Glaubt Ihr,
daß Menschenkraft uns so bezwungen?
Wohl kanns geschehn, daß mancher eitle Heuchler
Verehrung für sich fordert und für göttlich
in seiner Aufgeblasenheit sich dünkt.
Bei Ihm ist Dünkel nicht noch Heuchelei;
da wirkt ein Gott, wo solche Tat gelingt, —
und vor der Allmacht sanken wir ins Knie.

Uria: Vor Gottes Allmacht — oder Satans List.

Simon: Nein, nein! Der Satan war es nicht!
Wo der Versucher wirkt, da fordert er,
er lockt und reizt, er droht und zwingt....

Uria: Hat er mit keinem Wink und Wort gelockt?
Mir wurde doch berichtet...

Simon: Euch berichtet?

Uria: Er habe dir ein sondres Wort gesagt,
dir einen Auftrag insgeheim gegeben...

Simon: (erfreut) Mir einen Auftrag? Einen Auftrag mir?
O, dürft ichs doch als Ruf, als Auftrag deuten!
Seit jenem Augenblick, seit seinem Spruch
irr ich verzagt in meines Herzens Dunkel
und finde keine Ruhe keinen Rat!
Er sagte, da ich zitternd vor ihm kniete
und mir die Angst aus allen Poren drang:
„Fürchte dich nicht und glaube nur,
von nun an wirst du Menschen fangen."
Meint Ihr, daß dies ein Ruf, ein Auftrag sei?

Uria: Ob's einer sei, das just will ich erfahren.
Hast du dies Wort, Andreas, auch gehört?

Andreas: Ich hört es wohl, doch konnt ichs nicht verstehn.

Uria: Ei ja, jawohl! Wer könnt' es auch verstehn!
Ein barer Unsinn ist's, ein loser Schwatz,
mit dem er dir dein schwaches Hirn verwirrte.
Wie soll ein armer Fischer mit dem Netz,
das nur für Wassers Ungeziefer taugt,
die Menschen fangen, — und zu welchem Ende?
Ists nicht ein Frevel schon, daß er die Menschen,
der Schöpfung Herrn, mit dem Getier vergleicht,
das dumm und stumm sich unterm Wasser tummelt?

Levit: Ja, ja; das tat er auch; ich habs gehört!
Da sie die Fische teilten, die sie zogen, —
da sprach er böse Worte, böse Worte...!

Uria: So, so? Du hasts gehört? Was sagt er denn?

Levit: Sie wissens besser. Laßt sie selbst erzählen.

Andreas: Wir hatten, wies geschieht bei jedem Zug,
verschiedne Gattung aus dem See gehoben;
die guten lasen wir in unsre Körbe,
die faulen warfen wir zum Hundefraß.
Er stand dabei und sah dem Werke zu.

Simon: Da öffnet er den Mund und sagt:
„Das Himmelreich wird einem Netze gleichen,
das alle Gattung in die Maschen zieht

und nach dem Fang das Gute von dem Faulen
mit Strenge sondert."

Uria: Weiter sagt er nichts?

Andreas: Ich weiß es nicht.

Levit: Was willst du dich verstellen?
Du weißt es wohl, du hast noch mitgelacht!

Simon: Gelacht! O ja, ganz recht! Wir mußten lachen,
da Pharisäer, Priester und Leviten
er mit dem wertlos-faulen Zeug verglich.

Levit: (giftig) Da hört Ihr's, Herr, nun habt Ihr's selbst gehört,
's war nicht gelogen, was ich Euch erzählte.

Simon: Gelogen? Warum solls gelogen sein?
Er spricht ja frei und offen, jeder hörts,
der Ohren trägt und sie gebrauchen will.

Uria: Schon mancher hat sich um den Hals geredet,
ich fürchte sehr, auch seiner sitzt nicht fest.
Drum rat ich euch als Freund, ihr guten Männer,
hört nicht auf ihn und folgt dem Schwindler nicht,
daß er in sein Verderben euch nicht reiße.
Gehabt euch wohl!

Simon:
Andreas: } Gott geb Euch Frieden, Herr!

Andreas: Der Skorpion, die giftgeschwollne Kröte,
laß sie zurück in ihre Höhlen kriechen!
Sie stahlen uns mit ihrem Spionieren
des Morgens beste Arbeitsstunde fort.

Simon: Ach, Bruder, laß, — ich dank es diesen beiden,
daß sie aus Not und Zweifel mich gerissen.
Was ich bisher nur dumpf und dunkel ahnte,
das hat ihr Haß mir heute hell erleuchtet:
es wächst ein Großes hier aus kleinem Keim.
Was schwach und machtlos irgendwo sich regt,
weckt keinen Haß und stört die Ruhe nicht;
doch das hat wahren Wert und echte Größe,
was dieser Welt Gewalt'ge hassen müssen.
Drum komm! Die Stunde darf uns nicht gereun,
die Arbeit ruft und soll das Herz erfreun!

Denkmalschutz für unsere kirchliche Kunst

Von Hans Schwarz.

Es ist eigentlich verwunderlich, daß in unserem Volk und namentlich in den Kreisen, die sonst unsere künstlerische Tradition pflegen und hochhalten, so wenig Kenntnis von den reichen Schätzen alter Kunst vorhanden ist, die unsere Kirchen uns von Urvätertagen her bewahrt haben. Noch kaum jemand bei uns hat sich systematisch und ernsthaft darum bekümmert, ob und was für Veränderungen namentlich in Dingen der Innenarchitektur an den Bauten in den letzten hundert Jahren vorgenommen wurden und welche Änderungen auch heute noch vorgenommen werden. Weder ist dieser Aufgabe der dazu eigentlich berufene Sebastian Hann-Verein nachgegangen, noch jemand von den in unserem Volk künstlerisch Schaffenden. In welcher Weise mit dem überraschend reichhaltigen und wertvollen künstlerischen Schmuck unserer Gotteshäuser von wohlmeinenden, aber unverständigen Presbyterien, Kuratoren und Pfarrern umgegangen wurde und wird, darnach fragt leider auch heute noch kein Bezirks- und kein Landeskonsistorium. Zwar ist der Großteil unserer Kirchenburgen und Kirchen in keinem hervorragend guten baulichen Zustand, es scheint aber, soweit man dies als Laie im Baufach beurteilen kann, von einigen Ausnahmen abgesehen, wenigstens keine Veranlassung zu unmittelbaren Besorgnissen vorzuliegen.

Hingegen wurde und wird heute noch täglich gegen alle guten Geister selbst eines primitiven Geschmacks und gegen den Sinn und jede gute Tradition einer Kirchenausschmückung sozusagen am laufenden Band weiter gesündigt. Von Erhaltung und Pflege des überkommenen Gutes in sachverständiger Weise ist kaum die Rede, so daß man sich mit Recht sagen muß, daß die von den Rednern aller Parteischattierungen so gerühmte Treue und Gebundenheit an seine Tradition beim sächsischen Volke sich nur noch an der Oberfläche politischen Tagesgezänkes zeigt, während die Pflege der Denkmäler unserer künstlerischen Vergangenheit völlig vernachlässigt wird. Sollen wir Einzelheiten aufzählen?

Da sei zuvörderst gesegnet der Erfinder der grauen Farbe. Denn in handbreiter Dicke auf Säulen und Pfeilern seit Generationen aufgetragen sorgt sie dafür, sorgfältig zu verbergen, was noch vor hundert Jahren, mitunter auch noch vor dreißig Jahren für jeden Be-

schauer klar war, daß das tragende Gerüst der Kirche aus Steinquadern und Steinrippen bestand, während man heute eher auf Feldsteine mit Mörtelbewurf oder Ziegel tippen würde. Es scheint kaum ein Zweifel möglich zu sein, daß diese Wirkung auf uns Heutige von den Erbauern vor vielen hundert Jahren bezweckt wurde. Dort, wo es sich um den üblen und üblichen grauen Kalkanstrich handelt, ist der Schaden nicht so schlimm. Bös sieht die Sache aber aus, wenn der warme und lebendige Sandstein mit grauer Ölfarbe überzogen wird, die sich schwer entfernen läßt, vor allen Dingen aber zu einer völligen Zerstörung nicht nur des künstlerischen Eindruckes — der an sich nicht so wichtig ist —, sondern des Steinmaterials selbst und damit zu einer Vernichtung des Kunstwerkes führt. Was sich die Birthälmer seinerzeit z. B. gedacht haben, als sie die schönen Steinreliefs ihrer Kanzel mit grauer Ölfarbe lackierten, ist unerfindlich; wahrscheinlich folgten sie dem katholischen Beispiel in Hermannstadt, wo der Lantregensche Christus im Laufe der Zeit auch unter dem grauen Ölanstrich ersticken muß. Übrigens steht Birthälm nicht allein, denn die Liste der steinmörderischen Ölanstrichliebhaber läßt sich sehr ansehnlich vermehren.

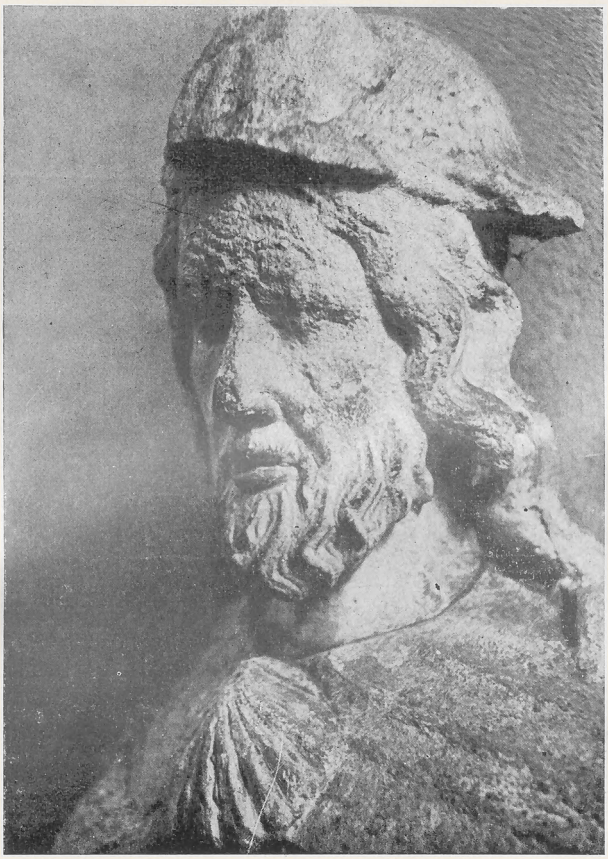
Überhaupt ist das Kapitel der Ausmalungen unserer Kirchen von Bistritz bis Schäßburg und in den dazwischen liegenden Gemeinden meist von sehr geringer Erfreulichkeit. Man kann nicht leugnen, daß der farbige Schmuck der Wandflächen, aber auch der Steinsäulen und Pfeiler, ein künstlerisches Ausdrucksmittel von hohen Graden ist, wenn man, wie z. B. in der Schäßburger Bergkirche, an den vorhandenen Resten bewundern kann, mit welchem Geschmack und welcher Wirkung die alten Meister ihre künstlerischen, im tiefsten Sinne frommen Absichten ausführten. Übrigens muß festgestellt werden, daß die Neuausmalung und Wiederherstellung der Bergkirche in Schäßburg im ganzen hervorragend gut gelungen ist und geradezu als rühmliche Ausnahme bezeichnet werden muß. Etliche Meter tiefer unter ihr liegt die Klosterkirche, die auch vor wenigen Jahren renoviert und ausgemalt wurde. Der Eindruck, den diese Kirche heute macht, ist vorwiegend heiter: im gleichfärbigen Raum könnte ohne weiteres eine Lichtspielaufführung oder irgendeine andere unterhaltliche Angelegenheit stattfinden. Es fehlt hier jeder Ernst und jede Sammlung, die schließlich für einen Kirchenraum notwendig sind. Über Bistritz ist seinerzeit genügend gesprochen und geschrieben worden, leider —

wie dies auch sonst üblich ist — erst nachdem das Problem via facti einer Lösung bereits zugeführt war. Ob der richtigen?

In Hermannstadt warf man vor Jahrzehnten die schöne alte Steinkanzel hinaus und stellte sie zusammen mit dem Flügelaltar ins Museum. Dafür ließen sich unsere Väter von irgendeinem Schreinermeister eine neue Kanzel und einen neuen Altar in reinster Tischlergotik hinbauen. Gottlob sind die Lichtverhältnisse in der Kirche so, daß die erschütternden Einzelheiten dieser „Kunstwerke" nur aus nächster Nähe den gerechten Ärger erwecken. Altäre, Kanzeln und Taufsteine — wie viele aus allen Stilperioden, von der Gotik über die Renaissance zum Barock — sind seit 1800 bis in die neueste Zeit teils notwendiger, meist aber höchst unnötiger Weise ersetzt worden! Was an ihre Stelle kam, war und ist in den weitaus meisten Fällen entweder künstlerisch völlig wert- und geschmacklos und ohne jede innere Hingegebenheit an die Aufgabe nur fabriziert, oder aber im günstigsten Falle gut gemeint, aber sehr schlecht gekonnt. Dafür jedoch liegt der alte wertvolle Schmuck der Kirche in der Sakristei oder sonst einem Kirchenwinkel, im besten Fall in irgendeinem örtlichen Museum und wartet — auf seine Wiederauferstehung? Oder nur auf völlige Vernichtung durch Alter, Holzwurm und Interesselosigkeit?

Wird eine unserer Kirchen gründlich renoviert, so ist mit hoher Wahrscheinlichkeit zu wetten, daß Steinrippen durch nachprofilierten und mit Gips oder Kalk à la Stein getöntem Zement ersetzt werden oder gar, wie dies vor etlichen 50 Jahren den lieben Mediaschern passierte, durch gestanzte Blechprofile mit „Steinanstrich". Es ist nichts dagegen zu sagen, daß Zement statt Stein verwendet wird, wenn die Kirche nicht in der Lage ist, Stein zu bezahlen. Aber es ist sehr viel dagegen einzuwenden, daß ein anständiger und ehrlicher Werkstoff mit allen möglichen Mätzchen in einen anderen, in Bearbeitung und Wirkung grundverschiedenen umgefälscht wird. Mit solchen Verlogenheiten sollten unsere Kirchen wenigstens verschont werden. Daß die alten Schlußsteine und der sonstige plastische Steinschmuck bei Renovierungen, die von solchem Techniker-Ungeist geleitet werden, schwer gelitten haben und leiden werden, liegt auf der Hand.

Die Segnungen der Elektrizität werden alltäglich als der große kulturelle Fortschritt des 20. Jahrhunderts verkündet. Wenn wir uns, stolz auf die Errungenschaften unserer Zeit, bei den Abendgottesdiensten und Feiern vom elektrischen Lichtmeer in der Kirche anstrah-



Chormauerfigur an der Schwarzen Kirche zu Kronstadt

Phot.: O. Netoliczka, Kronstadt

len lassen — wem fällt es heute noch auf, in wie barbarischer, wenn auch elektrotechnisch vollendeter Weise nicht nur jede Raumwirkung dadurch erschlagen wird, daß die Lichtquellen, Luster und Lampen vom Standpunkt der Raumgestaltung gesehen grundfalsch angebracht sind? Wer merkt es noch, daß in den meisten Fällen diese Lichtquellen selbst eine Form haben, die gerade noch für eine Tordurchfahrt passabel ist, aber keineswegs in eine Kirche gehört. Das klassische Beispiel für die falsch angebrachte Beleuchtungsapparatur ist Hermannstadt, wo die Decke in einem kalten und blendenden Licht erstrahlt, so daß das Auge dem Schwung der Pfeiler und Bogen nicht mehr voller Andacht folgen und daß sich der Blick nicht in Höhen verlieren kann, in deren Dämmern sich der Mensch der Gottheit nahe fühlen darf. Und für die elektrischen Stall-Laternen und Schlafzimmerwandarme zeichnen verantwortlich Kronstadt und Mühlbach. Was den Städtern recht ist, muß natürlich für die Landgemeinden billig sein. Und so wandern denn alte Messing-Kronleuchter zu den Sammlern oder werden beim Antiquitätenhändler verramscht, statt pietätvoll umgearbeitet zu werden, und was an ihre Stelle kam und kommt, ist beinahe immer eine Geschmacklosigkeitsorgie des Elektrikers.

Es sei noch hingewiesen auf die in den letzten Dezenien eingerissene Unsitte der Kirchenfahnen mit den lebensgroßen photographischen Bildnissen lieber Verstorbener der frommen Stifter; es sei einmal die Frage aufgeworfen, warum unsere Frauen die Altäre und Kanzeln mit schwarzen Sammetstücken voll gold- und silbergestickter Bibelsprüche schmücken, die fertig aus der nächsten Tapisserie gekauft werden, anstatt für den gleichen Zweck unsere gute alte und würdige Leinenstickerei zu verwenden, und schließlich möge es einmal erlaubt sein, die bescheidene Behauptung auszusprechen, es sei doch anzunehmen, daß Kanzeln und Altartische ihren Reliefschmuck und ihre Steinornamente zu dem Zweck bestimmt nicht erhalten haben, um unter mehr oder weniger unerfreulichem Tuchzeug verborgen gehalten zu werden.

Über all diese kleinen und großen Sünden ließen sich dicke Wälzer schreiben. Es gäbe ein Sündenregister für uns traditionsstolze Leute, begangen an den edelsten und besten Zeugen einer stolzen Überlieferung, das jedenfalls größer wäre als die großen Worte, die wir zu brauchen pflegen, wenn von unserer Vergangenheit die Rede ist.

Natürlich ist von keinem Presbyterium und von keinem Pfarrer

Sach- und Fachkenntnis in künstlerischen Fragen zu verlangen. Es ist auch nicht Zweck dieser Zeilen, irgendwelche Schuld- und Verantwortungsfragen zur Diskussion zu stellen. Denn schuld an diesem Zustand sind wir alle. Eines aber müssen wir uns vor Augen halten: daß es so nicht weiter geht, wenn wir nicht unersetzliche Kunstwerke und Kunstwerte mit den Jahren völlig verlieren wollen. Der Weg, der zu einer systematischen und vernünftigen Denkmalspflege bei uns führt, kann nur von unserer kirchlichen Oberbehörde gewiesen werden, indem das Landeskonsistorium im Bewußtsein seiner Aufgabe als Wahrer des Erbes unserer Väter ein Denkmalschutzgesetz für die kirchlichen Kunstdenkmäler erläßt, dessen Durchführung einer zentralen Denkmalkommission der Landeskirche anvertraut ist. Es soll und darf in Hinkunft nicht den einzelnen Presbyterien und einzelnen wohlmeinenden aber unverständigen und schließlich verantwortungslosen Einzelpersonen überlassen bleiben, was für Veränderungen an den Baulichkeiten, der Inneneinrichtung und dem Besitz an Kunst- und kunstgewerblichen Gegenständen vorgenommen werden. Es soll und muß dafür gesorgt sein, daß in Hinkunft für die sachgemäße Restaurierung, zumindest aber für die Erhaltung dieser Werte alles geschieht, was nur getan werden kann. Es soll und muß erreicht werden, daß jeder einzelne von uns, ob Bauer, Handwerker oder Akademiker, ob jung oder alt, wieder Liebe und Interesse für unseren ererbten Besitz an kirchlichen Kunstdenkmälern empfindet. Es müssen und sollen endlich einmal unsere evangelischen Kirchen von dem „modernen" Schund „entrümpelt" und wieder zu würdigen Gotteshäusern werden, wie sie es früher waren.

Der Aufgabenkreis dieser Denkmalkommission der Landeskirche wäre groß und nicht einfach zu bewältigen, aber es wären Aufgaben, die ihren Lohn in sich tragen und aller Mühen wert sind. Wenn es uns unser völkisches Schicksal in den letzten Jahrzehnten verwehrt hat, Mehrer des Erbes zu werden, so müssen wir doch wenigstens auf diesem Gebiet alles daran setzen, um seine Erhalter zu sein. Hoffen wir, daß unsere Kirchenbehörde für diese Aufgabe Verständnis aufbringt und auch auf diese Weise mithilft, die Kirche lebendig zu gestalten. Daß sie dabei auf die liebevolle Unterstützung und tätige Mithilfe weiter Kreise rechnen kann, ist unsere Überzeugung.

Gedichte

Von Georg Maurer

Worte der Wahrheit

Ewig schweigend ruhen meine Firne
und mein Atem ist so kalt wie sie.
In den Himmel heb ich meine Stirne,
der er seinen blauen Glanz verlieh.

Herrscherlich blick ich auf meine Lande.
Um die Schultern hängt der Hermelin.
Hütten scharen sich an meinem Rande,
wo die Bauern ihre Furchen ziehn.

Einmal aber beben meine Flanken
und die tiefgehegte innre Glut
bricht sich einen Weg durch alle Schranken
und befreit sich aus der Felsenhut.

Schwärzlich hebt sich eine Aschenwolke
donnernd in den heitern Himmelsdom
und hinab zum tieferschrocknen Volke
wälzt sich langsam breit ein Feuerstrom.

Durch die Wälder frißt er sich in Schlangen.
Tier und Menschen enden in dem Schlund. —
Nacht hält all den Jammer rings umfangen
und ein letztes Beben rinnt im Grund.

Aus der kahlen Asche steigt nach Jahren
neues Leben treibend frisch hervor.
Und die Menschen, die sich um mich scharen,
schauen gläubig auf zu mir empor!

Der ewige Soldat

Ich erheb mich grau von dieser Erde
und ich färb sie rot mit meinem Blut.
Daß ich schieße und erschossen werde,
ist, solang die Götter schwanken, gut.

Ich erahne nur die wirren Pläne,
die sie über Tischen ausgedacht.
Führe den Befehl aus ohne Träne
und vertrau dem, was sie ausgemacht.

Werf den Graben auf und lieg im Nassen,
nächtelang im Fieber auf der Hut.
Seh nicht rechts und links, ob andre prassen.
Mich verzehrt nur eine teure Glut!

Jeder Morgen scheint mir grau vom Tode
und die Luft weht immer scharf und kalt.
Während ich die letzten Ängste rode,
werden meine Züge steinern alt.

Und ich frage nicht mehr nach dem Ende,
bricht die Hoffnung oft auch vorschnell aus.
Denn mein graues Antlitz ist die Wende.
Ich betrüg mich, harr ich nicht mehr aus.

Doch wenn das Gewehr mir aus den Armen
fällt und ich zu Boden blutend lieg,
hoff ich oben endlich auf Erbarmen
und auf Frieden nach dem ewigen Krieg.

Zwischen Grenzen und Zeiten

Zum Roman Heinrich Zillichs

Von Harald Krasser

Der Roman, den die Beobachter von Heinrich Zillichs dichterischer Entwickelung schon seit Jahren von ihm erwartet und als Bewährungsprobe gefordert haben, liegt vor. Sein äußerer und innerer Umfang, seine über diesen Band hinausweisende Anlage rechtfertigt sein spätes Erscheinen, sein schon in den ersten Wochen sichtbarer Erfolg, seine steil aufsteigende Auflagenziffer deutet darauf hin, daß sein Verfasser vor dem größeren Forum der gesamtdeutschen Leserschaft die Bewährungsprobe bestanden hat.

Uns steht es zu, ihn mit siebenbürgischen Augen zu prüfen. Das soll keine Verkleinerung des Wertungsmaßstabes bedeuten, sondern nur die Verpflichtung, dieses Werk in seinen siebenbürgischen Zusammenhängen zu sehen, im Rahmen der Entfaltung seines Ver-

fassers (die vor unseren Augen weiter zurück zu den Wurzeln führt, als es dem Reich sichtbar ist), im Rahmen unseres siebenbürgischen Geisteslebens und schließlich im Widerschein der geschichtlichen Entwickelung, die diesen Roman befruchtet hat, um in ihm gestaltet zu werden, und die ein Teil unseres siebenbürgischen geschichtlichen Bewußtseins ist.

Denn vorerst wollen wir uns vorhalten, wie sehr dieses Buch siebenbürgisch ist — nicht nur in der Handlung, die ja weiter über die siebenbürgischen Grenzen hinausquillt, als die der meisten Werke unserer Dichter, sondern vor allem in der inneren Haltung. Was Bruno Brehm in seinem „Brief an Heinrich Zillich" (im Novemberheft der Zeitschrift „Das innere Reich"), als besondere Tugend dieses Buches hervorhebt, das Gerechtigkeitsbewußtsein, das dem Dichter gebietet, die Lose nicht ungleich unter die Nationen zu verteilen, das ist im Grunde altes Erbe des Dreivölkerlandes Siebenbürgen, und im besondern geschichtliche Aufgabe der sächsischen Schicksalsminderheit zwischen den beiden Staatsvölkern, eine Aufgabe, die Stefan Ludwig Roth ausgesprochen hat als Forderung, daß die siebenbürgische Geschichte von den Sachsen zu schreiben sei. Zillichs Roman ist ein Stück siebenbürgischer Geschichte in St. L. Roths Sinn geworden.

Aber erkennen wir da nicht die alten Anliegen des Dichters, des Klingsorleiters Zillich wieder? Von dem frühen Bändchen „Wälder und Laternenschein" durch die ganze Folgezeit mit all ihren inneren und äußeren Wandlungen schwingt ein gleichbleibender Ton bis in dieses Werk hinein: das Bemühen, siebenbürgisches Dasein in seiner ganzen Vielgestaltigkeit zu erfassen und zu deuten. Die künstlerischen Äußerungsmittel wechselten: lyrisches Gedicht, Novelle, Anekdote, Landschaftsschilderung und polemischer Aufsatz — unverändert blieb das Ziel dieses Ringens um das, was man in der Diskussion der ersten Klingsorjahre die „Siebenbürgische Seele" nannte.

In diesem Roman laufen nun all diese Fäden zusammen, vom Roman aus gesehen erscheint manche frühere Äußerung als Vorstudie zu diesem Werk. Stärker als je vorher ragt das Politische hinein — damit aber ist nur ein wesentliches Element der eigenartigen siebenbürgischen Lebens- und Seelenlage „zwischen den Grenzen und Zeiten" hinzugewachsen, das nicht fehlen durfte, sollte das Bild echt und wahr sein.

So ist ein Bekenntnisbuch entstanden und zugleich ein hervorragend

politisches Buch. Bekenntnis zur siebenbürgischen Aufgabe und zum siebenbürgischen Schicksal. Gerade von hier aus muß überlegt werden, wie weit man dieses Buch als autobiographisch bezeichnen darf. Schon in „Wälder- und Laternenschein" hatte Zillich, auf völlig anderer Ebene, bewiesen, wie sehr er das individuelle Erlebnis in das für unseren eigenartigen Landschafts- und Seelenraum Typische zu steigern und umzugestalten versteht — das empfanden die damals Jungen sehr stark. In noch höherem Maße gilt dies vom Roman. Müßig, daher, den autobiographischen Wurzeln des Romangeschehens nachzuspüren. Was aus ihnen erwächst, ist umgeformt worden nach Gesetzen, die außerhalb des persönlichen Schicksals eines „Haupthelden" liegen, eingeformt dem größeren Plan. Nicht Werden, Handeln und Meinen des Lutz Rheindt ist die Hauptsache in diesem Buch, sondern der Zusammenklang all der vielfältigen Schicksale, die diesem Buch seine räumliche Tiefe geben und aus denen erst der volle Akkord Siebenbürgen wird.

Aber ich sagte schon: ein politisches Buch — wie denn ins Welt- und Heimaterlebnis des Auslanddeutschen jederzeit viel stärker die Welt des Politischen hineinragt als etwa, in gewöhnlichen Zeitläuften, in das des Binnendeutschen. Dabei handelt es sich aber hier erst recht um außergewöhnliche Jahre: um die letzten Vorkriegsjahre, in denen die österreichisch-ungarische Monarchie schon mitten in der heftigsten Diskussion ihrer Völkerprobleme steht, und um die Weltkriegszeit, in der sich der Auseinanderbruch vollzieht. Wir erleben diesen ganzen letzten Akt der Tragödie der Habsburgermonarchie mit — in seiner Spiegelung im Bewußtsein siebenbürgischer Menschen. Noch einmal steigt die unwiederbringliche europäische, deutsche Berufung dieses Staatsgebildes vor uns auf und die Ereignisse, in denen diese Berufung verscherzt wurde, Schuld und Versäumnisse, rettende Möglichkeiten und tragische Vergeblichkeiten. Und dann das Endspiel des Weltkrieges, die letzte soldatische Bewährung der alten Armee, während schon der Boden unter ihren Füßen wankt und das Reich auseinanderbricht. Und dann die gewandelte siebenbürgische Wirklichkeit. Hier ist zum ersten Male der große Versuch gemacht, unser siebenbürgisches Schicksal einzubetten in die Tragödie des Habsburgerreiches und seiner Nationalitätenprobleme und zugleich auch schon in die eben erst aufsteigende volksdeutsche Wirklichkeit.

Fragen wir nun nach den Mitteln, mit denen es dem Dichter ge-

lang, diese große Aufgabe zu erfüllen. Wie gesagt: wir erleben all das große politische Geschehen in seiner Spiegelung im siebenbürgischen Mikrokosmos, vor allem im Schicksal einer Gruppe von Jugendfreunden, allen siebenbürgischen Nationen zugehörig, in und bei einer Fabriksiedlung des Burzenlandes und dann auf den Kronstädter Schulanstalten und schließlich an den Fronten des Weltkrieges. Zillich sucht der Vielfältigkeit seiner Aufgabe mit der Technik der Aneinanderreihung unzähliger Einzelbilder, des Aufwandes einer großen Anzahl handelnder Personen gerecht zu werden. Man hat manchmal den Eindruck, daß dieser Aufbau des Romanes die Breite und Vielseitigkeit des Zeitbildes auf Kosten der Tiefe seiner Ausdeutung bevorzugt, daß manche Szenen auch zu locker in ihrem Gefüge sitzen. Aber über solche Bedenken wird man hinweggetragen durch die Erkenntnis, wie aus der Fülle der Einzelbilder — die uns die ganze Buntheit des siebenbürgischen Lebens bringen — immer zwingender, kaum merklich und doch als überall lastender Alp, die schicksalsschwangere Atmosphäre liegt, die sich entlädt und jeden an seiner Stelle hineinwirft in die große Bewährung des Krieges.

Das Kriegserlebnis, obwohl es räumlich am weitesten die Gestalten des Buches auseinanderführt, stimmt den letzten, den künstlerisch stärksten Teil des Buches auf einen Grundton, gliedert die Vielfalt der privaten Einzelschicksale einem großen Gemeinschaftserlebnis ein und läßt vor allem, während das Alte vergeht, das Neue aufsteigen: den Geist der Kriegsgeneration, der im Feuer des Weltkriegs seine Prägung erhält und dem das letzte Bekenntnis des Dichters gilt, das feste Vertrauen, daß dieser Geist berufen ist, die neue Zukunft zu gestalten.

Wir wollen uns nicht bei starken Einzelheiten des Werkes aufhalten. Nicht die große Reihe der scharf umrissenen Gestalten vorüberschreiten lassen. Nicht jener eigenartigen Entwicklung Zillichschen Sprachstils folgen, der hier herber, geschlossener, weniger durch Übersteigerungen gefährdet erscheint als in früheren Werken und auch um das Geheimnis weiß, wann die Worte verstummen und ausbleiben müssen. Und nicht im Einzelnen untersuchen, wie Zillich kompositorisch der Personen- und Motivenfülle dieses großen Buches gerecht wird.

Genug: es ist ein volles, ein männliches Buch geworden und

seinem Erfolg stimmen wir aus voller Überzeugung um Zillichs, um unseres Volksstammes willen zu, von dem dieses Buch zeugt. Wir stimmen ihm zu auch im Hinblick auf die gesamtdeutsche Leserschaft, der dieses Buch in ähnlicher Weise zur Offenbarung werden kann und soll, wie einstmals Grimms „Volk ohne Raum".

Rundschau

Chronik. Das in den letzten beiden Monaten unser innervölkisches Leben beherrschende Ereignis sind die völkischen Wahlen gewesen. Sie haben, was kaum anders zu erwarten war, der politischen Linie von Fritz Fabritius eine weitere Stärkung gebracht, so daß es sicher ist, daß er der neue Landesobmann ist, der aus der Wahl des Volksrates am 13. Dezember hervorgehen wird. Die eigentlich grundlegende Erwartung aber, die an diese Wahlen geknüpft wurde, die Entscheidung des Streitfalles Volksgemeinschaft—DVR, ist nicht erfüllt worden. Die Gründe sind in der Öffentlichkeit breit behandelt worden. Es gibt in dieser Frage, das hat der Presse- und Versammlungskrieg deutlich gemacht, nur einen Schuldigen, und das ist die Volkspartei. Denn von allen für ihre Wahlenthaltung angeführten Gründen bleibt als ernsthaftester der bestehen, man wähle nicht, weil die Wahlen auf Grund des Volksprogrammes ausgeschrieben seien, das man abgelehnt und nie anerkannt habe. Er ist von ganz jämmerlicher Fadenscheinigkeit. Denn erstens hatte die Volksführung die Bestimmungen, die von jedem Wähler die Anerkennung des Volksprogrammes fordern, außer Kraft gesetzt. Zweitens ist es für eine Kampfpartei ein jämmerliches Versagen, wenn sie einer angebotenen Entscheidungsschlacht, die sie in prahlerischer Weise immer wieder gefordert hat, für die sie unter Aufwendung eines großen moralischen Rüstzeuges einen monatelangen Feldzug geführt hat, einfach aus dem Wege geht. Angesichts dieser Tatsachen bricht auch dieser halbwegs ernsthafte Grund der Volkspartei für eine Wahlenthaltung in Nichts zusammen. So hat sich das Verhalten dieser Partei in der Frage der Wahlen und gegenüber der allgemeinen Idee der Notwendigkeit einer Volksbefragung zu einem wahren moralischen Bankerott gesteigert. Sie hat diese Notwendigkeit mit scheinbar heiligster Überzeugung betont, hat Worte gefunden, die man nur auszusprechen pflegt, wenn man mit letztem Ernst spricht. Und nun ist es klar, daß doch alles nur Pose und Maske, ein unehrliches Spiel war, daß man ernsthafteste Anliegen unseres völkischen Seins einfach zur Stimmungsmache und übeln Hetze verwendete. Wenn das nicht Gewissenlosigkeit ist, dann muß wahrhaftig der deutsche Sprachgebrauch abgeändert werden. Es ist kaum denkbar, daß die verantwortlichen Führer der DVR nicht wissen sollten, daß unser Volk nichts dringender nötig hat, als eine Entscheidung in dem sinnlosen Kampf DVR gegen Volksgemeinschaft. Sinnlos, weil

ihm die Idee fehlt und er ein Kampf um des bloßen Kampfes willen ist. Und doch weichen ihm diese unentwegten Kämpfer aus, während der von ihnen als weich und unentschlossen verschriene Fritz Fabritius und seine Mitarbeiter sich ohne weiteres aufs Spiel setzen und dem Volke stellen, weil sie es mit der Notwendigkeit einer Entscheidung durch das Volk wirklich ernst meinen. Sie haben sich deshalb in dieser entscheidendsten Stunde unseres innervölkischen Bruderkampfes als die wahren Männer der Tat gezeigt, während die Führer der DVR die Männer der tönenden Phrase geblieben sind. Ja, diese haben bis zuletzt, obwohl sie in großsprecherischer Weise von ihrer angestammten Ehrlichkeit und Offenheit zu sprechen pflegen, die Wahrheit über die Gründe ihrer Wahlenthaltung nicht gesagt. Und diese besteht einfach darin, daß sie, unbekümmert um die höheren Notwendigkeiten des Gesamtvolkes, um eines eingebildeten Wohlergehens ihrer Parteigründung willen, in völliger Trennung von den übrigen Volksgenossen verbleiben wollen und offensichtlich versuchen wollen, nicht gebunden durch moralische Rücksichten der Volksdisziplin, noch eine ganze Reihe von Jahren die so notwendige Aufbauarbeit der Volksführung zu verhindern und zu sabotieren. Sie sind dadurch zu offenen Saboteuren der Volksgemeinschaftsidee geworden. Daß es um die letzten Beweggründe der politischen Taktik der DVR tatsächlich so bestellt ist, wie es soeben angedeutet wurde, dafür liefert den Beweis Fred Bonferts Wort auf dem Mediascher Parteitag am 4. Oktober, wo er verkündete, daß nunmehr die einheitliche Volksorganisation aufgehört habe zu bestehen und von nun an das Volk in die beiden Parteien der Volkspartei einerseits und der Volksgemeinschafts„partei" andererseits zerfalle. Dies Wort wurde zwar so vorgetragen, als wolle es bloß die unheilvollen Folgen einer verfehlten Politik der Volksführung sachlich feststellen, enthält aber das eigentliche Ziel, dem die DVR-Führung wirklich zustrebte, während sie vor der Öffentlichkeit anders redete.

Dadurch, daß die Volkspartei nicht, wie es notwendig gewesen wäre, in die Wahlen ging, um sich dem Ergebnis diszipliniert zu unterwerfen, wie immer es ausgefallen wäre, ist unserem Volk eine Fortführung des innervölkischen Kampfes aufgezwungen worden, für die die Volkspartei allein die Verantwortung trifft. Die Volksführung wird ihm selbstverständlich nicht ausweichen, so wie sie sich auch bisher immer zum Kampf gestellt hat, aber sie wird nichts unversucht lassen, den Streit zu einer möglichst raschen Entscheidung zu treiben. Dem sollte auch die Unterschriftensammlung dienen, die in Siebenbürgen im Anschluß an die Wahlen angeordnet wurde. Die Volksführung setzte hiebei voraus, daß die DVR-Führung die von ihr selbst aufgestellten Maßstäbe für eine entscheidende Äußerung des Volkswillens auch dann anerkennen würde, wenn sie der Gegenseite zugute kommen sollten. Es hat sich leider erwiesen, daß sie damit zu viel elementare Folgerichtigkeit und politischen Anstand bei dieser Partei voraussetzte. Die unleugbare Tatsache ist nämlich die, daß Dr. Gust selbst Anfang dieses Jahres berechnet hatte, daß in Siebenbürgen bei einer

Volksbefragung derjenige mindestens 22.000 Stimmen aufzubringen habe, der von sich sagen wolle, daß die Mehrheit des Volkes hinter ihm stehe. Nun hat die Gauleitung von Siebenbürgen unter den männlichen Wählern Unterschriften für die Volksgemeinschaft gesammelt und nach dem letzten, noch nicht abgeschlossenen Ausweis die runde Zahl 30.000 erreicht, also 8000 über die kritische Zahl von Gust. Die Antwort der DVR-Presse ist eine neue Berechnung, die ein gewaltiges In-der-Minderheit-Bleiben der Volksgemeinschaft beweisen will. Daß daneben die Beschuldigung der Unterschriftenfälschung und Unterschriftenerpressung im großen gemacht wird, ist fast selbstverständlich. Gerade auch dies Ereignis beleuchtet blitzartig die durch und durch unehrliche, völlig gewissenlose Kampfmethode der DVR, deren Leitsatz man in die Worte fassen kann: der Gegner ist auf alle Fälle schlecht zu machen, dazu ist jedes Mittel gut genug.

Die DVR ist, wie diese vor aller Öffentlichkeit sichtbar und greifbar abgelaufenen Geschehnisse wieder klar beweisen, längst nicht bloß ein politisches, sondern auch ein moralisches Problem unseres inneren Volkslebens geworden. Was früher nur vermutungsweise ausgesprochen werden konnte, wird einem heute von der Bauernschaft aller Gemeinden bestätigt, in der sich die Sendboten der DVR aufgehalten haben: daß diese Partei, genau wie die Unzufriedenenbewegung von früher, die Bauernschaft gegen ihre kirchliche Behörde hetzt und den Zahlungswillen der kirchlichen Taxenträger systematisch untergräbt, durch das Versprechen: haltet mit uns, wenn wir zur Macht kommen, setzen wir die Kirchentaxen herunter. Und wir haben alle miteinander seinerzeit die Unzufriedenenbewegung als die sächsische Form des Bolschewismus bezeichnet!

Alfred Pomarius

Will Vesper in Siebenbürgen. Der deutsche Dichter Will Vesper bereiste als entsendeter Vertreter des neuen, deutschen Schrifttums auf einer Besuchsreise bei den Deutschen Südosteuropas auch unsere siebenbürgischen Städte, Bukarest und das Banat. Sein Name ist uns schon von lange her vertraut als der des begnadeten Kenners deutscher Lyrik, dessen Auswahlbände „Die Ernte" und „Der deutsche Psalter" uns so teuer sind, als der des tapferen Vorkämpfers deutscher Dichtung, für die er in seiner Monatsschrift „Deutsche Literatur" eintritt, und als der des Verfassers des frühgermanischen Romans „Das harte Geschlecht", der Erzählung „Der junge Luther" u. a. Werke.

Als ein Zeichen der neueren Zeit müssen wir es ansehen, daß seine Vortragsabende nicht eine Angelegenheit der literarischen Kreise, wie das bisher bei solchen Besuchen zu sein pflegte, daß sie eine Sache des ganzen Volkes waren. Kopf an Kopf drängte sich die Menge in dem großen Saal in Hermannstadt, der die Zuhörer kaum fassen konnte. Und es war herrlich zu sehen, wie jedes Wort des verehrten Mannes einschlug, wie der einleitende Vortrag, der von der Befreiung der deutschen Literatur, von der Überfremdung handelte, volles Verstehen fand, wie die volkstümliche Vortragsfolge richtig zündete, die Kriegsgedichte ergriffen an-

gehört wurden, die politischen Worte, die zum Teil hier entstanden sind, zu Jubel hinrissen und die scherzhaften Bauerngeschichten von brausendem Gelächter umbrandet wurden.

Wir danken Will Vesper dafür, daß er in so kurzer Zeit zweimal den beschwerlichen Weg zu uns fand, um zu unserem Volke zu sprechen. Unser Volk hat es ihm ja gedankt. Und es dankt es ihm, daß er, der Bauernenkel, wie es wir, das Bauernvolk, so gut verstehen, sich in seinem schönen Schlußgedicht „Bekenntnis", so tapfer zu seinem lutherischen Glauben bekennt.

Ernst Jekelius

Adolf Meschendörfer — Ehrendoktor. Die Breslauer Universität hat anläßlich ihrer 125. Jahrfeier neben einer Reihe anderer bedeutender Persönlichkeiten, unter denen wir Auslanddeutsche mit Genugtuung auch Konrad Henlein wissen, Adolf Meschendörfer zum Ehrendoktor promoviert. Diese akademische Ehrung, die zu gleichen Teilen dem Schulmann, dem Dichter und dem Kämpfer für die deutsche Kultur gilt, steht gerade Meschendörfer sehr wohl an. Sein Lebenswerk, dessen Bedeutung unsere Zeitschrift schon einige Male hervorzuheben Veranlassung hatte, steht, trotzdem es hoffentlich noch lange nicht abgeschlossen ist, mit fast schon geschichtlicher Geschlossenheit vor uns. Wir können seinen Wert an seinen segensreichen Wirkungen erkennen. Es ist traditionsverbunden und kämpferisch zugleich. Es hat — mit den „Karpathen" — unserem Schrifttum die Bahn zum Aufstieg freigelegt und — mit der „Stadt im Osten" — ihm das Reich gewonnen. Meschendörfer hat den Hauptanteil daran, daß das Reich lernte, in unseren Dichtern uns zu erkennen. So ist es sinnvoll, daß jetzt gerade in ihm unser Volksstamm geehrt wird, und wir fügen zur Anerkennung der deutschen Universität unseren Dank und unsere Verehrung hinzu.

Harald Krasser

Dr. Karl Hoch — siebzig Jahre alt! Die jüngsten von den jungen Männern, die einstens, im Jahre 1893, an der Mediascher Versammlung teilnahmen, durch die die „Grüne Bewegung" eingeleitet wurde, sind, soweit sie nicht schon heimgegangen sind, dem Patriarchenalter zum mindesten nahegerückt. Einer von ihnen, der die Auffassungen jener jugendkräftigen Bewegung sich wohl am treuesten bewahrt hat, Dr. Karl Hoch, feiert am 8. Dezember seinen 70. Geburtstag. Die Haare sind gebleicht, aber das Herz ist noch jung, die Glieder sind steif, aber die Feder ist in seiner Hand noch immer beweglich und meldet sich zum Wort, sooft in unserem Volk die Geister aufeinander platzen.

Karl Hoch, in Schäßburg geboren als Sohn des damaligen Gymnasialprofessors, nachmaligen Wurmlocher Pfarrers rühmlichen Angedenkens Josef Hoch, trat nach Absolvierung des Gymnasiums und seiner juristischen Studien in den Schäßburger städtischen Verwaltungsdienst, den er erst in der Nachkriegszeit als pensionierter Magistratsrat verließ. Der äußerlich so einfache Lebensgang der meisten unserer Intellektuellen! In all diesen langen Jahrzehnten hat Hoch unsere Volkspolitik mit großer Aufmerksamkeit und kritischem Geist begleitet und dabei immer ein kernsächsisches

Denken und Fühlen bewiesen. Seine Stärke war von jeher die geschichtliche Darstellung der Entwickelung der sächsischen politischen Gedankenwelt, meist im Anschluß an eine hervorragende Persönlichkeit; so in seiner auch als Sonderdruck erschienenen Aufsatzreihe über die „Entwicklung unserer Politik seit 1848", im Rahmen eines Lebensbildes Josef Gulls. Er verfolgt mit genauer Kenntnis der Begebenheiten und scharfem psychologischem Blick die Wandlungen der Auffassungen im Wechsel der äußeren Verhältnisse, wie sie durch die großen Umgestaltungen des Rahmens verursacht wird, in dem unserem Volk zu leben bestimmt ist. In der Nachkriegszeit war er oft ein Mahner an die Lehren der Vergangenheit und ein Warner vor der Wiederholung des gelegentlich auftretenden Fehlers einer allzugroßen Vertrauensseligkeit. Freilich hat auch bei ihm jener, uns im 19. Jahrhundert anerzogene, an sich höchst wertvolle Historismus seine Schattenseiten gezeigt. Obwohl zeitlebens ein entschiedener Gegner des Liberalismus, konnte sich Hoch doch zu dem Verständnis unserer nationalsozialistischen Erneuerungsbewegung nicht durchringen und kann sich heute damit nicht abfinden, daß sie zum Siege gelangt ist. Wir bedauern dies, doch tut es unserer Wertschätzung dieses Veteranen unserer politischen Publizistik keinen Abbruch, und wir wünschen ihm noch ein Weilchen gute Zeit zur Beobachtung dessen, was in unserem Volksleben vorgeht.

—r—

Gegen den Chauvinismus. Man schickte mir den am 1. November in den „Brassói Lapok" erschienenen Anwurf auf meinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten". Dieses Blatt hat mich vor Jahren angegriffen, hat mich später oft als Freund der Ungarn belobt, nun verdächtigt es mich, und wenn der zweite Band meines Buches erscheint, der in der Nachkriegszeit spielen wird, werden mich die „Brassói Lapok" vielleicht wieder loben. Der Verfasser des Anwurfs — ich kann in seinem Namenszug bloß „Peter" entziffern — scheint jener Mann zu sein, der meine historische Novelle „Der baltische Graf" durch willkürliche Auslegungen vor zwei Jahren politisch verleumdet hat. Damals entlarvte ich sein Verfahren im „Klingsor".

Das gleiche Verfahren wird nun auf meinen Roman angewendet. Es besteht darin, daß Äußerungen handelnder Personen und ihre Gedankengänge, die in einem historischen und dichterischen Werk zeitlich bedingt und Wesensausdruck der dargestellten Figuren sind, aus dem Zusammenhang gerissen und bei Verschweigung anderer Äußerungen des Buches dazu verwendet werden, mir persönlich Absichten zu unterschieben, die ich nicht vertrete. Spricht in meinem Roman ein Professor während des Weltkrieges vom Sinn Altösterreichs, der verspielt sei, so wird daraus wider jede Wahrheit abgeleitet, das Buch träte für imperialistisch-deutsche Ziele bis ans russische Gebiet ein. Hier wird die Borniertheit zur bewußten Verleumdung, die alle unzähligen Stellen des Romanes, die dem widersprechen, einfach unterschlägt. Mit dem gleichen Rechte könnte mich ein deutscher Dummkopf angreifen, weil ich in meinem Roman einige charakter-

lose Deutsche darstellte, aber keinen charakterlosen Ungarn, obgleich Peter lügt, ich hätte die ungarischen Frauen als wertlos gezeichnet — ich kann nur annehmen, daß er in madjarisierendem Überschwang eine von mir dargestellte Zigeunerin als Ungarin betrachtet, weil sie sich selbst als solche gebärdet. Von der edlen Ungarin Béldi spricht er kein Wort. Dies also ist sein Verfahren: ich soll verdächtigt, ja möglichst politisch verdächtigt werden!

Diesem Ziele dienen verschiedene Mittel. Er verschweigt jedes meiner Worte des Begreifens und der Sympathie für das ungarische Volk. Um den Vater des Haupthelden in ein schiefes Licht zu rücken, schreibt er ihm eine Äußerung über seinen Brotgeber zu, während sie in Wirklichkeit von einem sächsischen Bauern getan wird. Mit Absicht verschweigt Peter, daß der Roman eine geschichtlich-abgeschlossene Epoche behandelt. Er fälscht sogar, nur um zu verleumden, Zitate, so wenn er in einem aus dem Buch gegriffenen Gespräch über das Versagen der Führung in Österreich-Ungarn die Worte wegläßt: „Ein völkerbegreifendes und gerechtes Führen muß es sein", und, ohne die Weglassung zu kennzeichnen, die darauf folgenden Worte: „Ich erhoffe es von euch nicht mehr. Es war nur von Deutschen zu leisten" umändert in „Es ist nur von Deutschen zu leisten" und nicht erwähnt, daß die zitierte Romanfigur neben dem ungarischen das deutsche Versagen in jener Zeit erörtert und die ungarischen Ansprüche nur ablehnt, weil sie das Recht anderer Völker beeinträchtigen. Mit keiner Silbe spricht Peter davon, daß das Buch — nun als Ausdruck meines geistigen Standortes gewertet — das völkische Recht aller Völker stützt, daß es für ihr Einvernehmen eintritt und jede Entrechtung und nationale Selbstaufgabe ablehnt. Mir bei solcher Haltung genau das Gegenteil vorzuwerfen, ist unerhört. Indem ich feststelle, daß mein Buch keinen Hirngespinnsten nachrennt, wie sie mein Angreifer den Deutschen willkürlich in die Schuhe schiebt, wäre es mir ein Leichtes, den Spieß umzudrehen und nach dieser klaren Zurückweisung der Verdächtigung ihn nun über seine Einstellung zur ungarischen Revisionspolitik zu befragen.

Ein alter Journalistenkniff ist es, jemand die Ableugnung einer allgemein bekannten Tatsache in den Mund zu legen und damit seine Glaubwürdigkeit zu erschüttern. Dies tut Peter, indem er lügt, mein Roman handle auch von der Wegnahme der siebenbürgisch-deutschen Schulen. Nichts davon ist wahr! Ich schildere im Gegenteil geschichtstreu, daß sich die Sachsen ihre Schulen zu erhalten wußten — weit über hundert Seiten beschäftigen sich mit dem deutschen Schulleben in Siebenbürgen des einstigen Ungarn —, aber Peter log seinen Lesern nur etwas vor, damit er nicht von dem tatsächlichen Schulraub an den anderen Deutschen Ungarns und manchen andern Völkern sprechen muß. Dabei kann er auch den von mir dargestellten Rechtskampf der Rumänen im alten Ungarn verschweigen, was er deshalb tut, weil rumänische Leser seiner Zeilen ohne Hindernis nun davon überzeugt werden können, ich diente dunklen Zielen. In mir soll das deutsche Volk verdächtigt werden. Dies wird zur Groteske,

wenn er in die ferne Vergangenheit schweift und davon schwefelt, die Sachsen hätten ein „Gastrecht" in Siebenbürgen erhalten, wir, die von ungarischen Königen gerufen wurden, um ihre Krone zu retten, wie es in den Freibriefen steht — „ad retinendam coronam". Unzulänglicher kann man — und gar heutzutage — Wahrheit, Leistung und Geschichte einem Anspruch nicht anbequemen, der längst Schiffbruch erlitten hat. —

Mehrfach behauptet dieser Peter, ich griffe die Ungarn an — was dies in einer geschichtlichen Darstellung überhaupt heißen soll, mag er wissen. Ein Angriff liegt doch nicht darin, wenn ich darstelle, was wahr ist, daß die ungarische Politik vieler Jahrzehnte das einstige Ungarn vernichtet hat. Das weiß schließlich jedes Kind. Was soll ein Schließen der Augen vor dieser Wahrheit einem Ungarn nützen? Ist es für ihn nicht sauberer und besser, wenn er die Wirklichkeit anerkennt? Es ist doch kindisch anzunehmen, die Volksgruppen der einstigen Ungarn seien von ihm abgefallen, weil sie mit Ungarn zufrieden waren! Verweist mich aber Peter darauf, wie freundlich mich die siebenbürgisch-ungarischen Schriftsteller immer aufgenommen haben, so berührt er eine schmerzliche Erfahrung, die ich und meine Freunde machen mußten.

Ich habe jahrelang versucht, ein geistiges Zusammenarbeiten zwischen Rumänen, Ungarn und Deutschen meiner Heimat zu fördern. Weder hier noch dann, wenn ich wieder in Kronstadt lebe, werde ich mich diesem Ziele verschließen, das schöne Ansätze zeigte. Sie konnten, was die Rumänen anbelangt, bis heute weiter entwickelt werden, aber von einem gewissen Zeitpunkt an, der zusammenfällt mit dem nationalen Umbruch in Deutschland, lösten die siebenbürgisch-ungarischen Schriftsteller ihre Beziehungen zu uns Sachsen. Dies geschah schweigend. Wir standen vor einem Rätsel. Ich suchte die Ursache bei der maßgebenden Stelle der siebenbürgisch-ungarischen Literatur zu ergründen, weil ich überzeugt war, daß die bisherige schöne Zusammenarbeit, die in vielen Fällen schon zu Freundschaften gediehen schien, von Kräften gestört wurde, die nicht ungarisch waren. Erst nach wiederholter Anfrage erhielt ich schließlich von einem der wichtigsten ungarischen Schriftsteller in einem Brief eine mich restlos aufklärende Antwort mit der Bitte, sie nicht in die Öffentlichkeit zu bringen. Ich verehre diesen Mann viel zu sehr, um seinen Wunsch nicht zu erfüllen. Aber ich fühle mich an seinen Wunsch auch deshalb gebunden, weil einem sinnvollen Verständnis der Völker für einander als einziger Grundlage des Zusammenlebens nicht nur in meiner Heimat, sondern in ganz Europa, solche Rückschläge zum mindesten von dem, der an ihnen unschuldig ist, nicht in den Weg geworfen werden sollen.

Diesem Ziele aber dient — wenn schon aus einem historischen Roman eine Lebensregel abgezogen werden soll — auch mein Buch, das Schicksal, Schuld, Sühne und Zeitwandlung darstellt. Es zeigt, wie ein großer deutscher Traum zusammenbrach, wie ein Staat unterging und eine neue Welt aufstieg. Ein sehr bekannter Dichter, der Osteuropa genau kennt,

schrieb neulich in einem offenen Brief über dieses Buch, es habe ihn vornehmlich beeindruckt, daß darin „nicht ein Hauch von jenem verletzenden Hochmut und von jenen albernen Voreingenommenheiten herrscht", die nirgend so peinlich wirkten wie dort, wo Völker miteinander leben. Eine solche Bestätigung ist mir wichtiger als die alberne chauvinistische Voreingenommenheit, die sich in den „Brassói Lapok" nicht ohne böswillige Zielsetzung breit macht. Ihr wird es allerdings nicht bewußt, daß ich ängstlich bemüht war, in diesem Buche das Werthafte jedes Volkes zu zeigen, die Fehler aber auch nicht zu verschweigen, denn ein Schriftsteller, der dieses täte, wäre überflüssig. Nun gibt es allerdings Menschen mit Spinnenhorizont, die in ihrer chauvinistischen Krankhaftigkeit schließlich gar noch glauben, ihr Volk bestehe bloß aus Engeln und pflanze sich durch unbefleckte Empfängnis fort. Solcher Chauvinismus erkennt selbst heute noch nicht, was er seinem eigenen Volke geschadet hat. Uns Siebenbürgern gleichgültig welcher Zunge ist er wohlbekannt. Wir kennen ihn in all seinen Formen, und das Eine weiß ich, wenn die Rechnung gemacht werden soll, welches Volk in meiner Heimat durch diesen Ungeist am meisten Schuld auf sich lud, so sind es nicht die Sachsen. Der Chauvinismus verschreit jeden, der die von ihm begangenen Sünden nennt, als einen Feind. Er überhört, unbelehrbar und unschöpferisch, jede Stimme des Verständnisses, wenn sie ein eigenes Recht nicht preisgibt, sondern für jedermann gleiches Recht fordert. Beherrscht solcher Geist ein Volk, so denkt es nur an sich und muß daran Schaden nehmen.

Dieser Chauvinismus ist zugleich so schlau, daß ich mir Peters Glanznummer zu erwähnen nicht versagen kann. Er behauptet — in Siebenbürgen, wahrhaftig in Siebenbürgen vor den Ohren der Rumänen und Sachsen! — in meinem Roman stände viel von einer „angeblichen" Unterdrückung der fremdsprachigen Schulen im einstigen Ungarn; hätte sie bestanden, so hätte ich ja meine Bücher gar nicht deutsch schreiben können. Prachtvolle Logik — bloß habe ich nie geschrieben, wie Peter lügt, daß den Sachsen die Schulen genommen wurden.

Wie aber steht es, Herr Peter, mit dem ungarischen Schriftsteller Karl Molter, einem schwäbischen Bauernsohn aus dem früheren Südungarn? Warum schreibt der nicht deutsch? Warum nicht Herczeg und viele, viele, unzählbar viele andere, die keine Möglichkeit hatten, deutschbewußte Menschen zu bleiben, als die sie Gott geboren werden ließ? Ist es wahr, daß Deutsche aus Ungarn im Kriege ihren Müttern nicht schreiben konnten, weil sie deutsch nicht schreiben gelernt haben? Ist es wahr, daß vor 1867 mehr als anderthalbtausend deutsche Volksschulen in Ungarn waren, nachher nicht viel mehr als 300? Ist es wahr, so soll dieser Peter den Mut aufbringen, vor seinen Lesern festzustellen, daß die Banater Schwaben vor 1918 keine deutschen Schulen hatten und daß heute in jedem schwäbischen Dorf eine deutsche Schule steht! Aber er wird darüber nichts reden, nichts! Er wird doch nicht anerkennen, daß nur der Übergang des Banates unter rumänische Herrschaft und damit das Erwachen der Schwaben deren Schul-

wesen wieder aufleben ließ! Nichts wird er darüber sagen. Er wird es höchstens leugnen, denn solche Peter lernen niemals etwas, sie sind ihrem eigenen Volke gegenüber nicht einmal so pflichtbewußt, daß sie zu seinem Nutzen der Vergangenheit ins Gesicht sehen können, ohne es zu schminken. Sie schreien auf, wenn der Unsegen ihrer eigenen Haltung in der Geschichte dichterisch geformt wird, weil sie sich und die in ihnen verborgene Lust an der Knechtung fremden Rechts ertappt sehen. Darum begreift es der Chauvinismus nicht, wenn jemand um eine wirkliche Einsicht ins Geschehen ringt und der Meinung ist, daß es keine befriedigende Zukunft geben kann, ohne Sprache, Kultur, ja sogar — bitte, Herr Peter! — die Familiennamen jedes Volkes zu achten und aus der Vergangenheit Lehren für die Zukunft zu ziehen. Es ist mir allerdings klar, daß es Völker geben kann, die sich selbst vernichten wollen, indem sie dem Chauvinismus das Ohr leihen. Der Chauvinismus aber wird dies nie einsehen. Er verleumdet, was er nicht begreift, und so wird der deutsche Geist, der nun einmal — und ganz besonders heute — das Recht jedes Volkstums vertritt, weil damit erst ein echtes Befruchten der Völker und ihre Zusammenarbeit möglich wird, angegriffen und verleumdet. Er wird selbst dort verleumdet, wo er dichtet und zum Chronisten der Geschichte wurde, er wird angegriffen und verleumdet, als wäre er so etwas wie der Angreifer. Nein, eine solche Flut von Lügen gab es selten auf einer Zeitungsseite, so viel Lüge auch in dem, was verschwiegen wurde, denn jeder einzelne Vorwurf, den dieser Peter gegen mich erhebt, ist in meinem Buch selbst widerlegbar.

Dachau-Udlding, November 1936. Heinrich Zillich

Zur deutsch-rumänischen Kulturannäherung. Im Lauf des vergangenen Monates sind zwei Ereignisse eingetreten, die für die Frage der deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen von großer und grundsätzlicher Bedeutung sind: die Diskussion um das Erscheinen von Mihail Sadoveanus Roman „Nechifor Lipans Weib" (Baltagul) in meiner Übertragung im Langen/Müller Verlag in München und die Beschlagnahme von Erwin Wittstocks Roman „Bruder, nimm die Brüder mit". Wir wollen in umgekehrter chronologischer Reihenfolge zu diesen Ereignissen Stellung nehmen.

*

Im „Fall Sadoveanu" handelt es sich um folgenden Tatbestand: Mit der Nummer vom 23. November übernahm der rumänische Schriftsteller Sadoveanu die Leitung der beiden jüdisch-marxistischen Blätter „Adeverul" und „Dimineatza", deren Haltung zum neuen Deutschland ablehnend ist und oft in Hetzartikeln Ausdruck gefunden hat. Dieser Schritt Sadoveanus erfolgte etwa drei Tage vor dem Auslieferungstermin seines Romanes im Reich. In ihrer Nummer vom 29. November nahm die „Deutsche Tageszeitung" diese Tatsache und Sadoveanus Zugehörigkeit zur Freimaurerei zum Anlaß, gegen die deutsche Übertragung Sadoveanus vorzugehen mit der Beschuldigung, daß ich den ahnungslosen reichsdeut-

schen Verlag irregeleitet und „unter der falschen Flagge angeblicher deutscher Erneuerung eine derartige, das Ansehen des deutschen Namens schädigende Unternehmung ins Werk gesetzt" hätte.

Demgegenüber habe ich schon im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt" vom 6. Dezember festgestellt, daß nicht ich es war, der diesen Roman zur Übertragung auswählte, sondern daß er als der zu diesem Zwecke würdigste dem Verlag auf einem von A. Meschendörfer und E. Wittstock in einer Erklärung dargestellten offiziellen Wege empfohlen worden war. Im Auftrag des Langen/Müller Verlages hatten dessen Autoren Meschendörfer, Wittstock und Zillich an die hierfür einzig zuständige Stelle, den unter der Leitung des Generals N. Codiescu, Adjutanten des Königs, stehenden Verband der rumänischen Schriftsteller, das Ansuchen gerichtet, jenen Roman namhaft zu machen, der nach künstlerischem Wert und rumänischem Wesensgehalt am würdigsten sei, das heutige Schrifttum des rumänischen Volkes im neuen Deutschland zu vertreten. Die Antwort ergab, daß der in der moldauischen Hirtenwelt spielende, auf einem alten Volkssagenmotiv aufgebaute Roman Sadoveanus den gestellten Anforderungen am vollkommensten entsprach. Auf diese Anempfehlung, die der geplanten Übertragung einen offiziellen Charakter verlieh, wurde ich vom Verlag mit der Übersetzung beauftragt. Keiner der am Zustandekommen der Übersetzung Beteiligten konnte damals ahnen, daß der Verfasser des empfohlenen Werkes nach weit mehr als Jahresfrist sich als Leiter zweier deutschfeindlicher Hetzblätter hinausstellen lassen werde. Im Lauf der Übersetzungsarbeit stellte ich über die politische Stellung Sadoveanus (in dessen Werken oftmals Deutsche, niemals in einer unfreundlichen Zeichnung auftreten) fest, daß er während der Weltkriegszeit als Angehöriger des Kreises um Stere der Deutschfreundlichkeit bezichtigt wurde, daß er unter Jorga kurze Zeit Senatspräsident war und seit drei Jahren der Partei Gheorghe Bratianus, der man beim bösesten Willen nicht Deutschfeindlichkeit und Sowjetfreundlichkeit nachsagen kann, angehört. Daß er Freimaurer sei, ist in der letzten Zeit gelegentlich in den Zeitungen zu lesen gewesen. Aber in welchem von deutschen Verhältnissen verschiedenen Lichte diese Tatsache zu betrachten ist, geht daraus hervor, daß führende Persönlichkeiten der rumänischen Rechten, die deutschfreundliche Politik treiben, freimaurerische Bindungen besitzen.

Seinen jüngsten Schritt an die Spitze der beiden Linksblätter mag Sadoveanu dereinst vor der Geschichte seines Volkes verantworten. Jeder anständige Deutsche verurteilt ihn auf das schärfste, ohne erst die Aufforderung des Artikelschreibers der „Deutschen Tageszeitung" abzuwarten, auch wenn er sich dabei von dem Fehler freihält, aus dem sich der Artikelschreiber seine Tugend anmaßt, die strengen Maßstäbe unseres nationalsozialistischen Mutterlandes starr und ohne jede Einfühlung auf die andersartigen Verhältnisse Rumäniens anzuwenden.

Nun aber ergibt es sich, daß unter den hervorragenden rumänischen

Persönlichkeiten trotz aller politischen Kämpfe eine Art geistiger Solidarität zutage tritt, daß Sadoveanus bodenständiges Romanwerk, in dem das rumänische Volk sich selbst erkennt und das in den Schulen als klassische Prosadichtung gelehrt wird, gerade auch von führenden Persönlichkeiten der nationalen Rechten als der würdigste dichterische Ausdruck des Rumänentums, vor allem auch dem neuen Deutschland gegenüber empfunden wird. Octavian Goga, der Führer der christlich-nationalen Partei, der erst kürzlich in einer epochemachenden Rede den Freundschaftsvertrag mit dem Reich gefordert hat, begrüßt, trotz aller politischen Vorbehalte gegen die Person Sadoveanus, das Erscheinen gerade dieses Buches vom Standpunkt des Austausches geistiger Güter. Nichifor Crainic, rechtsstehender Ideologe, Herausgeber der Kulturzeitschrift „Gândirea" und schärfster Bekämpfer des Freimaurertums in der Wochenschrift „Sfarma Piatră", schreibt: „... ich bin nicht der Überzeugung, daß ein Schriftsteller das Eine schreiben und das Gegenteil davon tun darf. Aber Mihail Sadoveanu ist eine paradoxe Erscheinung: der Schriftsteller in ihm gehört der Rechten an und ist der repräsentativste rumänische Erzähler; der Mensch in ihm gehört der Linken an und ist ein willenloses Werkzeug in der Hand der Juden ... Der Roman „Baltagul" kennzeichnet die rumänische Eigenart, und der Geist, in dem er geschrieben ist, entspricht dem kulturellen Geist des neuen Deutschland ... Ich selbst bekämpfe (Sadoveanu) ohne Schonung als Politiker, aber ich erkenne an, daß er unser würdigster Erzähler ist ..." — Der Träger des heurigen staatlichen Literaturpreises, beste Übersetzer deutscher Dichtung und Politiker der Regierungspartei Jon Pillat äußert sich folgendermaßen: „... Ich war selbstverständlich der Meinung, daß die Übersetzung eines anerkannten Meisterwerkes unseres Gegenwartschrifttums, das meines Erachtens alle Elemente eines repräsentativen Werkes rumänischer Rasse und rumänischen Bodens vereinigt, bei allen, die aufrichtig die Verborgenheit unserer Seele und Erscheinung zu durchdringen wünschen, nur auf Worte der Anerkennung stoßen könne. Aus diesem Grunde habe ich mit unsagbarem Staunen den Anwurf der „Deutschen Tageszeitung" gelesen, die mit den wirklichen und allzeit anerkannten Werten der rumänischen Literatur von heute offenbar sehr wenig auf dem laufenden ist. Mihail Sadoveanu gestaltet heute als Dichter (ich bestehe auf dem Ausdruck) gerade jene traditionsgebundenen, ich könnte sagen rassemäßigen Werte, die seine Schriften zum treuesten Spiegel unseres nationalen Koeffizienten machen. Sein ganzes Werk verkörpert in glänzender Weise gerade den Gegenpol anarchistischer oder oberflächlicher, zersetzender internationaler Strömungen. Von allen rumänischen Romanen scheint mir „Baltagul" — unabhängig von den gegenwärtigen politischen Tribulationen seines Autors — am meisten auch mit dem literarischen Ideal des heutigen Deutschland übereinzustimmen ..." Auch der Literarhistoriker aus dem politischen Kreis um Goga, Professor Jon Sân-Giorgiu, von dessen Eintreten für deutsche Kultur in dieser Zeitschrift schon oft die Rede war, nennt „Bal-

tagul", ohne auf die politische Tätigkeit Sadoveanus näher einzugehen, ein wichtiges und volksverbundenes Werk der rumänischen Gegenwartsdichtung, zu dessen deutscher Ausgabe er den Verlag beglückwünscht.

Die Lage ist klar: Ein führender deutscher Verlag hat, im Rahmen der Bestrebungen des neuen Deutschland das Schrifttum der europäischen Völker unter dem Leitgedanken der Boden- und Volksverbundenheit neu zu sehen, auf dem korrektesten und zuverlässigsten Wege das Werk ermittelt, durch das das rumänische Schrifttum am würdigsten verkörpert ist. Das Werk, dessen dichterische Kraft deutsche Urteile bestätigen, wird herausgebracht als erstes Glied in der Verwirklichung eines kulturellen Aufbauprogrammes, das auch weitere Übertragungen aus dem Rumänischen vorsieht. Im selben Zeitpunkt gibt sich der Autor des Buches dazu her, mit seinem Namen das Treiben zweier deutschgegnerischer Hetzblätter zu decken.

Die Entscheidung über die notwendigen Folgen dieser Sachlage liegt bei den maßgebenden Reichsstellen. Ich habe, als die gegenwärtige Lage feststand, dem Verlag sofort und ohne Schonung Sadoveanus ausführlichen Bericht erstattet und ihm anheimgestellt, aus diesem Verhalten Sadoveanus die Konsequenzen zu ziehen. (Es ist also nicht wahr, wie es der Artikelschreiber der „TZ" haben möchte — mit dessen ehrabschneiderischen Ausführungen ich mich im übrigen nicht mehr befassen will —, daß ich den Verlag zu einer der deutschen Ehre abträglichen Haltung zu verleiten versucht habe.) Der Verlag hat die ganze Angelegenheit den dafür zuständigen höchsten Reichsstellen übergeben. Diese werden zwischen kulturpolitischen und grundsätzlichen Überlegungen die richtige Entscheidung treffen, ob das Reich dem Roman Sadoveanus — wie etwa auch den Werken des großen Deutschenhassers Kipling — um der vollkommensten dichterischen Darstellung seines Volkstums willen, seinen Platz in der deutsch gesehenen und übertragenen Weltliteratur zugesteht oder ob sein Verfasser diesen Anspruch durch sein politisches Verhalten verwirkt hat.

*

Mitte November wurde Erwin Wittstocks Roman „Bruder, nimm die Brüder mit" auf Anordnung des Hermannstädter Untersuchungsrichters im ganzen Lande verboten, in verschiedenen Städten der Verkaufsstock der Buchhändler eingezogen, die Leserschaft öffentlich aufgefordert, das Buch abzuliefern, und gegen Wittstock selbst ein strafrechtliches Verfahren eingeleitet. Die betreffende Kundmachung des Untersuchungsrichters begründete das Verbot damit, daß der Verdacht der Aufreizung gegen den rumänischen Staat und schwerer Beleidigungen des rumänischen Volkes vorläge. Wie man sieht, aus heiterem Himmel etwas viel Eifer wegen eines Buches, das seit mehr als drei Jahren jedem bekannt sein könnte, den es angeht, sowohl Rumänen wie Sachsen.

Wir wollen die Entwickelung der Angelegenheit nicht in ihren Einzelheiten nachzeichnen.

Aber eines gilt es hervorzuheben: Dieses beschlagnahmte Buch, das die

bitterste Erfahrung unseres Volkes in der Nachkriegszeit in dichterischem Wort mutig ausgesprochen hat, handelt in seinen für unseren Zusammenhang wesentlichen Teilen nicht von privaten Erlebnissen und Privatmeinungen Erwin Wittstocks. Die Not und Gefährdung des ganzen Volkes ist es, um die es hier geht. Als alle anderen verstummten, sagte der Dichter, was das Volk litt, und in ihm sprach das Volk. So ist es Protest des ganzen Volkes gegen erlittenes Unrecht. Wir stehen hinter dem Buch, wie Erwin Wittstock selbst.

Aber Wittstock kann mit voller Berechtigung darauf bestehen, daß dieses Buch weder gegen den rumänischen Staat aufreize, noch das rumänische Volk beleidige. Es geißelt Zustände, die tatsächlich vorhanden waren und die auch von rumänischen Schriftstellern und in öffentlichen Reden rumänischer Politiker bekämpft werden. Vor allem ist es doch nicht zulässig, einzelne Äußerungen handelnder Personen des Romanes dem Verfasser selbst in den Mund zu legen, ihn auf sie festlegen zu wollen. Ein Kunstwerk will und muß als ganzes gesehen werden, und wer diesen Roman in seiner Ganzheit betrachtet, wird erkennen müssen, daß — wie den Vertretern anderer Völker — mit jener höheren Gerechtigkeit künstlerischen Gestaltens auch dem Rumänentum erfreuliche, ebenso wie unerfreuliche Gestalten zugeteilt sind, daß eine ehrfürchtige Sympathie des Dichters für rumänisches Brauchtum und rumänische Volksdichtung sichtbar wird. Man spürt doch gerade in diesem Buch das Walten jenes alten siebenbürgischen Bewußtseins, das jedem der mitlebenden Völker das Recht auf die Entfaltung seiner Volksart zugesteht. Gerade auch reichsdeutsche Besprechungen haben die liebevolle Zeichnung der verschiedenen Volkstypen in diesem Buch hervorgehoben.

Wir sind überzeugt von der Notwendigkeit und Möglichkeit friedlicher und freundlicher Beziehungen zwischen dem rumänischen und dem deutschen Volk. Der Kreis um diese Zeitschrift, zu dem Wittstock gehört, hat diesen Willen zur Zusammenarbeit deutlich und in auch von hochstehenden rumänischen Persönlichkeiten anerkannter Form bekundet. Wir erwarten, daß ähnliche Einsichten auf staatlicher Seite dabei sind, das Verfahren gegen Wittstock niederzuschlagen und damit diese unzeitgemäße Sache aus der Welt zu schaffen.

Harald Krasser

Neue Bücher und Schriften

Georg Maurer, Ewige Stimmen. Gedichte. H. Haessel Verlag, Leipzig. — So liegt endlich der erste Gedichtband der stärksten lyrischen Begabung unserer siebenbürgischen Nachkriegsgenerationen vor. Unerbittlichkeit in der Forderung an sich selbst war von jeher Maurers Eigenschaft, und wir, die seine Dichtung im „Klingsor" wachsen sahen, erkennen in diesem Band die gleichen Züge an der Strenge der Auswahl. Einigen frühen, noch wenig gestrafften, aber in ihrer jugendlich-gelösten Gebärde sehr liebenswerten Gedichten ist Unrecht geschehen, als Maurer sie zu leicht

befand und ausschloß. Was aber vor seinem heutigen Urteil bestand, das steht unter dem Gebot der sprachlichen, der formalen Zucht in einem Ausmaß, das bei uns selten ist. Der strenge Maßstab des Dichters nötigt zur Strenge des Urteils. Maurer verträgt sie.

Die Gedichte des Bandes sind zyklisch gebunden. Man erlebt nun die zum guten Teil aus dem „Klingsor" bekannten Gedichtkreise nebeneinander: als Stufen der Entwickelung des Dichters. Die erste Hälfte umschließt die drei Sonettenkränze „Die Schöpfung", „Die Passion", „Luther im Kloster" und die freien Rhythmen der „Gedanken um Gott". Die literarische Voraussetzung für diese Stufen in Maurers Werk ist das Erlebnis Rilkes, bezeichnenderweise aber des mittleren und späten Rilke. In den Schöpfungssonetten ist dieser Einfluß am deutlichsten zu erkennen an verstechnischen Eigentümlichkeiten (Enjambement), im Sprachlichen, in der Verlagerung aller äußeren Vorgänge in ihre seelische Spiegelung. Aber schon in den Passionssonetten bricht eine härtere Substanz durch, während gleichzeitig die Beherrschung der technischen Mittel bis zum Virtuosen vorgetrieben wird: ein fast quälender Realismus setzt die Passionsgeschichte in einen Ablauf äußerst dynamischer, sichtbarer Vorgänge um. Im Lutherzyklus bricht dann die protestantische Grundsubstanz durch, die Rilkes katholisch-slavisches, weicheres Erbe umprägt und Maurer nun einen völlig eigenen Ausdruck protestantischer Glaubensnot und Glaubenringens finden läßt, der in der Dichtung unseres Volksstammes erstmalig ist. In den „Gedanken um Gott" bricht dieses religiöse Element aus den Fesseln des im Sichtbaren gebundenen aus und wird zur reinen Zwiesprache mit dem Ewigen.

Und nun tritt die merkwürdige Wendung ein: Sprache, Rhythmus und Formenwelt der deutschen Klassik bricht in Maurers Dichtung ein, der Lyriker Schiller, der späte Goethe des Faust II., des „Westöstlichen Divans", der spätesten Gedichte — daher auch eine gewisse Verwandtschaft zu Carossa etwa im Kreis „Frohes Erheben". Erst die Liebesgedichte am Schluß dieses Kreises befreien sich von dieser Überwältigung und gewinnen einen selbständigen Ton.

Dieses klassisch-helle des Sprachstils und der Bilderwelt ist es, was uns die Odingedichte als so zwiespältig empfinden läßt: es fehlt ihnen das nordisch-herbe, das eddisch-raunende, das für unsere Vorstellung unvermeidlich mit der germanischen Götterwelt verbunden ist und das in Ernst Bertrams „Nornenbuch" in unseren Tagen so schön wiedererstanden ist.

Und damit betreten wir den hohen und — gefährlichen Standort auf dem Maurers Lyrik gegenwärtig hält: der letzte Kreis heißt „Ewige Stimmen" und sein Anliegen ist Urbilder zu beschwören. Unser Heft enthält zwei dieser Gedichte und es lohnt sich, an diesen sich die Ausdruckskraft und die Gefahren dieser Lyrik zu vergegenwärtigen. Man vergesse die Überschrift „Worte der Wahrheit" und lasse ganz unmittelbar das ragende Bild des Berges auf sich wirken, mit dem grandiosen Bild des

Lavaausbruchs, und es wird einem ein Urbild schicksalträchtiger Größe im Gedächtnis bleiben, dem der sachliche Titel „Der Vulkan" keinen Abbruch tun würde. Nun aber belastet der Dichter das Gedicht mit einem Titel, der den Leser zwingt, nicht das Gedicht unmittelbar auf sich wirken zu lassen, sondern die gedankliche Beziehung zu suchen, die zwischen dem feuerspeienden Berg und den „Worten der Wahrheit" besteht. Hier stellt sich der Dichter selbst der eigentlich dichterischen Wirkung seiner Verse in den Weg. Er verwechselt das Symbol mit der Allegorie und zwingt Gedichten, die prachtvoll aus sich selbst leben könnten, einen außerhalb des Gedichtes liegende gedankliche Belastung auf (ähnlich wie Böcklin manchen seiner Bilder).

Es geschieht nicht aus Schulmeisterei, daß ich dieses herausgreife, wir sind an eine Kernfrage von Maurers jüngster Lyrik herangelangt, die man vor den meisten übrigen Gedichten des letzten Kreises stellen kann. Der Dichter ist in Gefahr seine reinen und nur aus dem Dichterischen lebensfähigen Gebilde an die Welt des Gedankens auszuliefern. Ist das eine Folge zu häufiger theoretischer Überlegungen, die in Maurers Produktion in den letzten Jahren so zugenommen haben?

Wir müssen auf die starke und noch nicht ausgeschöpfte rein dichterische Substanz Maurers bauen und darauf vertrauen, daß er dieser Anfechtungen Herr werde und die klassizistische Erstarrung überwinde, die ihn bedroht.

Harald Krasser

Christian Morgenstern. Meine Liebe ist groß wie die weite Welt. Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von Margareta Morgenstern. Mit einer Einleitung von Michael Bauer. R. Piper & Co., München. — Wer den großen Lyriker Morgenstern in einer Auswahl seiner reifsten Stücke erleben will, dem wird dieses Buch zu umfangreich sein — wieviel Lyriker vertragen eine Auslese von fast 250 Gedichten! (Wieviel Menschen sehen übrigens neben und hinter dem Dichter der „Galgenlieder" den wahrhaft begnadeten Lyriker Morgenstern?!) Wer aber den tiefgläubigen Menschen und großen Liebenden Morgenstern erleben will, der greife nach diesem Buch. Er wird darin „den Weg eines Suchenden aus Dunkelheiten und Dämmerungen in Morgengrauen und Morgenrot hinein" finden, d. i. ein lyrisches Tagebuch, das vom achtzehnten Lebensjahr bis zum frühen Tod des Dichters reicht. Es enthält — das sei noch einmal betont — einige Höhepunkte der deutschen Vorkriegslyrik. Eine zahlreichere Aufnahme von Gedichten aus dem Bereich der „Galgenlieder" und der anderen ähnlichen Bände hätte den Wert des Bandes nicht beeinträchtigt, das Bild des Dichters kontrastreicher wiedergegeben. Aber Morgenstern selbst, von dem noch der Plan dieser Auswahl stammt, hat sie wohl so gewollt, wie sie vorliegt.

Harald Krasser

Karl von Möller. Die Verschetzer Tat. Ein Roman von Bauern und Reitern. Georg Westermann, Braunschweig 1936. — Welch ein

lebensnahes, literaturfernes Buch, geschrieben aus nationaler Leidenschaft und kraftvollem Überschwang, in einem oft ungebärdigen Bauern- und Soldatendeutsch, dessen ausfahrende Unbekümmertheit bisweilen ans Gewaltsame streift. Dieses Zeugnis einer berstenden Fruchtbarkeit wächst aus einem jüngeren Geschichts- und Lebensraum als unsere sächsische Epik mit ihrer größeren Gesetzestreue, Besonnenheit und Ausgewogenheit, sowie die Banater Erde und ihre Sonne anders brennen und leuchten als der kühlere Himmel über dem alten sächsischen Königsboden. Aber wie prachtvoll wird hier erzählt, wie lebt dieses Land an der Porta orientalis mit seinen deutschen Bauern, k. k. Beamten, schwäbischen Handwerkern und Bürgern, den Rumänen, Ungarn und Serben, den Grenzerregimentern und der österreichischen Armee. Und so sparsam auch auf diesen Blättern von Politischen geredet wird, — dieser Roman ist ein eminent politisches Buch, welches deutschem Kolonistenmut und deutscher Heimattreue des Türkenjahres 1788 in unseren Herzen ein lebendiges dauerndes Gedächtnis bewahren möge, uns aufrichtend und stärkend in heutigen und künftigen Notzeiten an der Werschetzer Tat des wackeren Grobschmiedes Johann Jakob Hennemann. Herman Roth

Hans Friedrich Blunck. König Geiserich. Eine Erzählung von Geiserich und dem Zug der Vandalen. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1936. — Blunck schenkte uns schon einmal ein Buch, das eine große und kühne Zeit dem geschichtlichen Dunkel entriß: jene „Große Fahrt" der nordischen Amerikaentdecker und ihres Führers, des prachtvollen deutschen Freibeuters und späteren Statthalters von Island Diderik Pining. Nun erhellt uns Blunck eine andere Epoche, die wohl bekannter ist, deren wahrer Inhalt aber durch maßlose Verleumdungen unerkannt blieb: den Zug der Vandalen aus Spanien nach Nordafrika, wo sie einen Staat errichten, der in wenig Jahren so mächtig wird, daß weder das römische noch das byzantinische Reich ihn niederkämpfen können. Diese Leistung ist die Tat eines einzigen, des Königs Geiserich; sie ist um so gewaltiger, als er sein Volk, das von der Seefahrt nichts verstand, vor dem beispiellosen Zug, bei dem sein 80.000 Menschen zählendes Volk über das Meer gesetzt werden mußte, zu Seeleuten umzuschaffen gezwungen war. Aus dem Nichts stampfte er eine geschichtsentscheidende Flotte. Sie war der Rückhalt für sein Reich, das von Rom völlig unabhängig bleiben konnte. Wie es Geiserich verstand, von der Weltstadt Karthago aus sein Hinterland auszuweiten, die Mauren zu gewinnen, die Römer zu benützen, das wirklich Tragende und Staatsschöpferische zu finden und gegen alle Gefahren zu verteidigen, ist eine geniale Leistung, die beispiellos ist, weil die Mittel, über die Geiserich anfangs verfügte, außergewöhnlich klein waren und sein Volk immer nur wenige Köpfe umfaßte. In ihm mischte sich Klugheit, Wissen und jene urgründige Berufenheit, die unerklärlich bleibt und die auch diesem Helden persönliche Vereinsamung bescherte. Daß solche Taten ohne sittliche Grundlagen unmöglich sind, muß hier nur deshalb erwähnt werden, weil die Vandalen durch Jahrhunderte als Urbarbaren

verschrien worden sind. Blunck setzte an die Spitze seines Buches den Ausspruch eines römischen Schriftstellers, Salvians, der um 450 sagte: „Es gibt keine Tugend, in welcher wir Römer die Vandalen übertreffen. Wir verachten sie als Ketzer, und doch sind sie stärker als wir an Gottesfurcht. Wo Goten herrschen, ist niemand unzüchtig außer den Römern, wo Vandalen herrschen, sind selbst die Römer keusch geworden. Gott führte sie über uns, um die verwahrlosten Völker durch die reinen zu strafen."

Blunck bezeichnet seine dem geschichtlichen Verlauf treu folgende Darstellung mit Recht als eine Erzählung. Er erzählt, wie das vandalische Reich in Nordafrika entstand, in einer sachlichen Sprache und gibt uns ein überzeugendes Bild des Königs, seiner Gedanken, seiner Wesensart und seines persönlichen Lebens. Die Größe Geiserichs tritt dabei ebenso zutage wie das bunte Bild seiner Zeit, seines Hofes und der von ihm beherrschten Völker. Bluncks Buch, das den Leser, was wir hier hoch veranschlagen wollen, wirklich belehrt und zugleich bewegt, sei uns willkommen.

Heinrich Zillich

Bruno Brehm. Zu früh und zu spät. Das große Vorspiel der Befreiungskriege. R. Piper & Co., München. — Brehm gestaltet in seinem neuesten Werk wieder eine große geschichtliche Auseinandersetzung: Österreichs Kampf gegen Napoleon im Jahr 1809 — mit seinen dramatischen Wendungen ein ebenso großer, wie gefährlicher Vorwurf. Brehm zeichnet wuchtig und geschlossen. Viele Einzelbilder wachsen zu einem großen einheitlichen zusammen. Da ist der Gipfelpunkt des Werks, die unglückliche Schlacht bei Wagram: eine Überfülle scharf gezeichneter Personen, eine verwirrende, sich überstürzende Folge von Ereignissen, wir erleben sie fast schmerzhaft nahe als ein großes Ganzes, als Gestaltung der Geschichte und ihrer Kräfte. Napoleonische Marschälle und ihre Soldaten aus aller Welt, Wiener Bürger und Tiroler Bauern, österreichische Offiziere und ihre Truppen und bei ihnen die deutschen Patrioten, Kaiser, Erzherzöge und Diplomaten und vor allen Napoleon und Erzherzog Karl stehen in ihrem geschichtlichen Raum, formen oder erleiden ihr Schicksal — Mitspieler im großen Kampf um Deutschland. Dies Werk hat keinen Einzelhelden, Schauplatz und Spieler wechseln, der Kampf aber bleibt, von Brehm wie ein großes Drama geformt.

Günther Krasser

Friedrich Alfred Schmid Noerr: Unserer guten Frauen Einzug, Das Märchen von der deutschen Weihnacht. Paul List-Verlag, Leipzig. — Am Anfang dieses starken Buches rauscht die Weltesche Iggdrasil. Am Ende steht unserer guten Frauen Einzug, die heilige, deutsche Weihnacht: Christi Geburt auch für unser Volk. Dazwischen steht der Kampf Gottes mit den alten, germanischen Göttern, die vor uns hier wieder lebendig werden, wie nirgend sonst. Eine Überfülle erschauten, atmenden Lebens; die Vergangenheit unseres Volkes ersteht uns in diesem mächtigen Band. Wir gehen mit unseren Vorfahren den Weg noch einmal, den sie gehen mußten,

der unwiderstehlichen Macht des Christentums entgegen. Und wir sehen am Ende, daß der Weg da, wo das Wort Gottes Fleisch wurde, enden mußte. Und immer wieder enden muß. Packend und hinreißend ist dies Geschehen, das uns in die Frühzeit germanischen Lebens führt. Alte und junge Menschen, die in diese heute so viel herangezogene Zeit einen wahren Blick werfen wollen, werden gerne zu diesem Werk greifen, das sie reich belohnt entläßt, weil Klarheit und Freude aus ihm quillt.

Ernst Jekelius

Rudolf Witzany. Der Bauer von Rauhenschlag. Ein Böhmerwaldroman. Adam Kraft Verlag. Karlsbad-Drahovitz und Leipzig. — Ich habe mit tiefer Ergriffenheit dies Buch gelesen und ich war im Schicksalskampf des Deutschtums aller Welt. Ich habe viel über dies Buch nachgedacht und wußte, daß alles darin Gesagte von uns allen ausgesagt ist, daß die Not des deutschen Bauern in Böhmen unser aller Not ist und daß es keine andere Lösung gibt als die ewige Wahrheit: selbst anfangen. Wir wissen um diese Sätze, wir haben uns mit ihrem Inhalt auseinandergesetzt. Und doch ergreift tief und unbarmherzig das Geschehen der Bauern von Rauhenschlag, reißt ohne jedes Gelärm und Geschwätz die Geradheit dieser Bauern jedem die Augen auf, wie nur selten ein Buch. Der mir bisher unbekannte Verfasser hat sich wie ein Gottesstreiter in die Menge schaffender Deutscher gestellt und eine Leistung aufzuweisen, die beachtet werden muß.

Doch nicht nur der Gesinnung der im Buch dargestellten Menschen sei höchstes Lob ausgesprochen, sondern auch der Dichtung, die Bauern leben läßt, die ich mir aus dem Schrifttum deutscher Sprache nicht wegdenken kann. Der Stil der Sätze ist die Art der Bauern, die Art der Bauern die des Lebens und das Leben wird aus dem ewigen Zusammenhang von Land und Leuten, Blume und Tier, aus der Familie in Vergangenheit und Zukunft gezeugt. Weil dies Buch ein ausgezeichnetes Buch aus dem Volk für das ganze deutsche Volk ist, muß es zu jedem finden, der den Ausdruck unserer Zeit auch in der schöpferischen Kunstgestaltung sucht.

Kurt Scherg

Jakob Kneip. Feuer vom Himmel. Roman. Verlag Paul List, Leipzig. Preis geb. 5.80 RM. — Seit der Reformation geht ein ganz großer Riß durch die christliche Menschheit. Ich meine nicht die Spaltung in katholisch-evangelisch, sondern eine Trennung, die quer hindurchgeht durch beide Kirchen: die Gebundenen und die Freien, oder: die Beharrenden und die Stürmer. „Sicherheit" rufen die einen; sie wollen auf Felsen stehen; ihr Glaube soll tragen und halten; sie wollen eindeutig wissen und erfahren, daß sie dem Tod entronnen und dem ewigen Leben behalten sind; darum stehen sie auf dem „Wort", sei es der einfachen Bibel, sei es auch der Kirchenväter und des Papstes; darum schließen sie jedem Luftzug, der ihre Sicherheit gefährden könnte, vorsorglich die Tür. Die anderen hingegen sehen nicht die „Sicherheit" als letzte Losung an; für sie hat die Reformation die Tür der Freiheit aufgestoßen; sie fühlen, daß die Refor-

mation weder mit Luther, noch auch seither, abgeschlossen ist, sondern daß der Vormarsch weiter geht, — in die Unsicherheit freilich, trotzdem aber unaufhaltsam; sie wissen, daß jeder Glaube ein Wagnis ist, dem Kraft und Sicherheit nicht von außen her gegeben werden kann, sondern daß sein Reich inwendig im Menschen ist, — wobei sich selbstverständlich alle Einsichtigen klar sind in dem Bewußtsein: der alleinige Herr dieses Reiches ist und bleibt Gott, der letzte Sinn, die letzte Wahrheit, der tiefste Urgrund alles Seins und Lebens.

Jakob Kneip hat uns mit seinem Roman „Feuer vom Himmel" einen tiefen Blick tun lassen in das Grenzgebiet des Lebens, wo diese beiden geistigen Seinsgestaltungen im katholischen Menschen aufeinandertreffen und miteinander ringen. Da Kneip offenbar eigenes Erleben — Erleben des katholischen Priesters — gibt, ist es doppelt wertvoll und war für mich als evang. Pfarrer besonders anziehend. Kneip erzählt von dem jungen Seminaristen, der aus dem Weltkrieg ins Rheinland heimkehrt, nachdem er vorher der Schule entlaufen war. Er schwankt in der Entscheidung für einen weltlichen Beruf und der Rückkehr zum Priestertum, — und wird Priester: Seminarist, Vikar, selbständiger Pfarrer in einem Eifeldorf. Er kehrt zur Gebundenheit, zur Sicherheit zurück, — und kann es doch nicht hindern, daß die Welt vorstürmend wieder und wieder in deren Bereich tritt. Uns Evangelische berührt dabei manches tief, einiges muß uns unverstanden bleiben: daß ein Christ im Keller der Peterskirche in Rom wirklich vor den Apostelgräbern zu stehen glaubt, daß Gott im Tabernakel und in der Hostie mehr als sonstwo leibhaftig anwesend sein soll, und mancherlei anderes. Schon mit seinem früheren Roman „Porta nigra" hat sich Jakob Kneip einen bekannten Namen gemacht. Dieser zweite Roman hat gehalten, was der erste verhieß. In einem dritten Buch wird Kneip die Fortsetzung geben, — wobei übrigens jeder Band selbständig gelesen werden kann. Man darf gespannt sein auf des Dichters weiteres Wort. Hans Lienert

Hans Carossa. Geheimnisse des reifen Lebens. Insel-Verlag, Leipzig 1936. — Der Untertitel des Buches heißt: „Aus den Aufzeichnungen Angermanns", womit der lockere Aufbau des Werkes mit seinen besinnlichen Abschweifungen und gedankenvollen Betrachtungen angekündigt ist. Die wenig bewegte Handlung führt in eine süddeutsche Landschaft, die aber durch die Spannung zu Österreich, dessen Grenzen das räumliche Bild der Erzählung begrenzen, mitberührt ist. Inmitten steht ein alternder Mann mit einer überempfindlichen, halb unirdischen Frau, der wissend und urteilend die Zeit zu erfassen strebt, und durch eine zweite Frauengestalt in ein großes Erlebnis gezogen wird, das ihn zum Vater ihres Kindes werden läßt. Aber auch dieses Erlebnis ist, wie alles, was in diesem Buche geschieht, darin gedacht und erfühlt wird, seltsam geheimnisvoll und wie verzaubert gleich der dritten Frau des Buches, der wundersamen Tierfreundin. Heinrich Zillich

Ernst Wiechert. Wälder und Menschen. Eine Jugend. Albert Langen/Georg Müller, München, 1936. — Wer Wiecherts „Magd des Jürgen Doskocil" und die „Hirtennovelle" schätzt, wird begierig nach der Selbstdarstellung des Dichters greifen, die seine Jugend bis zur Schwelle des Studentenalters umfaßt. Das Buch aber läßt ein zwiespältiges Gefühl zurück. Wiecherts Kunst verspielt sich hier mitunter an gar zu belanglosen, jedermann beschiedenen Erlebnissen und belastet sie mit einer Bedeutsamkeit, die nur ein sehr empfindsames Herz gelten lassen wird. Daneben — und dies muß gegen Kritiker gesagt werden, die Wiecherts „Sentimentalität" zu heftig rügen — enthält das Buch prachtvolle Teile wie z. B. die Schilderung der Tante Veronika und sehr schöne Landschaftsbilder. Es ist ein willkommener Schlüssel zur Innenwelt dieses wesenhaft nordöstlichen Dichters. Heinrich Zillich

Walther Klemm. Jugend in Karlsbad. Mit 12 Holzschnitten. Fromannsche Buchhandlung Walter Biedermann, Jena. — Der bekannte sudetendeutsche Graphiker erzählt in einem schmalen, schön ausgestatteten Buch seine Jugenderinnerungen in einem schlichten, erfreulich unliterarischen Ton, aber mit solcher menschlicher Frische und Fülle, daß Buch und Verfasser einem gleich liebenswert erscheinen. Wie aus dem Verhältnis zu Eltern und Lehrern, Tier und Landschaft, zur Welt der Natur und der der Kunst die künstlerische Berufung des Jünglings erwächst, das ist ohne jedes übertriebene Wichtignehmen des Autobiographischen so dargestellt, daß es über jedes unmittelbare Interesse für den Künstler Klemm hinaus fesselt — und das ist ja die schönste Rechtfertigung aller Erinnerungsbücher. Harald Krasser

Knut Hamsun. Der Ring schließt sich. Roman. Albert Langen/Georg Müller, München, 1936. — Es ist die alte hamsunsche Welt, die in dem letzten Roman des Dichters gestaltet wird, die kleine Stadt am kleinen Hafen, die kleinstädtischen Menschen, und dazwischen einer, der dem Leben den Rücken kehrt, das ihn in bunter überseeischer Ferne an der Liebe zu einer Frau einmal aufglühen und zum Mörder werden ließ, und der nun daheim gelandet ist, gleichgültig gegen den Alltag, gegen den Genuß, den er nimmt und wegschiebt, gleichgültig gegen jede Gefahr und Vorausschauende des Daseins. In seiner Haltung steckt ein Stück absonderlicher Größe, und die Menschen, die um ihn wimmeln, erscheinen an ihm gemessen in ihrer Tageswichtigkeit noch nichtiger als sie es sind. Nichtig — ja, so ist dem großen alten Dichter die Welt geworden.

Mit unheimlicher Seelenkenntnis läßt er die Menschen ihre Kreise ziehen; kalt ist er geworden wie das Schicksal, unrührbar wie die Vorsehung und ohne Blick für die andere, beschwingte, gottersehnende, zielentflammte Seite des Lebens, die er früher manchmal so hinreißend gestaltet hat — denken wir bloß an „Segen der Erde". Nichts davon ist in diesem Buche zu finden als der Nachglanz des Eros, der dem Dichter seine erschütterndsten Werke schenkte und hier die Weltverachtung

des Haupthelden verursacht. Was sonst aber in dem Roman dem Eros unterliegt, ist nichtig. Nur eine Figur, Lolla, hat in ihrer unbedenklichen Lebenstüchtigkeit, in der Neigung für den Haupthelden und schließlich in der Zufriedenheit der gefundenen bürgerlichen Ruhe wurzelhafte Stärke. Das andere, recht betrachtet, ist Gesindel. Die Lüge fiel von jedem Antlitz. Und darum ist der Roman, so niederdrückend er auf manche wirken mag, in einer eisigen Art befreiend, ein Lachen über die Menschen, die sich paaren, entzweien, essen und nach Wärme drängen, nicht viel anders als die Tiere. Keine Satire, nein, Hamsun erregt sich nicht über diese Nichtigkeiten; er verspottet sie nicht. Er nimmt sie hin.

Wichtig ist es bloß, daß einer einmal glühend lebte wie dieser Abel. Und darin findet man den Sinn, an den Hamsun glaubt. Was nachher kommt, ist wie es ist. Man kann darüber die Achsel zucken. Es sind Schlacken. In ihrer Betriebsamkeit sind die Menschen, die nicht glühend lebten, ganz possierlich, aber ihr Ring schließt sich nicht; sie treiben immer neue Dummheiten und Liederlichkeiten. Der Ring schließt sich nur für den einen, der gar nichts mehr wollte und den plötzlich aus dem Dunkel das Schicksal seiner Jugendglut wieder ruft, dem er sich nicht entzieht. Und damit steht der alte, in keinem seiner Bücher so weit über die Menschen hinwegsehende, von Mitgefühl unberührte Hamsun noch immer in der heißen Mitte des Lebens, das solche Mitte nur dem gewährt, der sich ihm ganz hingab. Und das hat dieser Abel, der Lebensgebrochene, getan.

Heinrich Zillich

Drei Weihnachtsspiele aus Schlesien. Adventsspiel, Spiel von Christi Geburt, Herodesspiel. Gesammelt und für die Aufführung wieder eingerichtet von Friedrich Vogt, weil. Prof. a. d. Univ. Marburg. 5. Aufl., Kart. RM 1.— (für das Ausland nur RM —.75). In diesen Spielen redet einfache, deutsche Volksdichtung zu unseren Herzen. Im alten Hans-Sachsischen Stil sind die naiven Reimverse geschrieben, zum Teil in schlesischer Mundart. Weihnachtliche Volksweisen, ein- zwei- und vierstimmig, erklingen aus dem Mund der Maria und des Joseph, der Engel und Hirten. Die Weise „Joseph, lieber Joseph" reicht bis ins Mittelalter zurück. Daneben finden wir Einflüsse der gekünstelten Schäferpoesie des 17. und 18. Jahrhunderts. Das volkstümliche Wesen dieser Stücke wird aber von solchem Zuwachs kaum berührt. Mancherlei von diesen Spielen ist in lebendiger Volksüberlieferung noch erhalten, so das Adventsspiel von Christkindels Einkehr, das Spiel von Christi Geburt, und das Herodesspiel sind handschriftlich erhalten. Friedrich Vogt hat hier mit Liebe das gesammelt, was durch Überlieferung, aus dem Volksmund und aus Aufzeichnungen noch aufzutreiben war, und für die Aufführung eingerichtet. Dafür können wir nur dankbar sein. Denn diese Spiele bringen rechte, deutsche Weihnachtsfreude.

Otto Reich

Erkki Räikkönen. Svinhufvud baut Finnland. Abenteuer einer Staatsgründung. Übersetzt von Rita Öhquist. Albert Langen/Georg

Müller, München, 1936. — Wir wußten nichts von Finnland. Wir haben höchstens davon gehört, daß deutsche Truppen 1918 wesentlich mitbeteiligt waren, die Freiheit dieses nordischen Staates gegen die rote Armee zu sichern und durchzusetzen. Wie tollkühn der Versuch der Staatsgründung war, müssen wir aus dem vorliegenden Buch erfahren, das die überragende Leistung des jetzigen finnischen Staatspräsidenten, des in Finnland alteingesessenen schwedischen Adligen Svinhufvud darstellt, dessen imponierendes Antlitz in einem sehr guten Bild an der Spitze des Bandes steht. Doch nicht bloß der spannende Ablauf der Befreiungskämpfe Finnlands, das damals sowohl durch seine eigenen roten Volksgenossen bedroht war, sondern auch durch den blutigen Terror der im Lande befindlichen großen russischen Streitkräfte, fesselt uns; uns packt daneben die in knapper Form vorgetragene alte Geschichte Finnlands mit seiner in Jahrhunderten bis etwa 1900 bewahrten staatlichen Form, die nur durch Personalunion früher mit Schweden, später mit Rußland verkoppelt war. Durch den wirklich abenteuerhaften Ablauf der Geschehnisse zu Beginn des Jahres 1918 — die Regierungsmitglieder waren z. B. wochenlang in Verstecken, ständig flüchtend und fluchtbereit, teils irgendwo auf dem Lande, teils aber auch mitten im roten Helsingfors — hebt sich immer respektgebietender die Gestalt Svinhufvuds, eines wahren Volkshelden, der vom Zaren für Jahre nach Sibirien verbannt gewesen war, später den Mut aufbrachte, ins rote Petersburg zu reisen und Lenin selbst die allerdings platonische Anerkennung der finnischen Selbständigkeit abzuhandeln und der wenige Wochen nachher ein rotes Kriegsschiff besucht, um die gefährlichen Freibeuter zu einem Übereinkommen zu bewegen. Um solche Taten mag sich heute in Finnland schon der Mythos spinnen. Sie sind dessen würdig. Aus dem Chaos der Geschehnisse tritt auch die entscheidende Bedeutung der deutschen Waffenhilfe hervor, ohne die Finnland nicht hätte aufgerichtet werden können.

Das Buch, dem mehrere Abbildungen beigegeben sind, ergänzt unser Wissen um die Nebenkriegsschauplätze des Weltkrieges und vor allem unsere Kenntnis von den Staatsschöpfungen jener Zeit. Die Ereignisse, die sich dort oben im Norden abspielten, sind ein Ruhmesblatt für Finnland und Deutschland zugleich. Heinrich Zillich

Ernst von Salomon, Nahe Geschichte. Ein Überblick. Rowohlt, Berlin. — Ernst von Salomon hat vor einigen Jahren in seinem Buch „Die Geächteten" in einem erzählenden Werk von erschütternder, zugleich schriftstellerisch ungemein sicherer Darstellungskraft und ähnlich dokumentarischem Wert wie etwa Dwingers sibirische Bücher den deutschen Nachkrieg beschworen. Demselben Stoff sucht er nun als Geschichtsschreiber beizukommen: jener Zeitspanne deutscher Geschichte zwischen dem Zusammenbruch der deutschen Front und dem Sturm auf das Bezirksamt in Pirmasens im Februar 1924, der dem rheinischen Separatismus ein Ende machte. Was in den „Geächteten" in der Glut persönlichsten Erlebens

aufstrahlte, wird hier vom Standort des Geschichtsdeuters in einer sehr straffen, geistig konzentrierten und fast kühl objektivierenden Form bewältigt. Der geringe Umfang des Bandes steht im ungekehrten Verhältnis zur Fülle seines Inhaltes. Die Geschichte der Freikorps, wesentlicher und tiefer im Reichsgedanken verwurzelt als die der gleichzeitigen Regierungen, — Baltikum, Oberschlesien, Kärnten, Kapp-Putsch, Ruhrkampf, Niederschlagung der Separatistenbewegung, Feme! — die Sinndeutung dieses einmaligen geschichtlichen Typus des Freikorpskämpfers und Aktivisten, der in der sinnbildlichen Gestalt Albert Leo Schlageters in die Verehrung des ganzen Volkes eingegangen ist, hat bisher niemand mit der gleichen hellsichtigen Schärfe gegeben wie Salomon. Gerade weil man von all diesen Dingen viel zu wenig weiß und weil sie bisher kaum in ihren inneren Zusammenhängen synthetisch gesehen wurden, ist Salomons schmaler Band so außerordentlich wichtig. Harald Krasser

Franz Rucker. Noldin. Ein deutsches Schicksal. Albert Langen/Georg Müller, München, 1936. — Josef Noldin, der für das Deutschtum Südtirols starb, wird in diesem Buche von einem Landsmann ein Denkmal gesetzt, das uns erschüttert. Noldin war ein umrevolutionärer Mensch. Er forderte den Gegner nie heraus. Er wollte bloß ein Deutscher bleiben, aber das genügte, um ihn zum Märtyrer und sein Schicksal zur Mahnung für unser ganzes Volk zu machen. Wäre Noldin ein Freibeuter gewesen jener romantischen Art, wie sie in der Freiheitsbewegung Italiens auftraten, wir könnten dann vielleicht dramatischere Erlebnisse, als sie ihm beschieden waren, in diesem Buche lesen; die deutsche Jugend könnte sich an Tat und Kampf rascher begeistern, aber sie würde dann auch darum gebracht sein zu erkennen, daß sich deutsches Schicksal unter den Härten der Deutschenverfolgungen unserer Zeit anders, schwerer und schweigender bewährt als in Läuften, wo der Gegner noch nicht die übergewaltige Macht eines modernen Staates gegen wehrlose Menschen einsetzen konnte. Wer heute die Waffen eines Andreas Hofer ergriffe, wäre in wenigen Stunden vertilgt. Noldin tat nichts, was seine staatsbürgerlichen Pflichten verletzt hätte. Er war nur deutsch und bekannte sich dazu. Dies ehrliche Stehen und diese Männlichkeit in einem ganz ungleichen Kampfe waren es, was ihn leiblich untergehen ließ. Gerade solche Schlichtheit und Ehrenhaftigkeit aber läßt ihn über den Tod hinaus als Volkshelden bestehen.

Das Buch ist ein Zeugnis des schwersten Loses, das Deutschen auf dem Erdball heute außer in Rußland beschieden ist, beschieden im herrlichsten Süden deutschen Volksbodens. Das Buch kam zu guter Stunde; es wird gehört werden und seine Saat wird aufgehen.

Heinrich Zillich

Edwin Erich Dwinger. Und Gott schweigt? Bericht und Aufruf. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1936. — Dwinger macht sich in seinem letzten Buch zum Sprachrohr eines deutschen Idealisten, der im Sommer 1933

als Gegner des heutigen Deutschland und überzeugter Kommunist nach Sowjetrußland ging und dort den Zusammenbruch all seiner schönen Vorstellungen vom Lande der Freiheit erlebte. Wie sehr sich Dwinger bemüht, den wahrheitsgetreuen Bericht seines Gewährsmannes bis ins Letzte genau wiederzugeben, spürt man in jeder Zeile seiner außerordentlich sachlichen Sprache, die dennoch von verhaltener Leidenschaft durchzittert ist. Leidenschaft kann nur das Echo dieses Buches sein, das Zug um Zug den Zusammenbruch jeder Menschlichkeit und das Versagen aller schöpferischen Fähigkeiten in Sowjetrußland darstellt. Man sieht hier — was man ja schon wußte — wie wahnwitzig, wie dumm und emporkömmlingshaft der Kommunismus ist. Neben den gewaltigsten rasch hingebauten Industriewerken, die nicht benötigt werden, dehnen sich in Rußland endlose Gebiete ohne Saat aus, verhungern Millionen, werden Millionen in die Sklaverei geführt; den gehirnlosen Reisenden aus Amerika und Europa werden Potemkinsche Dörfer vorgesetzt, während sich hinter den Kulissen beispielloses Elend ausbreitet auf vielen Tausenden von Kilometern und — Gott schweigt dazu . . .

Das Minderwertige hat das, was ihm das Leben lebenswert erscheinen läßt, nämlich die materielle Fülle, durch den Bolschewismus zur Gottheit erhöht; aber einen solchen Gott gibt es nicht, darum erreicht der Bolschewismus auch das selbstgesetzte materielle Ziel nicht. Er scheitert an seinem Eigentlichsten mehr als jedes andere System der Welt. Die Minderwertigkeit seiner Vertreter zeigt sich besonders darin, daß sie bei solchem grauenhaften Versagen das Steuer nicht herumwerfen und sich selbst aufgeben, sondern den „größtmöglichen Nutzen der größtmöglichen Zahl" umwandeln in den Nutzen einer kleinen Clique, die nur durch Mord und Lüge zu bestehen vermag. Für oder gegen den Kommunismus — heißt längst nur noch: für oder gegen das organisierte Verbrechertum. — Dies tritt aus Dwingers Buch hervor, das gelesen werden soll von jederman in allen Ländern! Den Deutschen aber ist anzuraten, die Seiten mehrmals zu lesen, die vom Sterben der deutschen Siedlungen in Rußland berichten, von dem entsetzlichen Sterben deutscher Menschen — Heinrich Zillich

Deutsche Stilfibel. Text von Ludwig Grote, Bilder von Egon Pruggmayer. L. Staackmann Verlag in Leipzig. — Dieser Versuch, dem Laien eine Stilkunde der deutschen Kunst in die Hand zu geben, ist allen Lobes wert. Grote hat die schwierige und gefährliche Aufgabe kunstgeschichtliche Gesetzlichkeiten und Entwicklungslinien vereinfachend und gemeinverständlich auszusprechen, gut gelöst. Auch der Weg der geschichtlichen Ableitung (d. i. der Darstellung des Stilwandels von den Elementar- bis zu den Spätformen, nicht an schematischen Idealbauten, sondern an den charakteristischen vorhandenen Bauwerken), erweist sich als fruchtbar, und ebenso die Wahl der Zeichnung anstelle der Photographie für die Abbildungen, denn „der Künstler arbeitet sinnvoller, er sieht

dem Betrachter vor und führt den Blick auf das Wesentliche". Dieses Buch hat erzieherische Ziele, man sollte es allen denen in die Hand geben, die ohne kunstwissenschaftliche Vorbildung die Formensprache unseres künstlerischen Vätererbes zu begreifen bemüht sind. Harald Krasser

Erich Retzlaff. Deutsche Trachten. Die blauen Bücher. Karl Robert Langewiesche Verlag, Königstein im Taunus und Leipzig. — Mit diesem sehr schönen Trachtenband haben sich die Blauen Bücher zu all ihren bisherigen Verdiensten noch ein neues erworben. In über hundert Bildern ist, photographisch und volkskundlich gleich eindrucksvoll, die ungeheuere Mannigfaltigkeit deutscher Volkstracht von Friesland bis Siebenbürgen, von der kurischen Nehrung bis zum Schwarzwald in Formen von schwelgerischer Buntheit und bauschiger Prachtentfaltung bis zu sehr schlichten und einfach-ernsten Gewandungen, dazu wundervolle deutsche Bauern- und Bäuerinnenköpfe, festgehalten. Erich Retzlaff, der die meisten Aufnahmen beigesteuert hat — nicht zu verwechseln mit Hans Retzlaff, dem wir das „Bildnis eines deutschen Bauernvolkes" verdanken, — hat auch eine kluge Einleitung geschrieben, in der er die Hoffnung ausspricht, daß das drohende Aussterben der Tracht durch die Wiedererstarkung bäuerlichen Selbstbewußtseins, die wirtschaftliche Kräftigung des Nährstandes im Reich und durch die allgemeine Besinnung auf die im Volkstum ruhenden Werte aufgehalten und die trachtenerhaltenden und -schöpferischen Kräfte des Bauerntums aufgerufen werden. Dieses Buch zeigt, welchen Reichtum es zu bewahren gilt. Die siebenbürgischen Aufnahmen von Oskar Pastior sind den übrigen des Bandes durchaus ebenbürtig. Harald Krasser

Kalender des Siebenbürger Volksfreundes für das gemeine Jahr 1937. — Neuer Volkskalender für Stadt und Land. 1937. Krafft & Drotleff, Hermannstadt. — Wie alljährlich liegen die beiden heimischen Kalender vor — der erste mehr dem städtischen, der zweite vorwiegend dem bäuerlichen Leser zugedacht, seit dem letzten Jahr auch mit einer farbigen Tafel versehen. Im übrigen halten beide ihren traditionellen Kurs, Belehrendes, Unterhaltendes und Erbauendes im rechten Verhältnis vereinend. Erfreulich, daß sie der jüngeren heimischen Dichtung offenstehen. (Warum fehlt übrigens im „Volksfreund", diesem „Hermannstädter Kalender", der Hermannstädter Erzähler Erwin Wittstock?)

H. Krasser

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Schriftleiter Harald Krasser, Hermannstadt-Sibiu, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.

Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)